This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Rec'd Oct. 1907

16039

ONOMATOLOGIA FORESTALIS-PISCATORIO-VENATORIA.

oder

vollständiges

Forst- Fisch und Jagd-

Lexicon,

J. F. Stahl.

in welchem

alle bey dem Forst- Fisch- und Jagdwesen vorkommende Kunstwörter erkläret,

der Verhalt- und Kenntniß der Holzungen, sammt der Art sie im besten Stande zu erhalten, angewiesen,

die Eigenschaften, Gebrauch und Fortpflanzung der verschiedenen Holzarten,

wie auch aller besonderer Gattungen der Bäume,

ferner

die Natur und Eigenschaften der wilden Thiere, der Vögel und des Federwildprets, alle Arten ihres Fanges und der Jagden, die mit ihnen angestellet werden,

endlich auch der Raub- Strom- und Teichfische, nebst ihrem Fang und Wartung beschrieben, auch die in alle drey Gegenstände einschlagende Rechtsfälle, mitgetheilet werden.

Nach alphabetischer Ordnung zu allgemeinem Gebrauch deutlich und ausführlich abgehandelt,

und aus langwieriger Erfahrung auch bewährtesten alten und neuen Schriftstellern gedachter Künste und Wissenschaften, wie auch der Naturlehre, Haushaltungskunst, Policey- und Cameralwissenschaften zusammengetragen.

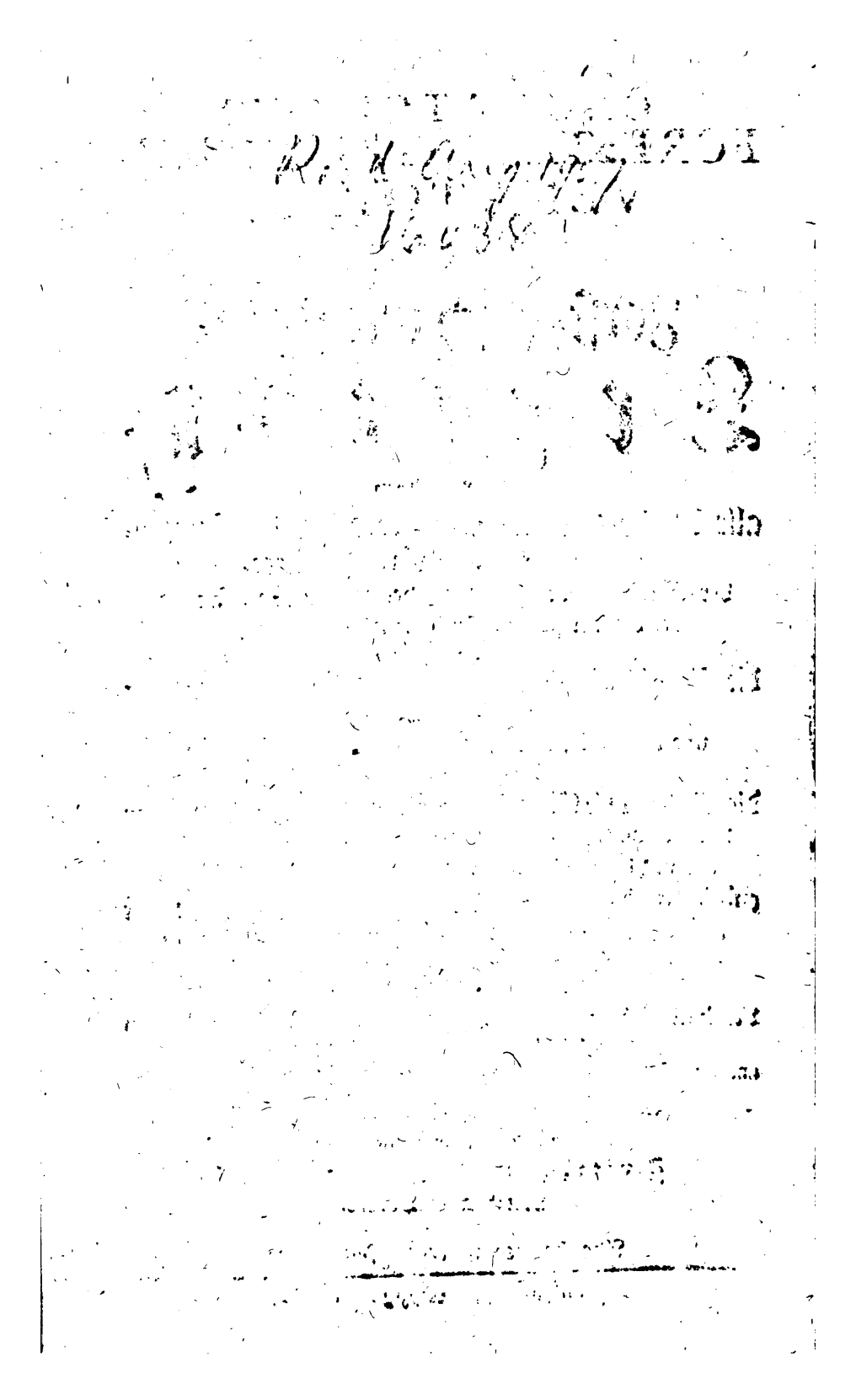
Dritter und letzter Theil.

Nebst einer Vorrede

von

Abgabe der Gerechtigkeitshölzer.

Frankfurt und Leipzig, 1773.



Vorrede
von
Abgabe der Gerechtigkeitshölzer.

Wir liefern hiemit den dritten und letzten Theil unsers Forst- Fisch- und Jagdlexicons, darinnen man, wie in den vorhergehenden Theilen, eine Menge auserlesener Anmerkungen aus den besten in diese Materien einschlagenden Schriften, antreffen wird.

Sonderlich hat man dabey das **Forstwesen**, als den Hauptgegenstand, der in unsern Zeiten vorzügliche Aufmerksamkeit verdienet, so behandelt, daß man sich dabey der neuesten Schriften bedienet, in welchen alle Anweisungen aus den sorgfältigsten Erfahrungen gezogen, und mit physicalischen Gründen bestätiget sind. Von welchen Schriften wir jetzo nur zwey nennen wollen, nemlich die **trefliche Anleitung zum Forstwesen des Herzogl. Braunschweig-Lüneburgischen Herrn Cammerraths Cramers**; und das **berühmte Forstmagazin**, welches unter der Direction eines eben so grossen Kenners des Forstwesens, des **Herzogl. Würtembergischen Herrn Hofraths Stahls**, bisher an das Licht gestellet worden. Aus diesem letztern Werke theilen wir jetzo noch eine Abhandlung mit **von der Abgabe der Gerechtigkeitshölzer**, die von einem erfahrnen und gründlich denkenden Verfasser zeuget.

Es ist nicht ein geringer, sondern in Verursachung des Holzmangels sehr weit um sich greiffender Fehler, daß man unter den vorigen und jetzigen Zeiten keinen Unterscheid machet. Und aus diesem Grunde werden auch die alte Gerechtigkeiten, welche diese und jene Commun in einem bestimmten Waldbezirk zu geniessen hat, als ein Heiligthum geheget, unerachtet sie sich mit dem Holzanbau gar übel zusammen reimen,

und

und nicht selten die Regeln der Holzsparkunst zu nichte machen. Unsere Alten und Vorfahren, heisset es, haben es einmal so verordnet, und sie sind doch auch keine Thoren gewesen. Gut! aber was für seltsame Dinge würden nicht heraus kommen, wenn wir ohne Unterschied nach den Regeln und Vorschriften unsers Uhrgrosvaters, des ehrlichen Olims, verfahren wollten. Meynen wir denn, daß unsere Vorfahren eben so gedacht, und sich schlechterdings an die Verordnungen ihrer Vorfahren gekehret haben? Sie waren gewiß klüger und vernünftiger zur Werk gegangen. Sie wußten sich in die Zeiten zu schicken. Sie betrachteten die Beschaffenheit der Umstände, und nach diesen machten sie ihre Verordnungen. Sie veränderten dieselbe, so bald sich die Beschaffenheit der Gegenstände geändert hatte.

Man klaget immerhin, es wären nimmer die alten Zeiten, die Anzahl der Menschen seye viel grösser geworden, die Consumtion vieler Dinge, sonderlich des Holzes, seye ungleich stärker. Wir wenden nichts darwieder ein. Die Alten hatten das Holz in vielen Gegenden im Ueberfluß; daher konnten sie ganze Plätze von Holz verschenken, Waldungen ausrotten, grosse Holzbesoldungen geben, und dergleichen. Daß endlich ein Holzmangel in solchen Gegenden

entstehen könnte, und daß es nöthig seye, durch menschliche Beyhülfe die Waldungen zu erzielen, das sahe man als einen Gedanken an, den nur die Geitzigen haben, welchen immer träumet, daß sie noch zuletzt darben müssen. Was sollen wir nun thun? Soll man immer alles bey dem Alten lassen? Alle Jahr die sogenannten Gerechtigkeitshölzer abgeben, Wälder ausstocken, grosse Holzbesöldungen abreichen, und dabey Mentzlerhöfen einführen, die Hirten in das Holz fahren lassen, wohin ihnen das zweyhundertjährige Lagerbuch die Freyheit ertheilet ꝛc. und doch dabey den Holzanbau besorgen? Wie soll das zugehen?

Doch genug hievon! Ich höre wirklich einige Bürger, welche den Förster verklagen, daß er sie um ihre alte Gerechtigkeit zu bringen suche. Allein daß dergleichen Klagen nicht allezeit gegründet seyen, das lehret uns die im Herzogthum Würtenberg emanirte Schönbuchsordnung d. a. 1583. in folgender Stelle: Nicht weniger solle bishero denen jungen Eheleuten nothwendig Holz, zu Haltung ihrer Hochzeit, aus dem Schönbuchwald dergestalt gegeben worden seyn, daß jeder Ehemann dagegen zwey oder drey junge Eichen in den Schönbuch setzen solle. Weil aber solches eine selbstgemachte Gerechtigkeit,

und jeden Schönbuchsgenosse ohne dieß verbunden ist, zu Frühlingszeiten, vermöge der Ordnung, Eichen zu setzen, als wolleſt du Forſtmeiſter fürterhin dergleichen nicht jemand verfolgen laſſen; aber die Unterthanen nichts deſtoweniger zu Leiſtung der Gebühr und Schuldigkeit mit Setzung der Eichen ernſtlich anhalten.

Man weißt hie und da die alte Gerechtigkeit auf allen Blättern der Lagerbücher zu erneuren, von denen damaligen Umſtänden aber, wie und mit welcher Bedingung eine Sache erlaubet worden, iſt nirgend nichts zu finden. Ein Dorf, das einem Walde ſehr nahe gelegen, hatte ſeit 1509 die Freyheit gehabt, ſich und ſein Vieh aus dem gedachten Walde zu erhalten. In beſagtem Jahr bewohnten das Dorf dreyßig Bürger. Gegenwärtig haben ſich dieſe mit ihrem Vieh ſo ſtark gemehret, daß nur ſeit dreyßig Jahren her ein Drittel an Gebäuden, Feuerſtädten und Vieh darzu gekommen. Die meiſten Feldhölzer und Gebüſche haben ſie zu Land und Wieſen ausgerottet. Es kommt ein Bürger nach dem andern, und bittet wegen dem Zuwachs ſeiner Kinder und Rinder um Erlaubniß, dieſen und jenen Holzfleck abzuhauen, und zu ſeiner Dürftigkeit bauen zu dürfen. Der Beamte beider die Zehendeinkünfte ſeines Herrn zu vermehren ſucht, und die Umſtände ſeines

Untergebenen kennet, giebt demselben einen guten Bericht. Und wenn er aus vielen wichtigen Ursachen sich noch die Mühe geben mag, ein altes Lagerbuch durchzublättern; so findet er wohl noch eine merkwürdige Stelle, daß der Supplicant eine gegründete Ansprache auf das quästionirte Feldhöltzlein habe, weil es vor Zeiten zu seinem Hof gehöret hätte. Man findet deutliche Merkmale, daß der Platz vor Zeiten mit dem Pflug gebauet worden, und vielleicht im dreyßigjährigen Krieg wüste liegen geblieben ꝛc. Nun mag die Resolution erfolgen, wie sie immer will; so muß es sich doch im Messen des Waldes zeigen, wie viel derselbe an der Morgenzahl nach und nach ab- oder zugenommen habe. Wie soll nun im erstern Fall der immer in die Enge getriebene Wald die bestärkte Anzahl der Bürger und des Viehes erhalten?

In unsern aufgeklärten Zeiten darf man nicht mehr befürchten, zum Ketzer gemacht zu werden, wenn man zweifelt, daß eben alle und jede Einrichtungen unseren Vorfahren so vollkommen gut und vortreflich seyen, daß sie weiter nicht die geringste Abänderung und Verbesserung nöthig haben. Nachdem wir durch hundertley Erfahrungen überzeuget worden sind, daß wir öfters gar wohl fahren, wenn wir auf neue Anstalten und Maasregeln bedacht sind; so ist es ohne

Bedenken zu wagen, die eingeführte Gewohnheiten und Einrichtungen vor den Richterstuhl der gesunden Vernunft und der Erfahrung zu ziehen, und zu untersuchen, ob sie damit übereinstimmen.

Es ist bekannt, daß an einigen Orten das Gerechtigkeitsholz nicht nach Klaftern oder Stämmen gerichet wird, sondern diesem und jenem frey stehet, in gewißen Tagen, oder mit einem gewißen Fuhrwerk sein Holz abzuholen, er fälle es herzach, wie und wo er wolle. So exerciret z. Ex. das königl. Preußische Amt Stecklenburg des Fürstenthums Halberstadt, in der Stadt Quedlinburg Forst Ramberg, sein Holzungsrecht also, daß es täglich mit drey Mauleseln des Winters zweymal, und des Sommers dreymal, sein Feuerholz aus diesem Forst holet. Kayser Sigismund ertheilte im Jahr 1414. dem Catharinenkloster in Frankfurth die Freyheit, täglich mit einem Pferd einen Wagen Holz aus dem Reichsforst holen zu dürfen. Ein besonderes Exempel einer Holzungsgerechtigkeit ex jure pretanii, und wie solche gebraucht werden solle, findet man in des Herrn von Falkensteins Codice Diplom. Antiqu. Nordgav. dipl. 121. S. Sachsenhäuserfurtische Forst- und Jagdordnung, Punkt IV. Oefters ist die Ge-

rechtigkeit zwar eingeschränkt, aber so übel bestimmt, daß sie allemal sehr mißgedeutet werden kann.

Nach unserm wenigen Ermessen schicket sich ein solches Recht mit allen seinen Folgen sehr übel zu einer guten Forstöconomie, und man kann gar bald finden, daß es in einer Zeit entstanden, in der das Holz seines Ueberflusses wegen noch lange nicht in dem Werth gewesen, in welchem es zu unsern Zeiten sich befindet. Indessen ist es nun einmal so, sagt Herr Moser in der Forstöconomie, S. 295. und man würde bey denen meisten Mühe haben, ihnen deutlich und begreiflich zu machen, daß der Herr Kraft des Forstbanns berechtiget seye, dergleichen von seinen Vorfahren ertheilte Vergünstigungen zurücke zu nehmen, ohne jemand dabey Gewalt oder Unrecht zu thun; zumalen wenn der Genuß dieser Gerechtigkeit nicht ganz aufgehoben, sondern nur auf wirthschaftliche Weise eingerichtet und zu ihrem Besten geordnet würde. Man muß also sehen, wie man bey dem, daß die Gerechtigkeit ungekränkt gelassen wird, dennoch solche Verfügungen treffen kann, daß die Verwüstung des Forstes, welche hierbey allemal zu befürchten stehet, so viel möglich abgewendet werde.

Hierzu gehöret vor allen Dingen die Anweisung. S. Fürstl. Gothaische Forstordnung, Tit. von der Holzgerechtigkeit. Seckendorf im deutschen Fürstenstaat, P. 3. c. 3. Diese Anweisung ist dem Recht so unschädlich, als nothwendig, da sie zu einer guten Forstwirthschaft erfordert wird. S. Forstmagazin, 2. B. S. 185. Man findet auch alte und neue Exempel, welche beweisen, daß dieselbe dabey statt finde. Die Magdeburgische Forstordnung c. 31. sagt: Weil die Hölzer von denenjenigen, so das Jus lignandi darinnen haben, nicht nach einander zu verhauen, oder nach eines jeden Gefallen zu zerstümmeln, darum dann auch solche ihre Gerechtigkeit nicht unbillich dermassen einzuziehen, damit ihnen und dem Eigenthumsherrn ein stetswährender Gebrauch und Nutzung der Gehölze zugleich bleiben, oder jedem Eigenthumsherrn nicht gar entzogen werden möge; daß ein jeder Eigenthumsherr sein Gehölze, mit Vorwissen und Beyseyn dererjenigen, so das Jus lignandi oder pascendi darinnen haben, in gewisse jährige Gehaue, nach Art und Wächsigkeit des Bodens, abtheilen, und ihnen jährlich, einen gewießen Ort zu verhauen, anweisen möge; und daß diejenigen, so das Jus lignandi und pascendi haben, nicht ohne vorhergehende Anweisung des Eigenthumsherrn, sondern der Ordnung nach abhauen; es wäre denn durch Ungewitter sonsten umgefallen; auch daß sie den angewiesenen Ort nacheinander

der verhauen, und das Holz aufs niedrigste vom Stamme schlagen; desgleichen daß sie die Hecke, nach Niederbringung des Holzes, alsobald lassen zusammen binden, und in Haufen an bloße Oerter oder alte Wege, da kein Holz wächset, zusammentragen, und innerhalb Jahresfrist aus den Gehegen führen, und die Gehege binnen der Zeit gänzlich wieder räumen sollen. Churfürstl. Maynzische Forstordnung, c. 6. §. 6. So sollen auch diejenigen, alle und jede, was Standes die auch wären, so Gerechtigkeit von Holz in den Wäldern haben, sich keiner selbsteignen Anweisung unterfangen, bey Verlust der Gerechtigkeit.

Bey dem Fällen solcher Hölzer müssen auch alle diejenigen wirthschaftlichen Regeln in Acht genommen werden, die in jeder Forstordnung des Landesherrn vorgeschrieben sind, wofern nicht besondere Befreyungen dagegen im Wege stehen. Wie denn auch, wenn die Gerechtigkeit blos aufs Feuer- oder Brennholz gehet, derjenige, welcher solches bekommt, angehalten werden kann, nur die abgestandenen Storren, dürre Aeste und Windbrüche, so lang deren vorhanden, aufzuhauen, dagegen aber gesunde, und besonders zum Bauen tüchtige, zu verschonen; oder auch überhaupt sich zu befleißigen, daß das Holz vor das künftige geschonet und gesparet werde, wenn es zu

gewies-

gewiessem Gebrauch bishero gegeben worden. In dieser Absicht sagt die Churfürstl. Maynzische Forstordnung, c. 6.: Es seynd etliche Städt und Dorfschaften berechtiget, daß man ihnen zu ihren Zäunen Stickel und Zaunstecken geben muß, dieselben sollen von dem Forstbeamten mit Ernst dahin gewiesen werden, daß sie an denen Orten, wo es möglich, und gewüchsige Dorn vorhanden, sich auf selbstwachsende lebendige Zäune befleißigen, und dieselbige erzielen, damit man hernachmals, wenn solche erzogen, mit Abgebung der Stickel und Zaunstecken verschonet werden möge.

Nach Anweisung der Fürstl. Hessenhanauischen Forstordnung, c. 3. §. 6. verfähret man am besten, wenn man sich überhaupt vergleichet, statt einer unbestimmten Beholzung, jährlich etwas gewiesses zu geben. Wenn aber dieses aber nicht möglich zu machen; so erfordert dennoch die Billigkeit, es denen Berechtigten, sie bekommen etwas ungewießes oder gewießes, nicht ohne Noth schwer zu machen. Dieß verordnet ein Herzogl. Würtembergisches Generalrescript dd. 12 Jun. 1736; und das Holz denenselben an solchen Orten zu geben, allwo es ohne Leib- und Lebensgefahr der Menschen und des Viehes abgefahren werden kann. Dagegen aber kann die Gemein-

de

de der Herrschaft hinwiederum nicht zumuthen, daß selbige um ihres Holzes willen von der in ihren Forsten gemachten Eintheilung abgehe, oder ihr solches just an denen Orten anweise, wo es zur Abfuhre am gelegensten ist. S. Forstmagazin, I. B. S. 89.

Wir haben oben gedacht, daß die Anzahl der Burger in einem Dorf in wenig Jahren stark anwachsen könne. Allein wenn die Familie desjenigen, welcher eine unbestimmte Beholzungsgerechtigkeit genießet, sich vermehret, bleibt es dennoch bey dem alten Herkommen, und der Berechtigte erhält deswegen kein grösers Quantum als er vorhero bekommen. S. Fritsch de Jure boscandi seu lignandi. Ej. Opuscula varia, P. 3. Tr. 10.

Stehet kein Vertrag im Wege; so kann ordentlicher Weise verlangt werden, daß das Holz, welches gereichet wird, auch zu demjenigen Nutzen angewendet werde, wozu es gegeben worden, und daß keiner einigen Handel darmit treibe; und daß in gewießen Fällen, wenn der Exceß groß, derjenige, welcher solches gethan, seiner Gerechtigkeit gar verlustig erkläret werde. Siehe Herzogl. Würtembergische Forstordnung, p. 21. Fürstl. Hessendarmstädtische, §. 39. Sachsengothaische Forstordn. c. 3. §. 9.

Wo jährlich ein gewießes Quantum Bauholz gegeben wird, kann die Gemeine angehalten werden, daß derjenige, welcher solches selbiges Jahr bekommen und verbrauchen soll, sich selber darum melde und bescheinige, daß, und worzu er es vernutzen wolle. Oder zuweilen werden die Gebäude, worauf dergleichen Gerechtigkeit gefolgert wird, jedesmal erst selbst von gewiessen herrschaftlichen Bedienten besichtiget, und nach ermessener Nothdurft die Anweisung gethan. S. Sachsengothaische Forstordnung, loc. cit. Zuweilen pflegen auch zur Erleichterung der Arbeit gewieße Tage vorgeschrieben zu werden, an welchen diejenige, welche dergleichen verlangen und bekommen, sich um die nöthige Assignation oder Aus- und Anweisung oder Abzehlung melden müssen. Das Hauen verrichten zwar meistens diejenigen, welche das Holz bekommen, selbst, doch müssen sie sich hierinnen, wie oben gedacht, und bey der Abfuhre in allem nach denen herrschaftlichen Verordnungen richten, und den Wald zu gehöriger Zeit rein schaffen.

Vornemlich merken wir bey dieser Gelegenheit an, daß, im Fall sich Anzeigen herfür thun sollten, daß ein oder anderer, oder eine ganze Gemeine, diese Gerechtigkeit bisher mit Unrecht besessen und exercieret, die Herrschaft deshalben Beweiß von ihnen fordern,

und

und diejenigen, welche solchen zu geben nicht vermögen, vors Zukünftige ausschliessen könne. So will es die Herzogl. Würtembergische Forstordnung, p. 16: Daß alle Dienstbarkeiten des Holzhauens, welche vor der Zeit der den 1sten Junii 1614. ausgegangenen Forstordnung, nicht liquidiret, richtig und ausfindig gemacht worden; wo dieselbe nicht in wissentlichen und kundlichen Inhaben gebraucht und Herkommens wären, aufgehebt, und männiglich abgekündet werden sollen.

Gehet dergleichen Holz ausserhalb Landes; so pfleget gemeiniglich ein Freypaß darauf ertheilt zu werden, damit der Zoll unter diesem Vorwand nicht defraudiret werde.

Eine besondere Art, die Beholzungsgerechtigkeit zu erlangen, ist das an einigen Orten annoch übliche Dingen in den Forst; da nemlich einer überhaupt jährlich etwas gewiesses an Geld entrichtet, und dagegen die freye Beholzung zu seinem Gebrauch erhält, der letztere mag seyn von was für Art er will. Diese Art der Verlassung des Holzes stammet, wie die Beholzungsgerechtigkeit überhaupt, noch aus denen ältesten Zeiten her, und bey unserm veränderten Zustand wird wohl niemand wiedersprechen, wenn man anrathet, diese Gewohnheit aufzuheben.

Wie es dabey hergegangen, und wie gewieß es seye, daß es mit einem guten Forsthaushalt nicht bestehen könne, solches zeiget die Gräfl. Ysenburgische Waldordnung in denen Worten: Demnach der Büdingerwald vor dieser Zeit durch der Herrschaft Aufsicht und gute Hegung in gutem wohlständigen Wesen gestanden, daß man sich dessen Verdsung nicht hat versehen können, wie denn vor hundert Jahren die Hofhaltung viel eingezogener, des Bauens und Verkaufens der Beholzung, bevoraus aber der Eigennutzen eines jeden Eingeforsteten so groß nicht gewesen, hat man einen geringen jährigen ständigen Nutzen von den eingesessenen Waldleutten und Handwerkern, ohne gewiessen Geldes angenommen, und sich damit sättigen lassen: Hernach aber als die eigennützige Vortheil und Waldleute, auch dero Anzahl, sammt viele der Hofhaltung überhand genommen, die Herrschaften auch in Wiederwillen gerathen, und je einer dem andern zu Verdruß seiner Handwerksleute bey dem geringen Jahrgelde behaupten wollen, hat man nicht füglich wieder zurück kommen können, jedoch in A. 1524. darüber disputiret, Stillstand gemacht: aber A. 1551. die Kistner- Latten- und Ladenmacher, Taubenhäger und Pfählmacher gar abgeschaft, mit dem Bescheid, daß

ihnen inskünftig kein Holz vergeblich oder um Jahrgedings, sondern um Geld verkauft werden solle; denen Wagnern und Köhlern aber ist ein höchlicher Jahrgeld gesetzet, und allerhand Conditiones, sonderlich aber die Arbeit oder Kohlen nicht aus der Grafschaft zu verkaufen, aufgesetzet worden. Nun befinden Wir aber, daß bey vorangedeuteter allbereits vor sechs und fünfzig Jahren beklagten Verödung der Wälder, alle diese Handwerker, sie haben Namen wie sie wollen, wenn sie um ein Jahrgeld in den Wald eingelassen würden, demselben zum höchsten nachtheilig und schädlich sind, und nachdem Wir dieser Zeit bessere Verordnung zu machen, von niemand gehindert werden können, auch geneigt sind; als wollen Wir alle solche Jahrgedings, bey allen zum Theil genannten und zum Theil ungenannten Handwerks- und Waldleuten, hiemit inskünftige wissentlich und gänzlich aufgehoben und cassiret haben, dergestalten, daß sich keiner bey höchster Ungnad und Straf in Unserm Büdingerwald finden lassen, er habe denn dessen von Uns ausdrücklichen Befehl und Erlaubniß, welche doch anders nicht verstanden werden soll, denn daß ein jeder entweder sein nothwendig Holz um gebührend Geld an sich kaufen, oder Uns um gewöhnlichen Lohn arbeiten soll.

So

So unstreitig es aber ist, daß hierbey ganz ungemein vieles passiren muß, so mit einer guten Wirthschaft niemalen zu reimen stehet; so findet man dennoch Gegenden, wo es auch noch jetzo geschiehet, und Herr Böse in seinen Haushaltungsprincipiis, c. 2. §. 3. schreibet unter andern vom Harz: Von dem Rademacherholz jedoch geben die Handwerker, die dazu eingenommen werden und Concession haben, jeder jährlich ein gewisses an statt des Forstzinses. Sie dürfen aber dann ihre Waaren auch ausserhalb des Harzhaushalts regulariter nicht verkaufen: Womit es denn aber freylich auch die Bewandnis hat, daß alles dort denen Bergwerkern zu gute kommt, und dann denenselben dennoch nicht frey stehet, zu hauen wo sie wollen, sondern eine ordentliche Anweisung dazu geschiehet, und auch an andern Orten, wo es noch gewöhnlich, der Verkauf an Auswärtige, so wie hier, allemal verboten zu seyn pfleget.

Mit dem geschenkten Holz hat es eben die Bewandnis, wie bey dem herrschaftlichen Nutzholz. Es muß nemlich alles besonders assignirt werden, und zwar in diesem Fall von dem Herrn selbst, ausser welchem niemand, er sey hoch oder niedrig, Freyheit

hat, etwas zu verschenken. S. Fürstl. Sachsengothaische Forstordnung, c. 4. §. 1.: Denn bey Uns stehet, wem und welchem Wir vor Uns von Unsern Landmergütern, dafür Wir die Wälder und Gehölze billich achten, und für des Landes Schatz halten, Gnad erzeigen wollen, oder nicht. Damit stimmet überein die Churfürstl. Maynzische Forstordnung, c. 7. §. 1. Uebertragt aber der Herr diese Gewalt entweder in gewiessen Fällen oder überhaupt einem Collegio; solle dieses billig sehr behutsam darinnen verfahren, damit nicht der Unbedürftige die Gabe hinwegnehme, und der Arme dasjenige dennoch entbehren müsse, was ihm von der milden Hand seiner Herrschaft zugedacht war. Einen besondern Fall ordnet die Fürstl. Nassauweilburgische Feuerordnung, S. 27. unter andern schon zum voraus, daß alle durch Brand verunglückte nur die Helfte des Holzpreises bezahlen sollen.

Jenem obigen Vorfall, in so fern es aus Unwissenheit des Collegii, oder ad falsa narrata öfters geschiehet, ist am leichtesten vorgebeuget, wenn die Bitte um das Holz nicht mündlich, sondern blos schriftlich angenommen wird, und sodann dieser Supplic

von dem nächsten Beamten ein Bericht von des Supplicanten Umständen, seiner Wirthschaft und der Wahrheit seines Vorgebens, entweder gleich beygefüget, oder diese anderst nicht angenommen, oder doch hernach, ehe man resolviret, gefordert wird.

Sind es publique Gebäude, zu welchen das Holz ausgebeten wird; so muß an theils Orten diesem Bericht expresse beygefüget werden, was die Herrschaft an dem Ort, oder Haus vor Gerechtigkeit habe, und ob die Stadt oder Gemeinde das verlangende Holz nicht etwa aus ihren eigenthümlichen Waldungen erhalten könne. Herzogl. Würtembergische Forstordnung, S. 258 vom Keltern.

Auch darf keine andere Gattung gegeben werden, als die, welche die Assignation besagen. Die Königl. Preussische Forstordnung, tit. 10. §. 2. sagt: Wobey Wir noch überhaupt declariren, daß, wann Wir jemand eine gewisse Anzahl Stämme, Kiefern, Bauholz schenken, und in Unserer deshalb erlassenen Ordre keine Sorten ausgedruckt sind, sodann von solcher geschenkten ganzen Summe ein und ein Drit-

tel klein, ein Drittel mittel, und ein Drittel stark Bauholz verstanden und verabfolget werden solle. Am wenigsten ist erlaubt dergleichen Holz zu verkaufen, oder auch nur zu anderm Nutzen anzuwendtn, als wozu es gegeben worden. S. Herzogl. Würtembergische Forstordnung, S. 28; und Churfürstl. Maynzische Forstordnung, c. 7. §. 6.

Bey dem Gerechtigkeitholz ist vorhero zu sehen, ob selbiges sonder Schaden dem Forstlagerbuch, als auch in der unfürdenklichen Observanz nichts in pertinentiis und positionibus widersprechlich gegründet sey. Ferner, wie vom Anfangs gedacht, muß untersucht werden, was derjenige zu thun schuldig, der jährlich ein gewießes Quantum an Holz gratis empfängt. In der Fürstl. Braunschweig-Lüneburgischen Forstordnung, p. 3. §. 12. heisset es: Wer in Unsern Aemtern mit Holz aus Unserm Communforst berechtiget, der oder dieselbe sollen an dienſame Oerter, wie von Alters her nützlich verordnet und gebräuchlich gewesen, eine gewieße Anzahl gerade junge Eichen mit der Wurzel in den Hayen von den Köhlern ausrotten, und in die Vorhölzer wieder pflanzen;

auch im Herbst Eicheln lesen, und dieselbe in den Hayen, wo man vermeynet, daß sie angehen und wachsen, in guter Menge pflanzen, damit vor die Nachkommen Eichenholz stets erhalten, und dieses Holz endlich nicht ganz verwüstet werde. Und daß man dessen vergwissert, sollen allemal bey dem Generalforstamt die Förster eine Designation übergeben, wie viele aus jeden Dorfschaften junge Eichen das Jahr über gepflanzet und angegangen; denen aber, die sich dessen entziehen, und dazu nicht accomodiren wollen, solle kein Holz aus Unserm Communforst erlaubet noch angewiesen werden, bis sie ihre Schuldigkeit erwiesen, und das gemeine Beste hierdurch befördert.

Zuweilen wird das Holz ganz forstzinßfrey gegeben, zuweilen aber giebt auch wohl ein jeder, der solches erhält, etwas geringes dafür, oder die Gemeine entrichtet eine andere Abgabe an Früchten, oder auch andern geringen Sachen deswegen in corpore. Hönn in seiner Coburgischen Historie, 1. B. S. 175. erzehlet: daß das Kloster Sonnenfeld, solcher unentgeltlichen Holzlieferung halber, ehedem dem Bischof zu Bamberg nebst etwas Getreide, einen Goldgülden zu

einem

einem Pfefferkuchen, dem Forſtmeiſter aber ein Pfund Opfergeld, und dem Forſtknecht 6 Ellen roth wollen Tuch zu einem paar Hoſen zu geben, gewohnt geweſen.

Zum weitern Nachleſen von dieſer Materie wird nicht undienlich ſeyn des bekannten **Florini** rechtsverſtändiger Hausvater, S. 173., wo derſelbe von der Holzungsgerechtigkeit redet: 1) in ſo ferne jemand in ſeinen eigenthümlichen Forſten ſich derſelben gebrauchet, 2) ſo fern dieſelbe in einem fremden Forſt jemand zukommt, 3) ſo ferne dieſelbe einem in dem Gemeindsforſt vergönnet iſt.

Des
Forst- Fisch- und Jagdwörterbuchs
Dritter Theil.

P.

Pabstbaum, s. Haubeerenholz.

Packen, Gepackt, wird von den Hunden gesagt, wenn sie die Sauen einholen und angreiffen.

Paddenhechte, s. Hecht.

Paisson, s. heißt bey dem französischen Forstwesen die Eichelmast oder Buchmast, s. diese Artikel.

Pala, s. Baal.

Paliaure, s. Judendorn.

Paliurus, s. Judendorn.

Palmen, s. Eiche, lit. B).

Palmgeweyhe, franz. *Paumeure*, *Paumure*, *Empaumure*, heißt ein Hirschgeweyhe, welches wie eine ausgestreckte Hand gestaltet ist. Daher denn auch die Hirsche selbst, so dergleichen tragen, Palmhirsche genennet werden, s. Hirsch.

Palmhirsche, s. Hirsch.

Palumbes, Palumbes turquata, s. Taube.

Palz, s. Salzen.

Palzen, s. Salzen.

Pans, heissen in der französischen Weydmannssprache die Jagdgarne oder Netze, welche zum gyosen oder hohen Wildpret gebraucht werden.

Pantera, franz. *Pantiere*, ist ein viereckigtes, dreyfaches, auswendig beyderseits mit Spiegeln, und inwendig mit einem subtilen, weiten Jungarn, wie die Hühnersteckgarne, wohlversehenes Garn, womit allerhand groſſen

und kleinen Vögeln, als Drosseln, Amseln, Mistlern, Kernbeissern, Krammetsvögeln, Finken u. d. g. gestellet, und dieselben in Menge damit gefangen werden. Der zugerichtete Platz, welcher mit der Pantern umzogen ist, und an dem einen Ende in der Mitten eine Hütte haben muß, wird Schießheerd, oder *Roccolo*, genennet. Man erwählet darzu einen Ort, wo dergleichen Vögel, die man fangen will, ihren Strich haben, in einem Vorholz, das aus jungem Holze bestehet, oder auch in einer Aue.

Auf diesem Platz hauet man ein nach Gelegenheit schlechtes oder properes Haus, ohngefehr 9 bis 12 Ellen ins Gevierte, also, daß in einem dritten Theil das Vorhaus bestehe, der übrige Raum aber zu einer Stube und Kammer angewendet werde, darinnen die Lockvögel, Garne, und andere Geräthschaft aufbehalten werden kann; über dieser Stube aber muß noch eine erhaben seyn, und sowohl da, als in der unteren Stube ein Camin oder Ofen stehen. Hierbey ist ein finsteres Behältniß vor die Vögel nicht undienlich, darinnen sie eingedempt, und wegen des Gefangen verwahret werden können. Gegen den Platz zu, wo der Heerd ist, werden in der Stube 2 oder 3 Fenster, und auswendig vor solche grüne Läden, die sich auf- und zuziehen lassen, mit unterschiedlichen Gucklöchern gemacht. Die obern Fenster bekommen eine Stellage, darauf 2, bis 3 Armbrüste also angeleget, und befestiget werden können, damit man an deren Schnellen Kerben machen,

solche in die Unterstube abhangen, und dadurch die Armbrüste losschiessen kann. Der Platz des Heerdes muß mit einer lebendigen Hecke, oder gemachten Zaun, der hoch ist, und dunkel macht, eingefaßt seyn, und inwendig, etliche Ellen vor den Zaun, müssen 8 bis 10 Ellen hohe Kiefern, Fichten oder Tannen stehen, die von unten hinauf glatt ausgeschneidelt seyn. Diese sind deswegen da, daß sie die Garne verblenden, und die Vögel solche nicht leichtlich sehen. In den inwendigen Platz setzet man Krackeln, oder Antrittreiser, darauf die Vögel aufsitzen können.

Die Garne zu grossen Vögeln werden 3 bis 3 einen halben Zoll weit, von einem Knoten zum andern gerechnet, in denen Maschen gemacht; zu kleinen Vögeln aber ein Zoll enger. Deren Höhe kann 10 Ellen seyn, die Länge aber wird, sowohl die langen als Querseiten, damit zu bestellen, eingerichtet, und in jeder Längenseite kommen 3, in denen Querseiten aber 2 Garne. Zwischen der auswendigen Hecke, und den grünen Blendbäumen bleibt ein Gang von 5 Ellen breit, welcher von allem Holz und Hügeln rein gemacht seyn muß; dahinein werden Stangen mit Rollen gesteckt, und auf solche die Netze oder Garne ausgespannet. Diese, welche sowohl oben, als unten auf einem Bindfaden gefasset, und mit Ringen versehen sind, müssen unten und oben Hauptleinen haben, die durch die Ringe gezogen sind. An die Oberleinen kommen an den Enden auch Ringe oder Schleifen, daß die

Ruebel,

Knebel, ſo an denen Rollen und Gewichtſteinen ſind, durchgehen können.

Bey der Zubereitung des Aufſtellens hänget man die Garne mit der Oberleine an den Knebel, da ein Gewicht, oder etwas ſchweres hänget, das her unter, der Knebel hingegen, und auch das Garn hinaufgezogen wird. Die unterſten Leinen werden an den Stangen ganz unten angebunden, doch ſo, daß ſich das Garn nicht auf der Erde anhängen kann: ſolchemnach iſt die Stellung ganz bequem. Im Fall keine Gewichte vorhanden, ſo ſtellet man die Netze nach Art der Lerchenkleibgarne, dazu aber eine denen Baumgerüſten gleichförmige Leiter vorhanden ſeyn muß. Die erſtere Anmerkung aber iſt in Anſehung des Stellens und Auflöſung der Vögel beſſer, als dieſe.

Wenn nun die Garne des Morgens früh an der Tages Ordnung gebracht, und aufgerichtet ſind; ſo ſtecken man die im Frühjahre eingedempt geweſene Lock- und Standvögel mit ihren Bauren um den ganzen Heerd herum, wenn dis ſeyn ſollen, auch wohl in Krammetsvögel, Droſſeln oder Amſeln auf Stangen ins Freye, als Mohrvögel; ſolche werden mit grünen Fichten- oder Tannenreiſe verblendet, und wo der Zug der Vögel herkommt, werden auch etliche Lockvögel ausgehangen. Iſt die Heerd ſo angerichtet, ſo ſpannet man einige gedichte Armbruſten, leget die darauf gehörigen Pfeile darauf, und erwartet die Ankunft der ſtreichenden Vögel, an die Pfeile werden Fuchsſchwänze, oder auch Kopfe Vögel geheftet, und dabey bedienet ſich auch der Vogelſteller eines Lockpfeifleins. Wenn nun die Vögel ankommen, und auf denen Bäumen ſitzen, ziehet man die an Schnellern der Armbruſte hangenden Schnuren, denn ſolche los, die Pfeile mit den Fuchsſchwänzen fliegen über die Vögel weg, und weil die Vögel meynen, es wären ihre Räuber vorhanden, fliegen ſie herunterwerts nach dem Heerdſtocke, mithin ins Garn, darinnen ſie ſich verwickeln, und abgenommen werden, welches mit Vergnügen anzuſehen. So bald der Vogelſteller aus dem grünen Bäumchen kömmt, fliegen auch die noch allhier ſitzenden vollends in die Netze, und alſo entkömmt nicht leichtlich einer davon in Freye.

Ein groſſer Herr kann ſich hierbey in der Stube des Hauſes mit einem Spiel unter guten Freunden bey einer Pfeife Taback die Zeit paſſieren, auf gegebene *Marque* des Vogelſtellers die Armbruſte ſelbſt losſchieſſen, und alſo dieſer Vogelfangfreude beywohnen. Die hierzu nöthigen Garnſpiegel müſſen auf 9 Zoll weit, das Jungarn 2 Zoll weit in Maſchen ſeyn, und ſolche mit Ringen dergeſtalt verſehen werden, daß man ſie ſcharf anziehen kann, dabey das Innnetz einen ſtarken Buſen geben muß.

Panthera minor, ſ. Genithkatze.

Pantois, heißt in der franzöſiſchen Jägerey eine Art der Krankheit, womit bisweilen die Raubvögel, und inſonderheit die Falken befallen werden, und bedeutet, ein

gefährlichen Zufall, wenn sie kurzathmig werden oder keichen.

Manger, franz. *Chemise, Chemise de mailles, Maillus*, heissen bey den Jägern die zum Theil mit Fischbein abgenehte, zum Theil aber mit Haaren oder Baumwolle ausgestopfte Jacken, welche man auf den grossen schwerfälligen englischen Hunden macht, sie an die rennenden Schweine gehetzet werden, anzulegen pflegt, damit sie denselben nicht zu Schaden kommen mögen. Diese Jacken werden inwendig und auswendig von schwarzem ostindischen Bidrent gemacht, alsdann mit dicker Leinwand zwischen gefüttert, auch mit Hanf oder Baumwolle wohl ausgestopft, und ganz durchgenehet. Um den Bauch und an der Brust aber, wenden solche nicht zuviel gestopfet, sondern weil es da am empfindlichsten, mit Fischbein ausgelegen, und mit einer Reihe Nesselknöpfen darumher mit vieler Arbeit ausgenehet, daß eine solche Jacke so veste als ein Panzer wird, und weil sie auch Panzerdienste thun, ist ihnen daher ohne der Zweifel der Name Panzer beygelegt worden. Man mißt bey denen Seitenflügeln, vergl. der hintern Läufte das rechte Maaß nimmt einen Bund, dieselben um die Mondschenkel mit Ermeln versehen, oben auf dem Rücken aber Schnürlöcher machen, damit man sie daselbst mit Riemen zusammenschnüren könne.

Pappel, Pappelbaum, Pappelweide, Alberbaum, Alberbaum, Bellen, lat. Populus, franz. *Peuplier*, ist ein hochstämmiger Baum, welcher gern an feuchten Orten um die Ufer und Ränder der Flüsse, Bäche, und Wassergräben wächset. Man zehlet davon dreyerley Arten:

1) Die weisse Pappel oder Alberbaum, lat. Populus alba, franz. *Obel, Ovier*, treibet einen geraden Stamm, viele und starke Aeste, eine weißlichtgrünende Rinde, und ein weisses spältiges Holz. Seine Blätter sind eckicht, breit und zerkerbet, fast denen schmalen Weinblättern ähnlich, oben glatt und saatgrün, auf der untern Seite aber weiß und wüllicht. An den Zweigen wachsen lange, dünne, anfänglich purpurfarbene, oder purpurbraune Kätzlein oder Zäpflein, welche seine Blüten sind, und wenn sie von den Sonnen ausgetrocknet worden, endlich vom Winde verstreuet. Er setzet seine Wurzeln nicht tief in die Erde, daher er leichtlich von den Winden umgerissen wird, bevorab, wo er in lockerem und sandichtem Grunde stehet. Dieser Baum giebt einen feinen Schatten, und bey der Knospenzeit im Frühling einen lieblichen Geruch.

2) Der schwarze Pappelbaum, lat. Populus nigra, franz. *Lard*, treibet einen starken Stamm, wirft auch seine Wurzeln tief in die Erde, sein Holz ist bunter und gilbicht, auch nicht so spältig als der vorhergehende. Seine Blätter sind dreyeckicht, an Stiele breit, und vorne spitzig, am Rande herum ungleich zerkerbet, oben schwarzgrün, und unten grau, hängen an langen Stielen, und richten sich nach der Sonnenwende, (Solstitium), massen sie, sobald solche vorüber ist, sich ebenfalls umwen-

wenden, und auf die andere Seite kehren: daher dieser Baum bey denen Alten die Veränderung der Zeiten bedeutet, und abgebildet. Er hat eine rauhe aschenfarbene Rinde, die zuweilen gleich denen Kirschbäumen, wenn sie aufreisset, ein Harz ausläßt, und anstatt der Blüte länglichte Zäpflein, oder Kätzlein, auf welche mit runden Beeren besetzte Träublein folgen, die, wenn sie reif und zeitig werden, wie Wolle verfliegen. Ehe die Blätter ausschlagen, brechen länglichte dunkelgelbe Knöpflein hervor, etwas gröſſer als Gerstenkörner, welche fett, ölicht, und im Ausgreifen klebrich, dem Geruch nach aber lieblich und anmuthig sind. Diese nennet man Alberbrossen, oder Alberknöpfe, lat. Gemmas, oder oculos populi, ingleichem Spermata, und bereitet das bekannte Oleum Populeum, oder Pappelöl daraus, welches als eine schmerzenstillende Salbe in hitzigen Fiebern, und sonst auf die Schläfe und Pulse gestrichen wird. Oder man machet folgende Pappelsalbe (in den Offizinen Unguentum Populeum oder Ægeirinon genannt), daraus. Nachdem man zu ein Pfund solcher Alberknöpfe, Magsamenblätter, Hauswurzenblätter, Knabenkraut, Nachtschatten, Bilsenblätter, Lattichblätter, von jedem ein Loth genommen, und alles fein klar zusammen geschnitten, und untereinander gemenget hat; so läßet man es im Wein halb einkochen, seiget es durch ein reines Tuch, und mischet endlich an dem Feuer ungesalzene frische Butter oder Speck darunter. Diese Salbe ist so nöthig als dienlich, vor böse und grindigte Köpfe der Kinder. Dieselben Alberknöpfe auch nur mit frischer Butter zerstossen, hernach zerlassen und durchgeseigt, das Haar, nachdem es wohl gewaschen, damit gestrichen, machen, daß es lang und schön wächset. Das Wasser aber, so in den holen und abgehauenen Stämmen gefunden wird, vertreibt die Warzen, und allerley Blattern, Flecken, Masern und Grinde.

Die Pappel, sowohl die weisse als die schwarze, wird ein gar grosser und starker Baum, von ziemlichem Alter, wächset unter allen hier bekannten Holzarten am geschwindesten, hat weit ausgebreitete, nicht aber tiefgehende Wurzeln, und bekommt am besten im ebenen Lande. Etwas grandichter und kiesigter Boden, welcher mit guter Lauberde vermenget ist, und von vorbeyflieſſenden Bächen oder Strömen beständig feucht gehalten wird, ist vor diesen Baum der zuträglichste. Man pfleget ihn gleich wie die Weide abzuköpfen, und sodann schläget er gar bald und frisch wieder aus, kann in allem, wie die Weiden, behandelt werden; wird auch eben so durch Setzlinge fortgepflanzet. Zum Brennen und Kohlen ist dieses Holz nicht viel besser, als die Linde. Seine Rinde ist grau, mit durchschimmernder Grüne. Die zerriebenen Knospen geben im Frühjahr einen überaus angenehmen balsamischen Geruch von sich. Der Saamen ist sehr flüchtig und wollicht, wird nicht zu Fortpflanzung seiner Art gesammelt, und ausgesäet, sondern es geschiehet dieses, wie schon

gesagt, durch Setzlinge oder Satzpappelweiden. Jedannoch sind diese Setzlinge zur Erziehung sehr hoher, starker und gesunder Stämme nicht so gut, als welche von selbst aus dem Saamen erwachsen. Denen unter ihnen stehenden Gewächsen schadet die Traufe, und machet, daß das Vieh das darunter wachsende Gras nicht gerne frißt, weil es einige Bitterkeit, vermuthlich durch die von den Blättern abfallenden Regentropfen, bekommt. Man hat deswegen die Pappel, und weil sie kein Unterholz leidet, nicht gern in Wäldern, noch auch häufig auf Viehweiden. Das ziemlich zähe und feine, ob zwar weiche Holz, hat die Eigenschaft, daß es sich nicht leicht verwirft, wird zu Verfertigung der ledernen Blasebälge vor andern gerne genommen, und stünde zu versuchen, ob es nicht zu den hölzernen Bälgen brauchbarer sey, als schlechtes und großjähriges Fichtenholz. Die Untersuchung ist der Mühe werth, weil durch schlechte Gebläße, sonderlich auf den Eisenhütten, bey der hohen Ofenarbeit gar ein grosser Schaden geschehen kann. Dieses Holz hat ziemliche Aehnlichkeit mit dem Lindenholze, und kann im Mangel des letztern, dessen Stelle einigermassen vertretten. Wenn es zu Brettern geschnitten wird, können es die Tischer brauchen; es lässet sich aber nicht leicht glatt hobeln, sondern faselt aus, welcher Fehler durch Schachtelhelm einigermassen verbessert werden kann. Dieses Ausfaseln möchte auch wohl der einzige Fehler seyn, welcher es zu ganz hölzernen Bälgen untüchtig machet. Man verfertiget daraus allerhand Hausgeräthe, als Mollen, Backtröge, Schaufeln, und, wo es zu haben, die allerbesten Bergtröge, weil es sehr leicht und zähe ist, auch nicht austreisset. Zu schlechten Gebäuden kann man es allenfalls als Bauholz brauchen, es dauert aber nicht lange im Wetter.

3) Die Zitterpappel oder Aspe, lat. Cercis, Populus lybica, Populus tremula. s. Aspe.

Pappelbaum, s. Pappel.

Pappelsalbe, s. Pappel.

Pappelweiden, s. Weide.

Parc, s. Thiergarten.

Parchasser, s. Abjagen.

Parforce abrichten, durch das Dressiren arbeiten, ist eine Verrichtung der Jäger, und geschiehet theils mit Hünen- oder vorstehenden, theils auch mit denen insonderheit sogenannten Parforcehunden, da dieselbe zur Parforcejagd gehörig abgerichtet werden. s. vorstehender Hund, Parforcehunde.

Parforcehunde, Parforcejagdhunde, Laufhunde, lat. Vertagi, Canes secutores, franz. *Chiens courans*, sind eine besondere Art von Jagdhunden, welche ein aufgesprengtes Stücke Wild, wie sehr es auch wechseln und sich drehen mag, so lange verfolgen, und wenn es ihnen gleich aus den Augen gekommen, doch durch den Wind oder aus der Spur wieder entdecken und auftreiben, bis es endlich vor Müdigkeit nicht weiter kann, und durch einen Fang mit dem Hirschfänger

fänger erleget wird. Es sind solche meistens starke Mittelhunde, rother, brauner, röthlichter oder grauer Farbe, und von langen Ohren. Die französischen und englischen Parforcehunde sind unstreitig die besten, insgemein weisser Farbe oder dickfleckigt, von langen Ohren wohl behangen, daß man auch welche von anderthalb Viertel einer Elle gefunden hat. Die französischen Parforcehunde haben insonderheit einen ungemein starken, hellen und vortreflichen Laut; die Englischen aber werden nicht so laut, lassen sich auch gar selten hören; hingegen sind sie mit weniger und leichterer Mühe ordentlich zum Jagen abzurichten, als jene. Man bedarf auch nicht viel Ordnung der Töne zu blasen, oder die Mühe zu haben, mit vielen Redensarten ihnen zuzusprechen, und sie zu unterrichten; massen sie einen natürlichen Gehorsam erzeigen, von gutem Geruche sind, und die Spur mit grösserer Ordnung halten, als die französischen; sie gehen auch gerne ins Wasser, und halten sich wohl bey Leibe mit viel schlechterer Koll, als die französischen, welche schon eckler sind. Im laufen dauren sie lange aus, weswegen man nicht so viel *Relais* oder Vorlagen bedarf; allein den Wiedergang des Hirsches suchen sie nicht sogar eigentlich, wie die französischen, welche darinnen viel accurater erfunden werden.

Ein wohlproportionirter Parforcehund soll einen etwas länglichten Kopf, eine breite Stirne, einen spitzigen Hübel, grosse Augen, fein lang behangene Ohren, die unten gewendet, und wo möglich drey bis vier Finger breit über die Nase gehen, mittelmäßige Schultern, gebogene Meren, hohe Hüften, einen hocherhabenen dicken Wedel, dicke Lenden, gerade Knie, starke Nerven, und kurze dicke Klauen haben. Die Hündin, wovon man dergleichen Art nachziehen will, muß von guter *Race*, auch hoch, lang und breit von Leibe seyn, und alle nur erzehlte Zeichen haben; sie muß auch, weil sie ohnedieß meist läufisch, tragend oder säugend ist, nicht zum Jagen ausgeführet, sondern nur zur ferneren Zucht, nebst dem allerschönsten Hunde, allezeit zu Hause gelassen werden. Es gehören demnach zur Erlangung der bisher beschriebenen Parforcehunde zuförderst gute Hündinnen (Petzen), die nicht zu alt, und an sich selbst anbrüchig sind, hierzu aber auch dergleichen gesunde Hunde. Sobald man nun unter der *Meute* gewahr wird, daß eine Hündin hitzig ist, thut man sie apart, läßet den Hund dabey, daß sie mit einander scherzen können, und giebt auf ihre Vermischung Achtung. Es taugen aber nicht alle Hunde zu denen Hündinnen, und kann ein Hund mit mancher Hündinn nicht zum hängen kommen; oder aber sie sind, da dieses ja geschiehet, sogleich auseinander, daraus gar selten etwas wird. Das Zulassen muß zwey bis dreymal geschehen, weil von einemmal der Hündinn die Hitze nicht benommen wird, auch gute Hunde davon herkommen. Die beste Zeit zum belegen der Hunde ist der Januarius, Februarius und Martius, und auf dessen Erfolg

wölft die Hündinn nach 9 Wochen und 2 Tagen, wenn alles richtig zugehet. Wenn nun die Zeit zum wölfen kommt, so muß fleißig auf die Hündinn gesehen, ihr nöthigen Falls Arzney eingegossen, und solche warm gehalten werden. Nach geschehenem Abwölfen muß man keine Jungen wegschmeissen, sondern solche zum Theil durch Schaafhirten oder Baurenpetzen säugen lassen, und sie also zu erhalten suchen. Sollen sie nun diese Ammen annehmen; so muß man ihre eigene Jungen sowohl, als diese, von der Parforcehündinn, etwas mit Branntewein waschen, damit sie einerley Geruch kriegen, und nach geschehener Annehmung, derer Alten eigene Jungen nach und nach von ihr wegnehmen, damit sie die Fremdlinge desto besser nähret, jedoch sollen solche nicht beständig zum Saugen gelassen, auch warm, und besonders die Alten, gut gewartet werden.

Auf erlangtes 4 bis 5 wöchentliches Alter giebt man den jungen Hunden süsse Kuhmilch, und lernet sie bey der Petze mit fressen. In die Milch gehöret ausgebacken Kornbrod auf einem Reibeisen gerieben, welches beydes aber nicht lange stehen gelassen werden soll, damit keine Säure erfolge. Dieses Vieh bekommt leichtlich daher und sonsten die Ruhr, Würmer, den Nierenwurm, da ihnen Hülfe wiederfahren muß, wenn sie nicht bald crepiren sollen. Nach und nach gewöhnet man sie an die Brühensuppen, mit Brod vermischet, weichgekochtes Rindfleisch, das sie stärket, aber auch verstopfet, wenn dessen zu viel gefüttert wird. Sie müssen frey herum laufen können, und hiezu, je älter sie werden, desto mehrern Platz haben; viele kommen auch in ein Fallhaus, oder Feldmeisterey, da sie vom Luder wohl erzogen werden, und zu gutem Wachsthum gelangen. Zur Fütterung der alten Hunde gehören grosse Fässer zum Schrote und Brodte mit Deckeln, darinnen guter, klein geschroteter Haber, Gerstenmehl und Brodt zu ihrer Speise vermischet, mit Rindfleischbrühe eingemachet wird. Zu dem Ende werden Rinder vor sie geschlachtet, deren Fleisch gekochet, und auch dieses ihnen zu fressen gegeben wird; denn dieses, und besonders die Suppen, wenn sie dergleichen alle Tage bekommen, erhält sie gesund.

Welchergestalt nächstdem die Parforcejagdhunde, ehe sie zum völligen Jagen gebraucht werden können, in Arbeit und Athem zu setzen, kann man nicht sattsam an die Hand geben, nachdem die vielen hierzu erforderlichen Hunde nicht von einerley Naturell sind, solches nach und nach geschehen muß, und alles hauptsächlich auf verständige Jäger ankömmt. Jedoch wird nicht undienlich seyn, so viel insonderheit die Einjagung der jungen Hunde anbetrift, allhier nur kürzlich so viel zu gedenken. Zuförderst werden die jungen Hunde, so bald sie etwas heranwachsen, ebenermassen, gleichwie die alten, gefüttert und auch wie diese gehalten; ausser daß sie noch nicht so in der *Meute* ausgeführet werden, und nicht in solchem Zwange seyn, wie die alten; sondern die jungen Hunde müs-

müssen die Freyheit haben, bis sie etwa anderthalb Jahr alt werden, alsdenn kann man sie anfangen kuppelbündig zu machen. Anfangs kuppelt man ihrer zwey und zwey zusammen, und läßt sie den Tag über also im Zwinger zusammen gehen; des Nachts aber müssen sie voneinander seyn. Nachgehends werden sie mit den Kuppeln an die Hörn genommen, welches lange von Pferdhaaren und Hanf gemachte Stricke sind, und müssen also durch die Pursche und Jungen erstlich einigemal ausgeführet werden. Nach diesem führet man sie früh Morgens vor der Fütterung und auch Nachmittags aus, daß sie es gewohnt werden, gehorsam in einer *Meute* zu gehen. Wenn sie es denn mit den Kuppeln gewohnt sind, alsdenn läßt man solche auch ungekuppelt alle Tage ausführen, und auf solche Art erst zweyjährig werden, ehe sie unter der alten ihre *Meute* kommen. Doch nach Gelegenheit werden sie auch wohl eher darunter genommen. Recht gut ist es auch, so man etwann ein paarmal einen Hirsch mit denen jungen Hunden allein jaget. Zu dem Ende nimmt man etliche Fuder Zeug, stellet einen Hirsch ein, und ziehet mit den jungen Hunden hinein, legt sie auf den Hirsch an, läßt sie solchen im Zeuge wacker herumjagen, und fängt ihn endlich vor ihnen, und macht auch gleich dabey *Curée*, damit sie benossen und desto hitziger darauf werden. Thut man dieses nur ein paarmal, so werden sie bald jagen lernen. Doch sind einige, die nicht sogleich daran wollen, sondern begehren wohl erst im dritten Jahre zu Jagen, und laufen zwar in der *Meute par Compagnie* mit, thun aber am Jagen nichts.

Hat man aber keine Jagdzeuge, so schiesset man einen Hirsch an, und nimmt etliche alte Hunde mit unter die Jungen, jaget solchen vollends todt, und läßt sie selbigen verzehren. Gleichergestalt macht man es mit andern Thieren auch, so man *par Force* jagen will, daß man nemlich an ein dergleichen Thier, so nachgehends beständig fort gejaget werden soll, erstlich ein paarmal die jungen Hunde daran bringe; sodenn aber werden sie folgends unter die alte *Meute* genommen, und vollends in ordentliche Arbeit und Athem gesetzet. Zwar wollen wir allhier nur absonderlich von der Parforcejagd eines Hirsches handeln, weil dieser das edelste Thier ist. Jedoch darf hiebey nur so viel gemerkt werden, daß die Arbeit mit den Hunden auch auf andere Thiere einerley ist. Wenn demnach die Jagdzeit bestimmet und vestgestellet ist, daß sie angehen soll; so fängt man 5 bis 6 Wochen vorher an, mit den Hunden auszureuten. Der Oberjäger oder der Piquer, so die Woche hat, reutet vor der *Meute* her, die andern aber neben und hinter den Hunden drein. Der vorher reutende rufet den Hunden zu: *Allez, allez, hay, hay!* die hinten her aber sprechen: *Tirez, tirez!* und auch: *Co, co!* oder auch: *Allez, Meute!* Anfangs reuten sie nur etwan eine halbe Stunde aus; hernach aber wird des Tages zweymal ausgeritten, aber allemal vor der Fütterung. Man reutet auch wohl hin, wo Wildpret stehet, und zeiget ihnen solches

ches, hält sie aber zwischen den Pferden und unter der Peitsche, daß sie nicht von selbst dahinter herjagen dürfen, wodurch sie lernen müssen, gehorsam zu seyn. Wenn solches etliche Tage geschehen; alsdenn fängt man mit ihnen an, im Trabe zu reuten, erstlich nur eine halbe Stunde, und sodenn alle Tage weiter. Wenn damit auch wieder acht Tage also continuiret worden; so reutet man mit selbigen im Galloy, erstlich zwar auch nicht weit, und sodenn immer weiter und weiter, daß man endlich eine deutsche Meile Weges hinaus, und auch wohl noch weiter, mit ihnen fort-galloppiret, und dieses alle Tage. Darauf müssen sie mehr und mehr in Athem kommen, und die Strapatzen gewohnt werden. Denn wenn sie nicht vorher so nach und nach in Athem gesetzet werden; so können sie keine Jagd ausdauren; und geschähe es auch mit einer Jagd, so würden ihrer viele doch lahm und steif werden, daß sie die andere Jagd nicht viel thun könnten. Wenn sie nun in Athem gebracht worden; alsdann ist bey einigen Equipagen gewöhnlich, daß sie *Train* jagen, wovon, und wie solches geschiehet, bey dem Worte Trainjagen nachzusehen. Das vornehmste aber bey denen Hunden ist, daß man sie vollkommen in den Gehorsam bringe, und auch zum Horne und Rufe gewöhne; und eben deswegen müssen sie auch in der Arbeit sowohl, als sie in Athem kommen sollen, auch in Gehorsam gebracht, und wie man es bey der Jagd nennet, *Chasse* gemacht werden; sonst ist es gar unmöglich, oder doch selten eine gute Jagd zu thun.

Wenn endlich die Hunde von der Jagd zu Hause kommen, und ist etwan naß Wetter; so muß man in die Camine im Stalle Feuer machen, und die Pritschen dabey hinrücken, damit sich die Hunde wieder abtrocknen können. Wäre es aber gar warm Wetter; so läßt man sie im Hofraade und im offenen Stalle frey aus- und eingehen, und wird ihnen auch gute Suppe mit Rindfleisch gegeben, daß sie Kräfte behalten; dabey muß gleich darnach gesehen werden, ob sie sich etwan wund gelaufen, steif oder lahm sind, oder ob und was ihnen sonst etwan fehlen möchte, und setzet man ihnen alsdenn die Füße ein. Hiezu nimmt man Essig, thut hierein Kienruß, und etliche Hände voll Salz, und setzet ihnen die Füsse darein; solches ziehet die Hitze aus. Recht gut ist es auch, so man ihnen die Füsse fein mit mit warmem Weine wäschet, solches stärket die Nerven, und benimmt auch die Hitze. Siehet man aber, daß sie gar steif gehen, oder wohl gar angerennt sind; so muß man sie mit einem guten hiezu bereiteten Spiritu waschen; wie denn allemal ein guter Vorrath davon da seyn muß, weil auch andere Arzeneyen mit Spiritu appliciret werden. Der Spiritus aber muß auch von solchen Kräutern und speciebus abgezogen seyn, die erwärmen und auch etwas kühlen, daß er sich auch mit allen Oelen temperire, weil solche vielfältig zu den Hundecuren gebraucht werden. Des andern Tages, wenn die Hunde

ihre

ihre Frühsuppen getroffen haben, gehet man sachte mit ihnen spazieren, und siehet sie abermals genau durch, ob etwan einem oder dem andern was fehlet. Diesem muß in Zeiten mit guten Arzeneyen, und was ihnen dienlich, zu Hülfe gekommen werden. Siehe auch Hundekrankheiten.

Um diese Hunde in gutem Stand zu erhalten, müssen sie auch alle Jahr, ehe die Jagd im Sommer angehet, purgiret, ihnen zur Ader gelassen, und sie sodenn eingeschmieret werden. Denn sonst schlagen sie aus, und werden räudig; und über das wird auch der ganze Körper der Hunde hierdurch renovirt, und das erhitzte Geblüte verändert. Vom Purgieren und Einschmieren, s. Hund. Den dritten Tag nach der Purgation läßt man den Hunden die Medicinadern am Halse, welche an beyden Seiten daselbst zu finden. Hierbey wird den Hunden der Hals, kurz vor den Blättern, mit einem dünnen Leingen vest umbunden; so laufen ihnen die Adern an der Seite, am Halse hinauf nach dem Kopfe zu, auf, und sticht man sie mit einer Lanzette. Man muß sich aber auch in Acht nehmen, daß ihnen nicht durch die Nerven gestochen werde. Nachdem Aderlassen läßt man sie wiederum drey Tage frey; sodenn wird die Schmiere gemacht. Hiernächst werden die Hunde auch bey guter Gesundheit erhalten, wenn man ihnen ordentlich ihre Suppen giebt, sie fleißig putzet und renoviret, auch alle Tage ihre Ställe ausräumet, und auskehret, damit sie nicht so voller Flöhe liegen, sie auch im Sommer alle Wochen ein paarmal badet, und mit der Striegel und Kurtetsche die Flöhe von ihnen abputzet. Sie müssen auch alle Tage reines Stroh haben; insonderheit aber jederzeit reines und frisches Wasser bekommen. Die Geschirre muß man alle Tage ausputzen, und das Wasser ja nicht etwann 2 bis 3 Tage darinnen stehen lassen. Endlich muß auch fleißige Aufsicht bey ihnen seyn, daß sie sich nicht zu schanden beissen, oder wenn sonst einem was ansticht, daß ihnen bald geholfen werde. Das übrige hieher gehörige ist in dem Artickel Parforcejagd, wie auch bey den Worten Hund und Jagdshunde, nachzulesen.

Nachdem nun ein oder anderer Fürst ein Liebhaber von der Parforcejagd und von denen dazu gehörigen Hunden ist; so wird auch eine stärkere oder schwächere *Meute* gehalten. Es sind aber auch dergleichen Einrichtungen gar unterschiedlich. Ueberhaupt ist eine *Meute* von 100 Hunden schon stark genug, damit zu jagen. Dieselbe machen auch Lermen genug, daß man solches mit Anmuth hören kann. Jedoch hat man auch theils Meuten stärker, weil öfters etwas an Hunden abgehet, und damit solche doch immer stark genug bleibe. Aber bey so vielen Hunden ist auch nothwendig viel Arbeit bey dem Jagen. Es wird auch dieses ein jeder Parforcejäger gerne zugestehen, daß es sich mit 50 Hunden noch leichter und besser jaget, weil die wenigen Hunde wegen Ergreifung der *Chasse*, und bey andern

dergleichen Fällen, beſſer zu thun gen ſeyn. Nur ſoviel helfen die vielen Hunde, daß ihr Laut und ihre Muſick ſtärker wird.

Endlich iſt auch allhier derer Leithunde nicht zu vergeſſen, welche hauptſächlich nöthig ſind. Denn wie inſonderheit bey Deutſchen oder Zeug- und Beſtättigungsjagen zu erſehen; ſo iſt dieſes der Hauptgrund davon, daß man zuförderſt mit dem Leithunde die Hirſche ausmachen, und beſtättigen muß, wenn man ſich dieſelbigen gewiß verſichern will, und muß alſo billig ein jeder *Piquer* und Beſuchknecht einen wohlgearbeiteten Leithund haben; wiewohl dennoch auch an manchen Orten Parforcejagden, ohne Leithunde dazu zu gebrauchen, gehalten werden. Es gehet zwar auch gar wohl an; es iſt aber doch weit mühſamer, und öfters ungewiſſer, die Hirſche zu finden, beſonders wo ihrer nicht viele vorhanden ſind; da hingegen an ſolchen Orten die Hirſche mit den Leithunden gewiſſer auszumachen, zu beſtätigen und nach Gefallen anzujagen ſind. Wo aber gar viele Hirſche, und in einem engen Raume, beyſammen ſind, daſelbſt kann man ſie gar bald ohne Leithunde finden. Desgleichen ſind auch bey Sau- und Wolfsparforcejagden die Leithunde ſonderlich nöthig. ſ. Leithund, Vorſuch.

Parforcejäger, heißt ein Jäger, der ſich beſonders auf die Parforcejagd verſtehet.

Parforcejagd, Forciren, Laufjagen, Rennjagen, franzöſ. *Chaſſe à Chiens-courans*, iſt, wenn das Wild, ohne Garne oder Tücher dabey zu gebrauchen, durch Jäger zu Pferde und durch Hunde, die in verſchiedene *Relais*, o der Vorlagen vertheilet werden, und ihm vorwarten, ſo lange auf der Fährte verfolget wird, bis es ſtürzet oder ermüdet, ſich von ſelbſt nieder thut, oder aber von den Hunden zu Stande gebracht wird, daß es durch einen Fang mit dem Hirſchfänger erleget werden kann, welches aber bey den Hirſchen ohne Gefahr nicht zugehet, wenn ſie ihr Gehörne vollkommen haben, oder in der Brunſt ſind, wo man es nicht mit Vortheil anzugreifen weiß. Wenn der Hirſch erlegt iſt, wird es mit dem ParforcesHorne kund gemacht, der Hirſch ins Gehörne gelegt, der Hals und Gurgel eröfnet, und denen jungen Hunden alſo warm ihr Geäß gegeben, folglich der rechte Vorderläuft abgelöſet, und dem Herrn des Jagens präſentiret, endlich das Stücke vollends zerwirket, und weil dergleichen Wildpret nicht zu genieſſen, denen Hunden Preiß gegeben, oder wem es ſonſt zugehöret, ausgetheilet. Auf den erſten Fall werden die Knochen und Röhren davon abgeſondert; andern Falls aber gehöret das Herz, Lunge, und Leber den Leithundsknechten, als ihr Recht, welches dem Leithunde, um denſelben deſto begieriger zu machen, nachdem er an des Hirſches Kopf und Gehörn geführet worden, gegeben wird. Der rechte Vorderbug gehöret demjenigen, ſo den Hirſch beſtätiget; der andere aber dem Jagdjunker. Die innerſten Nierenbrätlein, nebſt dem Gehörne oder

Gewehr, dem Herrn der Jagd, der Zimmel kommt dem Oberjägermeister, der Rückbraten und Lenden denen andern hohen Jagdofficieren, und der Hals nebst dem Kopfe den Hundeknechten zu.

2) Die Parforcejagd ist nur eine Lust vor grosse Herren, und sehr kostbar, weil viele Hunde, Menschen und Pferde darauf gehalten werden müssen; dabey auch gefährlich, weil es eine halsbrechende Arbeit vor Menschen und Thiere ist. Es leidet auch dergleichen nicht eines jeden Landes Gelegenheit. In Frankreich und Engelland ist sie sehr gemein; in Deutschland aber erst seit einigen Jahren zu verschiedenen Höfen Mode worden. Die Parforcejäger pflegen zwar von dem Frühjahre an, den Sommer durch, bis in den späten Herbst, auch öfters des Winters, oder wenigstens bis zu Anfang des Novembers, zu jagen, und mit der Hubertusbrake (welches sie, weil dieser Hubertus eigentlich der Patron der Parforcejagd ist, mit einem besondern Festin celebriren, und wovon höflicher Weise St. Hubertusfest ein mehrers gedacht werden soll) zu beschliessen; man hält aber, ausser wenn ein grosser Herr nach seinem *Plaisir* jaget, vor die beste Zeit zum Parforcejagen, wenn das Wild gesetzet, und die Kälber, so schon etwas erwachsen sind, mit dem Thiere weichen, den Hirsch aber sein Gehörne gefegen, und wieder aufgesetzet hat, bis zur Brunstzeit; weil in solcher Zeit die feisten oder guten Hirsche alleine sich besonders austheilen, und von den andern absondern, in der Brunst aber bey vielem Wildpret schwerlich von dem Hausen zu trennen sind, auch einen heßlichen Gestanck haben; nach der Brunst aber sind sie magerer, und und entkommen daher leichtlich die meisten, wiewohl auch öfters einige, weil sie abgemattet, gefangen werden. Zu geschweigen, daß ausser obiger bequemen Zeit, im Frühjahr und späten Herbst, Frost, Schnee und Eiß grosse Verhinderniß bey dieser Art zu jagen geben; dann die Hunde haben zu solcher Zeit keine Witterung oder Geruch vor der Fährde, laufen sich auf dem harten Froste wund und lahm, oder gleiten auf dem Eise und verrencken sich. Die Pferde verbällen und vertreten ihren Huf auf dem Frost, auf dem Schnee und Eiß aber werden sie nicht nur am Laufen verhindert, sondern auch in Gefahr gesetzt, sammt dem Jäger oder Piquer in eine vom Winde verwehete Grube zu stürzen, oder auf dem glatten Eise auszugleiten, und nebst jenem den gröbsten Schaden zu nehmen, und was dergleichen wichtige Verhinderungsursachen mehr sind: weswegen das Parforcejagen bey dergleichen unbequemen Jahreszeiten vorzunehmen, nicht rathsam ist.

Zur guten Wirthschafft einer Jagd aber dienet die Parforcejagd gar nicht; denn das Wildpret kann nicht genutzet werden. Die Lust kostet dem Herrn viel im Beutel, und schadet auch oft ihm und andern an der Gesundheit. Dem armen Landmanne aber wird sein Acker durch Pferde und Hunde verderbet, und überdem muß deswegen das Wild mit unnöthig gehetzet werden, weis

verdingen an solchen Orten der Wildbraß gleichfalls den Feldbau ruiniret, ohne zu gedenken, was vor vieles Geld vor die dazu nöthigen Hunde und Pferde aus dem Lande gehet. Dem sey indessen wie ihm wolle; so gehört doch diese Belustigung, gleich vielen andern Dingen solcher Art, zum Staat eines grossen Herrn, und der wohlklingende Laut derer Hunde, Jäger und Jagdhörner, so allerdings hiebey erschallet, wird von Liebhabern mehr, als der Klang des besten Glockenspiels, ästimiret, in Betracht, daß auf einmal wohl hundert und mehr Hunde bey einander jagen, da einer einen hellen, der andere einen groben Ton von sich giebt, und gleichsam alle Stimmen der Musick, vermittelst des Blasens und Zurufens der Jägerey, gehöret werden. Hierbey reuten oder fahren grosse Herren nach ihrem Gefallen, und lassen die Jagd in Ordnung zu bringen, solche zu erhalten, kommen damit zu pirschen, was dazu gehöret, durch ihre Jäger, Piqueurs und Besuchknechte dirigiren.

Die Jagden, mithin auch dieser ihren Ursprung, kann man aus dem 10 Cap. des ersten Buches Mosis durch Nimrod, der ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn daselbst genennet wird, gleichem durch Ismael, im ersten Buch Mosis im 21 Cap. welcher in Wüsten gewohnet, ein guter Schützen worden, und sich also ohne Zweifel vom Wildprettpürschen ernähret, und auch durch den Esau, der auf Befehl seines Vaters, Bogen und Pfeil nehmen muste, Holz zihen, und ein Wildpret jagen müssen, nachdem 27 Cap. des ersten Buch Mosis, beweisen. Von der Parforcejagd insbesondere aber wird der heilige Hubertus, wie bereits erwehnet, als Hauptpatron verehret, und will man selbigen auch in der Christenheit insgemein vor den ersten Parforcejäger, oder einen Herren, der die Jagd sehr stark geliebet, halten. Er war ein Heyde und starker Verfolger der Christenheit; da er aber einsmals einen Hirsch *par force* gejaget, und demselben stark nachgesetzt haben soll, hat sich der Hirsch vor dem Hunde gestellet, da ihm ein Crucifix zwischen dem Gehörne des Hirschs erschienen, darauf er sich bekehret, taufen lassen, und zur christlichen Religion bekennet, auch eine Capelle an selbigen Ort erbauen lassen, die noch in Frankreich zu sehen: Daher kann noch bey Parforcejagden oder Campagnen den 3ten November alljährlich diesem St. Huberto zu Ehren ein Fest gehalten werden, so St. Hubertus fest.

Zur Einrichtung einer völligen Jagdschutzjagd oder Parforcejagd müssen die Waldungen also versehen seyn, daß man in das Creutz und der Quere durchkommen kann; nasse Flecken oder Brüche werden mit Brücken und Dämmen verwahret, und auf denen Wasserströmen, Floßbrücken, Fähren und grosse Kähne gehalten, damit man bedürfenden Falls gleich über und fortkommen kann. Ferner sind hierzu erforderlich wohleingerichtete Häuser und Gebäude, (hievon besiehe die Artickel, Jägerhaus und Jagdhaus) zum Aufenthalt

des

des Commandirens oder *Chefs* von der Jagd, der Jäger, Pferde, Aufseher, Pursche und Jungen, zu denen Meuten, jungen und andern Hunden. An Personen gehören billig zur völligen Equipage: Ein Commandant, Jagdjunker, 2 Jagdpagen, Oberjäger, Oberpiquers, Piquets, Besuchknechte, Hundepurschen u. d. m. Wenn nun *par force* gejaget werden soll; so wird Tages vorher vom Fürsten und durch dessen Commandanten Befehl an den Oberpiquer gegeben, welcher solchen alsbald denen andern Piquets und Besuchknechten kund thut. Weil aber schon ein jeder seine Züge und Vorsuche vorher gethan, ihm also wissend ist, wo Hirsche anzutreffen sind; so wird nach gehaltener Ueberlegung einem jeden sein Zug und Vorsuch angeordnet. Alsdenn ziehen der Oberjäger, die Piquets und Besuchknechte insgesammt des Morgens frühe aus, und jeder suchet seinen ihm bestimmten Ort vor. So nun denn Hirsche angegangen, spizt sogleich bestätiget, und hin zu dem bestimmten *Rendez-vous* (Zusammenkunft) gezogen, woselbst sie denn entweder dem Commandanten oder Fürsten selbst rapportiren, worauf dieser den Hirsch, der gejaget werden soll, erwehlet. Sodann begiebt sich der Besuchknecht, der ihn auf seinem Vorsuch gehabt, mit seinem Leithunde hin nach dem Orte, wo der rechte Hirsch, den es gelten soll, ist, versichert sich nochmals, ob er noch beständig in seinem Stande, oder greift ferner zuger vor. Dafern der Ort noch etwas weitläuftig, und bestätiget den Hirsch, so enge es seyn kann. Währender Zeit, nachdem der Fürst und die hohen Herrschaften auf dem *Rendez-vous* eingetroffen, wird mit einer kalten Küche, Braten, Gebackens, Wein, Bier, gefrühstücket, und dergleichen denen Jägern bey der Jagd, die solches bey ihren harten Strapatzen allerdings benöthiget sind, gleichfalls gereichet, auch denen noch draussen bey dem Hirsche seyenden, zugeschickt, oder verwahret.

Nach Erfolg dieses müssen die Piquers, und diejenigen Besuchknechte, an welchen das Jagen ist, zu Pferde sitzen, und ihre *Meute* zwischen sich nehmen; da schon vorhero der Oberjäger oder Oberpiquer, die *Relais*, sowohl an Pferden als Hunden, eingetheilet. Wo der Hirsch bestätiget ist, und man vermeynet, daß er seinen Wechsel oder Flucht dahin nehmen möchte, stellet man eine *Relais* von 5 bis 6 Koppel Hunden, nachdem die *Meute* stark; hierbey hält ein Pursche mit dem Pferde, ingleichem vor den Fürsten, Commandanten, und alle Jäger, so mit reuten, ein frisches Pferd. Nebst dieser ersten *Relais* wird eine fernerweitige auf einen andern vermutheten Wechsel auf gleiche Art gestellet, und nöthigen Falls die dritte, auch vierte mit 3 oder 4 frischen Pferden und eben so viel Koppel Hunden besorgt. Bey jeder *Relais* muß ein Pursche von den Hunden seyn, und müssen diese nebst den Pferdeknechten, wohl Achtung geben, wie nahe ihnen die Jagd komme, oder da sie vernehmen, daß diese weit von ihnen entfernet, sich vorziehen, um bedürfenden Falls bey der

Hand

Hand zu seyn. Gienge aber die Jagd denen Kelais ganz contrair, so werden sie von einem andern Jäger nachgeholet, und weiter beordert. Nachdem nun die Jäger zu Pferde gesessen, ziehen dieselben mit der *Meute* voraus, der nebst hohen Herrschaft nach, und hin zu dem Ort, wo der Hirsch bestätiget ist, woselbst auch der Besuchknecht mit seinem Leithunde warter. Die *Meute* der Hunde wird zur Seiten behalten, und die Piquers und Besuchknechte gehen nach den Brüchen, besehen die Fehrten genau, was der Hirsch für *Connoissance* darinne zeiget, ob er am rechten oder linken, am Vorder- oder Hinterlaufe, etwan ungerade Schalen habe, welches bey gar vielen zu finden ist, ob die Fehrte breit, lang oder kurz seye.

Ist dieses wohl judiciret, so werden 3. bis 4. von den besten Hunden aus der *Meute* gehoben; einige haben auch besondere Lauciershunde, die sie nachgehends nicht mit jagen lassen; Also ziehen dann ein paar Piquers oder Besuchknechte mit den Lauciershunden hin zu den Brüchen; die andern Piquers und Besuchknechte aber bleiben mit der *Meute* von vorne. Fallen sie nun die Fehrte an, und nehmen solche auf; so wird ihnen jedesmal besonders zugerufen. Also jaget und lanciret, (sprenget) man den Hirsch aus seinem Stande, läßt die Lauciershunde jagen, bis man über einen Weg oder Allee kommt, und stopfet, oder hält die Lauciershunde auf, verbricht auch wohl daselbst den Hirsch während dem lanciren. Es jagen auch einige, so dazu kommen können, vor, daß sie den Hirsch in die Augen bekommen, um zu sehen, was er für ein Gehörn hat, ob es hoch oder niedrig, wie viel Ende oben in der Krone sind, oder wie es sonst beschaffen; auch wird öfters auf Befehl des Obern so lange lanciret, bis sie den Hirsch besehen haben. Sind aber, wie es meistentheils geschiehet, mehrere Hirsche bey einander, so müssen 3 oder 4 Jäger, so viel man ihrer bey der *Meute* missen kann, lanciren, andere hingegen carbiniren (reuten quer vor), brechen die Hirsche vor, und muß der, welcher nur am ersten dazu kommen kann, möglichst darunter jagen, damit sie sich absondern, und alsdann, wo der rechte Hirsch hinkommt, wohl Achtung gegeben werden. Das ferne man denselben nicht angemerket, wird immer fort lanciret, bis Gewißheit von der rechten Fehrte des angemerkten Hirsches, und daß man solchen am Leibe und Gehörne gesehen, vorhanden. Sobald dieses geschehen, und der Jäger die rechte Fehrte erblickt, meldet er es durch lautes Rufen seinen Cameraden. Bekommt er aber den Hirsch in die Augen, ruft er: *Tayo, jucher*, und verbricht die Fehrten; sodann werden die Lauciershunde aufgerufet, und abgenommen, während solcher Zeit wird die *Meute* herbeygeholet, und auf die rechte Fehrte aufgeleget.

An manchen Orten ist gebräuchlich: Wann der Hirsch des Morgens bestätiget, und gefrühstücket

stücket werden; so müssen die Besuchknechte mit allen Leithunden lanciren, davon einer mit seinen Hunden vorden Brüchen auf der Fehrte nachhänget, und da mehr Hirsche vorhanden, so greift auf beyden Seiten auch ein Besuchknecht mit dem Leithunde vor. Lancirt nun der eine, so nachgehangen, die Hirsche, diese aber brechen auf der Seiten aus; so nimmt derjenige, welcher auf der Seiten vorgezogen, und dem die Hirsche übergeben gewesen, mit seinem Leithunde die Hirsche gleich auf, und hänget ihnen nach, die Pickiers und andere halten vor, und suchen die Hirsche von einander abzusondern. Jedoch bleiben die mit den Leithunden so lange an denen Hirschen, bis sie abgesondert sind. Zuweilen aber wollen sich die Hirsche mit lanciren nicht separiren; da denn die völlige *Meute* darauf angeleget und gejagt wird, bis sie doch endlich dieses thun müssen. Steckt aber ein Hirsch alleine in einem engen Ort; so wird ohne sonderliches lanciren die völlige *Meute* gleich auf die Brüche angeleget. Wenn nun, wie gedacht, der oder die Hirsche lancirt sind; so bringt man die Meuten herbey nach denen Brüchen, so viel aber möglich, nicht unter Wind, sonst sind oft solche *Rebelles* dabey, welche, sobald sie die Witterung vom Hirsche in die Nase kriegen, unter den Pferden weg schappiren, und die andern auch verjagen. Sonst aber müssen die Hunde von denen Jägern zwischen ihren Pferden gehalten werden, bis sie auf die Fehrte kommen. Einige ziehen zu Fusse mit der *Meute* bis auf die Fehrte, dieses halten die Hunde gut aus; sobald sich aber die Jäger zu Pferde setzen, so gehet es auch fort. Nehmen diese alsbald die Fehrte auf, und jagen also fort, ruft man ihnen zu, es wird auch geblasen, und so gehet es denn frisch fort.

Kommt man hinauf mit dem Anjagdehirsche und der Meute gehen die ausgestellten *Relais*, so werden die Hunde gekoppelt (*accouplé*), und von der *Relais* mit zur *Meute* gegeben, und gelöset; ingleichem wechselt man auch die Pferde, und nimmt frische. Dieses geschiehet nöthigen Falls bey allen *Relais*; jedoch, zuweilen braucht man nicht frische Pferde oder Hunde, zumal wenn die Hirsche recht feist sind, und nicht lange vor der *Meute* her *courriren*. In währendem Jagen werden die Hunde mit Zurufen angefrischet, und so sie um eine Ecke wieder so fort gejaget, so stopfet man selbige, damit der Schwanz nachkommen. NB. Die vordersten Hunde werden der Kopf, und die hindersten der Schwanz genennet. Will man die Hunde stopfen, so müssen die Pickiers den Hunden vorjagen, mit der Peitsche klatschen, und ihnen zurufen. Die Hunde stopfet man offentwegen, damit sie fein beyeinander kommen, und in einer *Meute* bleiben. Sind allzu rasche oder auch allzu rohe Hunde dabey, die den Kopf gar zu weit voraus führen; so hänget man ihnen Riemen von ein und einem halben Zoll Breite, und 2 Ellen Länge, oder etwas breite wollene Tuchlappen an den Hals, darauf sie öfters treten müssen, und crabattet sie also. Wenn nun der Jäger den rechten Anjagdehirsch, der sie

ters (*Retour*) Wiedergang gemacht, und übergeschossen, ist, wieder zu sehen bekömmt; so wird allemal *Tajo* gerufen, wodurch zu verstehen, der rechte Hirsch sey da gesehen worden.

Wenn hierauf die Hunde dem Hirsch so nahe kommen, daß sie ihn öfters wieder lancren; so ist es bald mit ihm zu Ende. Es wird aber fortgejaget, bis der Fürst zugegen, und die Hunde den Hirsch stellen. Dieses machen nach wohl andern erforderten Umständen wieder abgenommen, der Fürsten-Lauf geblasen, und der Fürst zum Fang erwartet. Dieser geschiehet mit dem *Couteau de chasse*, und daferne der Hirsch, wie öfters geschiehet, sehr böse ist, sich vor die Hunde stellet, und manchen hiervon spiesset, solchemnach der Herr nicht zum Fang gebracht werden kann; so muß einer von denen Piquers oder Beyknechten sich hinter ihn hinan machen, und solchen mit dem *Couteau de chasse* hessen, (die Hesse ablösen) heißt *Jarret* coupiren; darauf der Fürst zum Fange hinan geführet wird. Stellet sich aber der Hirsch im Wasser; so schiesset ihn dieser mit der Pürschbüchse auf den Kopf. Ein Hirsch dauert ordentlich nicht viel über 2 Stunden, es müßte ihm denn Frieden gelassen werden, daß er wieder zu Athem kommt, welches geschiehet, wenn er sich öfters verkeret, und da kann die Jagd 6, 8, bis 9 Stunden dauren: daferne er aber sehr feist ist, kaum eine halbe Stunde.

Ist nun der Hirsch gefangen; so wird der rechte Vorderlauf

erst, gleich über den Schalen und Oberrücken in dem Gelenke, abgelöset, der dem Fürsten, oder einer andern hohen Person von anwesenden Fremden, präsentiret und gereichet wird. Sind nun mehr fürstliche oder hohe Standespersonen bey der Jagd; so werden die andere Läufte auch abgelöset, und diesen präsentiret, welches der Jäger Ehrenzeichen bekräftiget, und davor angenommen, auch recompensiret wird. Nachdem wird Curee gemacht, d. i. der Hirsch wird aufgebrochen, und zerwirkt, das Gesäße aus dem Gehörne abgelöset, und übrigens ordentlich zerwirkt; da denn, wenn es dem Fürsten gefällig ist, der Zimmel vor die fürstliche Tafel in die Küche geliefert wird, und eine Keule oder Braten gehöret einem Piquer um den andern hievon. Die Flanken oder Eisbeine, Mehrbraten, Kehlbraten, die Zunge und das Herz aber dem Beschlächte, und das Unschlitt, benebst der Haut, wird unter diese beyden getheilet. Wenn nun der Hirsch also zerwirkt, und die Haut über der darüber geschlagen ist; so nimmt ein Jäger den Kopf, zieget solchen denen etliche Schritte davon liegenden Meuten oder Hunden, bis sie recht feurig thun; also nun werden solche auf einmal hinangelassen, die Haut gleich abgezogen, der Hirsch in Geschwindigkeit von ihnen aufgefressen; und jeder Jäger setzet sich alsbald zu Pferde, wenn er vorhero einen Bruch als ein Ehrenzeichen auf den Hut gesteckt.

Sodann gehet der Marsch zurücke, die Hunde werden wie-

bey zwischen denen Jägern und ihren Pferden geführet, und dabey Mansch nebst allerhand Fanfaren oder Jagdposten geblasen. Jedoch werden selbige nicht gemacht nach den Noten, oder wie sonst etwan bey einer Capell oder Kirchenmusic üblich ist, geblasen, noch auch das Piano oder Forte, Adagio oder Allegro, und dergleichen, dabey in Acht genommen; sondern es wird alles mit starker Force geblasen, und werden dabey meistens doppelschlägige oder doppelzüngige Töne angegeben. Immittelst hat man doch aber auch zu allen besondern Jagdbegebenheiten seine gewisse Posten zu blasen, damit sich ein Jäger nach des andern Blasen zu richten weiß, was es bedeute. Nicht weniger müssen die Hunde das Horn inne werden, und verstehen es noch vollkommen gut, wenn sie nur erst eine Zeit mit gejagt haben; wenn entweder Hörnary oder Fanfaro, die fällige Jagd, oder Lovn, der Hunderuf, und dergleichen geblasen wird. Gleicherweise, wie die Hirsche *par force* gejaget werden, kann es auch mit Elend-Tannenhirschen, Reheböcken, wilden Sauen, Bären, Wölfen, Füchsen und Hasen geschehen, jedoch müssen die Hunde darauf abgerichtet seyn.

Parforcepferd, ist, welches bey dem Parforcejagen gebraucht wird; vor einen Jäger ist hiebey ein gutes Pferd unumgänglich nöthig. Denn sofern dieses einem der besten Jäger fehlet, ist er ausser Stande, seine Dienste gehörig zu thun. Es bestehet auch fast sein Leben darauf; denn hat er eine liederliche Mähre unter sich, soll und muß er durch Dicke, über Stock, Stein und Graben den Hunden gleich galoppiren; so kann er bald unglücklich seyn, dadurch zum Grippel werden, und endlich vor der Zeit das Leben einbüssen. Es ist aber auch mancher Jäger nicht geschickt genug, ein gutes abgerichtetes Pferd zu dirigiren; dahero wohl nöthig, daß dergleichen Personen ein Pferd erstlich zu reuten, und solches kennen lernten, bevor sie etwas hauptsächliches damit unternehmen wollten. Ein Pferd von Mittel-Taille, das nicht sanckrückig, sondern gleich, und nicht sogar breit über der Brust, aus Hals und Kopf gewachsen, nicht zu kurz und steifhälsig ist, dürfte sich wohl zum Jagen sehr gut schicken, zumal, wenn es zugleich helle Augen hat, dabey lang gestreckt, mit guten Hüften versehen, feurig und nicht mattherzig ist. Dergleichen Pferde müssen aber auch gute Wartung haben, nicht überflüssig Heu bekommen, welches ihnen die Bäuche dicke macht, sondern guten reinen Haber, welcher fein ausgeschwinget, und vom Staube gereiniget seyn muß. Wenn die Jagdzeit angehen soll, müssen die Pferde sowohl, als die Hunde, in Athem gesetzet werden; man reutet sie Anfangs nur auch im Schritte und Trabe aus, nachgehends aber alle Tage eine halbe Stunde, auch wohl noch länger, im Gallop. Anfangs reuten sie die Knechte paar und paarweise aus; so bald aber die Arbeit mit den Hunden angehet, werden solche auch dabey mit in Athem gebracht. Nach vollbrachter Jagd muß der Roßarzt nachsehen, ob keinem nichts mangle,

ihre Schenkel mit Spiritu oder Wein fleißig waschen, die beschädigten zu curiren, sich angelegen seyn lassen, und denn müssen sie auch ausgeritten werden, damit die Füsse wieder in ordentlichen Gang kommen. Das Frühjahrgras ist ihnen sehr dienlich, die Winterruhe, nach vollbrachten Herbstjagden, zur Erlangung ihrer völligen Kräfte, besonders zuträglich, und eine gute Wartung, nebst ordentlichem Putzen, ersprießlich. Vor diesem hat man in Deutschland denen englischen und französischen Pferden mehrere Geschicklichkeit, als den einheimischen nachgerühmet, weil sie vielleicht sehr rasch, und solchem nach gut zum jagen sind. Es können aber die Deutschen und Pohlnischen hierzu eben sowohl abgerichtet, und gebraucht werden, zumal vor die Piquers und Besuchknechte, mithin ist hierdurch vieles Geld zu ersparen möglich, worauf bey jetzigen Zeiten vornemlich gesehen wird. Inzwischen kömmt hierbey auf einen guten Bereuter, Sattelknecht, Jagdsattler, Jagdriemer, Jagdsporer, Jagdwagner, und tüchtigen Jagdschmidt, vieles an, welcher letztere nicht nur ein Pferd recht zu beschlagen wissen, sondern auch ein fundamentirter Roßarzt seyn muß. Siehe auch Jagdhandwerksleute.

Nachdem endlich zu einer völligen Jagdequipage mehr oder weniger Pferde vonnöthen seyn, darnach müssen nothwendig auch mehr oder weniger Knechte dazu vorhanden seyn. Was die Fürstlichen Pferde anbelangt; so ist allemal bey 2 Pferden, wie auch zu des Commandanten von der Parforcejagd seinen Pferden, ein Knecht. Wenn nun zum Ex. 8. Pferde vor den Fürsten vorhanden seyn; so gehören dazu 4 Knechte; dem Commandanten 6 bis 7 Pferde, und dazu 3 Knechte; dem Jagdjunker 5 Pferde, und 2 Knechte; dem Jagdpagen 5 Pferde und 2 Knechte; dem Oberjäger und jedem Piquer 5 Pferde, und 2 Knechte; jedem Besuchknechte 5 Pferde, und 2 Knechte; vor die Pursche 3 Pferde und 1 Knecht, nebst noch 3 überleyen Pferden, und 1 Knecht; wären also 28 Knechte. Und ob zwar bey mancher Equipage eine genauere und sparsamere Einrichtung getroffen wird, so daß nur ein jeder Jäger bey seinen Pferden einen Knecht hat, ingleichem zu des Fürsten Pferden nur 2, und zu des Commandanten Pferden 2 Knechte sind; so gehet es endlich auch wohl an. Allein es ist alsdenn vor die Knechte gar viele Arbeit dabey; ingleichem wollen dieselben, die Pferde in Athem und auf die *Relais* zu bringen, nicht wohl zureichen, und werden also zu selbiger Zeit noch Beyhülfen mit angenommen. Auch wird wohl noch ein, oder ein paar Züge Pferde gehalten, *Fourage* und dergleichen anzufahren, wozu sodenn noch ein besonderer Wagenmeister und die nöthigen Knechte seyn müssen.

Parix, s. Meise.

Parus, s. Meise.

Parus ater, carbonarius, s. Meise.

Parus cœruleus, s. Meise.

Parus cristatus, s. Meise.

Parus

Parus major, ſ. Meiſe.

Parus montanus, caudatus, ſ. Meiſe.

Parus ſilveſtris, ſ. Meiſe.

Parſcherpenholz, ſ. Haubeerenholz.

Paſſagier, ſ. Falcke.

Paſſe, ſ. Sperling.

Paſſée, ſ. Spur.

Paſſer, ſ. Sperling.

Paſſer aquaticus, arundinarius, ſ. Rohrſperling.

Paſſereau, ſ. Sperling.

Paſt, wird das rauhe Häutlein genennet, das den Hirſchen um die Gehörne wächſt, ehe ſie vollkommen werden.

Patte, ſ. Tatze.

Patent, Patente, ſ. Feigblat.

Patſcherpenholz, ſ. Haubeerenholz.

Patte, franz. Patte, ſ. Tatze.

Pau forteau, ſ. Pfahl.

Paumure, ſ. Palmgeweyhe.

Paumure, ſ. Palmgeweyh.

Pavianen, ſ. Affe.

Peau, ſ. Balg.

Pech, lat. Pix, franz. Poix, iſt ein geſpttenes und geläutertes, meiſt Fichten- oder Kiefernharz, welches zu vielen Dingen in der Haushaltung nützlich zu gebrauchen iſt. Es wird aber deſſen Zubereitung auf mancherley Art angeſtellet.

1) Nachdem aus den geriſſenen Fichten das Harz von den ſogenannten Pechlern, oder Pechhauern in ihren hölzernen Kübeln aufgeſammelt worden; ſo wird es von ihnen in den ſogenannten Schmier- oder Pechöfen, welche in den Pechhütten von Leimen viereckigt und länglicht erbauet ſind, in beſondern Töpfen, die an dem Boden gewiſſe Löcher, halb ſo groß, als eine Erbſe, haben, vermittelſt des untergemachten Feuers geſchmolzen, da denn das auf ſolche Weiſe geläuterte Pech durch gedachte Löcher aus den Töpfen in die untergelegten Rinnen tropfet, durch welche es in groſſe Gruben rinnet, und darinnen erhärtet. Was vom Harz in den Töpfen übrig bleibet, wird zum Kienruß gebraucht.

2) Auf eine andere Art wird das Pech aus den Kienſtöcken folgendergeſtalt zubereitet: Erſtlich muß der Pechofen an ſich ſelbſt von unten auf ganz zirkelrund, etwan dem dritten Theil unten in einer Weite, hernach allgemach immer enger bis oben zu ganz ſpitzig zugewölbet ſeyn, damit die Hitze zuſammen komme. Unten im Ofen iſt der Boden wie ein flacher Keſſel geſtaltet, woſelbſt ſich in der Mitten ein ſchmales Räumgen anfänget, und nach dem Pechtroge verdeckt hinaus gehet. Auswendig herum iſt der Mantel, oder eine tüchtige Brandmauer, zwiſchen welchen das Feuer umher gemacht wird; vorne iſt das Brandloch, doch nur in der Brandmauer; hinten gegen über das Kohlloch in dem Ofen und der

Brandmauer; an der Seite ist [illegible] das Stück, den gehackten Kien darinnen aufwärts zu setzen; und gehöret zu einem rechten Pechofen fast auf ein tausend Mauerziegel, da er denn wohl meistentheils viere bis fünf Jahr dauren kann; wiewohl die Weite, Höhe und Grösse nach den Umständen des Orts und eines jeden Gefallen veränderlich ist. Alsdenn werden theils alte Stöcke und Kienstümme, Windbrüche und Lagerholz ausgerottet, theils auch doch auf jeglichen Brand einige rindschälige Bäume zugegeben, aber hauptsächlich der benöthigte Kien daraus gehauen, und der weisse Splint völlig davon abgesondert; der ausgehauene Kien aber, dessen man gemeiniglich zehen Fuder auf einen Ofen braucht, wie Fischholz ganz schmal gespalten, und solcher, so dichte, als möglich, Schichtweise und ordentlich in dem Ofen auf einander gestellet, bis solcher voll ist. Endlich werden die beyden Löcher im Ofen zugemauert, um die Brandmauer im Anfange durch Schmauchholz stark gefeuert, und hernach mit dem Brennen also zwey Tage fortgefahren, daß es Tag und Nacht seine Zeit zu wirken hat, ehe es klar läuft. Erstlich kommt das Harz, aus welchem das Kienöl so klar wie Branntewein, in kupfernen Blasen geläutert wird, und hierauf das rechte Theer oder die Wagenschmiere, von welchem das Pech in einem hierzu gemachten Ofen und grossen Kessel gesotten, und gehörig zubereitet, letzlich aber in die Erde gegossen wird, wovon das harte schwarze Pech entstehet.

3) An einigen Orten in Neuengland, wo das Harz häufig und wohlfeil ist, kann ein schickliches Maas desselben in dem kochenden Teere zerlassen werden, und solchergestalt wird es durch die Zumischung geschwinder zu Pech gesotten; dieses ist zuweilen von anderer Art, als dasjenige, welches blos aus Teer ohne eine andere Zumischung, bereitet wird. Es giebt eine andere Art, welche einige Schiffzimmerleute in dieser Landschaft gebraucht haben, um ihren Teer in Pech zu jedem geschwinden Gebrauch, zu bereiten, welche folgende ist: der Teer wird in einem eisernen Kessel über dem Feuer dergestalt erhitzet, daß er leichtlich anbrennet; sodann wird er an einem offenen Ort angesteckt, und sie lassen ihn so lange brennen, bis sie aus der herausgenommenen Probe erkennen, daß er, wann er kalt geworden, von genugsamer Consistenz seyn werde: worauf das Feuer durch Zudeckung des Kessels ausgelöschet, und solchergestalt in kurzer Zeit Pech bereitet wird. Endlich machen sie auch Pech aus dem Theer, indem sie eine Grube in die Erde ausstechen, dieselbe inwendig stark mit Leinten überziehen, und so lange brennen lassen, bis der Theer so dick ist, wie ein Pech seyn muß. Wie sie daselbst den Theer brennen, davon siehe Theer.

Je härter das Pech ist, je besser ist es; je weicher und zäher es hergegen ist, je schlechter hält man dasselbe. Ja wenn es im Schmelzen überkocht, ist es gar aus zu schätzen, daß es von un-

reinem Theer gemacht worden. Das allermeiſte Pech wird in Thüringen und Finnland bereitet; jedoch wird auch in der Liebenwerdiſchen, Torgauiſchen, Düberiſchen Heyde und andern Orten mehr viel Pech gemacht, beſonders aber in den Pechwäldern, als dem Schwarz- und Harzwalde, an der Schnerbergiſchen Mulde, der ſich am Streitberge anhebet, und bis an die Mulde gehet; ingleichem an dem Wieſenthaliſchen Fichtelberge. Die Crotendorfiſchen Einwohner harzen und ziehen nicht allein umher in der Nähe, ſondern auch in der Ferne, ziehen in andere Länder, dingen den Grundherren ganze Wälder ab, ſieden Pech daſelbſt, und bleiben oft zu halben Jahren aus. In dem Amte Grühayn giebt es gleichfalls viele Pech- und Harzwälder, die um Zins, gleichwie die übrigen Churfürſtlichen Wälder, von Amtleuten ausgelaſſen werden. Das ſchwarze harte Pech, welches, wenn daran geſchlagen wird, wie Glas ſpringet, und von Stockholm weit und breit verführet wird, gebraucht man, die Schiffe damit zu vertheeren, und heißt daher auch Schifpech; wiewohl dieſes nicht mehr pur, ſondern mit gemeinem Harz, Theer und Seiffe vermiſcht, in dieſem Falle verbraucht wird. Mit dieſem kommt überein das Schuſterpech. Beyden wird eine anziehende Kraft zugeſchrieben, ſo, daß man dergleichen zu Pflaſtern gebrauchet. Es wird auch in Tonnen gegoſſen, wovon es den Namen Tonnenpech führet. Aus einem Ofenbrande bekommt man gemeiniglich fünf bis ſechs Tonnen hartes Pech.

Aus dem Pechе, wenn es mit Wein genugſam durch das Kochen gereiniget, und alsdenn mit gebranntem Alaun und Salbeyblättern in einer Retorte einigemal abgezogen worden, entſtehet ein treflich balſamiſches Oel, welches wider alle Zufälle der Nerven und Gelenke ein herrliches Mittel, auch zu Geſchwären nützlich zu gebrauchen iſt. Aus demjenigen aber, was bey Ausziehung dieſes Oels in der Retorte zurücke bleibet, kann das feineſte Colophonium annoch gekocht werden.

Da die Pechöfen viel Holz freſſen: ſo pfleget man das Pechſieden nur an ſolchen Orten zu dulden, wo Holz im Ueberfluſſe iſt, und aller Unordnung durch gute Aufſicht vorgebeuget werden kann. Und da auch insgemein die gegründete Klage bey dem Forſtweſen vorkommt, daß dem Holze durch das Pechritzen ungemeiner Schade geſchehe; ſo hat die ſchwediſche Geſellſchaft der ökonomiſchen Wiſſenſchaften die Frage aufgeworfen: wie das Pech auf eine denen Wäldern, ſo viel möglich, unſchädliche Weiſe zu erhalten, da man doch dieſe Materie nicht entbehren kann? In Erwartung einer andern Erfindung ſcheinet die hier vorgeſchlagene zweyte Art, Pech zu ſieden, die geſchickteſte zu ſeyn, wenn man, da in Tannen- Kien- und Fichtenwäldern, weil ſie mit ihren Wurzeln nicht tief in der Erde ſtehen, ohnedem ſehr häufige Windfälle vorfallen, dieſe nebſt denen ohnedieß zur Beförderung des Anflugs auszurottenden Stöcke und Wurzeln, vermittelſt der Ofenbrände zum Pechſieden

sieden allein anwendete, dieses Holz aber nicht verdorren und zu schlechtem Leseholze werden liesse.

Pechhauen, s. Harzreissen.

Pechhauer, s. Harzreissen.

Pechhütten, sind eigentlich solche Hütten, oder Gebäude, welche zum sogenannten Pechbrennen oder Sieden eingerichtet sind. Diese Pechhütten können aber dem Eigenthümer einer Heyde sowohl Nutzen als vielen Schaden bringen. Es ist nicht wohl gethan, wenn sie in Wäldern angeleget werden, weil hierdurch ein grosser Platz von Holze abgeräumet und zu Schanden gemacht, auch die Wildbahn in den Dickichten hierdurch verderbet wird. Noch schlimmer aber ist es, dafern man die Pechmeister und deren Kienroder oder Harzlocher und Reisser nach ihrem eigenen Gefallen handthieren läßt, daß sie die Fichten, Kiefern und Tannen im Walde umher, wo es ihnen gefällt, ritzen und lochen, ingleichem die Kienstöcke roder in dem ganz jungen Ausfluge und in dickichten roden mögen, und die Einrichtung, wo die Pechbrenner viel und mehr Schwöhlholz bekommen, oder nach ihrem Belieben nehmen dürfen, als sie benöthiget sind, kann keinesweges Nutzen schaffen. Mancher Pechbrenner giebt vor einen Ofen Kien 8 bis 10 Thlr. bekommt zum Brennen oder Schwöhlen, so viel er haben will, da er wohl vor 4 bis 5 Thlr. Schwöhlholz verthut; beydes aber könnte zum Verkauf zu Feuerholz besser und höher, als zum Pechofen gebraucht, und an den Mann gebracht werden. Bey solchem Haushalten heitzet solches Volk zugleich, nebst dem Pechofen 2 bis 3 Stuben, setzet auch wohl Branntweinblasen an, und machet noch viel andere Streiche.

Einige Pechöfen geben jährlich gar nur überhaupt, vor ein gewisses Revier Heyde oder Waldung einigen Zins, und bekommen dabey alles Schwöhlholz mit, welches zwar nur auf einen Ofen in 2 oder 3 Fudern bestehen sollte; sie holen aber wohl 5 bis 6 Fuder; mithin sind solche Pechhütten mehr schädlich, als nützlich. Besser ist es, wenn diese an einer Seite des Waldes angebauet werden, wo dabey Wasser ist, das Roden der Stöcke aber entweder sogleich hinter den Holzhauern her aus den jungen Schlägen und Gehauen, oder aber in solchen Oertern geschiehet, wo der junge Aufing fein hoch wieder erwachsen, und zum Theil abzusterben, auch das Holz sich unten her von den Aesten zu reinigen anfänget, daß man den ausgerodeten Kien auf denen alten Wegen hinausschaffen kann, und deshalber keine neue zur Abfuhre machen darf, den ausgerodeten Kien aber in Klaftern, Malter oder Schragen nach ordentlichem Maase setzen lassen, und also denen Pechmeistern verkaufen, mit dem Schwöhlholze aber gleichergestalt verfahren kann. Auf diese Weise weißt der Eigenthümer, was er vor Kien und Holz jährlich bekömme, und wird gewiß nicht Schaden leiden. Bey dem Harzreissen thut ein Besitzer des Holzes, wo dieses geschiehet, wohl, wenn er sich den jedem

Keſſel oder Sud Harze ein gewiſſes geben, und das Schwöhlholz abſonderlich bezahlen läßt; das Harzreiſſen oder Schaben aber in keinem andern Orte einräumet, als wo künftiges Jahr, oder aufs höchſte im andern Jahre darauf, geholzet werden ſoll, und nicht die ebenſten Bäume zum Nitzen und Harzſchaben anweiſet. Diejenigen hingegen, daran dieſes geſchehen ſoll, mit des Forſtbedienten Maalhammer, Stempel, oder Waldeiſen, bezeichnen läſſet. Das Gebäude einer Pechhütte iſt gemeiniglich ſchlecht beſchaffen, meiſtens von Holz aufgebauet, und mit Bretern beſchlagen und beleget, nur daß kein Regen und Schnee hineinfallen kann, und die Arbeiter alſo im Pechſieden vor dem darinnen befindlichen Ofen nicht hierdurch gehindert werden.

Pechrinnen, werden die im ſchwarzen Holze zu Loch-, Mahl- und Grenzbäumen angenommene und gehörig bezeichnete Bäume genennet, wenn die Lochen oder heraus gehauenen Plätze mit Harze wieder überzogen, und faſt unkenntlich gemacht worden ſind.

Pechſcharren, ſ. Harzreiſſen.

Pechſieden, ſ. Pech.

Peißker, ſ. Beißker.

Pellis, ſ. Balg.

Pentiere, ein Garn, welches zum Vogelfange gebraucht, und ſonſt auch ein Häng- und Ziehgarn genennet wird. ſ. Hänggarn.

Perca, ſ. Barſch, Sander.

Percer, heißt in der franzöſiſchen Jägerey ſoviel, als Durchſtechen oder Durchgehen, und wird beſonders von einem Stücke Wild geſagt, welches, da es geſaget wird, entfliehet und zu Holze eilet, ohne ſich aufzuhalten.

Perche, ſ. Barſch.

Perche d'Oiſeleur, ſ. Kolben.

Percnon, ſ. Adler.

Percnopteros, ſ. Adler.

Perdix, ſ. Rebhun.

Perdix ruſtica, ſ. Schnepfe.

Perdrix, ſ. Rebhun.

Perdrix blanche, ſ. Schneehun.

Perdrix de Montagne, heißt bey den franzöſiſchen Jägern ein Haſelhun, oder Birkhun.

Perlen, franz. *Perleure*, *Perlure*, heiſſen in der Jägerſprache die krauſen Knöpfgen an dem Geweyhe des Hirſches, weil ſie faſt wie Perlen geſtaltet ſind.

Perlenfiſch, ſ. Perlfiſch.

Perleure, ſ. Perlen.

Perlfiſch, **Perlenfiſch**, edler Weisfiſch, ein ſonderlich in Oeſterreich bekannter Fiſch, welcher vornemlich in dem Atterſee gefangen wird. Er wächſet zu zwey, drey, auch wohl bisweilen zu vier Spannen lang, wird ziemlich dick, hat einen kurzen gedruckten Kopf, faſt wie ein Karpfe, und ziemlich groſſe Schuppen. Das Männlein iſt Maymonate am Kopfe, Rücken, und über dem ganzen Leib voller weiſſen harten Täpflein, wie mit Perlen beſetzt, daher er auch ſeinen Namen erhalten; dieſelben aber vergehen ihm nach dem Strie-

che wieder. Das Weiblein hingegen hat schwarze Tüpflein. Der Rücken ist dunkelblaulicht und aschfarbicht. Der Bauch weißröthlicht, hat oben eine Flossfeder, und unten drey gedoppelte; Die Augen sind schwarz, mit einem gelben Umkreis eingefasset. Von diesem Fische ist das ganze Jahr über nichts zu sehen, ausser im May, da man sie in Neussen, und auch in Wathen, ihrer zu Zeiten dreyßig bis vierzig, auf einen Zug fänget. Ihr Fleisch soll ein herrliches und delicates Essen, und ziemlich wohl zu verdauen seyn. s. a. Weiße fisch.

Perlare, s. Perlen.

Perlinen, s. Africanische Hüner.

Pertica, s. Leimstange, Meßkette.

Pes, s. Tatze.

Pescheur, s. Eisvogel, Fischer.

Pescoporco, s. Centrina.

Pesse, *Pignet*, lat. Arbor picea, heißt bey dem französischen Forstwesen ein Harzbaum, oder vielmehr eine bey uns sogenannte Kiefer. s. Harzholz, Kiefer.

Petits, heissen in der französischen Weydmannssprache die Zucht oder Jungen der Thiere, lat. Foetus, Catuli, Pulli.

Petzen, Bätzen, nennet man die Hunde weiblichen Geschlechts. s. Bätze, Hund.

Peuce, s. Fichte.

Peuplier, s. Pappel.

Pfähle, s. Schirrholz.

Pfänden, s. Pfändung.

Pfändung, Pfanden, Pfandung, Pfanden, lat. Pignori accipere, Captio Pignorum, franz. *Prendre en Gage*, heißt, wenn auf eines Eigenthumsherrn Grund und Boden ein Fremder entweder selbst, oder durch sein Gesinde, Vieh u. s. f. zu dessen Schaden etwas widerrechtliches vorzunehmen sich unterfängt, auf dieser That aber angetroffen, und zum Erweis, daß er oder die Seinigen auf diesen verbotenen Wegen sich finden und betretten lassen, ihm bey so gestalten Sachen etwas von denen an oder um sich habenden Mobilien, nicht weniger einiges von des Beleidigers Vieh, sodenn an dem Orte, wo der Schaden geschehen, und sogleich, nicht aber erst einige Zeit darnach, abgenommen, und unverzüglich in diejenigen Gerichte geliefert, nicht aber in seinem Hause behalten wird, wohin der Acker oder Platz gehöret: (denn sonst nimmt es der Richtes des Orts vor eine Verschmähung und Injurie auf), woselbst alsdenn nach Sächsischem Rechte, nach welchem aber auch insonderheit die bemeldete Lieferung des Pfandes in die Gerichte eigentlich erfödert wird, alle Nacht drey Schillinge, oder drey Sechszehenpfenniger, so lange gegeben werden müssen, bis es gelöset, oder wenn es nicht gelöset wird, bis selbige den Werth des Pfandes übersteigen, und dasselbe sodann verlohren gehet.

Insonderheit findet in Ansehung der Uebertretter der Wald- und Forstordnungen dieses Recht

in Pfänden statt. Es ist eine Wirkung des Forstrechts, und bestehet entweder in Abnehmung einer Axt, oder Ketten, Pferd, Wagen, Brodsack, u. d. g. Sachen, so sie bey sich haben. Es sollen aber die Forstbediente das Pfand nicht bey sich behalten, sondern, wo es möglich, noch selbigen Tages, oder zum wenigsten des anderen Tages darauf, in das Amt, oder an wen sie sonsten diesfalls gewiesen sind, einliefern, dabey ausdrücklich melden, wer, und an welchem Ort, und welchen Tag, auch woran derselbe sich strafbar gemacht, und alles in die Pfandregister einzeichnen lassen, und im geringsten sich mit keinem heimlich vertragen, bey ernstlicher und nachdrücklichster Strafe.

Seckendorf im deutschen Fürstenstaat, part. 3. cap. 3. sect. 6. §. 10. Krebs de ling. & lapid. part. 1. class. 4. sect. 18. 33. num. 1. seqq.

Wenn nun die, so gepfändet worden, sich im Amt, oder wo das Pfand lieget, angegeben, und angelobet, sich auf jedesmaliges Erfordern wiederum zu stellen, oder, da es ein Fremder, die Wiederstellung verbürget; solchenfalls kann ihm das Pfand verabfolget werden. Wenn aber das Pfand aus Trutz und Halsstarrigkeit etliche Tage und Nächte unangesuchet stehen verbleibet, und nicht abgelöset wird; so fällt es sodann, als verstanden, dem Amt oder Richter anheim.

Kraisser de jur. venand. cap. 15. *Carpzov.* part. 2. constit. 27. def. 6. *Stryck.* dissert. de jur. pignor. cap. 5. num. 18.

Wird aber das Pfand von dem Eigenthümer abgefordert; so muß gemeiniglich, nebst der Strafe, das herkommliche Pfandgeld erleget werden, und wird an etlichen Orten für ein jedes Pfand ein Kopfstück, anderswo aber weniger gegeben. Nach der Hochfürstl. Braunschweig-Lünenburgischen Forst- und Holzordnung de Anno 1591. ist von einer Axt ein Silbergroschen, von einer Barten ein Mariengroschen, von einem Wagen, da eine Kette davon genommen wird, 5 Mariengroschen, von einem Pferd 1 Mariengroschen, und von einem Schäfer oder Hirten 5 Mariengroschen zu erlegen.

Carpzov. part. 2. constit. 27. def. 5. *Stryk.* cit. dissert. cap. 5.

Immittelst sind gleichwohl die Pfandungen, die zumal unter Privat-, und solchen Personen geschehen, die Fürsten und Ständen des Reichs unterworfen sind, mithin unter einer gewissen Obrigkeit stehen, mit gewisser Maaße vorzunehmen. Es wird

1) erfordert, daß durch die gepfändete Sache geschädet worden; hieran aber ist nichts gelegen, ob eine Sache unmittelbar geschadet, oder, ob sich jemand derselben, als eines Instruments, um damit Schaden zu thun, bedienet habe. Daher wenn sich jemand der Jagensgerechtigkeit auf des andern Grund und Boden anmasset, und die Netze und Garne aufstellet; so mag man diese Sachen gar wohl pfänden; denn ob sie gleich nicht selber Schaden thun, so wird

wird doch dem andern damit geſchadet; alſo auch, wenn jemand in eines andern Forſt Holz fället; ſo pfleget ihme die Art, als das Inſtrument, womit er Schaden thut, abgenommen zu werden.

Stryck. diſſert. de jur. pignorand. cap. 4. num. 6. ſeqq.

Es wird 2) erfordert, daß die Pfandung auf friſcher That, und zumalen auch an dem Ort, wo der Schaden geſchehen, vorgenommen werde. Woraus denn zu ſchlieſſen, daß, wenn einiges Vieh in einem Walde Schaden gethan, ſolchen aber, ehe der pfändende dahin gekommen, ſchon wiederum verlaſſen, die Pfändung ſodann mit Recht nicht geſchehen könne, maſſen die Pfandungsfreyheit, die einem auf dem Seinigen zuſtehet, auf fremde Güter, auf welche dem Pfänder kein Recht zuſtehet, nicht darf ausgedehnet werden; wiewohl ihm die Pfandung auf einem andern dort herumliegenden und anſtoſſenden Wald, ſo ihm ebenfalls zugehörig, vorzunehmen unverwehret iſt, obgleich in demſelben der Schade nicht geſchehen; gleichwie ihm auch erlaubt iſt, ein ſolches Thier, ſo ihm auf dem Seinigen Schaden gethan, wenn es durchgehet, und ſich los reiſſet, zu verfolgen, und auf eines andern Grund und Boden zu ergreiffen.

Stryck. diſſert. de jur. pignorandi, cap. 4. num. 15. ſeqq.

Es wird 3) erfordert, daß zwiſchen der gepfändeten Sache und dem zugefügten Schaden einige Proportion und Gleichheit ſeye, mithin nicht alles Vieh oder die ganze Heerde, ſondern nach Beſchaffenheit des zugefügten Schadens, ein oder zwey Stücke genommen werden, wiewohl ein kleiner Exceſs nicht geachtet wird.

Klock. de Contribut. cap. 19. num. 2. 4. 6. *Stryck.* d. l. cap. 4. num. 23. ſeq. & num. 27.

Es wird 4) erfordert, daß das gepfändete Vieh verwahrlich und unverletzt aufbehalten werde; denn weil durch ſothanes Pfänden dieſes intendiret wird, wie man zu Erſetzung ſeines Schadens gelangen möge; ſo iſt nicht erlaubt, dem gepfändeten Vieh ſelbſt einigen Schaden zuzufügen, oder ſelbiges gar umzubringen.

Mev. part. 1. decil. 34. num. 18. *Stryck.* d. cap. 4. num. 31. ſeqq.

Hiernächſt ſollen auch die Forſtbediente, weil ihnen in Anſehung deſſen, daß ſie mit Eydespflichten belegt ſind, in ihren Anzeigungen Glauben beygemeſſen wird, ſich wohl in Acht nehmen, daß ſie ihre Pflicht und Gewiſſen bedenken, und nicht etwa aus Feindſchaft, Haß und Neid, oder anderer Urſachen willen, Leute angeben und aufzeichnen laſſen, die doch keinen Schaden im Walde gethan, um nur ihr Müthlein an ihnen zu kühlen, und Pfandgeld zu bekommen; gleichwie ſich auch nicht geziemet, die Leute, die ſie über dergleichen verbothenen Dingen betretten, zu ſchlagen, und zu verwunden; ſondern ſie ſollen dieſelbe, nach Befinden des Verbrechens

brechens pfänden, und obgedachter massen das abgenommene Pfand an gehörige Orte liefern.

Seckendorf im deutschen Fürstenstaat, part. 3. cap. 3. sect. 6. §. 10.

Hingegen darf man auch dem Pfänder sich nicht widersetzen, welches die Pfandkehrung genennet wird; denn sonst wird der, so sich widersetzt, und die abgepfändete Sache verabfolgen zu lassen, sich weigert, oder dem Forstbedienten das Vieh wieder abnimmt, mit einer Strafe beleget.

Coler. de process. execut. part. 1. cap. 3. num. 6. *Stryck.* us. modern. ad ff. tit. si quadrup. paupper. fec. §. 17. & cit. dissert. cap. 6. num. 39. seqq.

Und wenn der, so betretten und gepfändet wird, bey erfolgter und anhaltender Widersetzlichkeit um das Leben kommt; so kann ein solcher Forstbedienter dieserhalben mit der ordentlichen Todesstrafe nicht beleget werden; sondern es hat entweder nur eine ausserordentliche, oder nach Befinden der Umstände, gar keine Strafe statt.

Rutger. Ruland. de Commissar. & Commission. part. 3. libr. 3. cap. 4. num. 14. *B.* de *Lyncker.* Cent. 5. decis. 490.

Also sind, wie *Rudger Ruland loc. cit.* bezeuget, Mandata sine clausula de relaxando præfecto silvarum captivo, den Forstmeister betreffend, welcher jemanden, der sich in dem Wald solcher gestalt betretten lassen, und sich ihme nicht ergeben wollte, darüber um das Leben gebracht, in causa Hessen contra Braunschweig decernirt worden, aus Ursach, weil der Forstmeister hierinnen sein Amt verwaltet, und nach denen, sowohl natürlichen, als gemeinen beschriebenen Rechten, erlaubt und zugelassen ist, sein Recht und seine Possession wider den Turbanten zu vertheidigen, und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben;

l. 3. ff. de Just. & Jur. l. 3. cum igitur ff. de vi & armat.

so gar, daß, wenn er gleich den Turbanten entleibet, und dessen, ohne Gefahr seines eigenen Lebens nicht hat schonen können, er deswegen als Mörder und Todtschläger nicht gestraft werden mag.

l. 4. §. lex. ff. ad Leg. Aquil. l. furem ff. ad Leg. Cornel. de Sicar. §. 3. Inst. de Leg. Aquil. ibique *Hopp.* & Dd. commun. *Ruland.* d. cap. 4. num. 14. seqq.

Die Gegenpfändungen, (Repignorationes) sind ebenfalls nicht erlaubt, d. i. man darf des pfändenden Vieh oder andere Sachen, der blossen Pfändung halber, nicht wieder pfänden und wegnehmen, weil solche Pfändungen nicht zur nothwendigen Defension, die auf frischer That geschehen solle, angesehen, und daraus vielmals zwischen denen Partheyen grosse Weiterungen und Irrungen entstehen; sondern alsdann erst, wenn

wenn durch des Pfänders Vieh, oder andere Sachen, uns Schaden und Nachtheil geschehen; doch muß man solche, nach Erstattung des Schadens, oder Interesse, dem Eigenthümer sogleich wieder verabfolgen lassen; keinesweges aber so lange zurükke behalten, bis das zuvor abgenommene Pfand wieder eingehändiget worden.

Wehner. Observat. pract. voc. Gegenpfändung. *Gail.* de Pignorationib. Observ. 12. *Blum.* Proceß. Cameral. tit. 30. §. 110. *Killinger* de jur. venand. thes. 14.

Pfaffenhödlin, s. Spindelbaum.

Pfaffenholz, s. Spindelbaum.

Pfaffenhücklein, s. Spindelbaum.

Pfaffenmützen, s. Spindelbaum.

Pfaffenpfötgen, Pfefferveiselholz, Kleine Küstern, ist ein vestes Holz, und dienet insonderheit den Schustern zum Pflöcken in die Absätze. Es wächset aber jährlich nicht stark, wie es denn auch überhaupt keine Staudengröße bekömmt, sondern es bleibet niedrig, und schlägt in viele Nebenäste aus; daher es zu Anlegung lebendiger Heckenzäune dienlich ist, welche es von unten her fein dichte hält. Dessen Schaale siehet grün, und ist mit vier weissen, dürren Strimen versehen, welche auf der grünen Schaale erhoben, und gerade, wie in einem gleichwinklichten Quadrate, herunter stehen. Seine Frucht bestehet in kleinen rothen Beerlein, welche viereckigt, doch aber in den Ecken rund sind, und gar artig aussehen. Die äusserste Schaale der Beere wird im Herbste hart, und thut sich voneinander, daraus kommen vier *Orange-* oder Pomranzenfarbene Kernlein, daran das Gelbe zwar als eine zähe Haut, inwendig aber ein weisser knorpelichter Kern ist, welchen die Meise, Rothkehlgen und andere kleine Vögel gar gerne suchen, und sich davon nähren, aber auch damit gefangen werden. Es pflanzt sich durch seinen Saamen, oder von den Kernern fort, und ist zwar ein gutes Holz zur Feuerung; aber wegen seines sparsamen Wuchses wird es zu Schlagholze nicht viel geachtet, und daher ist man auch wegen dessen sonderlicher Fortpflanzung nicht viel bekümmert.

Pfaffenröslein, s. Spindelbaum.

Pfahl, franz. *Epieu*, *Pau forcean*, heißt bey den Jägern und Vogelstellern ein Stock oder Forchel, woran ein Netze oder Garn befestiget ist. s. Zeug.

Pfahleisen, Hopfenstickel, Stricheleisen, lat. *Vectis*, ist eine ohngefähr zwey Ellen lange eiserne Stange, an dem einen Ende mit einem starken und wohlgespitzten Kolben oder Kopfe versehen, mit welchem man Löcher in die Erde stößet, Hopfenstangen, oder Zaun- und Baumpfähle, und bey dem Jagen die Netzlein darein zu stecken, Weiden zu setzen, und dergleichen.

Es

Es schicken sich alte Flintenläuffe gut dazu, wenn man sie mit Bley ausfüllet, oben zu, und unten den gedachten starken Kolben daran schmieden lässet. Man hat derselben theils grosse, theils kleine.

Pfalz, s. Falzen.

Pfalzen, s. Falzen.

Pfanden, s. Pfändung.

Pfandkehrung, s. Pfändung.

Pfandregister, wie sie zum Erweis der forstlichen Obrigkeit dienen, s. Forstgerechtigkeit, lit. E) a).

Pfändung, s. Pfändung.

Pfannenstiel, s. Meise.

Pfeffern, den Vogel pfeffern, franz. *Poivrer l'Oiseau*, wird bey den Falkenierern gesagt, wenn sie den Vogel oder Falken, welcher die Raude oder Wurm hat, mit Wasser, darinnen sie Pfeffer zergehen lassen, abwaschen. Sonst geschiehet dergleichen auch wohl, wenn man sie verrichten will.

Pfefferreitelholz, s. Pfaffenpförgen.

Pfeffervögelein, s. Seidenschwanz.

Pfeiffe, lat. Fistula, Tibia, franz. *Flute*; ein musicalisches Instrument, welches mit dem Munde geblasen wird, und entweder aus Holz, Horn, Bein, oder auch aus allerhand Metallen bestehet. Die Vogelsteller und Jäger brauchen allerley Lockpfeiffen, Wachteln, Enten, Meisen, Hasen, und anderes Wildpret dadurch zu locken, wovon die verschiedene Arten unter der Benennung dieser Thiere zu finden. s. a. Ruf.

Pfeiffen, Pfiff, wird in der Jägersprache von den Fischottern gesagt, wenn sie sich hören lassen, und einander, zumal zur Ranzzeit, zurufen. s. Fischotter.

Pfeiffenten, Speckenten, sind den Schmalenten an Grösse gleich, haben aber kürzere Hälse und Schnäbel, braune Köpfe, sind am Bauche weiß, und haben braun, und weißbunte Flügel. Sie finden sich zur Herbst- und Winterszeit auf dem Zug an den offenen Quellen und Flüssen ziemlich ein, hecken aber hierum nicht, ausser in grossen Brüchen. Es ist eine fette und wohlschmeckende Ente. Im Fliegen pfeiffen sie, wie auch, wenn sie einfallen.

Pfellen, Fellen, sind kleine Fische, wie die Gründlinge; haben aber viel bitterer Galle und schmecken auch bitter.

Pferdhirsche, s. Hirsch.

Pferren, s. Baal.

Pfiff, s. Pfeiffen.

Pfonnen, eine Gattung kleiner Fischlein, welche sauberlich in Oesterreich ob der Ens, in dem sogenannten Kammer- oder Attersee, meistentheils um Michaelis, in die 6 Wochen nacheinander, auch wohl zuweilen im May, jedoch alsdenn nicht so häufig, gefangen werden, und keine ordentliche Laichzeit haben. Diese Art Fischlein ist so delicat und zart, daß sie abstehen, so bald sie aus ihrem Muttermasser kommen, und müssen daher sogleich gesotten werden.

Pflaumbaum, s. Pflaumenbaum.

Pflaumenbaum, Pflaumbaum, lat. Prunus, franz. *Pruhier*, ist ein von seiner Frucht bekannter Baum, davon es 2 Hauptarten giebt, den zahmen und wilden. Der wilde ist, wie mehrere wilde Obstbäume, von der Beschaffenheit, daß dessen Frucht gar selten geräth, und etwas davon hängen bleibt. Und was wirklich bleibt, das kommt noch seltener in rauhen Gebürgen, wo es schon im September kalt wird, zur Reiffe. Hingegen sind sie in niedrigen Landforsten und Feldbüschen, wo eine gelinde Witterung ist, noch wohl fortzubringen. Unter allem Obst erfordert dieser Baum die gelindeste Witterung und den längsten Sommer, weil dessen Frucht am spätesten reif, und durch einen kleinen Frost wässericht und verdorben wird, auch der Stamm am leichtesten erfrieret. Das Holz ist hart, dabey aber spröde, hat eine schöne braunrothe Farbe, und ist für Drechsler und Tischler zu allerhand Geräthe und Instrumenten brauchbar.

Pfleglich, ist ein altes Holzwort, womit unsere Vorfahren angedeutet, daß man mit schlagbarem Holze wohl nützlich, jedoch mit Maaße und sparsam, als ein Pfleger und Verwalter, dem ein Gut anvertrauet ist, umgehen, und vor allen Dingen das junge Holz und Wiederwachs bester massen befördern, und vor Beschädigung schonen solle. s. a. Abholzen.

Pflegliches Abholzen, s. Abholzen.

Pfosten, Dielen, lat. Postes, franz. *Poteaux*, nennet man diejenigen 3 bis 4 Zoll starken, eichenen oder kiefernen langen Breter, so da in einer Haushaltung zu vielerley Nutzen angewendet, und theils von Zimmerleuten, theils von Tischern verarbeitet werden. Ein sorgfältiger Landmann soll nach der Beschaffenheit und Gröſſe seiner wirthschaftlichen Gebäude immerzu einige derselben im Trocknen vorräthig haben, damit sie bedürfenden Falls gleich bey Handen seyn, und verbraucht werden können. Sonst aber ist auch das Pfosten- und Dielenschneiden von Eichen in Wäldern kein geringer Ruin sowohl der Bäume an sich selbsten, als der höchstnützlichen Mastung zahmer und wilder Thiere, welche hierdurch vertilget und verstöhret werden; massen nicht nur die Wildbahn an Roth, und Schwarzwildpret, welches sonst daselbst seine Nahrung, Stand oder Wechsel gehalten, sondern auch in der Wirthschaft die nützlichsten Mastschweine, und daher rührende Schinken- und Speckmutzungen, so man vormals haben können, auf einmal mit künftigem, aber allzuspät zu bereuendem Schaden, der Nachwelt hinweggerissen werden. Wie denn bereits Zeithero einige absonderliche hierzu ergebene Kauf- und Handelsleute aus Holland, und zum Theil auch aus Hamburg, diesen Handel mit grossem Verlage vieler Summen Geldes getrieben, und den deutschen Herren durch verblendung ihrer Silbermünze manche schöne Eiche abgenöthiget haben.

Pfoſtenſchneiden, ſ. Pfoſten.

Pfote, ſ. Tatze.

Pfriemenkraut, ſ. Geiſter.

Pfrillen, ſind kleiner Fiſchlein, welche in den Bächen, wo es Grundlinge und Schmerlen giebt, gerne ihren Aufenthalt haben. Sie ſind am Rücken oben dunkelbraun und fleckicht, am Bauche aber weißlicht und faſt aſchenfarbig. Sie haben ein geſundes Fleiſch, ſind aber etwas bitter am Geſchmäck, welcher ihnen jedoch benommen werden kann, wenn man das Eingeweyde ausnimmt, und ſollen ſie am beſten ſeyn, wenn ſie voll Rogen ſind. Sie ſtreichen im May, und werden den ganzen Sommer durch in kleinen engen Reuſſen, und mit Fiſchbeeren gefangen.

Pfuhlſchnepfen, ſ. Schnepfen.

Pfund, iſt auch ein weydmänniſches Wort, und heißt ſo viel, als ein Streich oder Schlag, dergleichen derjenige, ſo bey einem Jagen durch unrechte Benennung derer dabey vorkommenden Dinge einen Fehler begangen, an der Zahl 3 mit dem Weydmeſſer, vor den Hintern zur Strafe zu bekommen pflegt. ſ. Weydmeſſer, Blat.

Phœnicurus, ſ. Rothſchwänzlein.

Phaſian, ſ. Faſan.

Phaſian, ſ. Faſan.

Phaſianus montanus, ſ. Birkhahn.

Philomela, ſ. Nachtigall.

Phoxinus ſquamoſus, ſ. Rochfeder.

Phyllirea, ſ. Rheinweiden.

Phyſic, ſ. Naturlehre.

Pica, ſ. Elſter.

Piceaſter, ſ. Kiefer.

Pickbeere, ſ. Heidelbeerſtrauch

Pickmeiſe, ſ. Meiſe.

Picus, ſ. Specht.

Picus Martis, ſ. Baumhecker.

Pie, ſ. Baumhecker, Elſter.

Pied, ſ. Spur.

Pieumart, ſ. Baumhecker.

Pigeon, ſ. Taube.

Pignet, ſ. Peſſe.

Pignölen, ſ. Fichte.

Pignoles, ſ. Fichte.

Pilæ caprarum ſ. Damarum, ſiehe Gemſenkugeln.

Pillart, ſ. Stöber.

Pimpelmeiſe, ſ. Meiſe.

Pinäpfel, ſ. Fichte.

Pinaſſe, ſ. Rothtanne.

Pinaſter. Pinus montana, Pinus ſilveſtris, franz. *Pinaſtre*, *Pin ſauvage*, im Deutſchen von einigen Bergzirbel oder Bergzürbelbaum genannt, iſt eigentlich nichts anders, als die Kiefer.

Pinaſter conis erectis, Pinaſter Pumilio montanus, auſtriacus, ſ. Fichte.

Pinckerte, werden die Finken genennet, ſo im Bauer ſind, und bey

bey dem Vogelheerde pluckern und locken. ſ. Finke, Vogelheerd.

Pinçon, ſ. Finke.

Pinea, ſ. Fichte.

Pinei, ſ. Fichte.

Pineolen, ſ. Fichte.

Pinguedo Caſtorei, ſ. Bibergeilfett.

Pinien, ſ. Fichte.

Pinienäpfel, ſ. Fichte.

Pinienbaum, ſ. Fichte.

Pinienzapfen, ſ. Fichte.

Pinſon, ſ. Buchfinke, Finke.

Pinus, ſ. Fichte.

Pinus ſilvatica, montana, vulgaris, ſ. Kiefer.

Pinus ſativa, domeſtica &c. ſ. Fichte.

Pinus ſilveſtris Mugo &c. ſ. Fichte.

Piquer, gehöret unter die Zahl der Jäger, und muß dieſe Kunſt wohl erlernet haben, Hirſchgerecht ſeyn, vollkommen reuten können, und ſein Pferd wohl zu zwingen wiſſen, damit er durch Dickungen, Stangen und Baumholz ſich hurtig und behende durchwickeln kann. Hiernächſt ſoll er das Parforce- und Jagdhorn ferm blaſen, die Hunde von der ganzen Meute bey Namen nennen, und wohl obſerviren können, welches die beſten ſind, worauf man ſich verlaſſen kann, wie ſie in Ordnung, und ſowohl die alten, als jungen in gute Arbeit zu bringen ſind. Es hat auch wöchentlich ein Piquer um den andern die Fütterung, und was bey den Hunden nöthig, in Acht zu nehmen, und den Aufgang des Futters, Strohes u. d. g. in Rechnung zu bringen.

Pirus, ſ. Birnbaum.

Piſces ovipari, ſ. Rögner.

Piſces rapaces, ſ. Raubfiſche.

Piſciculi gregatiles, ſ. Gründling.

Piſcina, ſ. Teich.

Piſcine, ſ. Teich.

Piſcis, ſ. Fiſch.

Piſcis aculeatus, ſ. Stichling.

Piver, ſ. Specht.

Pivert, ſ. Baumhecker.

Pivoine, ſ. Grasmücke.

Plätziger Hau, ſ. Gehau.

Plaga, ſ. Weltgegend.

Plagge, heißt ein unter den Bäumen im Walde gehauener Platz, da man Heide und Gras abhauet, und damit leicht denen Wurzeln Schaden thut. Es wird das Plaggemachen genennet, und iſt in verſchiedenen Forſtordnungen verbothen.

Plaggemachen, ſ. Plagge.

Plane, ſ. Ahorn.

Planer, ſ. Schwingen.

Planta Oſiridis. ſ. Epheu.

Plauteur, Holzplanteur. In der Fürſtl. Heſſen-Caſſeliſchen Verordnung, welche 1724. wegen des Baumpflanzens ergangen, iſt wegen der Holzplanteurs folgendes weißlich verfüget worden.

Wir wollen die Veranſtaltungen machen, daß die bereits vorhandene, und noch weiters zu beſtellende Planteurs auf gewiſſe Diſtrikte angewieſen werden,

den, um nicht allein daſelbſt die Unerfahrne im Setzen, Propfen und nöthiger Pflege derer Bäume zu unterweiſen; ſondern auch auf die Baumſchulen, und ob dieſem Edict nachgelebet werde, acht zu geben. Zu welchem Ende ein jeder dieſer Planteurs ſich alljährlich, wenigſtens zweymal, nemlich im Februar und Merzen zum erſten, und im October zum zweyten male, an alle Orte ſeines Bezirks erheben, wie das Pflanzen ſeit der vorigen Viſitation geſchehen, und in was Stande ſich die Baumſchulen und geſetzte Stämme befinden, in Augenſchein nehmen, was daran zu verbeſſern, auch wie und wo den folgenden Herbſt oder Frühling damit zu continuiren ſey, anordnen; wie er alles befunden, aufſchreiben, und ſolches zu Ausgang eines jeden Jahres zu Unſerer Regierung einſchicken ſoll, ohne dabey das geringſte weder in Gelde, noch ſonſten von jemand anzunehmen, weniger zu fordern, maſſen Wir wegen ihrer der Planteurs ohnumgänglichen Unterhaltung gewiſſe Verordnung zu thun, gemeynet ſind.

Es hat aber dabey die Meynung gar nicht, daß die Beamte es ſolchergeſtalten auf die Planteurs mögen ankommen laſſen; ſondern ſie ſollen mit und neben Bürgermeiſter und Rath hauptſächlich für die Beobacht, und Vollſtreckung dieſer Unſerer Verordnung reſponſable ſeyn, und wie derſelben von ihren Amtsuntergebenen, und andern in ihrem Amtsbezirk ſeßhaften, obſchon ihrer Bothmäßigkeit nicht unterworfenen Innwohnern, wie auch ſelbſt von denen Planteurs, nachgelebet worden, zu Ausgang eines jeden Jahres ebenfalls an Unſere Regierung umſtändlich berichten. Inzwiſchen aber haben die Beamten und Planteurs dahin zu ſehen, daß in denen Alleen derer Weiden und anderer fruchtbarer Bäume, wenn darinnen verſchiedene abgegangen, aufs neue und andere wieder eingepflanzet, und die groſſe ledige Plätze, wie ſich deren jetzo viele befinden, gehörig wieder beſetzt werden, ꝛc.

Folgender Entwurf eines Staats zeiget etwas umſtändlicher, worinnen das eigentliche Geſchäfte eines Planteurs beſtehen ſolle.

1) Solle Uns er, vermög geleiſteten Pflicht und Eyd, getreu, und gewärtig ſeyn, Unſern Schaden warnen, und wenden, Frommen und Nutzen ſchaffen, und nachfolgenden Staat in ſchuldige Obacht fleißig nehmen, ſo lieb ihm iſt Unſere Gnade; hingegen aber ohnausbleibliche Ahndung und Straffe zu vermeiden.

2) Alles dasjenige, was ihm, in ſeine Verrichtungen einſchlagenden Sachen, von Unſerer Rentkammer und von Oberforſtamts wegen, anbefohlen wird, unverweigerlich, mit gebührendem Fleiß und Sorgfalt unverdroſſen bewerkſtelligen.

3) Unſere Forſtordnung ins beſondere ſich bekannt machen, derſelben ſodann nicht nur vor ſeine Perſon nachleben,

sondern auch mit allem Fleiß, so viel an ihm ist, dahin sehen, daß in Unsern Waldungen keine Unordnung, Unmaaß und Wüstung vorwalte.

4) Woferne er bemerken würde, daß in jungen Hänen, Pflanzstätten, und Gehegen, wider das Verbot, gegraset, Vieh gehütet, Reisich, Spitzruten, oder Erndwieden geschnitten, Bast geschälet, Laub gestreiffet, von Fuhrleuten neue Wege gemacht: desgleichen die Bannraitel oder Lasreiser und Saamenbäume beschädiget, wilde Obstbäume ausgegraben oder auch Forstgräben eingehauen worden ꝛc. soll er solche und dergleichen Holzverwüster und Forstfrevler dem Oberforstamt jedesmalen getreulich anzeigen, und sich auf keine Weise, weder durch Bedrohung noch Geschenke und Eigennutz davon abhalten lassen.

5) Um sich in allerhand Vorfallenheiten nöthigen Bescheids erholen zu können, soll Er, Holzplanteur, sein Anverlangen demjenigen Forstbedienten, in dessen Huth oder Revier er jedesmalen seine Geschäfte angewiesen findet, zuerst entdecken, welcher es seinem Oberforstamt richtig vorzutragen, und dieses an unsere Rentkammer zu weiterer Verfügung zu berichten hat. Es soll aber

6) Unser Holzplanteur nicht nur auf denen ihm jedesmalen besonders angewiesenen Forsten recht Revierkundig sich zu machen suchen, sondern auch in solchen Jahreszeiten, wobey dem Plantageweesen nichts vorträgliches zu unternehmen stehet, in denen angränzenden Forsten sich also umsehen, und davon Kundschaft einziehen, damit er nach und nach die Climata und Landesart, die verschiedene Erd- und Holzarten und den Wuchs derselben kennen lernen möge.

7) Und gleichwie derselbe auf alles zu merken hat, was zu Verbesserung und Wiedererziehung und Arthaftmachung Unserer Waldungen nöthig und möglich; was dem Aufschlag und Anwuchs desselben nachtheilig seyn mag: wo etwa, wegen fernerweitiger möglicher Anziehung einer gewissen Gattung Holzes Unserm Interesse am meisten gelegen, oder der Nothdurft der Bewohner solcher Gegend am besten zu statten zu kommen wäre; wie denen verdorbenen und verbissenen Schlägen, oder solchen Oertern, wo nur einzeler Anflug und Aufschlag vorhanden, wieder aufzuhelfen seyn möchte, u. s. w; so soll er auch seine hierüber gemachte Bemerkungen und Vorschläge dem Oberforstamt entdecken, damit dieses mit Unserem Rentkammer-Expeditionsrath, die nöthige Berathschlagungen gemeinschaftlich darüber anstellen, und die beste Maaßregeln ergreifen könne und solle, wie Unsere Waldungen in gutem Stande erhalten, und die landesherrliche Nutzungen daraus immer mehr zu verbessern seyn möchten.

8) Jn-

8) Insbesondere soll er Planteur die ihm angewiesene öde Plätze und Holzleere Gegenden, nach ihrer Lage und der vorliegenden Erdart wohl untersuchen, und beurtheilen, welche wilde Baumart vorzüglich für der andern, in derselben fortkommen möge.

9) Sofort dieselbe zum Holzwuchs auf alle mögliche Weise, nach seiner ihm beywohnenden Wissenschaft und durch Erfahrung bestätigte Regeln, oder nach der etwa empfangenen Vorschrift, zu bearbeiten und anzubauen suchen.

10) Damit aber die Arbeiter und Handlanger, so Ihme auf Verlangen und nach Nothdurft von dem Oberforstamt zugegeben werden, den angehaften Nutzen mit bewirken mögen; soll Er darüber fleißige Obsicht tragen, sie wohl unterrichten, alle nöthige Handgriffe getreulich und ohnermüdet ihnen zeigen, damit in denen mancherley Arbeiten, mit Abraumen, Graben, Hacken, Schürffen, Stockrooden, Ausstreuung und Unterbringung verschiedener Holzsaamen, Verpflanzen u. s. w. nicht der kleineste Umstand vergessen, sondern alles ordentlich und der Natur gemäß, und ohne unnöthig grosse Kosten, behandelt werden möge. Und moferne

11) die erstbesagte Arbeiter (worunter auch Personen sich finden werden, die ihre verwirkte Straffen mit dergleichen Waldgeschäften abverdienen sollen), ihre Schuldigkeit nicht versehen, oder wohl gar, vor der Zeit, wegzulauffen sich erfrechen würden; so solle es, Planteur, diese und dergleichen Vorfallenheiten, sogleich dem nächsten Förster oder Forstbedienten, wie oben §. 5. verordnet, anzeigen.

12) Nachdeme auch verödete und Holzarme Oerter vorfallen können, welche aus mancherley Ursachen nicht wohl besaamet, indessen aber doch bepflanzet werden mögen, oder auf welchen die Bepflanzung vor der Holzsaat ohnzweifelhaft einen Vorzug hat; so solle derselbe, um tüchtige Setzlinge, Pathen und Heisters zu erlangen, hier und da kleine Pflanzgärten anlegen, welche vorzüglich mit Eichein und anderm guten Holzsaamen anzubauen sind.

13) Bis zu Erzielung solcher Heisters aber, aus Unsern Waldungen, wo es ohne Schaden derselben geschehen kann, aus Dickichten einzelne Setzlinge unter Beobachtung aller nöthigen Behutsamkeitsregeln ausziehen, und an waldlose Plätze, mit Vorwissen unserer Oberforstämter, auf solche Art pflanzen, damit nach vorkommenden Umständen sowohl Busch- als Schlagwerk, und insbesondere gutes Bauholz daraus erfolgen möge.

14) Solle Er alle Jahre Sorge tragen, daß die vorfallende Holzsaamen in guter Zeit und bey ihrer Reife eingesammlet werden. In dieser Absicht hat Er seinem Oberforstamt die vorläufige Anzeige

hievon zu machen, und ein gewisses Quantum von Saamen zu denen vorliegenden Plätzen zu bestimmen, damit solches, weil nicht jede Arten von Saamen alle Jahre in einer Gegend gerathen, anderwärts zu derselben Einsammlung die Bestellung machen möge.

15) Indem aber auch der erste Grund eines guten Wachsthums in dem tüchtigen Saamenkorn liegt; so soll er anfänglich gedachtem Einsammlen selbsten anwohnen, denen arbeitern die deutliche Kennzeichen eines guten Saamens, die leichteste Art, solchen zu sammlen, und zu einigem Vorrath gehörig zu verwahren, anzeigen, und Unterricht davon ertheilen.

16) Es soll aber auch der Planteur in Zukunft seine Arbeiten so einrichten, daß die Plätze in Zeiten gehörig zubereitet, und so bald der darauf schicklich zu bringende Holzsaamen zeitig, und also die Natur solchen selbsten auszustreuen verlangt, in die Erden gebracht werden könne.

17) Was zur Verwahrung solcher cultivirten Plätze dienet, (z. Ex. wenn Gräben aufzuwerfen, Häger und Zäune anzulegen, Heisters mit Pfählen, Stützen, und Dornen zu beschützen, fleißig besorgen, und die von ihm bepflanzte Oerter wohl warten, und der Gebühr nach pflegen, von Zeit zu Zeit visitiren, und die nöthige Ausbesserung vornehmen.

18) Wann mit der Zeit in verschiedenen Forsten dergleichen Pflanzstätte angeleget werden würden, soll Er solche im Frühjahr und Herbst in Augenschein nehmen, und von dem Erfund Unserm Rentcammer-Expeditionsrath N. N. mündlichen Bericht umständlich erstatten, welcher nach seiner besondern Obliegenheit zu Zeiten an Ort und Stelle sich verfügen, und nachsehen wird, ob hier und da Unsern heilsamen Verordnungen wirklich nachgelebet, und das Plantagewesen mit Ernst betrieben werde.

19) Und weilen in diesen Pflichtsvorhaltungen nicht alles, was Ihme Holzplanteur zu thun und zu lassen obliget, so genau, nach der Sachen Erfordern, begriffen werden mögen; als soll Er sich, kraft Uns geleisteten Pflichten, in allen seinen Verrichtungen, redlich und getreu erweisen, und in Dingen, die hierinnen nicht deutlich berühret, sich bey dem jedesmal Ihm vorgesetzten Oberforstamt weitern Bescheids erholen.

20) Vor diese Uns leistende getreue Dienste soll er Holzplanteur vom . . Aug. h. a. an, zu einer jährlichen Besoldung zu geniessen haben u. s. w. Gegeben N. unter Unserm hiervor gedruckten Insiegel den 7ten Novembr. 1762. s. a. Holzplanteur.

Platane, s. Ahorn.

Platain, s. Maßeller.

Platanus, s. Ahorn, Maßeller.

Platea, s. Löffelgans.

Plattbaum, s. Feldbaum.

Platea

Plattmen, ſ. Feldbaum.

Platyphyllas mas, ſ. Eiche.

Plenterheu, ſ. Gehau.

Plentern, ſ. Gehau.

Pleſtya, ſ. Bley.

Pleuſchen, ſ. Fiſcherkünſte.

Plie, ſ. Bütte.

Plötze, Rothfeder, lat. Rubella, Rubellio, Rutilus, eine Art von Weißfiſchen, welche in Flüſſen, Seeen und Teichen ſich aufhält. Sie wird ungefehr Spannen lang, hat einen mittelmäßigen breiten Leib, und weißglänzende Schuppen; die Augen ſowohl, als der Schwanz und die Floßfedern ſind lichtrother Farbe, ausgenommen die Floßfeder auf dem Rücken, welche dunkel iſt. Sie laicht im April und May, und wird mit Angeln und Netzen gefangen. Ihr Fleiſch iſt grätlicht und weich; ſonſt aber nicht unangenehm zu eſſen. Eine Gattung von Plötzen iſt die **Rothauge**, und findet man zwiſchen dieſen beyden keinen andern Unterſcheid, als daß die letztere nicht ſo ſilberweiß iſt, ſondern durch die Schuppen eine merkliche Röthe ſpielet. Sie werden in denen Fließwaſſern mit Angeln und Netzen gefangen.

Plötzen, ſind gleichfalls Fiſche, ſ. Bley, ein Fiſch.

Plomber, ſ. Bleyen.

Plongeon, ſ. Taucher.

Pluvialis, ſ. Kibitz.

Pluvier, lat. Pluvialis, franz. *Pluvier*, iſt ein Vogel, welcher zwar von einigen für eine Gibitz oder Kybitzart gehalten wird, aber eine ganz unterſchiedene Farbe, keinen Strauß auf dem Kopfe, wie ſonſt die Kybitze zu haben pflegen, und an ſeinen Füſſen vorne nur 3 Zähen, wie die Trappen, rückwärts aber keine hat. Es giebt deſſen zweyerley Arten, welche vornemlich durch die Farbe unterſchieden werden. Der erſte iſt ſo groß, wie eine Taube; ſein Schnabel kurz, rund, und am Ende ſpitzig, etwas krumm gebogen, und von Farbe ſchwarz. Seine Zunge iſt dreyeckigt; die Federn ſind gelb, weiß und röthlicht. Der andere ſcheinet etwas gröſſer, als der erſte, zu ſeyn; ſein Schnabel iſt auch ein wenig dicker und länger. Er hat eine aſchengraue Farbe mit untermiſchten Flecken, die faſt Caſtanienfarbig ausſehen. Dieſe Vögel halten ſich mehrentheils an den Flüſſen auf, und werden in unſern Ländern gar ſelten, aber deſto häufiger in Frankreich gefunden. Sie nähren ſich mit Gewürm und Fliegen, und ziehen Schaarenweiſe miteinander. Man fänget ſie mit Wänden, und verſpeiſet ſie gebraten, und, wie die Waldſchnepfen, unausgeweydet, auf groſſer Herren Tafeln. Ihr Fleiſch ſoll das Blut reinigen, und ſowohl vor das böſe Weſen, als den Harn zu treiben, gut ſeyn. ſ. a. Brachvogel.

Pluvier, ſ. Kibitz.

Poches, ſ. Sackgarn.

Pochettes, ſ. Sackgarn.

Poggenhechte, ſ. Hecht.

Poirier, ſ. Birnbaum.

Poiſſon, ſ. Fiſch.

Poiſſons de Proye, ſ. Raubfiſche

Poiſſons oeuvés, ſ. Rögner.

Poivrer l' Oiſeau, ſ. Pfeffern.

Pommerziſche Saurüden, ſ. Saurüden.

Pomuchel, Poumchel, Dorſch, iſt einer von den zärteſten Meerfiſchen, der in der Oſtſee gefangen wird, und in allen an derſelben gelegenen Städten berühmt iſt. Er ſcheinet nichts anders, als eine kleine, oder wohl die kleinſte Art Cabliau zu ſeyn. Der friſche iſt nicht ſo gemein, als der eingeſalzene und gedörrte, welche beyde dennoch dem friſchen an Gütigkeit ſehr viel nachgeben. In Preuſſen führen ſie den Namen Pomucheln. Ihre Zurichtung iſt wie des Cabliau; doch kann man ſie auch Backen, wiewohl die Butter etwas heiſſer, als gewöhnlich ſeyn muß. Man richtet ſie auch in Torten, Paſteten und Potagen, wie die Hechte, an.

Populus, ſ. Aſpe, Pappel.

Populus alba, nigra, ſ. Pappel.

Populus Lybica, tremula, ſ. Aſpe, Pappel.

Porchaiſon, ſ. Schwein.

Porc ſauvage, ſ. Schwein.

Porcus ſilveſtris, ſ. Schwein.

Porte, Boden, eine Art von Fiſchwänden, ſo in fiſchreichen und ſandigen Flüſſen gemacht wird, und welche man an den offenbahreſten Orten, da die Sonne am heiſſeſten Sommer hinein ſcheinet, pflegt anzulegen.

Potaſche, lat. Cinis clavellatus, franz. *Potaſſe*, *Vedaſſe*, iſt ein aus der Brennaſche gezogenes Alcali oder Salz.

A) Die Benennung iſt der Sache nicht allerdings angemeſſen. Eigentlich verdienet die Potaſche nicht den Namen der Aſche, weil ſie aufhöret, Aſche zu ſeyn, und ein von ihr ganz abgeſondertes Weſen iſt; auf gleiche Art wird niemand aus der Benennung Waidaſche abmerken, was es für ein Ding ſeyn ſoll. Viele Schriftſteller wiſſen Nachforſchende geſchwind mit der Nachricht abzufertigen, daß Waidaſche, oder Cinis infectorius, nichts anders ſey, als calcinirte Weinhefe, ſie komme aus Frankreich, und werde von den Waidfärbern gebraucht. Potaſche hingegen, Cineres clavellati, beſtehe aus einem weiſſen und etwas blaulicht calcinirten Salze, welches Anfangs aus denen Tauben (Clavellis) derjenigen Fäſſer und Porten, worinnen die Waidaſche zu uns gebracht worden, gemacht, und derowegen Cineres clavellati, oder Potaſchen, genennet worden. Und weilen dieſes Salz aus denen zu Aſche verbrannten Fäſſern ausgelauget, und nachmals in groſſen Keſſeln abgeſotten wird, nenneten es einige auch Keſſelaſche. Nachgehends hätte man ſolches aus blos Eichenholz gemacht. S. Kunkels Glasmacherkunſt.

Bekannter maſſen kommt die Waidaſche, welcher ſich die Holländer bey ihrer Leinwandsblaiche bedienen, aus Rußland, und ſoll von nichts, als grünem Eichenholz

chenholz gebrannt werden. Diejenige irren also, welche sich einbilden, daß besagte Waidasche allein aus Frankreich komme, und die Asche von Weinrebenholz sey. Sie ist von der Potasche in nichts unterschieden, als daß sie eine grössere Schärfe hat: und wahrscheinlich muß die Potasche bey dem Leinwandblaichen eben so gute Dienste leisten.

Es ist schwer zu sagen, woher der Name Waidasche kommt, so wenig man sagen kann, warum das alkalische Salz, so aus verbrannten Pflanzengewächsen gezogen wird, Potasche genennet wird. Einige wollen zwar diesen Namen daher ableiten, weil sich die Färber dieses Salzes vorzüglich bey ihren Waidküpen bedienet hätten. Allein diese Ableitung dürfte schwerlich Grund haben. Die Waidasche ist wohl nicht bey denen Waidküpen so häufig und allgemein gebrauchet worden, daß daraus eine besondere Benennung hätte entstehen können. Man weiß vielmehr, daß man sich seit langen Zeiten der Potasche darzu bedienet, und die Waidasche wird hierzu eben nicht sehr dienlich gehalten. Wann ein Unterschied unter der Waidasche und Potasche statt findet, so kann es, wie gedacht, blos darauf ankommen, daß jene mehr Schärfe hat. Die Eichen haben saure und zusammenziehende Säfte, weshalb ihre Rinde auch zum Lohemachen am besten dienlich ist. Daß aber diese Säure in die Asche, und das, aus derselben ausgezogene Salz mit übergehet, das ist aus dem Mittelsalz zu erweisen, das sich in jeder Potasche bey ihrer Reinigung entdecken läßt. Alle Holzarten haben diese Säure in sich, sie ist aber in einer Gattung immer reichlicher vorhanden, als in der andern; und es ist nicht zu läugnen, daß die Eichen damit am häufigsten versehen sind. Das aus ihrer Asche erhaltene Salz, kann also häufiger damit versehen seyn, als eine gemeine Potasche.

B) Wer Potasche sieden will, muß Asche haben. Dieß ist ein Grundsatz den niemand umstossen wird. Man sammelt solche entweder von Hausasche, oder läßet sie in denen Wäldern brennen, welche Arbeit die sogenannte Aescherey verrichten. Beyde Sorten sind nicht von einerley Güte, es kommt darauf an, wie und aus welcher Gattung Holz, solche erzeuget worden.

α) Die Asche ist eigentlich ein vom Feuer ausgebranntes Holz, oder anderes Vegetabile, so von seiner groben Materie, ganz und gar befreyet ist, und entstehet sonderlich durch das langsame verbrennen des Holzes und der Kohlen. Der bekannte Naturforscher D. Stahl, spricht in seinem Bedenken über D. Bechers Naturkunde der Metallen: „Man könnte ein ganzes Fuder Holz, wenn es mit lichter Flamme verbrennet würde, dergestalten in die Luft jagen, daß auch die von Zeit zu Zeit gefallene Asche, wirklich mit in die Luft, und zwar nicht sowohl in pulverisirter als unsichtbarer zarter Gestalt verspreitet würde; dahingegen, wenn man so vieles Holz erst verkohlete,

lete, und solche Kohlen mit langer Zeit, so gelinde, als möglich, blos daß sie nicht ersticken können (auch selbst nur mit anderer Asche verdecket), verglimmen liesse, eine Menge Asche davon zurücke bliebe, welche nachgehends in ein beständiges Glas zusammen schmelzte. Verständige Aschenbrenner werden auf die Erinnerung wohl merken.

Nachdenkende werden das Verhalten der Luft gegen das Feuer bemerken können, wenn sie auf die Bewegung des Feuers an sich sehen mögen. Diese treibet die Theilgen nicht von der Stelle, wenn es noch nicht durch die Luft und das erhitzte Wasser, welche beyde elastisch sind, ausgedehnet worden, sondern dieß ist eine auf ihrer Stelle bleibende Verticalbewegung. Dagegen wirket die Luft durch ihre elastische und fortgehende Bewegung das Widerspiel. Sie stösset damit an die Theilgen, sie löset sie in der Entbrennung auf, und reisset sie weg, und zwar nicht nur die eigentlichen Feuertheilgen der feuerfangenden Erde, sondern auch andere Erd- und Salztheilgen, theils unter der sichtbaren Gestalt des rusigen Rauches, theils aber werden sie so zart aufgelöset, daß auch die schärfste Sinnen nichts davon ausspühren können. Dann wenn ein Talch oder weisses Wachslicht bey recht stiller Luft brennet; so wird seine ganze Materie, ohne die geringste Spur eines Rußes oder Staubes, ganz unmerklich in die Luft zerstäubet, insonderheit so lange, als die Flamme um und um und besonders an der Spitze recht helle ist. So bald sich aber die obere Spitze der Flamme nur ein wenig verbreitet, oder auseinander giebt, welches durch eine gelinde Bewegung der Luft geschehen kann; so haben wir sogleich den rusigen Dampf, den man sowohl in die Höhe steigen sehen, als an einem metallenen über die Flammen gehaltenen Bleche auffangen kann. Eben so ist es mit denen brennenden Holzkohlen beschaffen; wenn sie gelinde brennen, lassen sie viel Asche nach sich: brennen sie aber heftig, unter starker Bewegung der Luft, so verfliegen sie gänzlich und das meiste ganz unsichtbar.

Von dem Unterschied der Aschen bemerken wir folgendes: wie die Eiche gleichsam der König unter denen uns bekannten Baumholzarten ist; so giebt sie auch unter allen übrigen Bäumen die stärkste Asche, und dienet daher vortreflich auf Gras- und Getraideplätzen, und befördert das Wachsthum der Pflanzen. Es ist indessen doch ein Unterschied unter der Eichenasche zu merken. Die stärkste ist diejenige, so man von grünem Eichenholz bekommt, ehe der Saft durch die Zeit vertrocknet oder ausgespühlet worden. Die leichteste ist diejenige, welche man von sehr altem, oder solchem Holze bekommt, das zuvor im Wasser gelegen hat.

Ein Simri oder ander Maas von Asche aus grünem Holze, ist bald noch so schwer, als von jener Art Holz, zum Beweiß, daß das Wasser den Saft aus dem Holze ausspühlen kann, wie

wie ihn die Zeit austrocknet. Die Lauge von solcher Asche ist der Wäsche nicht so dienlich, weil sie gemeiniglich eine schmutzige gelbe Farbe davon erhält.

β) Welche Gattung Holz muß nun aber dazu genommen werden? Und was muß es für Eigenschaften haben, wenn es die beste und mehreste Potasche geben solle?

a) Zur Potasche dienet alles Holz mit Wurzeln, Aesten und Laube, desgleichen alle Arten Pflanzen und Kräuter, besonders aber Fahrenkraut (Steris aquilina) dessen Asche auch sonsten denen Glashütten und Blaichen sehr nützlich ist, die Nadelbäume, den Wachholder ausgenommen, geben schwächere und wenigere Asche, als die Laubbäume. Unter diesen sind wiederum die härteste Arten besser, als die weichern. Daher die Buchen neben vorgedachten Eichen, die beste und häufigste Asche geben. Unter andern giebt die Espe, ihres weichen Holzes ohngeachtet, eine weisse, eben so gute und bey nahe eben so viele Asche, als das harte Holz.

Wenn man wissen will, wie viel Erde in unterschiedenem Holze, so zum Brennen gebraucht wird, anzutreffen, so darf man nur nach der Vorschrift des Hrn. Prof. Leutmanns in Vulc. fam. S. 35. verfahren und solches zu Kohlen und Asche brennen. Derselbe hat gezeiget, daß

½ Pf. Eichenholz in 20 Min. 3 Loth 2 Quintl. Kohlen, und in 2 Stunden, 50 Min. 16 Gr. Asche gebe.

Das Erlenholz in 19 Min. 2 Loth 1 Quintl. Kohlen, und in 2 Stunden, 48 Min. 15 Gran Asche.

Forchenholz in 22 Min. 2 Loth ¼ Quintl. Kohlen, und in 2 Stunden, 9 Min. 12 Gran Asche.

Wir haben oben gesagt, daß ein Potaschensieder aus Hausasche ein alkalisches Salz sieden könne. Allein wird ein solcher in einer gewissen Revier, auch so viel ersammlen und zu kaufen erhalten können, daß es ihm der Mühe lohnet, ein dergleichen Hüttenwerk anzurichten? Der Nutzen der Asche an sich, ist zu bekannt und allgemein, als daß man aller Orten eine genugsame Menge von denen Feuerstätten erhalten könnte. Sie wird gesuchet auf denen Glashütten, Fayance- und andern Fabricken. Es gebrauchen solche die Salpetersieder, Chymisten, Schmelzer, Silberarbeiter, Probierer, Saifensieder ꝛc. die Hausmütter bey dem Garnkochen und Aeschern: die Leinwandblaicher; der Koch und die Köchin; die Hauswirthe bey ihrer Feld- und Gartenarbeit. Es soll nemlich das Ausstreuen der Asche, das Moos auf denen Grasplätzen verzehren und dagegen das Gras wachsend machen. Die Wirkung ist begreiflich; das Alkali in der Asche verändert das Saure in dem Boden, welches die Nahrung des Mooses ist. Der Autor von dem bekannten Düngerlexicon schreibet: die Asche ist eine der besten Düngerarten, und macht sonderlich ein überaus

reines

lete, und solche Kohlen mit langer Zeit, so gelinde, als möglich, blos daß sie nicht ersticken können (auch selbst nur mit anderer Asche verdecket), verglimmen liesse, eine Menge Asche davon zurücke bliebe, welche nachgehends in ein beständiges Glas zusammen schmelzte. Verständige Aschenbrenner werden auf die Erinnerung wohl merken.

Nachdenkende werden das Verhalten der Luft gegen das Feuer bemerken können, wenn sie auf die Bewegung des Feuers an sich sehen mögen. Diese treibet die Theilgen nicht von der Stelle, wenn es noch nicht durch die Luft und das erhitzte Wasser, welche beyde elastisch sind, ausgedehnet worden, sondern dieß ist eine auf ihrer Stelle bleibende Verticalbewegung. Dagegen wirket die Luft durch ihre elastische und fortgehende Bewegung das Widerspiel. Sie stösset damit an die Theilgen, sie löset sie in der Entbrennung auf, und reisset sie weg, und zwar nicht nur die eigentlichen Feuertheilgen der feuerfangenden Erde, sondern auch andere Erd- und Salztheilgen, theils unter der sichtbaren Gestalt des rusigen Rauches, theils aber werden sie so zart aufgelöset, daß auch die schärfste Sinnen nichts davon ausspühren können. Dann wenn ein Talch oder weisses Wachslicht bey recht stiller Luft brennet; so wird seine ganze Materie, ohne die geringste Spur eines Ruses oder Staubes, ganz unmerklich in die Luft zerstäubet, insonderheit so lange, als die Flamme um und um und besonders an der Spitze recht helle ist. So bald sich aber die obere Spitze der Flamme nur ein wenig verbreitet, oder auseinander giebt, welches durch eine gelinde Bewegung der Luft geschehen kann; so haben wir sogleich den rusigen Dampf, den man sowohl in die Höhe steigen sehen, als an einem metallenen über die Flammen gehaltenen Bleche auffangen kann. Eben so ist es mit denen brennenden Holzkohlen beschaffen; wenn sie gelinde brennen, lassen sie viel Asche nach sich: brennen sie aber heftig, unter stärker Bewegung der Luft, so verfliegen sie gänzlich und das meiste ganz unsichtbar.

Von dem Unterschied der Aschen bemerken wir folgendes: wie die Eiche gleichsam der König unter denen uns bekannten Baumholzarten ist; so giebt sie auch unter allen übrigen Bäumen die stärkste Asche, und dienet daher vortreflich auf Gras- und Getraideplätzen, und befördert das Wachsthum der Pflanzen. Es ist indessen doch ein Unterschied unter der Eichenasche zu merken. Die stärkste ist diejenige, so man von grünem Eichenholz bekommt, ehe der Saft durch die Zeit vertrocknet oder ausgespühlet worden. Die leichteste ist diejenige, welche man von sehr altem, oder solchem Holze bekommt, das zuvor im Wasser gelegen hat.

Ein Simri oder ander Maas von Asche aus grünem Holze, ist bald noch so schwer, als von jener Art Holz, zum Beweiß, daß das Wasser den Saft aus dem Holze ausspühlen kann, wie

wie ihn die Zeit austrocknet. Die Lauge von solcher Asche ist der Wäsche nicht so dienlich, weil sie gemeiniglich eine schmutzige gelbe Farbe davon erhält.

β) Welche Gattung Holz muß nun aber dazu genommen werden? Und was muß es für Eigenschaften haben, wenn es die beste und mehreste Potasche geben solle?

a) Zur Potasche dienet alles Holz mit Wurzeln, Aesten und Laube, desgleichen alle Arten Pflanzen und Kräuter, besonders aber Fahrenkraut (Steris aquilina) dessen Asche auch sonsten denen Glashütten und Blaichen sehr nützlich ist, die Nadelbäume, den Wachholder ausgenommen, geben schwächere und wenigere Asche, als die Laubbäume. Unter diesen sind wiederum die härteste Arten besser, als die weichern. Daher die Buchen neben vorgedachten Eichen, die beste und häufigste Asche geben. Unter andern giebt die Espe, ihres weichen Holzes ohngeachtet, eine weisse, eben so gute und bey nahe eben so viele Asche, als das harte Holz.

Wenn man wissen will, wie viel Erde in unterschiedenem Holze, so zum Brennen gebraucht wird, anzutreffen, so darf man nur nach der Vorschrift des Hrn. Prof. Leutmanns in Vulc. fam. S. 35. verfahren und solches zu Kohlen und Asche brennen. Derselbe hat gezeiget, daß

½ Pf. Eichenholz in 20 Min. 3 Loth 2 Quintl. Kohlen, und in 2 Stunden, 50 Min. 16 Gr. Asche gebe.

Das Erlenholz in 19 Min. 2 Loth 1 Quintl. Kohlen, und in 2 Stunden, 48 Min. 15 Gran Asche.

Forchenholz in 22 Min. 2 Loth ¼ Quintl. Kohlen, und in 2 Stunden, 9 Min. 12 Gran Asche.

Wir haben oben gesagt, daß ein Potaschensieder aus Hausasche ein alkalisches Salz sieden könne. Allein wird ein solcher in einer gewissen Revier, auch so viel ersammlen und zu kaufen erhalten können, daß es ihm der Mühe lohnet, ein dergleichen Hüttenwerk anzurichten? Der Nutzen der Asche an sich, ist zu bekannt und allgemein, als daß man aller Orten eine genugsame Menge von denen Feuerstätten erhalten könnte. Sie wird gesuchet auf denen Glashütten, Fayance- und andern Fabricken. Es gebrauchen solche die Salpetersieder, Chymisten, Schmelzer, Silberarbeiter, Probierer, Saifensieder ꝛc. die Hausmütter bey dem Garnkochen und Aeschern: die Leinwandblaicher; der Koch und die Köchin; die Hauswirthe bey ihrer Feld- und Gartenarbeit. Es soll nemlich das Ausstreuen der Asche, das Moos auf denen Grasplätzen verzehren und dagegen das Gras wachsend machen. Die Wirkung ist begreiflich; das Alkali in der Asche verändert das Saure in dem Boden, welches die Nahrung des Mooses ist. Der Autor von dem bekannten Düngerlexicon schreibet: die Asche ist eine der besten Düngerarten, und macht sonderlich ein überaus reines

reines und mildes Erdreich. Unter dieser Generalbenennung, begreife ich nur eigentlich die Ofenasche, so von Holz- und Steinkohlen, oder von dem, was man sonst in dem Ofen zu verbrennen pfleget, als Stroh, Torf, Tannenzapfen und andern dergleichen brennlichen Materien, zu welchen der arme Mann in vielen Gegenden seine Zuflucht nehmen muß, herrühret. Dergleichen Asche thut sonderlich sehr gute Dienste, wann man sie auf die Erbsen, Wicken, Bohnen und dergleichen streuet.

Die Hauswirthe können also ihre wenig erzeugte Hausasche selbsten gebrauchen und verwehrten. Vielleicht aber könnten dieselbe dieses Productt in gröſserer Menge erhalten? Wir wollen sie hier wohlmeynend erinnert haben, künftig mit der Asche auf ihren Feuerstätten und Oefen Haushälterischer umzugehen, und sie durch ihr Gesinde nicht verschleudern zu lassen, sondern öfters und wenigstens alle Morgen von der Feuerstelle zu nehmen, massen sie sich durch öfteres Feuer vermindert, und gröstentheils zum Schornstein hinausfähret. Man muß sie sieben, und an einem trockenen Orte aufheben. Bey einer solchen Wirthschaft kann über das, was an Asche zur Haushaltung und Feldbau gebraucht wird, etwas beträchtliches zum Potaschensieden bleiben, dergleichen Asche an einigen Orten für einen bestimmten Preiß zu denen Hütten- und Siedwerken geliefert werden muß. Oder es wird auch gewissen Personen in vielen Landen der Vorkauf gegen einen gewissen Zins oder Pacht und Antheil zugestanden.

b) Ob nun aber gleich alles Holz und Pflanzen zum Aschenbrennen und Potaschensieden dienet; so hat man gleichwohl nicht nöthig, sich zum Aschenbrennen frischer wachsender Bäume zu bedienen, so lange man in denen Wäldern Lagerholz oder angefaulte Bäume in unzählbarer Menge findet, die theils vom Winde bruche, noch mehr aber vom Brennen, durch Beraubung der Rinde und der Blätter ihren Untergang erhalten. Diese Bäume, welche sofort ohne allen Nutzen verfaulen und inzwischen dem Graswuchse, und dem jungen Anfluge zur gröſten Hinderniß gereichen, können mit dem gröſsten Vortheile zum Aschebrennen angewendet werden. Massen man befunden hat, daß sie bey einem gewissen Grade der Versaulung weit mehrere und bessere Asche, als eben dieselben Baumarten frisch geben, und beruhet der Vortheil dieser Handthierung hauptsächlich darinne, diesen Grad, den sonsten die Aescherer oder Aschenbrenner die Reiſe des Holzes nennen, genau von andern zu unterscheiden.

Es läßt sich dieses durch einige kleine Versuche leicht ausmachen. Inzwischen hält man gemeiniglich für die sichersten Kennzeichen dieser Reiſe, daß sich das Holz bey dem Hauen etwas einbiegt, und nicht gut spaltet. Solch Holz giebt mehr Asche, als anderes, besonders aus der Ursache, weil es bey dem Brennen mehr glüet als flammet. Und wann es zugleich mit Schwämmen bewachsen ist; so fällt die Asche gemeiniglich in ganzen Klumpen nieder, welche der Farbe nach bläulich, und

der Stärke nach der rohen Potasche ganz ähnlich ist.

Ist das Holz entweder liegend, oder auf der Wurzel stehend etwas über gedachten Grad gefaulet; so lohnet es sich dennoch der Mühe, es zu Asche zu brennen, besonders wann die Rinde noch darauf sitzet, welche zu allererst darzu anzuwenden ist. Ist es aber völlig verfaulet; so ist es zur Potasche untauglich, massen Regen und Witterung die Theile, welche Laugensalz geben könnten, bereits ausgewaschen und zerstöret haben, das übrige aber der Materie zu Mulm oder Erde geworden ist.

In Deutschland wurde vor einiger Zeit an keinem Ort so viele Potasche verfertiget, als in dem berühmten Kloster Haina im Cassellischen, von dar sie sowohl ins Reich, als nach Holland und und anders wohin verführet wurde. Die meiste aber kommt aus Pohlen, Preussen, Lithauen und Moscau über Danzig und Königsberg nach Deutschland, Holland, Engelland und Frankreich. In Hamburg und Amsterdam, wird auf denen Schiffen ein sehr grosser Handel damit getrieben. Sie wird mit allerhand Zeichen und Sorten, die in denen gewöhnlichen Preiscouranten, welche man in denen Handelsstädten zu haben pfleget, specificiret und in denen Handelsbüchern weitläuftig beschrieben sind. Z. Ex. Bohn im Kaufm. Lexico schreibet: die Danziger ist die beste, die Königsberger die mittelste, die Rigische die schlechteste. Dieses Urtheil mag bey manchen Fässern eintreffen.

Die Potasche findet man von verschiedenen Sorten. Die Verschiedenheit derselben, bestehet in mehrerm oder wenigerm Läutern und Raffiniren. Die Farbe von der extraseinen muß Himmelblau-weißlicht seyn, als wann gleichsam ein dünner weisser Flor darüber gezogen wäre, durch welchen sie durchscheinte. Die Holländische Blaicherasche ist nicht so gut, wie die vorige, wird aber dennoch von denen Blaichern häufig gesuchet. Die Schleyerasche ist nach dem Blaichergut, die feinste: sie muß etwas grau und dunkelblau aussehen. Die Saifensiederhandasche, muß trocken und schwer seyn. Die nasse Asche ist die schlechteste, und zwar besonders diejenige, welche in das Wasser gefallen. Sie verlieret im Wasser fast alle Kraft; behält zwar noch etwas Farbe, so lange sie feuchte lieget, und die Böden dichte zugehalten werden, kommt sie aber in die Luft und Sonne, so wird solche ganz todt und blaufärbigt.

Bey dem Potaschenhandel wird von denen Käufern vornemlich gemerket: 1) auf ihre Trockenheit oder Nässe. 2) Auf ihre Schwere und Gewicht. 3) Ob sie naß gewesen und wieder getrocknet worden. 4) Auf die Tonnen, worinnen sie eingepackt, und 5) das Zeichen, womit solche marquiret sind, und endlich 6) auf den Ort, woher sie kommt. Einige Käufer beobachten die Länge und Weite derer Tonnen, die Schwäche oder Stärke des Holzes, oder die Vielheit derer daran befindlichen Tauben. Die Weite und Länge messen sie mit einem ledernen Riemen, worauf

das

das Wett- oder Bosmärk gezeichnet, weil ein Daumen der Weite viel Gewicht der Asche einbringet u. s. w.

In denenjenigen Ländern, wo das Holz in Menge sich findet, und also in keinem hohen Werth ist, wird in denen Wäldern Asche gebrennet, um Potasche daraus zu verfertigen. Eine Waldnutzung, die man bey uns denen Forsten vor sehr nachtheilig halten müßte, und die eben so wenig wirthschaftlich seyn würde, weil wir das Holz, besonders das Eichene, besser benutzen können. Das Aschebrennen in denen Wäldern wird von denen hohen Landesobrigkeiten in ihren Holz- und Forstordnungen nirgends erlaubet, als wo viel Lagerholz sich vorfindet, und dasselbe nicht anderst genutzet werden kann. S. unter andern die neueste **Königl. Preußische Holz- und Mastordnung.** Tit. 17. In denen Waldungen von der Mosel bis an den Rhein, wird indessen ebenfalls viele Potasche zubereitet.

Potaschensieden, ist die Kunst, des Alkali oder Salz aus der Brennasche zu ziehen, welches nebst dem Kohlenbrennen eine von den nöthigsten Nebenarbeiten in den Forsten ist. Da man Asche haben muß; so wollen wir erst von dem Aschenbrennen, sodenn vom Potaschen sieden selber reden.

A) Was für Holz zu Asche gebrannt werden müsse, davon ist im vorigen Artikel gehandelt worden.

α) Wenn man nun solcherley Holz bey der Hand hat; so kann man solches zu 2 Ellen oder 9 Viertel langen Stücken hauen, in welcher Grösse solches zum Zusammentragen und Brennen am bequemsten ist. Das Brennen geschiehet, wann das Holz noch naß ist, weil es in diesem Zustand weit mehr Asche, als wann es ausgetrocknet ist, giebet. Man muß auch vor Anstellung des Brennens, an einer trocknen Stelle, eine Hütte bauen, um die gewonnene Asche darinne zu sammlen. Diese muß an denen Wänden mit dichten Aesten und Laubsträuchen und mit Rinde bedeckt, oder überhaupt solchergestalten verwahret seyn, damit der Regen die Asche nicht auswaschen, und der Wind sie nicht zerstreuen könne. Man schaft auch trocken Holz und Reisig in Vorrath an, um sich dessen zum Anzünden zu bedienen.

β) Das **Brennen** selbst kann auf verschiedene Weise geschehen:

1) Einige verrichten es in Gruben, wodurch das Feuer zusammen gehalten wird, die Kohlen besser ausbrennen, und die Asche nicht so leicht weggeblasen werden kann. Hierzu aber muß man Leimengrund erwählen, weil sich der Leim mit der Asche nicht so leicht, als Sand und Dammerde mischet. Zu Anlegung solcher Gruben findet man in manchen Waldungen öde Plätze genug, auf welchen man keine Feuersgefahr zu besorgen hat.

2) Andere legen das Holz in Haufen, nachdem sie einige starke Querstücke zu unterst geleget. Sie erwählen zum Brennplatze entweder flache Felsen oder Ra-

Rasenstecke, oder auch niedrigen feuchten Boden. Sie machen die Haufen nicht gröſſer, als so viel sie in einem Tage ausbrennen können; sie zünden das Feuer in der Mitte des Haufens oben an, und legen einige nasse Scheiter darüber, damit das Feuer von oben nach unten brennen, und die Asche in den Haufen fallen möge; wenn sich aber Asche herum streuen will, wirft man sie mit Bretschaufeln oder auch mittelst langer Besen wieder in die Haufen, damit sie wohl ausbrennen. Man verrichtet dieses Brennen kurz nach einem Regenwetter.

Beyder Brennungsarten bedienet man sich an denen Orten, wo man meistens Laubwälder, wenig Heide und eigene Aschebrenner hat, die behutsam mit dieser Arbeit umzugehen wissen, mit Vortheil; in Schwarz- oder Harzwäldern aber, welche dichter und feuerfangender sind, sind sie, wegen des Waldfeuers öfters gefährlich, wenn man nicht die Brennstellen vorsichtig wählet und beydes Leute und Wasser zur Hand hat.

3) Hingegen ist das Aschenbrennen in denen Wäldern in besondern Oefen, welche man fast aller Orten geschwind und mit geringen Kosten aufsetzen kann, in mehr als einer Absicht das vortheilhafteste und sicherste.

a) Die Vortheile bestehen darinn, 1) ist dabey keine Feuersgefahr zu befürchten. 2) Kann der Wind unter dem Brennen die Asche nicht wegführen. 3) Wird sie in einem einigermassen eingeschlossen Orte viel stärker. 4) Kann man in demselben nicht nur das zurechte gehauene Holz, sondern auch Stöcke, Wurzeln, Aeste, Reisig und Laub, ja selbst Moos (welches, wann es in Haufen so gut getrocknet ist, daß die Erde von seinen Wurzeln fällt, viel und starke Asche giebt) mit Bequemlichkeit verbrennen; mithin gehet nichts verlohren, und, welches wohl zu merken, der Wald wird dadurch zugleich aufgeräumet. 5) Ob es gleich mit einigen Ungemächlichkeiten verknüpfet ist, alles auf einer Stelle zusammen zu brennen; so wird doch dieses dadurch reichlich ersetzet, daß man das Brennen in allerley Witterung und in allen Jahreszeiten so lange ununterbrochen fortsetzen kann, als dazu in der Nähe Holz vorhanden ist, welches auf grossen Brennplätzen sehr lange dauren kann, massen 4 oder 5 Klaben von einiger Gröſſe einmal einzulegen hinlänglich sind, und wohl 7 bis 8 Stunden Zeit zu ihrer Einäscherung erfordern.

b) Ist aber der Ofen so eingerichtet, daß man das Feuer durch beständiges Nachwerfen unterhalten kann; so gewinnet man an der Zeit, und siehet sich desto eher veranlasset, den Ofen an einen andern Ort zu versetzen. Es können sich auch die Aschebrenner ausser der oben gedachten Aschenhütte, eine andere Hütte verlohren aufrichten; in welcher sie sich in denen Zwischenzeiten aufhalten. Der Ofen bedarf, wie gesagt, keiner Kunst, und die dazu dienlichen Steine werden im Walde nicht weit zu suchen seyn. Trift man platte Felsstücke an, mit

mit welchen man den Ofen decken kann, so ist es desto besser: in deren Ermanglung aber, kann man auch ohne Dach seyn, und das Feuer dennoch darinnen gut unterhalten werden, wann nur nicht zu starker Regen einfället. Zum Grunde erwählet man vorzüglich eine ebene Stelle eines Felßhügels, in deren Ermanglung aber, beleget man den Boden mit flachen Steinen, damit sich die Asche nicht mit Dammerde vermischen, und die Potasche verunreinigen möge. Der Ofen erhält nur 3 Wände, und bleibt noch vorne zu offen. Seine Höhe muß zwey und einen halben, die Breite 2 und die Länge 3 Ellen austragen. Man kann ihn auch gröſſer anlegen, doch ziehet dieses mehrere Beschwerde, in Ansehung des Herbeyholen des des Holzes, das länger gehauen werden muß, und also zum Wegbringen unbequemer wird, nach sich. Inwendig legt man längst der Ecke, an jeder Seite einen kleinen Absatz von glatten Steinen, etwa eine halbe Elle hoch. Von auſſen kann man den Ofen, des beſſern Zuges wegen, mit Leim bewerfen, mit Torf belegen oder mit Erde überschütten.

c) Das Holz leget man hinein wie folget: man leget zuförderst 2 oder 3 dicke Kloben in die Quere, so, daß sie mit denen Enden auf die Absätze zu ruhen kommen: Wann man aber statt dieser Querkloben, Stangenreiſen leget; so kann man das Feuer durch Nachlegung mehrern Holzes, sehr lange und leicht unterhalten. Man füllet den Ofen alsdann mit Holz, und zündet daſſelbe Oben und in der Mitte an. Die Asche, welche zwischen denen Absätzen niederfället, ziehet man nach und nach aus, und bringet sie nebst denen mitniedergefallenen Kohlen in die Aschenhütte, in welcher diese völlig ausbrennen.

d) Wenn die Asche wohl ausgekühlet ist, worzu wegen Sicherheit für Feuersgefahr, eine Zeit von etlichen Wochen erforderlich ist, so packet man sie, wenn es geschehen kann, auf der Stelle in Tonnen und führet sie nach Hause: oder wo man mit Wagen nicht zukommen kann, so muß man solche auf Schubkarren laden oder tragen, es geschehe hernach durch Menschen, Esel oder Pferde. Die Asche verwahret man unter einem Dache, so, daß sie nicht feucht werden kann.

γ) Man wird hoffentlich hieraus ersehen, wie wenig Kunst und Mühe das Aschenbrennen in Wäldern erfordert, das doch sowohl für die Arbeiter, für die Aufnahm vieler Waldungen und für ein Land von mannigfaltigen Vortheilen ist. Dann

1) kann eine Menge Müſſiggänger und arme Leute, wie auch solche, welche zu schwerer Arbeit nicht aufgeleget sind, Weiber und Kinder, hierdurch Unterhalt und gutes Auskommen erhalten; besonders kommt dieses neue, leichte und der Mühe verlohnende Nahrungsmittel, denen abgelegenen waldigten Orten zu statten, welche ihre weitläuftigen Waldungen, bisher nicht ohne Schwürigkeit haben benutzen können.

2) Er-

2) Erhalten dadurch beyde die, welche diese Arbeit besorgen, und das Land, in Absicht der Wälder, für Leute von verschiedenem Alter, mehrern Gewinn auf einmal. Massen sie hierzu liche frische und wachsende Bäume anwenden dürfen, wie sonsten die sogenannte Aschebrt, die Erzwaldverwüster zu thun gewohnet sind, und eine Sache, die sonst verlohren gienge, hierdurch nicht nur brauchbar, sondern reichlicher lohnend, als frisch Holz wird.

3) Daß auch der Wuchs des Grases zur Hütung, und der Nachwuchs der jungen Bäume dadurch befördert wird.

4) Gewinnet das Land dadurch in sich selbst nicht nur eine bey vielen Gewerben unentbehrliche Waare; sondern kann auch mit derselben hinführo mit Vortheil an fremde Oerter handlen, wann man anders mit denen Wäldern gehörig haushält.

In dieser Betrachtung vermuthen wir, daß ein jeder, dem es nicht an Gelegenheit fehlet, sein eigen Bestes bedenken und für seines Vaterlandes Wohl, so viele gute Gesinnung haben werde, sich mit dem förderlichsten dieser Arbeit zu unterziehen und sie beständig fortzusetzen.

Zu wünschen wäre es, daß, da die Asche vielen Raum einnimmt, und ihr Preiß klein ist, ein weites Verführen zu Lande nach denen General Potaschensiedereyen oder allgemeinen Aschenfactorien verträget, daß in gewissen denen Waldungen am nächsten gelegenen Oberämtern, sich ein oder der andere bemittelte Einwohner finden möchte, der die rohe Asche seiner Gegend an sich kaufte, und weiter verarbeiten liesse. Geschiehet dieses nicht, so ist das Beste, damit dem Landmann die rohe Asche nicht zur Last liegen möge, daß man solche zu Hause auslauge, diese Lauge in einem eisernen Topf zu einer trockenen und harten Masse einkuche, welche man, wie oben gedacht, aus dem Gefässe haue, sofort in Stücken in dichte Tücher einpacket, damit sie weder Luft noch Nässe schwächen könne. Das Auslaugen und Einkochen sind Arbeiten, mit welchen das Weibsvolk zurechte kommen kann. Die rohe Potasche nimmt nur den 15ten bis 16ten Theil des Raumes der Asche ein, und steiget doch 3 bis 4mal über den Preiß derselben. Man kann sie folglich mit Vortheil weit und bis an den besten Absatzort verführen.

B) Das Potaschensieden selbst wird an verschiedenen Orten auf verschiedene Art angestellet.

a) Als dem Unterharz wird es unter folgender Verrichtung zu Stande gebracht:

α) Nemlich mit dem Auslaugen der Asche wird also verfahren:

1) Sind in einer besondern Hütte 36 Schlemmfässer in 3 Reihen gesetzet. Jedes Faß ist oben im Diameter 2 Fuß 8 Zoll, unten im Boden 2 Fuß tief, aber bis auf den löcherichten oder doppelten Boden 2 Fuß: Von diesem bis auf den untersten Boden

9 Zoll. Solches Faß hat alſo einen doppelten Boden. In dem unterſten iſt ein Zapfenloch, der oberſte aber hat Löcher, iſt nur loſe in das Faß geleget, und muß zwiſchen beyden Boden Raum bleiben, woſelbſt Stroh hingeleget wird.

2) Jeder Reihe Fäſſer ſtehet auf einem Gerenne von Eichenholz, und gehet hinten ein Lager unter denen Füßern her, damit ſolche nach dem Gerenne etwas abhängig ſtehen, und muß das Zapfenloch gleich über dem Gerenne ſeyn, daß die Lauge darein fallen kann. Die Zapfenlöcher ſind beſtändig offen, und wie oben das kalte Waſſer aufgegeben wird, dringet ſolches durch die Aſche, nimmt die Lauge an ſich, und fällt aus dem Zapfenloch in das Gerenne. Dieſe 3 Reihen Fäſſer ſind geſetzet, daß ſolche gegeneinander gleich über ſtehen. Unter denen 3 Reihen, iſt ein Trog von Eichenholz, worinnen die Lauge aus denen 3 Gerennen, ſo unter denen Fäſſern liegen, fallen kann, und die Lauge ſich ſammlen muß, woraus ſie in die Laugenfäſſer gegeben wird. Jedoch, was von 12 Schlemmfäſſern fällt, wird allein gelaſſen, wovon 3 und ein halb Laugenfaß voll werden.

3) Soll nun gelauget werden, ſo werden die 36 Schlemmfäſſer mit Brennaſchen gefüllet: alsdann wird kalt Waſſer mit einem Gerenne darauf gelaſſen, welches ſich nach und nach durch die Aſche ziehet, das Alkali in ſich nimmt, und zur Lauge wird. Die Lauge fällt dann durch das Zapfenloch in das Gerenne. So lange nun die Lauge braun bleibet, wird mehr Waſſer auf die Aſche in den Fäſſern gelaſſen; hat ſie aber gar keine Farbe oder Schärfe mehr an ſich, ſo wird mit dem Waſſern nachgelaſſen.

4) Der Anfang des Laugens wird mit denen 36 Schlemmfäſſern nicht auf einmal gemacht, ſondern jedesmal mit 12 Stücken. Und ſo bald die gute Lauge von dieſen 12 Fäſſern herunter iſt, wird die ſchlechte Lauge zuerſt auf 12 friſche Fäſſer mit Aſche gegeben, bis alle Laugen herunter, wovon dann die ſchlechte, wieder wie vorher, ausgetheilet wird.

5) Die Lauge nun, ſo zu Anfang und etwa in 36 Stunden erfolget, iſt die ſtärkſte und beſte. Dieſe wird verſotten, und beträgt, wie gedacht, 3 und ein halbes Laugefaß. Dagegen die, ſo nachher erfolget, die ſchlechteſte iſt, und dauret wohl bis 84 Stunden, ehe ſolche herunter kommt, daß alle 12 Schlemmfäſſer voll Aſche auszulangen, 5 Tage Zeit erfordern. Dieſes Auslangen in denen Schlemmfäſſern gehet den Sommer hindurch beſtändig fort, und können wochentlich 4mal 12 Schlemmfäſſer ausgelanget werden, wovon 24 Sieden fallen. Des Winters aber kann nicht gelanget werden, weil der Froſt daran hinderlich iſt. Dieſe ausgelaugte Aſche, wird zur Treibaſche auf die Hüttenwerke geliefert, ſie dienet aber auch auf Felder, und wird von einigen der Auswurf genennet.

6) Die Lauge, ſo aus der Aſche erfolget, und reich oder ſtark

ge-

genug worden, wird versotten, und jedesmal zu einem Sieden genommen, was aus 12 Schlemmfäſſern an ſtarker Lauge gefallen. Zu dieſem Sieden ſind 2 groſſe von Eiſen gegoſſene Töpfe und ein kupferner Keſſel eingemauret. Sie ſind oben im Diameter 3 Fuß 8 Zoll, unten rundlicht und 3 Fuß tief.

7) Bey dem Anfang wird ein eiſerner Topf und der kupferne Keſſel voll Lauge gegeben, Feuer untergemacht, und geſotten. Wie nun der eine Topf ſiedet, ſo wird aus dem kupfernen Keſſel von der ſiedenden Lauge, der eiſerne Topf wieder gefüllet, das mit ſolcher immer im Sieden bleiben könne. Der kupferne Keſſel wird dann von der kalten Lauge wieder gefüllet und zum Kochen gebracht.

8) Wofern mit dem erſtern Topfe etwa 24 Stunden geſotten worden, ſo wird der zweyte auch mit Lauge angefüllet und darunter geſeuret. Wie ſolcher ſiedet, wird er aus dem kupfernen Keſſel wieder gefüllet, und dieſe Arbeit fortgeſetzet, bis der erſte Topf hart kochet. Wann die Näſſe davon ziemlich verrauchet; ſo kochet es wie ein brauner Schaum, indeſſen gieſſet man noch immer aus dem Keſſel von der kochenden Lauge etwas hinzu, bis es beginnet dicke zu werden, wo man ſofort ſachte feuert, daß es nach und nach immer dicker und endlich hart wird.

9) Hierauf läßt man den eiſernen Topf kalt werden, wo hernach der hart gewordene Boden, der ohngefehr 5 bis 6 Zoll dick iſt, mit einem eiſernen Meiſſel ausgehauen werden muß. Und dieſes iſt die ſchwarze oder rohe Potaſche, welche von einem Sud 2 bis 2 und einen halben Centner beträgt. Ein ſolcher Sud währet bis zu dem hart Kochen gegen 50 Stunden. Darzu werden gegen 2 Klafter Holz verbrannt.

10) In dem zweyten Topf wird das Sieden auf vorbeſchriebene Art getrieben, und wann es in dem erſten Topf hart kochet, iſt in dem zweyten der Sud etwa halb gaar. Kochet aber dieſer hart, ſo wird etwa aus dem erſten Topf die ſchwarze Potaſche ausgehauen, alsdann mit Lauge gefüllet, und wieder geſotten, daß folglich beyde Töpfe wohl beſtändig im Gange ſtehen, aber deswegen nicht einerley Arbeit dabey vorfällt, um alles beſſer abwarten zu können. Da Sommerszeit das Sieden mit beyden Töpfen beſtändig fortgehet; ſo mögen wochenlich wohl 4 Sieden vollbracht und 8 bis 10 Centner ſchwarze Potaſche gewonnen werden, welche nunmehro zu calciniren iſt.

β) Wir kommen alſo auf die andere Arbeit, nemlich das Calciniren der ſchwarzen Potaſche.

1) Dieſes beſtehet darinn, daß man ſolche weiß, und zu guter Kaufmannswaare mache; dieſes aber geſchiehet durch das Glühen in einem beſonders dazu vorgerichteten Ofen. Der Calcinierofen iſt etwas länglich, hat in der Mitten einen erhöheten Heerd, woran auf beyden Seiten die Bar-

oder Backsteine auf die hohe Seite gesetzet sind, damit die Potasche nicht herunter fallen könne. Sodann ist an jeder Seite des Heerds ein Schürloch, wodurch gefeuert wird; über dem Heerd und über beyde Schürlöcher ist eine platte Haube gemauret, wie über einen Backofen. Auf dem Heerd gehet vornen ein Schürloch, welches eine eiserne Thüre hat, in welcher ein Loch, wodurch man die Arbeit beobachten kann.

2) Ist ein Vorrath von schwarzer Potasche vorhanden, so wird das Calciniren angefangen. Wird der Ofen Quartaliter nur einmahl angefeuert; so wird Holz erspahret, wann derselbe in einer Hitze bleiben kann. So bald er glühend geworden, so werden 3 Centner schwarze Potasche vorhero in Stücken, wie eine halbe Hand klein geschlagen, alsdann auf den Heerd des Ofens gestürzet, und breit auseinander gezogen, die eiserne Thür aber zugemacht. Das Feuer muß allgemach brennen, damit die Potasche auf dem Heerd nicht schmelzen möge, welches bey allzustarkem Feuer leicht geschiehet. Man muß demnach den Grad des Feuers wohl zu unterscheiden wissen. Man will calciniren und nicht schmelzen.

3) Man merke hiebey folgendes: ist die Potasche oben glühend geworden, so muß die Thüre eröffnet, und das Alkali mit einem breiten Eisen, wie ein länglichter Spaden gestaltet, umgewendet werden. Und dieses wiederholet man, so oft dieselbe sich oben her glühend zeiget, weil solche gemeiniglich unten noch eine Zeit schwarz bleibet. Wann sie Anfangs glühend wird, so scheinet es röthlicht wie eine dicke Flamme; wie aber solche nach und nach weiß wird, so wird das glühende auch viel heller und klarer, bis sie endlich durchaus weiß gegeben, und kann sie alsdann stärkeres Feuer vertragen und der Ofen ganz glühend seyn.

4) Ob aber auch die Potasche das rechte Feuer erhalten und gaar sey, wird folgende Probe lehren: man ziehet ein oder zwey Stücke aus dem Ofen, lässet solche kalt werden, und schläget sie voneinander: sind selbige inwendig nicht mehr schwarz, sondern durchaus weiß, so passiret solche für gute Kaufmannswaare. Zu dieser Arbeit werden bey 24 Stunden erfordert.

5) Ist der eine Einsatz gaar und fertig, so wird solcher mit einer eisernen Krücke auf den am vordern Ofen mit Backsteinen gepflasterten Platz ausgezogen, und nach dem Erkalten in Fässer à 5 Centner gepacket.

6) Der Ofen bleibet nach dem Ausziehen nur ein wenig stehen, bis er etwas abkühle, alsdann wird die Arbeit wieder mit 3 Centner fortgesetzet. Alle Quartale können auf diese Art 80 bis 90 Centner verfertiget werden.

7) Bey solchem Calciniren ist an 6 Centner schwarzer Potasche gegen einem Viertels Centner Abgang. In ohngefähr 24 Stunden, werden zu 3 Centner etwa zum Calcinirfeuer 1. Klafter Holz verbrannt. Und bey

vorgedachtem Aſchenwerk arbeiten 4 Perſonen, etwa 2 Männer mit ihren Weibern.

B) Wir verhoffen daß vorſtehende Beſchreibung begreiflich genug ſey. Indeſſen wollen wir noch eine andere beyfügen, nach welcher bey denen Blaufarbwerken in Oberſachſen die Potaſche oder der ſogenannte Fluß verfertiget wird. Die Holzaſche wird in halben Bierfäſſern oder denen beſonders darzu gemachten Gefäſſen, reinlich ausgelauget. Man feuchtet Anfangs die Aſche ein wenig an, nachdem vorhero auf dem Boden etwas Stroh oder Reiſig geleget worden, daß die Aſche nicht durchſchieſſet. Die beſte Lauge davon und ſo lange ſie noch braun ſiehet, wird in eiſerne Keſſel gethan. Die blaſſe oder weiſſe Lauge aber, ſo geringer iſt, wird immer wieder auf friſche Fäſſer gegoſſen, damit ſelbige beſſer und ſchärfer werde. Dieſe Lauge wird nun ferner in beſagten eiſernen Keſſeln eingeſotten. Man ſiedet über einem ſolchen Keſſel 2 Tage. Von der Aſche aus dem Wald aber wird nur ein und ein halber Tag geſotten. Doch kann die Zeit ſo genau nicht beſtimmet werden. Nachdem der Keſſel groß iſt, werden 1 bis ein und ein Viertel Centner Fluß oder Potaſche aus einem Keſſel voll Lauge. Und dieſer hat ſich im Keſſel als ein Stein angeſotten, daher er auch mit Meiſſeln herausgehauen werden muß. Auf dergleichen Sud wird ein Viertel Klafter Holz verbraucht, und wann die Aſche weggeſchaffet, gemeiniglich 10 Groſchen Lohn gegeben. Weilen aber das Ueberlaufen manchen Arbeiter viele Ungelegenheit macht, und dadurch in Schaden verurſachet wird, ſo mag dieſes durch etwas Zuwerfen von Pech, verhütet werden. Wann gedachter Fluß calciniret wird, ſo gehet gem Centner 14 16 bis 18 Pfunde ab.

C) Endlich macht Herr du Hay von denen Zubereitungen, welche in der Gegend Sarlouis üblich ſeyn ſollen, folgende Beſchreibung:

1) Man nimmt dicke und alte Bäume, worunter die Buchen die beſten, ſchneidet daraus Stücken von 10 bis 12 Fuß lang, leget ſie übereinander, und machet Feuer darunter, aus der Aſche aber eine ſehr ſtarke Lauge.

2) Hierauf leget man Stücke von eben demſelben Holze, das faul und ſchwammigt iſt, in die Lauge, und läſſet ſie ſo lange darinnen liegen, bis ſie davon recht getränket ſind. Dieſes verrichtet man mit andern Stücken, bis die Lauge ſich alle verzehret hat.

3) Man gräbet ferner in die Erde ein Loch von 3 Fuß ins Gevierdte und leget eiſerne Stangen darüber, welche die darüber zu legenden Stücke trockenes Holzes tragen: auf das Holz aber werden die von der Lauge getränkten Stücke Buchenholz geleget. Das trockene Holz zündet man an: wann dieſes recht brennet, ſo ſiehet man einen Regen von geſchmolzener Potaſche in das Loch fallen. Man bringet neues getränktes Holz darauf, und treibet dieſes ſo lange bis die Grube voll iſt.

4) Iſt dieſes geſchehen, ſo ziehet man mit einer eiſernen Hacke den Schaum oben ab, ehe ſie ganz kalt wird. Es bleiben aber immer viele Kohlen und andere Unreinigkeiten darinnen: daher man ſie nur zu der gemeinen und ſchlechten Saiſe brauchet.

5) Wenn ſie kalt geworden, machet ſie ein einziges Brod aus. Dieſes zerſchläget man, und thut es in Tonnen, damit die Luft nicht die Materie anfeuchte, die an ſich ſelbſt nach Feuchtigkeit ſehr begierig iſt. Man nennet ſie Potaſche in Erde, und verkaufet das Quintal für 16 Livres.

Poudre de Plomb, ſ. Schrot.

Poule, ſ. Henne.

Poule de Bois, ſ. Birkhan, Haſelhuhn.

Poumcheln, ſ. Pomucheln.

Prachſen, ſ. Braſſen.

Præfectus rei venatoriæ ſupremus, Obervjägermeiſter.

Præfectus ſilvarum, ſ. Förſter.

Präſcription, ſ. Forſtgerechtigkeit Lit. C) β)

Präſumtion, ſ. Forſtgerechtigkeit. Lit. E) θ)

Prellen, was es bey den Füchſen bedeute, ſ. Fuchsprellen.

Prellnetz, iſt eine Art von Jagdnetzen, ſo man nur bey der Saus oder wilden Schweinsjagd zu gebrauchen pflegt, um dieſelben damit abzuhalten, daß ſie nicht häufiger in die Tücher dringen, als man es haben will. Sonſt nennet man dieſelben auch Spiegel- oder ſpiegelichte Netze, weil die Maſchen wie Spiegel, und alſo auch die Fäden an denſelben ſo gerade wie die Leinen ſtehen; da hingegen die Maſchen an andern Arten von Netzen über Eck zu ſtehen kommen. Es wird aber ein ſolches Prell- oder Spiegelnetze gemeiniglich zwar in der Länge eines Jagdtuches, aber nur halb ſo hoch, auch recht ſpieglicht geſtricket, jedoch eben ſo ſtark an denen Leinen, oder auch wohl noch etwas ſtärker, gemachet. Bey deren Verfertigung wird mit einer Maſche angefangen, dieſe wieder vom Modell abgeworfen, eine andere daran geſtrickt, und eine Maſche zugenommen, bis ſie die Höhe von 18 Maſchen bekommen; ſonſt aber können die Maſchen 6 bis 7 Zoll in das Gevierte haben. Wenn nun ein ſolches Netze hoch genug iſt; ſo wird bey dem Fortſtricken allemal auf einer Seite ab- und auf der andern zugenommen; daß es alſo oben und unten einen Saum und Maſchen, wie viereckigte Spiegel, bekommt. Weil aber dergleichen Netze, die man meiſtens bey der Schweinsjagd zu gebrauchen pflegt, keinen Buſen nöthig haben; ſo werden ſolche nur gerade ſo lang, als ſie ſtellen ſollen, z. Ex. wie ein Tuch von 75 Klaftern, geſtrickt. Hingegen die Wind- nebſt andern darzu gehörigen Leinen müſſen ſtark und lang ſeyn. Auch gehören zu jedem Netze Stellſtangen mit eiſernen Hacken, und Strebeſtangen oder Furkeln, die mit eiſernen Gabeln beſchlagen ſind, welche aber ſehr ſtark, und etwas hoch ſeyn müſſen, damit die Leinen von dem

Saum

Sauen nicht daraus gelaufen werden können.

Alsdenn wird dieses Netz zehen Schritte weit vor dem Lauftuche auf die Erde geleget, daß die Ober- und Unterleine durch die Wechsel hinausgehen. Wenn nun die Sauen anfangen darüber zu laufen, (denn sie halten gerne eine lange und schmale Reihe); so lässet es der Jägermeister von beyden Seiten her geschwinde auf die Furkeln oder Stangen legen, ohne sich daran zu kehren, ob ihrer noch viele zurücke seyn, oder nicht; da sie sich denn darwider zu stossen beginnen, und können auch die andern nicht nachkommen, und müssen also wieder umwenden oder zurücke prellen. Denn daher heisset es auch ein Prellnetz. Sie salviren aber auch die Lauftücher, wenn sie stehen. Denn es kann alsdenn keine Sau wieder in das Jagen kommen, weil ihr der Paß abgeschnitten ist, bis sie alle gefangen sind. Es gehören aber auch bey jeder Furkel zwey Windleinen, die eine inswendig, und die andere auswärts anzubinden, massen sie auf beyden Seiten vest halten müssen. Wenn die Furkeln unten auch mit Gelenken gemacht sind, und auf den Flügel eine Winde oder Haspel gestellet ist, damit das Prellnetze geschwinde aufgerücket werden kann; so kann niemand von denen zu Aufhebung dieses Netzes bestellten Leuten wegen der Sauen in Gefahr kommen. Ausser denen bisher beschriebenen hat man auch noch eine Art von Prellnetzen, die besonders zum wilden Entenfang gebraucht, aber auf die Art wie die Fischergarne gestrickt, und sonst auch Gelötter genennet werden. Und zwar werden im Schilfe und Rohre meistens die zum Entenfange dienlichen Hahmen nach einem Ufer des Wassers gestellet; zwischen denen Hahmen aber, wie auch auf den Seiten hinaus stehen die Prellnetze. Alsdann werden die Enten mit etlichen Kähnen nach den Hahmen zugetrieben, welche aber, wenn sie an die Prellnetze oder Geleiter stossen, dabey wegschwimmen. Kommen sie nun an die Hahmen; so reissen sie dahinein, und können nicht eher wieder zurück, bis ihre Auslösung erfolget. s. a. Entenfang.

Preuſſelbeere, s. Heidelbeere.

Priſe, s. Fang.

Probejagen, Probjagen, ist gleichsam das Meisterstück, so ein junger Jäger nach ausgestandener Lehrzeit bey einer fürtreflichen Jägerey zu machen hat, damit er vor einen rechtschaffenen Jägen passiren kann. Wenn ein solcher junger Jäger nach fleißigem Unterricht und oftmaliger Uebung mit dem Leithunde in der Behängenszeit an der Wissenschaft und Erkenntniß der Fährde eines rechten jagdbaren Hirsches, ingleichem mit Umgang und Arbeit auch gewöhnlichem Zuspruch dergestalt firm geworden, daß er sich getrauet, dieses Werk auszuführen; so muß er zuförderst bey der Herrschaft um gnädige Erlaubniß, ein Probjagen anzustellen, anhalten. Wo er nun solches erlanget; so werden wenigstens vier Fuder Zeug an den Wald bestellet, allwo er einige jagdbare Hirsche vermuthet, und sein Probjagen machen will; da er denn früh noch einmal die vermutheten

Hirſche vorſuchen und vernehmen, auch in denen Holzwegen vorgreifen muß. Wo dieſe nun bleiben, dahin wird der Zeug in der Stille gerücket, der Wind in Obacht genommen, und wenn es möglich, gegen denſelben geſtellet. Wenn demnach die Hirſche umſtellet ſind, und der junge Jäger dieſelben nicht anders, als in der Fährde, z. Ex. einen derſelben vor einen ſtarken jagdbaren Hirſch von 18 Enden angeſprochen, welcher aber noch 2 Hirſche von 10 Enden und einen Sechſer bey ſich hätte; ſo muß er ſolches der Herrſchaft mit allen Umſtänden anzeigen, welche darauf des andern Tages in aller Frühe hinaus fährt oder reutet, und nach dero Belieben entweder in dem Jagen ohne Lauf die Hirſche todt ſchieſſet, oder mit dem Laufe aus dem Schirme mit Hetzen und Schieſſen ſolche erleget und fället. Wenn nun ſolche gefällte und zuſammengetragene Hirſche vor der Herrſchaft geſtreckt liegen, und nach voriger erſtern Anſage des jungen Jägers richtig eintreffen; ſo kann ſein Probejagen, und er, als ein rechtſchaffener Jäger paſſiren, auſſerdem aber nicht.

Prone, heißt man die äuſſerſte Grenze eines Waldes, Forſtes, oder Holzes, ſo an das Feld ſtöſſet, oder mit andern Höltzern grenzet. Es wird in den Forſtordnungen verbothen, ſolche weg zu hauen, und abzutreiben, weil man dadurch theils Urkunden der Grenzen hat, theils auch das Wild ſich ſtecken kann. Es wird ſonſt auch Brahne genannt, ſ. Brahne

Prude, Prudel, heiſſen die Jäger einen kleinen Sumpf, darinnen ſich der Hirſch abkühlet, oder auch die Sauen wälzen.

Pruneolus, ſ. Schlehendorn.

Prunſt, ſ. Brunſt.

Prunier, ſ. Pflaumenbaum.

Prunier ſauvage, ſ. Schlehendorn.

Prunus, ſ. Pflaumenbaum.

Prunus ſilveſtris, ſ. Schlehendorn.

Pruſſelbeer, ſ. Heidelbeerſtrauch.

Pteris, ſ. Fahrenkraut.

Pudel, ſ. Waſſerhund.

Püffel, ſ. Büffel.

Pürſchbüchſe, ſ. Pürſchrohr.

Pürſchen, heiſſet das Wild, ſowohl groſſes als kleines, durch gezogene Röhre oder Schrotbüchſen fällen. Das Pürſchen erfordert unter allen Weydmannsſchaften die geringſten Koſten, weil es eine einige Perſon mit einem Rohre und einem Hunde, der doch nicht allezeit nöthig iſt, verrichten kann. Wo es gute Wildbahnen giebt, da kann man nicht nur einen angenehmen Zeitvertreib, ſondern auch einen guten Nutzen davon haben. Es werden aber, wie bey aller Jägerey, alſo auch bey dem Pürſchen insbeſondere eine gute Erfahrenheit und Kenntniß aller Vortheile, ein ſcharfes Geſicht, eine ſiete Hand und leiſer Tritt, ein gutes, aber nicht blankes und glänzendes Rohr, oder eine Schrotbüchſe, Rohrgerechte Kugeln und runde Schröte erfordert.

dert. Der Weydmann soll des Sommers grün, und im Winter grau gekleidet seyn. Auf das hohe Wildpret werden Sulzen geschlagen, oder an gelegenen Orten in Wäldern, an Gehägen und Zäunen, Stände und Schirme gemacht, dabey aufzupassen. Denen Füchsen wird bey den Vorhölzern, und den Hasen in den Saatfeldern aufgepasset; der Wind muß niemals vom Jäger gegen das Wild, sondern von diesem gegen jenen gehen, denn solchergestalt ist die Last- und Spurwitterung dem Wilde benommen. Damit auch alles Wildpret nicht sobald den Menschen spüre; so soll der Jäger ein Wischtuch, damit der Stallknecht den Rossen, wenn er sie striegelt, den Staub abwischt, um den Leib binden; so übertrift der Gestank vom Wischtuche des Menschen Geruch daß er das Wild desto unvermerkter beschleichen kann.

Die Wasserpürsche geschiehet auf allerhand Geflügel, welches sich in den Seen, Teichen und Flüssen aufzuhalten pfleget, als Gänse, Enten, Reiger, Trappen, welche auch zuweilen in Gehölzig nisten, Wasserhüner, Schnepfen, u. d. g., die entweder mit Pürschröhren oder Schrotbüchsen gefället werden. Man darf keine sonderliche Bemühungen dabey haben; nur daß man die Stellen und Gelegenheiten ausspähet, wo sich eins und das andere gern und gewöhnlich aufhält, und daß man sich einen guten Stand bereitet, darinnen man sich verdeckt aufhalten, und das Federwild erschleichen, oder abwarten, und also fällen könne. Wer aber auf seinen Seen, Teichen und Wassern dergleichen Geflügel gerne ziehen will, der muß sich vor dem Pürschen hüten, weil sie dadurch verscheuchet werden. Die Enten soll man nicht im Frühlinge, weil sie alsdenn brüten, auch nicht im Sommer, weil sie von den Fischen, die sie zu solcher Zeit essen, einen widerwärtigen Geschmack bekommen, sondern im Herbste schiessen weil sie alsdenn fett, gesund, und am leichtesten zu hinterschleichen sind. Des Morgens und Abends ist die beste Zeit ihnen aufzupassen. Auf die Enten und andere Vögel, die sich unter das Wasser tauchen, muß das Absehen mit Kugelbüchsen gleich auf die Mitten zu, wo die Ente in das Wasser sich eintauchet; mit der Schrotbüchsche aber, weil das Wasser anzuziehen pfleget, ein wenig über die Ente, als wollte man gleich auf 3 Querfinger hoch darüber wegschiessen; hingegen wenn sie schwimmen, etwan eine Spanne mehr oder weniger, nachdem sie stark oder gemach fortschwimmen, von ihnen genommen werden. Der Schuß muß niemals gegen dem Thiere, sondern von hinten zu oder seitwärts geschehen; sonst wo sie das Feuer sehen, ducken sie sich unter das Wasser, und verfehlt der Schuß. Am sichersten ist es zu schiessen, wenn sie den Kopf unter dem Wasser haben. Enten, Gänse, und andere dergleichen grosse Vögel werden am füglichsten mit gezogenen Röhren, die kein grosses Loth führen, gepürschet, weil man sich gewöhnet, desto gewisser zu zielen, und später zu halten; da man hingegen von den Schrotbüchsen verderbet wird,

daß man hernach mit den Kugelbüchsen keinen sichern und gewissen Schuß thun kann; zudem werden mit den Schroten viel Vögel zu schanden geschossen, die man nicht kriegt, und welche gleichwol, nachdem sie dem Schützen entflohen, anderwärts sterben und verderben müssen. Siehe auch Pürschrohr.

Pürschen, Bürschen, heißt sonst auch bey den Jägern so viel, als zu Holze schiessen, d. i. wenn sie mit der sogenannten Pürschbüchse einen Hirsch entweder gleich todt, oder nur so schiessen, daß er nicht gleich fällt, sondern Holz eingehet.

Pürschgeld, Bürschgeld, Schießgeld, Fanggeld, wird dasjenige Geld genennet, welches ein Jäger bey Erlegung eines Stück Wildes, gegen dessen Lieferung von seiner Herrschaft erhält, und zwar nach eines jeden Orts Gebrauch oder Einrichtung etwas gewiesses, wie es denn auch mit denen Raubthieren und Raubvögeln, besonders in den Chur- und Fürstenthümern, oder andern grossen Provinzen Deutschlandes eben so gehalten wird. Z. Ex. von einem Hirsch oder Hauptschwein 1 Thlr.; von einem Bären 8 Gr.; von einem Wolf 1 Thlr.; von einem Luchs eben so viel; von einem Biber 16 Gr.; von einem Rehe 8. Gr.; von einem Fischotter 12 Gr.; von einem alten Fuchs 6 Gr.; von einem jungen Fuchs 3 Gr.; von einem Mürder, und wilden Katze 5 bis 6 Gr.. von einem Iltis 4. Gr.; von einem Wiesel 3 Gr. u. s. w. Es gehöret dieses mit unter die Accidentien der niedern Jagdbedienten, welches ehemals, da dieselbe keine, oder wenig Geldbesoldung bekamen, da das Wild noch häufig weggeschossen werden müßte, da das Pulver theuer war, und endlich alles auf Accidentien bedacht war, eingeführet worden. Allein heut zu Tage ziehet man dieses oft ein, und giebt das Pulver und Bley selbst aus, oder grössere Besoldungen.

Pürschgerechtigkeit, s. Freybürsche.

Pürschhunde, Bürschhunde, sind eine Art von schnellen und flüchtigen Jagdhunden, welche vornemlich dazu gebraucht werden, das angeschossene und verwundete Wild zu verfolgen, und einzuholen. Man kann auch wohl Bachen, Rehe und Wölfe, in lichtem Holze, ohne daß solche angeschossen seyn müssen, damit hetzen und fangen, weil sie gleichsam starke Windhunde sind, denen nichts entlaufen kann; wie man sie denn auch von grossen Windhündinnen, die mit englischen Hunden beleget werden, erzielet. Solche Hunde werden auch *Cours*- oder Laufhunde geheissen, und von Jugend auf mit Fleiß dazu gewöhnet, daß sie dem Weydmanne nachkriechen lernen, und so der Schuß geschehen, dennoch dem Wilde ohne Geheiß nicht nachlaufen dürfen, bis man das angeschossene gemerket, nach welchem man ihn denn anhetzet; da er denn mit der Zeit das getroffene Wild geschwinde einzuholen, oder unter einem ganzen Trupp aufzusuchen, und gewaltsam nieder zu ziehen, und zu merken lernen wird, daß es krank

krank sey, und mit den andern nicht mehr so flüchtig fortkommen könne; massen es sich sodenn abziehet, und wenn ein solches angeschossenes Wild nicht sofort, und ohne Anstand verfolget werden sollte, dasselbe, sonderlich des Sommers in grosser Hitze, bald anlauffen, und in wenig Stunden meistens verdorben seyn würde. Vor hauenden Schweinen aber sind sie zu schonen, weil sie von denselben ohnfehlbar würden zu Schanden geschlagen werden, sondern man mag hierzu lieber die Saurüden, als welche nicht so kostbar sind, gebrauchen.

Diese Pürschhunde werden an den Ohren und an dem Schwanze nicht gestutzet, sondern ihnen, gleich mit den Windhunden, dasjenige, was ihnen die Natur gegeben, gelassen. Man pflegt sie auch, damit sie leicht lauffen können, mit trockenem Brodte von Haberschrote zu füttern, und ihnen keine dicke Mehlsuppen, als wovon sie zu schwerfällig werden, zu geben. Vor allen Dingen aber müssen sie alle Tage ausgeführet werden, damit sie gänge und flüchtig bleiben. Zum wenigsten müssen sie in einem grossen Zwinger frey herum laufen, und nicht beständig an Ketten geleget seyn, sonsten werden sie in kurzer Zeit mit vielem Verdruß der Herrschaft, und mit Verantwortung des Wärters, steif und unbrauchbar, und verliegen sich dermassen, daß endlich sogar kein zahmes Vieh, so sachte es auch läuset, mit ihnen einzuholen. Zuweilen aber werden sie auch wohl, wie die englischen Hunde, an Ketten geleget; sie haben auch eben solche Lager, wie diese, und gehören zur Aufsicht des Rüdenknechts in den englischen Stall, weil damit das flüchtige Wild gehetzet wird.

Insbesondere schicken sich hierzu am besten die curländischen Hunde. Es ist aber zu wissen, daß man vornemlich in Curland eine Art Windhunde findet, die von ungemeiner Grösse, und höher, als die englischen Hunde sind; sie haben auch lange und dürre Köpfe, gleich einem Stücke Wild; übrigens aber sind sie alle an allen ihren Gliedern unsern Windhunden gleich; nur daß sie, um ein ziemliches grösser, höher und länger sind, womit denn auch die Einwohner in Curland, weil es schnelle und flüchtige Hunde sind, die Bären und Elendthiere in den Wildnissen hetzen können. Wenn man diese Art haben kann, ist es gut. Sonst kan man in Ermanglung jetzt besagter Hunde sich auch wohl andere leichte und flüchtige Hetzhunde zuwege bringen, wenn man, wie bereits gedacht, eine grosse Windhündinn mit einem englischen Hunde beleget. Denn alsdenn fallen die Jungen etwas nach dem Vater stärker und grösser, als die Hündinn, und nach der Mutter schmächtiger und flüchtig, und sind geschickt, das angeschossene und verwundete Wild, weil sie schnell sind, und wohl lauffen können, bald einzuholen. So sie hinter einem Thiere herlaufen und demselben immer je länger, je näher an den Leib kommen, mithin dasselbige zu fangen gar nicht zweifeln, sondern in der Stille sich auf ihr Gesicht

ſicht verlaſſen, und was ſie vor ſich ſehen, durch ihre Geſchwindigkeit einzuholen getrauen; ſo achten ſie keine Spur, nehmen auch ſolche im geringſten nicht an, und ſind hierinnen den Windhunden gleich, weil ſie nur das flüchtige angeſchoſſene Wild hetzen. Deshalben werden ſie zu Jagdzeiten auſſerhalb des Laufs angeſtellet, und an nöthige Oerter ein paar von denſelben zum Hetzen dergeſtalt fertig gehalten, daß, wenn einiges angeſchoſſenes Wild unvermuthet über den Zeug fallen ſollte, ſolches alsdenn mit denſelben gehetzet und gefangen werden möge. ſ. a. Jagdhunde, Parforcehunde.

Pürſchkarren, Pürſchwagen, iſt bey der Jägerey ein beſonderer Wagen, darauf das bey einem ordentlichen Jagen gefällte, oder auch auſſer dem von der Herrſchaft oder auf andern Befehl von dem Bürſchmeiſter gepürſchte Wild, geleget und nach Hofe geführet wird. Bey groſſen Jägereyen hat man deren mehr, als einen. Ja in denen fürſtlichen Höfen und Zeughäuſern werden ſolche Pürſchwagen und Pürſchkarren in Menge angetroffen, und zur Abfuhre des gepürſchten Wildprets beſtändig in Bereitſchaft gehalten. Die Wagen haben 4, und die Karren nur 2 Räder, ſonſt aber ſind ſie einander in allem gleich. Ihre Käſten ſind von Brettern gemacht, hinten und vorne mit Aufzügen, um das Wildpret auf- und abzuladen, verſehen und nebſt denen Stangen und Rädern gemeiniglich mit guter Oelfarbe grün angeſtrichen, vorne und hinten mit den herrſchaftlichen Wappen, und auf denen Seiten einige Bären, Hirſche, hauende Schweine und dergleichen, an dieſelbe abgeſchildert. Vornen ſind vier Ringe auswendig eingeſchlagen, damit ein Bär, Hirſch oder hauendes Schwein, denen dieſe Ehre allein wiederfähret, mit kleinen grünen Leingen ſein angebunden werden könne; das andere Wildpret aber wird nur darein gelegt. Die dazu beſtellten Knechte müſſen grün gekleidet ſeyn, und ein Weydmeſſer an der Seite, auch wenn ſie einen jagdbaren Hirſch darauf führen, einen grünen Bruch auf dem Hute ſtecken haben. Dieſe Wagen werden nebſt den andern Sachen bey dem Jägerhofe im Zeughauſe verwahret.

Pürſchmeiſter, Bürſchmeiſter, iſt bey einer königlichen oder fürſtlichen Jägerey derjenige, dem das ganze Jägerhaus mit dem ſämmtlichen Jagdzeug, allen Hunden, Jägerpurſchen, Knechten und Pürſchjungen zu ſeiner Inſpection und Aufſicht anvertrauet und befohlen ſind; weshalben er auch als Commandant oder Oberaufſeher im Jägerhofe beſtändig wohnen muß, und alles daſelbſt von ihm abhänget. Er wird aber daher der Pürſchmeiſter genennet, weil er die Herrſchaft, das Wild zu pürſchen, zur Hirſchbrunſtzeit, oder zur Auerhahnenpfalz, oder ſonſten zu anderer Zeit, anführet. Unter ihm ſtehet auch der Waggenmeiſter mit ſeinen Zeugknechten, und denen Jagdhandwerksleuten, als dem Jagdſchneider, Jagdſchmidt, Jagdſeiler, Jagdwagner, Jagdriemer, und dergleichen. Er muß alles Jagdgezeug

zeug und die völlige Gerätschaft besorgen; deshalben hat er auch die Tücher und Netze nach geendigtem Jagen, wenn alles wieder getrocknet und ausgebessert ist, folgleich gehörigen Orts aufheben lassen, damit denn Zeuge kein Schade widerfahre. Er muß sich von einem jeden Knechte, wegen dessen unterhabenden Hunden täglich rapportiren lassen, was sie nemlich für Hunde auf denen Mühlen, Schäfereyen, Vorwerken und Meistereyen liegen haben, wie sie mit Namen heissen, was davon abgegangen, und was wieder jung geworden, solches alles sich auch specificiren lassen. Ueber die im Jägerhofe vorhandenen Hunde, und was täglich bey der Fütterung an Brodt, Haberschrot, Stroh und dergleichen aufgehet, muß er richtige Rechnung führen, alles benöthigte dazu bey Zeiten anordnen, und solches anschaffen lassen, damit nirgends ein Mangel erfunden werde. Das fern zur Tafel oder Hofstatt, ingleichem zum Deputatwildpret vor die vornehmen Ministers, etwas angeschossen und geliefert werden soll, muß er seine Pürsche zu pürschen beordern, und ausschicken, auch öfters wohl bedürfenden Falls sie auf etliche Meilen durch das ganze Land und alle Wildmeistereyen vertheilen. An etlichen Höfen pflegt der Pürschmeister auch zugleich des Oberjägers Function und Dienst mit zu verrichten.

Pürschrohr, Bürschrohr, Pürschbüchse, Bürschbüchse, Birschbüchse, heißt dasjenige Geschoß, so die Jäger zum Pürschen gebrauchen. Es ist solches eigentlich ein gezogenes Rohr, oder eine Kugelbüchse, mit einem deutschen Schlosse, und mit einem tüchtigen, gemeiniglich mit Elfenbein oder Perlenmutter ausgelegten Schafte, welcher einen kurzen und hohlen, nach den Backen ausgeschnittenen Anschlag, und darinnen ein Bleyfüßgen hat, worinnen Ladenmaas, Krätzer, und etliche Kugeln mit Pflaster liegen können. Alles Eisenwerk an selbigen muß nicht blank und glänzend, sondern blaulicht oder matt im Feuer angelaufen seyn. Dergleichen Pürschröhre mit deutschen Schlössern brauchen unsere deutschen Jäger noch bis dato aus folgenden Ursachen: Nemlich ein deutscher Anschlag, weil er, wie vorgedacht, kurz und nach den Backen geschnitten ist, wird sich geschwinder und besser einschließen, auch besser im Lager liegen, als ein anderer, so nicht von dergleichen Art ist. Ein deutsches Feuerschloß, obwohl das Spannen und Losspannen des Rades in etwas beschwerlich ist, kann nicht eher losgehen, bis der Stein aufgesetzet worden, und wenn zwischen dem Steine und der Pfanne ein Tuchlappe gelegt wird, bleibt Pulver, Rad und Stein trocken, will kann man nach abgezogenem Luppen gleich losdrücken. Es kann auch ein Schütze an freyer Faust, so Theils stens vorfället, nach einem Wilde unangeleget pürschen, weil an dem deutschen Schlosse das Rad mit Schärfung des Steins uns verrücket des Ziels weit leichter und unvermerkt losgehet.

Wer demnach etwas gutes durch das Pürschen ausrichten will,

will, der muß zuförderst nothwendig auf gutes Gewehr, Pulver und Bley bedacht seyn, hiernächst aber auch sich fleißig im Schiessen üben, damit er durch das Feuer sehen lernet, und firm wird, auch nicht bey dem Losdrücken des Gewehrs beyde Augen zumachen, wie öfters geschiehet, sondern stät und vest im Sitzen oder stehen halten. Ein anders ist es im Laufe und Flinge, da mit dem Gewehr nach dem Lauf oder Flug dessen, was man vor sich hat, fortgefahren werden muß. Einige gewöhnen sich auch an das Vorhalten, welches nicht unrecht, alles aber kömmt, wie gedacht, auf eine fleißige Uebung an. Gutes Gewehr wird jetzo an vielen Orten gemacht, jedoch das Maastrichter vor das beste gehalten, und einer guten Büchse Rohr muß recht Kugelgleich seyn, unten nicht weiter, als oben, mit gleich eingetheilten Zügen, die nicht zu tief, auch nicht zu flach sind; allzu krumme oder zu gerade Züge nutzen nichts, desgleichen die Krümmen, Gruben oder Beulen, so sich öfters nach dem Ziehen darinnen finden, und das gerade Richten nach der Seiten ist höchstnöthig. Die deutschen Schlösser sind im Wetter und Winde die besten. Flintenschlösser hingegen lassen sich bald fertig machen. Durch das Korn und Visier kann einer Büchse, die zu hoch, mehr tief, oder auf eine Seite schiesset, bald geholfen werden. Wenn aber ein Rohr bald dahin, bald dorthin schiesset, dem wird auch der beste Büchsenmacher, kaferne es nicht Eisen genug hat, und ausgebohret werden kann, zu helfen ausser Stande seyn.

Eine Pürschbüchse pfleget man 100 bis 120 Schritte einzuschiessen, daß so man nach einem Fleck eines Speciesthalers groß, unten anhält, und trift in den Fleck, solches recht gut; besser aber ist es doch, etwas zu hoch, als zu niedrig: denn so auf die Weite das Korn völler genommen wird, muß es auch gut gehen. Wie erwähnet, bringet ein geschickter Büchsenmacher eine Büchse, die nicht gut schiesset, noch wohl zu rechte; aber mit den Flinten ist es etwas anders: denn hier kömmt es blos auf das Eisen des Rohres an, und allemal schiesset ein weiches Eisen besser, als das harte; jedoch muß solches nicht Kupferschößig oder mit Stahl vermenget seyn. Daß hiernächst eine Flinte, die Hagel zusammen werfen, und weit schiessen soll, davor kan der Verfertiger nicht allemal stehen, noch solches von ihm prätendiret werden. Zu einem guten Pürschrohr gehöret auch dergleichen Pulver, und hierzu ist dasjenige, welches vom Mittelkorne ist, nebst dem sehr kleinkörnigten, das beste, wenn solches auf einem Papier zur Probe angezündet, rasch, besonders aber der Dampf also in die Höhe gehet, daß das Papier nicht anbrennt, und nicht viel schleimigtes zurücke läßt. Zu einem neuen Tiegel, den man über dem Kohlfeuer warm werden lässet, das Pulver gethan, und herum gerührt, hilft zum rasch werden. Wo gut Pulver ist, muß auch gut Bley seyn, wenn im Schiessen recht getroffen werden soll; dahero zu Kugeln und Schrot weiches Bley ohne Zinn gehöret, auch dürfen erstere vornemlich nicht hohl gegossen, noch

höcke-

höchstrecht, sondern vollkommen rund und schwer seyn, wenn der abgezielte Zweck damit erreichet werden soll. Zum Pflaster oder Futter der Kugeln schicket sich eine feine gleiche Leinwand oder Parchent am besten, nachdem man sie hievon mehr in gleicher Dicke, als von Leder haben kann, welche Ungleichheit der Pflaster an der Accurateſſe des Schiessens sehr hinderlich; gleich diesem ist auch ein richtiges Lademaaß nöthig, weil das Laden nach Gedünken keinen gleichen Schuß befördern kann; dahero ein Jäger, der Ordnung liebet, die Schüsse Pulver in Patronen bey sich führet, welche er zur müßigen Zeit abgetheilet, hiernächst sodann aber im Freyen, bey unter und schlimmer Witterung, sein Gewehr bald laden kann.

Wenn nun alles dieses in gehöriger Ordnung beysammen, und hinter dem Gewehr auch ein guter Schütze ist; so muß dieser doch noch bey dem Wildpretpürschen wohl auf den Wind Achtung geben, damit das Wild solchen nicht vom Jäger bekomme, und vor der Zeit davon ziehe. Denn alle wilden Thiere, auch sogar die wilden Gänse, Enten und Kolkraben, haben einen besondern starken Geruch von dem Menschen, und auch viele ein sehr feines Gehör, worunter das Schwarzwildpret zu zählen, welches, wenn der Wind auf solches stösset, die geringste Bewegung beobachtet. Dieserhalb muß ein Waydmann, wo er des Wildprets Wechsel und Uebertretten vermerket, sich am Abend, wenn die Sonne untergegangen ist, oder des Morgens früh mit anbrechendem Tage, hinter einen Baum stellen, und aufpassen, bis das verlangte sich einstellet, doch so, daß von ihm der Wind ja nicht dahin wehe, woher solches vermuthlich kommen werde; und an Grenzörtern, wo sich öfters dergleichen nicht thun lassen will, wird die Verbergung von ihm auf einem Baum also gesucht, daß er aller Orten sich umsehen kann. Muß dieses des Nachts geschehen; so machet man ein weisses Papier über das Korn am Pürschrohr, beuget solches um den Lauf und Schaft herum, daß es hinter dem Ladstock veste angestecket, und hernach schärfer gesehen werden kann. Was hierzu weiter gehöret, ist bey dem Worte Pürschen nachzusehen. Nur dieses ist hierbey noch zu gedenken, daß an Grenzen, wo das Wildpret beschossen ist, Tag und Nacht alle Wechsel und Pässe observiret werden müssen, daferne etwas gutes ausgerichtet, und des Herrn Nutzen, nebst Erlangung des Jägerbrodtes, befördert werden solle. s. a. Büchse.

Pürschwagen, s. Püschkarren.

Pürzel, Bürzel, heißt der Schwanz der Hirsche und wilden Schweine.

Pulli, s. *Petits*.

Pulmones vulpis, franz. *Poumons de Renard*, s. Füchslungen.

Pulver, Schießpulver, lat. Pulvis nitratus, bellicus, pyrius, ist eine Composition von Schwefel, Kohlen und Salpeter, so zu bekanntem Gebrauch in der Pulvermühle bereitet wird.

Der

Der Schwefel, so von Natur gern brennet, muß sich entzünden, und die Anfeurung des Salpeters befördern, welcher sodann einen weiten Raum suchet, und den Knall verursachet. Die Kohlen aber, welche von Erlen, Linden, Weiden, Schießbeeren und dergleichen leichtem Holze seyn müssen, verbinden den Schwefel und Salpeter zusammen, fangen die Feuerfunken, den Schwefel anzuzünden, und erhalten mit ihrem fixen Cörper die Flamme desto länger beyeinander. Es werden insgemein dreyerley Sorten Pulver gemacht; grobes Geschütz-, oder Canthaunenpulver, Musquetenpulver, und Pürschoder Jägerpulver, welches die feinste Sorte ist. Die Reinigkeit eines Pulvers zu probiren, darf nur ein wenig davon auf weiß Papier geschüttet, und angezündet werden. Je weniger das Papier verunreiniget wird, desto besser ist das Pulver. Je schwärzer aber das Papier wird, desto schlechter ist auch das Pulver, und desto schwächer an der Wirkung. Wenn man das Pulver mit starkem abgezogenen Brantewein, oder Spiritu vini etlichemal besprenget, und wiederum trocknet; so wird es noch so stark, als es vorher gewesen ist.

Pungitius, s. Stichling.

Purgiren der Hunde, s. Hund.

Putare, s. Schneideln.

Pygargus, s. Adler.

Pyrenbaum, s. Birnbaum.

Pyrole, s. Pirschvogel.

Pyrolt, s. Pirschvogel.

Pyrrhula, s. Gimpel.

Pyrus, s. Birnbaum.

Q.

Quadernetze, s. Tauchgarn.

Quadlerbaum, s. Eydechsenbaum.

Quandel, wird das Mittel einer Kohlstätte genennet, s. Kohlstätte, lit. B) α).

Quandelknüppel, s. Meuler.

Quandelpfahl, s. Kohlstätte, lit. B) α).

Quappe, s. Aalraupe.

Quecker, s. Buchfinke.

Quader, s. Köder.

Quercus, Quercus Ilicifolia vulgaris, s. Eiche.

Querner, s. Köder.

Querelleur, s. Stöber.

Querflügel, heißt derjenige durchgehauene Weg im Holze, welcher recht in und vor dem Jagen sich befindet, das daselbst angestellet wird. s. Flügel.

Querquedula, s. Krickente.

Quertuch, s. Laufnuch.

Querwände, bey dem Lerchenfangen, s. Lerchengarn.

Queßer, s. Spüren.

Queter, s. Spüren.

Queue blanche, s. Adler.

Quin-

Quinque-Korte, ſ. Fünfpoten.

Quitſchenbaum, ſ. Ebreſchenbaum.

Quitzenbaum, ſ. Ebreſchenbaum.

R.

Raape, Rape, Rappe, lat. Corvus fluviatilis, Capito fluviatilis rapax, ein arger Raubfiſch, welcher eben daher ſeine Benennung bekommen hat. Man findet ihn mehrentheils in der Oder und andern Flüſſen, zuweilen aber auch in Seeen und Teichen. Seine Gröſſe oder Länge erſtrecket ſich oft über eine Elle, nach welcher er auch eine ziemliche Breite hat. Er iſt ſtark und fleiſchicht am Leibe, hat breite, dicke und durchſichtige Schuppen, im Rachen auf jeder Seite 7 lange Zähne, braunlichte Floßfedern, und einen geſpaltenen Schwanz. Ueber dem ganzen Leib iſt er weiß, oder ſilberfarbig, am Rücken aber dunkelblau. Seine Laichzeit iſt im April und May. Er hat ein grätiges, ſonſten aber weiſſes, fettes und wohlſchmeckendes Fleiſch. Man muß ihn im kalten Waſſer über das Feuer ſetzen; ſo bleibet er ſein ganz beyſammen. Wenn er aber in heiſſes Waſſer geworfen, und darinnen geſotten wird; ſo zerfällt er. Er dienet auch gut, zu braten; geräuchert aber iſt er eine harte und unverdauliche Speiſe.

Rabatre, wird bey den franzöſiſchen Jägern von einem Spür- oder andern Jagdhunde geſagt, wenn er auf die Fährte eines Wildes fällt, und ſeinem Führer eine Anzeige davon giebt.

Rabe, lat. Corvus, Corax, franz. *Corbeau*, ein bekannter Raubvogel, welcher mittelmäßiger Gröſſe, durchaus glänzend, ſchwarz an Federn, und mit einem ſtarken Schnabel und ſcharfſehenden Augen verſehen iſt; der Kopf aber, desgleichen die Flügel und der Schwanz, ſind an ſelbigem nach dem Leibe wohl proportionirt. Er lebet vornemlich von Aeſern und Ludern, frißt aber darneben auch Würmer, die er gleich den Krähen hinter dem Pfluge auf dem Acker aufleſet; ſo iſt er auch jungen Hünern und Gänſen, inſonderheit aber dem Haſen- und Federwildpret in der Satz- und Brutzeit ein ſehr gefährlicher und ſchädlicher Feind. Er horſtet in denen Wäldern auf die höchſten Tannen und andere hohe Bäume, und weiß ſein Neſt dergeſtalt zu verwahren, daß ihm ſeine Jungen ohne groſſe Gefahr nicht leicht geraubet werden können. Nachdem er, wie ein Adler, 30 Tage gebrütet hat, ſo bringet er im Frühjahr, zwey bis drey und manchmal auch wohl vier bis fünf Junge aus, welche meiſtentheils auf Oſtern aus denen Eyern ſind. Wo ein paar Raben in einem Walde hecken verrathen ſie durch ihr Geſchrey alles, was ſie gewahr werden, und leiden auch ſogar keine andere Raben in ihrem Reviere; ſie ſtehlen und raffen auch alles, was ſie finden, zuſammen, und ſchleppen es in ihre Neſter. In ihren vor Wetter und Schloſſen mit allerley Geniſte bedeckten Neſtern laſſen ſie ein rundes und ſo

enges Loch, daß sie dadurch kaum hinein und herauskriechen können; und aus eben diesem Eingange pfleget der Landmann zu merken, von welcher Seite das selbige Jahr die meisten Ungewitter herkommen werden. Der Rabe ist ein vorsichtiges Thier, und weiß seine Nothdurft an Speise wohl zu besorgen; daher er auch seine Jungen, so bald sie so weit erwachsen sind, daß sie ihre Nahrung selbst suchen können, aus dem Neste stößt.

Er ziehet nicht, wie andere Vögel, sondern bleibt über Winter hier, und sucht seinen Aufenthalt an feuchten Orten und fruchtbaren Aeckern, da es ihm an Gewürme und Ungeziefer in seiner Nahrung nicht mangeln kann. Er ist nicht nur den Ochsen und Eseln, sondern auch allen Raubvögeln feind, und so kühn, daß er sich so gar mit dem Habicht und Falken in der Luft in einen Kampf einlassen darf, und siehet in dergleichen Streite, da sie mit ihrem Geschrey ihre Kameraden zu Hülfe rufen, einer dem andern so tapfer bey, daß auch der händelhafteste Raubvogel, wenn er von etlichen Raben zugleich angefallen wird, die Flucht nehmen muß. Er läßt sich auch auf die Jagd abrichten, und fängt nicht nur allerhand Federwild, sondern auch seines eigenen Geschlechts, welches doch sonst keine Art der Raubvögel thut. Hingegen mit dem Fuchse hält er gute Freundschaft.

Dieser Vogel hat eine vornen breite, und hinten dicke Zunge, und kann man ihn, sonderlich wo er jung eingefangen, und ihm die Zunge gelöset worden, allerley Stimmen der Menschen und Thiere nachzumachen lernen. Ingleichen läßt er sich auch sonst zu vielerley lächerlichen Possen angewöhnen. Bey allem diesem aber hat er die Eigenschaft, daß er gerne stiehlt, daher auch das Sprichwort entstanden: Er stiehlt wie ein Rabe. Der Rabe ist gegen das Wetter, wie viele andere Thiere und Vögel, sehr empfindlich, und verkündiget dessen Veränderung. Denn wenn er gegen den Abend mit einer hellen und muntern Stimme sich hören lässet, wird daraus ein gutes Wetter; wenn sie aber gleichsam gluchzend oder schnurrend schreyen, Regen und Ungestümm geschlossen.

Es giebt aber auch gar mancherley Sorten von Raben. Denn ausser denen bisher beschriebenen gemeinen und schwarzen Raben findet man

1) graue oder sogenannte Kolkraben, welche aber viel grösser, als jene, und fast wie eine Henne sind, und ungemein starke Krallen haben. Sie sind eine Art der schädlichsten Raubvögel. Es ist auch unter allen Raub- und andern Vögeln keiner, welcher, ausser den wilden Enten, mehr und stärken Wind von einer Sache hat, als wie diese Kolkraben. Wie man denn von ihnen gewiß glaubet, daß sie auf eine Stunde weit von einem Aase oder Luder Wind haben. Sie horsten ebenfalls auf hohen Bäumen, und bringen zwey bis drey Jungen auf. Ihr Raub ist allerhand Federwild-

wildpret und Haſen, auch Kaninchen, beſonders in der Setz- und Brutzeit. Sie ſind vermögend, einen jungen Haſen aufzuheben, und nach ihrem Horſte zu führen. Sie ziehen nicht weg, ſondern bleiben Sommer- und Winterszeit hier zu Lande. Von den ſogenannten kleinen Raben oder ſchwarzen Krähen iſt bey dem Worte Krähe nachzuſehen.

2) Hiernächſt giebt es auch weiſſe Raben, wiewohl man dergleichen in unſern Gegenden nicht, aber wohl in Norwegen und andern kalten Ländern ſiehet.

3) In Liefland giebt es eine Rabenart, die man Seeraben nennet, deren Schnabel gleich einer Säge mit Zähnen verſehen iſt. Sie halten ſich in Thürmen und alten Gebäuden auf, und nähren ſich vom Getreyde und Früchten, auch von Fröſchen und anderm Ungeziefer. ſ. a. Seerabe.

Sonſt erlangen die Raben überhaupt ein hohes Alter bis zu hundert und mehr Jahren. Wie dieſelben auf eine leichte und kurzweilige Art berücket und aus den ſogenannten Raben- oder Krähenhütten geſchoſſen werden können, iſt bey dem Worte Krähenhütte angezeiget worden. Man tödtet ſie aber auch auf dieſe Weiſe: Wenn Schnee ligt; ſo beſchüttet man einige Plätze mit Blut von geſchlachtetem Vieh, und ſtreuet darüber klein geſtoſſene Krähenaugen. Wenn ſie nun davon freſſen, werden ſie bald hinfallen; die aber noch davon fliegen, wird man bald anderswo erſtarret finden. Im übrigen ſind die Raben nicht nur in der Arzney, ſondern auch auſſer derſelben brauchbar. Denn ihre Federn, welche harte Kiele haben, und ſonderlich die von denen grauen Rabenkrähen dienen nicht nur zum Zeichnen, und zu ſeinen Schreibfedern; ſondern auch den Muſicis, die Tangenten an ihren Clavicimbeln und Spinetten zu fiedern. Die jungen Raben werden inſonderheit vor die böſe Seuche gut befunden, wenn man ſelbige, da ſie noch nackend ſind, zu Aſche verbrennet, und hiervon alle zeit über den andern oder dritten Tag den Patienten auf einmal ein Quinkelein in einem dazu gehörigen Waſſer eingiebet, da denn dieſes Uebel nicht nur vertrieben wird, ſondern auch nimmermehr wiederkommen ſolle. Eben dieſes ſoll auch das Stückgen Fleiſch thun, welches den Raben, ſo bald ſie ausſchlieſen, im Munde lieget, und insgemein das Leberlein genennet wird, wenn man es zu Pulver ſtöſſet; welche Wirkung auch dem Gehirne zugeſchrieben wird. Das Rabenſchmalz oder Fett, wie auch das Blut und Eyer, färben alle Menſchenhaare ſchwarz; inſonderheit ſollen die Eyer, wenn ſie hart geſotten, und deren eines oder zwey auf einmal genoſſen werden, der rothen Ruhr ſteuren. Das Herz nur bey ſich getragen, ſolle den Menſchen immer munter erhalten, und wider die unnatürliche Schlafſucht dienen. Wenn endlich ein Rabe lebendig in ein irrdenes Gefäſſe gethan, und auf ſolche Art 40 Tage lang in den Miſt vergraben, ſodenn aber zu einer Salbe bereitet wird; ſo

ſoll dieſelbige ein recht wunderthätiges Mittel wider die Sicht oder das Podagra ſeyn.

Rabenblut, ſ. Rabe.

Rabeneyer, ſ. Rabe.

Rabenfett, ſ. Rabe.

Rabenherz, ſ. Rabe.

Rabenhütte, iſt nichts anders, als eine, ſonſt ſogenannte Krähenhütte, oder doch eben ſo, wie dieſe gebauet. ſ. Krähenhütte.

Rabenſchmalz, ſ. Rabe.

Radeau, ſ. Flöſſe.

Rädix Filicis, ſ. Jährenkraut.

Rähmen, Rahmen, Rehmen, gerahmet, heißt in der Jägerſprache, wenn der Windhund einen Haſen einholet, oder wenn er denſelben zwar ganz nahe bekommt, aber doch fehl nach ihm greiffet, und ihn alſo nöthiget, daß er ſich wenden muß.

Räume, was bey der Kohlenbrennerey ſo genennet werde ſ. Meuler.

Raſle, iſt eine beſondere franzöſiſche Invention von gewiſſen Netzen oder Garnen, welche ſowohl zum Fiſch- als Vogelfange gebraucht werden, und von welchen in Anſehung der erſten bey dem Wort: Sackgarn, in Anſehung der letztern aber bey dem Wort: Vogelfang das mehrere nachzuſehen.

Rahmen, ſ. Rähmen.

Raiger, ſ. Reiger.

Raimweide, ſ. Rheinweide.

Rait pennade, ſ. Fledermaus.

Rale, ſ. Taucher.

Ralle, ſ. Taucher.

Ramure, *Ramura*, heißt in der franzöſiſchen Jägerſprache der Hirſch.

Rammeln, ſagen die Jäger von den Haſen und Kaninichen, und bedeutet eben ſo viel, als das Brunſten bey denen Hirſchen. Das Rammeln der Haſen geſchiehet mehrentheils im Merz, auch wohl, nachdem das Wetter gelinde, ſchon im Hebruario, welche daher auch die Rammelzeit heiſſen. ſ. Haſe.

Rammelzeit, ſ. Rammeln.

Rami ſilveſtres, ſ. Afterzegel.

Rammler, iſt ein Haſe, oder auch Kaninichen männlichen Geſchlechts. ſ. Haſe.

Ramure, ſ. *Ramure*.

Rana, ſ. Froſch.

Rancha, ſ. Rennthier.

Rancher, ſ. Rennthier.

Randonnée, wird in der franzöſiſchen Weydmannsſprache von einem Wild geſagt, welches ſich, nachdem die Hunde auf ſelbiges losgelaſſen worden, von ihnen 2 bis 3mal an einem und eben demſelbigen Orte in einem Kreiſe herumjagen läßt.

Rangier, ſ. Rennthier.

Rangifer, ſ. Rennthier.

Ranzen, Ranzen, heißt bey den Raubthieren ſo viel, als lauffen oder ſich begatten. Alſo ranzet der Fuchs zu Anfang des Februarii um Lichtmeß; die Fiſche otter,

oeter um die Fastenzeit; der Dachs ungefehr im December; der Wolf und Luchs ebenfalls im Februario, welches denn auch in der Jägersprache die Ranzzeit heisset, wovon bey der gemauern Beschreibung dieser Thiere nachzusehen.

Ranzzeit, s. Ranzen.

Rape, s. Raape.

Rappe, s. Rappe.

Rasch, heißt bey den Jägern so viel, als hurtig und geschwind im Laufe seyn.

Rasenreiche, s. Eiche.

Rateau, s. Flösse.

Rauis, s. Flösse.

Rat pennadé, s. Jedermanns.

Ratze, s. Iltis.

Rauben, den Raub oder vom Raube fressen, wird in der Weydmannssprache hauptsächlich vom Bären, desgleichen vom Wolf, Fuchs und Luchs gesagt.

Raubfische, lat. Pisces rapaces, franz. *Poissons de Proye*, werden alle diejenige Fische genennet, die sich von andern Fischen nähren. Dergleichen sind die Aalraupe, der Barme, Hecht, Pärsch, Rappe, Zander, u. d. g. Unter diesen in unsern Wassern bekannten Raubfischen wird vornemlich dem Hechte, gleichwie dem Wolfe unter den reissenden Thieren, nicht ohne Grund beygemessen, daß er sowohl Tags als Nachts nach Raube trachtet, ja seine eigene Brut, im Fall des Mangels am Raube, angreifet, und alle seine Speise nur die Erschnappung anderer Fische sey, dahero in Teichen besonders höchst schädlich ist. Die Forelle nähret sich auch von kleinen Fischen sowohl, als vom Gewürme, welcher aber der Krebs, wenn er sie bey dem Schwanze bekommen kann, das Leben zu verkürzen vermögend ist. Denn so bald dieser eine Forelle mit seinen Scheeren erhält, frißt er in ihren Schwanz hinein, davon sofort die Forelle ihr Leben verlieret. Die Probe hievon erweiset ein Zusammensatz von Forellen und etlichen Krebsen in einem Wasserkrog oder Fischbehälter.

Raubschützen, s. Wildschützen.

Raubthiere, Feræ rapaces, franz. *Bêtes de Proye*, heissen diejenigen wilden Thiere, die, was sie von andern lebendigen Thieren bekommen können, rauben, zerreissen und fressen, nicht weniger auch die Luder angehen. Dergleichen sind absonderlich bey uns in Deutschland der Bär, Luchs, Wolf, Fuchs, Dachs, Biber, Fischotter, Marder, wilde Katze, Iltis oder das Elbthier, die Wiesel, der Hamster, und Igel. Davon werden der Bär und Luchs zur Ober-, oder hohen Jagd, der Wolf zur Mitteljagd, die übrigen alle aber zur Niederjagd gerechnet. Wo man keine Mitteljagd hat, gehöret der Wolf zur Niederjagd; hingegen wird an manchen Orten der Biber mit zur hohen Jagd gezählet. s. Jagd. Alle Raubthiere werden gestreifet, und ihre Felle nach Weydmanns Art Bälge genennet, ausgenommen der Bär

und der Dachs, als welche man aufschärfet und verwirket, auch ihre Häute nicht Bälge, sondern Häute nennet. Sonst aber gehören auch von ausländischen Thieren hieher der Löwe, der Affe, der Tieger, der Auerochse, das Panterthier, der Leopard, das Elendthier, das Cameel, ehe es zahm wird, das Crocodill, u. s. w.

Da diese schädliche Thiere den Menschen am allermeisten Schaden thun, ja zuweilen gar ums Leben bringen, so entstehet die Frage: Ob nicht dem Possessorio erlaubt seye, dieselbe niederzuschiessen. Antw. Wenn ein solch schädliches Thier von jemand, zur Defension und Rettung seines Lebens getödtet worden, so kann die Frage wohl nicht verneinet werden, immassen die Beschützung Leibes und Lebens gehen die Menschen, und also noch vielmehr gegen wilde Thiere jedermann erlaubet ist.

Vid. l. 1. *Cod. Theodos.* de Venat. allwo der Kayser zwar Erlaubniß giebt, dergleichen schädliche Thiere zu tödten, nicht aber zu jagen. Add. *Perez* ibid. num. 14. *Ziegler* de Jur. ven. §. 28. & de Jurib. Majest. Lib. 2. Cap. 14. §. 28. *Leyser* Jus Georg. l. 3. c. 12. num. 78.

Wenn aber die Frage also eingerichtet wird: Ob nach dergleichen schädlichen Thieren zu jagen, erlaubet seye: da setzet es mehr Schwierigkeiten ab. Denn obwohl Kayser Friedrich II. nicht allein die Tödtung dergleichen Thiere, sondern auch das Jagen nach denselben um des gemeinen Besten willen erlaubet hat:

Vid. 2. F. 27. §. 5. verf. *nemo tenia*, &c. *Strych* in usu modern. π. tit. de A. R. D. §. 4. *Lauterb.* in Coll. Theoret. pract. tit. de A. R. D. §. 21. in fin.

Ob auch gleich einige sogar der Meynung sind, daß das Jagen nach solchen Thieren niemand, und also auch nicht dem gemeinen Mann verbothen werden könne, und wenn solches de facto geschehe, diejenigen, denen daran gelegen, sogar ad Superiorem, oder an einen obersten Richter provociren, und sich deswegen beschweren können:

Vid. *Linker* de Gravam. extrajud. C. 3. p. 2. §. 49. num. 10. pag. 192. ibique cit. *Speidel.* voc. Jagen.

So giebts doch die tägliche Erfahrung, daß heut zu Tage solches einiger Orten verbothen, einiger Orten aber, jedoch nur mit gewisser Maasse erlaubet seye.

Vid. *Ziegler* loc. cit. *Sixtin.* de Regal. L. 2. c. 18. num. 77. *Kühlschbild.* de Nobil. c. 5. num. 37. *Leyser* d. Tract. L. 3. c. 12. num. 72. & *Strych* loc. cit.

Wie denn fast allenthalben, zumalen aber die wilden Schweine und Bären, welche ohnedem in Deutschland etwas rar, zum höhern oder niedern Weydwerk gesetzt werden. Ley-

Leyser cit. loc. *Stryck* cit. loc. *Seckendorf*, im deutschen Fürstenstaat P. 3. c. 1. §. 2.

Daß also auf dieſſalls auf die Gewohnheit und das Herkommen zu ſehen. In Bayern und verſchiedenen andern Orten wird es damit alſo gehalten, daß, wer ein ſolch ſchädlich Thier fängt, ſelbiges denenjenigen, ſo die Jagdbarkeit zuſtehet, gegen ein Recompens aushändigen muß.

Vid. *Sebaſt. Krauſſer* ad Jus Venand. Bavar. cap. 16. & *Leyſer* c. 2. num. 74. *Stryck* l. c. *Pritſch.* Corp. jur. ſaecul. P. 1. c. 2. num. 69. 70. & cap. 8. num. 22.

Dahingegen ſelbiger an vielen andern Orten, nebſt dem Thier noch ein gewiſſes Schußgeld zu gewarten hat.

Leyſer d. l. num. 75. ſin. fin.

Wobey auch gefragt wird: Wenn jemand eine trächtige Wölffin ſchieſſet, ob er das Schußgeld nur einfach, oder gedoppelt fordern könne, und darauf wird geantwortet: daß er es nur einfach zu fordern befugt ſeye.

Vid. *Bald.* in l. 1. ff. de liberal. cauſ. & l. qui in ultero ff. de Stat. hom.

Ein anders aber iſt es, wenn er die ſäugende Wölffin, mit ihren Jungen gefangen hätte, als in welchem Fall ihm das doppelte Schußgeld, oder ein noch mehrers, nicht könne verſaget werden.

Vid. *Sebaſt. Mullic.* de Venat. P. 2. qu. 14. & *Leyſer* d. l. num. 76. Add. *Mohr* de Jur. Venant. P. 1. c. 8. num. 21. *Stryck* in uſ. modern. t. tit. de A. R. D. §. 4.

Dergleichen ſchädliche Thiere, zumalen Wölfe und Bären zu fangen, pfleget man auch gewiſſe Löcher und Gruben zu machen, daß ſie darein fallen müſſen, welche, wenn ſie an ſolchen Wegen und Straſſen, da man vorbey gehet, gemacht werden, und derjenige, ſo ſie gemacht, die vorbeygehende nicht gewarnet, bey einem erfolgenden Unglück, eine Verantwortung nach ſich ziehen. Dahingegen, wenn eine Warnung vorhergegangen, oder die Grube an einem ſolchen Ort gemacht worden, wo niemand leicht zu wandern pfleget, der, ſo ſie gemacht, wann ein Unglück geſchiehet, nicht dafür zu ſtehen hat.

Vid. *Martin.* de Jur. ven.

§. 28.

Ob aber ein ſolches Thier, welches in eine gemachte Grube gefallen, demjenigen, der im Vorbeygehen daſſelbe heraus gezogen, und ſich deſſen bemächtiget, oder vielmehr dem, der die Grube gemacht, zugehöre, davon ſ. *Pruckmann* de Regalib. §. Venatio num. 30. allwo er vor denjenigen, der es im Vorbeygehen angetroffen, und herausgezogen, den Ausſpruch thut, deswegen, weil es noch nicht in jemands Eigenthum geweſen ſeye.

Raubvögel, lat. Volucres rapaces, franz. *Oiſeaux de Proye*,

heißen alle fleischfressende Vögel, als der Adler, Schuhu, Eulen, Geyer, Habichte, Falken, Sperber, Häher, Raben, Krähen, Elstern ꝛc. von welchen am gehörigen Orte ein mehrers nachzulesen. Die krummschnäblichten Raubvögel haben dieses besonders an sich, daß 1) bey denenselben jedesmal das Männlein kleiner ist, als das Weiblein; 2) daß sie alle Morgen ihr Gewölle werfen, d. i. sie speyen die Haare oder Federn, welche sich von ihrem den vorigen Tag genossenen Raube oder Aetzung in dem Kropfe gesammelt haben, wieder aus, ausser dem sie sonsten nicht das geringste zu schlagen oder zu fangen geschickt sind, und daß sie endlich 3) nicht saufen, sondern ihre benöthigte Feuchtigkeit in der Aetzung finden.

Raubwolf, s. Wolf.

Rauch, die Fasanen zu locken, und desto besser beysammen zu halten, s. Fasanenrauch, Fasanerey.

Rebhuhn, Repphuhn, Bergshuhn, Wildhuhn, Feldhuhn, lat. Perdix, franz. Perdrix, ist ein wilder Vogel, welcher an der Grösse des Leibes einer Taube gleich kommt, obgleich die Gestalt ganz anderst ist. Denn der Kopf ist fast rund, der Schnabel wie ein anderer Hühnerschnabel, der Hals ziemlich lang, doch wohl proportionirt; die Füsse können weder hoch noch niedrig genennet werden, und sind gestaltet, wie andere Hühnerfüsse. Der Schwanz ist kurz, und die Federn so subtil und klein, als sie sonst nur ein

kleiner Vogel, wie z. Ex. ein Sperling oder Meise, haben mag. Das Rebhuhn hat am Kopfe dunkelbraune und schwärzlichte Federn mit einander vermischet; an den Schläfen aber und oben über dem Schnabel, auch unter demselben, die Kehle hinunter, hat es eine schöne, fast ziegelgelbe Farbe, mit welcher jedoch das Männlein mehr, als das Weiblein pranget; über denen Augen hat es ein kleines hochrothes Plätzlein, welches ihm nicht von Federn, sondern sonsten in der Haut von der Natur gegeben ist. Wo das Ziegelrothe unter der Kehle aufhöret, da fängt eine grünlichtgraue Farbe an, welche den ganzen Unterleib bis fast zu den Füssen, jedoch so einnimmt, daß sie nur auf denen Seiten fortwähret; hingegen mitten inne einen Platz leer lässet, welcher ganz weiß ist, und sich bis zum Schwanze hinab erstrecket. Auf den Seiten dieser blaulichten Brust und des Bauches siehet man sehr schöne dunkelrothe lange Federn, mit welchen das Graue meistens bedecket wird, so, daß man es nur in der Mitte herunter, auf der Seiten hingegen nicht, als nur rothe Streifen, sehen kann; oben auf, von dem Genicke an, den Hals und Rücken hinunter siehet man lichtbraune und schwärzlichte Federn mit einander vermenget, doch so, daß der Hahn gar merklich mehr helle, und die Henne mehr dunkele Federn hat, welches über dem Bürzel, ehe der Schwanz anfängt, am meisten wahrzunehmen ist. Am Bauche, wo das Weisse anfängt, nemlich sogleich unter der Brust, wird solches

Weisse

Weisse bey dem Hahne mit einem rothen Flecke bedecket, welcher wie ein Hufeisen gestaltet ist, und von denen Jägern der Schild genennet wird. Der Schwanz hat ebenfalls ganz dunkelrothe Federn, welche oberher guten Theils mit bräunlichten bedecket sind, und eher nicht gesehen werden, als wenn sie den Schwanz ausbreiten. Der Schnabel ist bey denen Jungen, welche von denen Franzosen insonderheit *Perdreaux* genennet werden, dunkelbraun, bey denen Alten aber ziemlich hellblau. Die Henne ist am ganzen Leibe an der Dunkelheit ihrer Farbe, sonderlich aber daran leicht zu erkennen, daß der weisse Fleck unten am Leibe meistens leer bleibet, und mit keinem Schilde angefüllet ist; oder ist ja etwas darauf zu sehen, so sind es nur kurze Federlein; und haben auch die Hennen irgend einen Schild (wie es denn wirklich geschildete Hennen giebt); so ist solcher Schild doch, wenn man ihn gegen eines Hahnen Schild ansiehet, nicht dunkelroth, sondern schwarzbraun zu nennen. In Frankreich und Italien werden auch rothe Rebhüner gefunden, welche gröſſer sind, und etliche röthlichte Federn um den Hals, daneben rothe Füsse und Schnabel haben, dergleichen auch in den Griechischen Inseln, sonderlich auf Chio, häufig anzutreffen, und von den Einwohnern leicht gezähmet werden. In den Alpen giebt es weisse Rebhüner, mit rauhen Füssen, davon aber bey dem Worte Schneehuhn ein mehrers nachzusehen.

Diese Vögel, weil sie wenig Federn, aber deſto mehr Fleisch an sich haben, leben von der Erde, und fliegen nicht hoch, sondern verstecken sich lieber unter den Sträuchern; sie suchen ihren Aufenthalt gerne in fruchtbaren Feldern, und ernähren sich von guten Waitzen-, Gersten- und Erbsenkörnern, des Winters aber von grüner Saat mit Sande vermischet. Bey anbrechendem Morgen ruffen sie zu dreyen unterschiedenen malen laut auf, also daß sie jedesmal zehen und mehr Rufe thun, und stiegen sodenn ein wenig fort, wiederholen solches auch zum drittenmale, und wo sie alsdenn hinfallen, bleiben sie den Tag über liegen, wo sie nicht gesprenget werden. Sie machen ihr Nest oft an der flachen Erde, in dicken Hecken oder im Grase, brüten drey Wochen, und bringen 16 bis 18 Junge aus. Oftmals züchtet sich ein Hahn an zwey Hühner, die herzuschmalz ihre Eyer zusammen legen, und mit einander ausbrüten; daher es kömmt, daß oft etliche 20 bis 30 auf einem Volke angetroffen werden. Wiewohl auch Exempel bekannt sind, daß eine Henne 22 Eyer geleget, so daß man ein einziges Volk von 24 Hühnern gefangen.

Eine ganze Brut, oder wie man es nach weydmännischem Gebrauch nennet, ein Volk, bleibet beysammen, und lauffet nicht auseinander, bis zu Lichtmesse, da sie sich zu paaren pflege. Dieser Vogel kann fast ein Symbolum einer verständigen und sorgfältig angestellten Haus-

regierung abgeben. Denn es wachet der Hahn überaus fleissig vor seine Familie. So lange dieselbe noch klein sind, und von der Henne zu ihrer Nahrung herumgeführet werden, läuft er immerdar ziemlich weit voran, um zu sehen, ob von den Füchsen, Hunden oder Katzen keine Gefahr vorhanden sey; welche Gefahr er, so bald er etwas merket, mit einer gewissen warnenden Stimme sogleich anzeiget, und dardurch verursachet, daß die Henne sich mit denen Jungen in eine Staude verkriechet. Die Henne aber pflegt, wenn der Feind gar zu nahe kommt, wie zwar andere Vögel mehr, mit ausgebreiteten Flügeln, auf eine Art, als ob sie nicht fliegen könnte, vor dem Feinde vorbey zu fahren, und sich auf der Erde herum zu wälzen, damit derselbe, in Hoffnung, sie zu erhaschen (welches zu Zeiten auch geschiehet) ihr nachlaufe, und darüber von dem Orte, wo er die Jungen antreffen würde, abgewendet werden möchte.

Wenn aber die Jungen fliegen, und sich selbst in etwas schützen können; so wenden sowohl die Henne als der Hahn, da sie zerstreuet werden, recht verwunderuswürdige Geschicklichkeit an, dieselben wieder zusammen zu bringen. Sonderlich ist merkwürdig, wie dieselben, wenn der Abend herbey kommt, und die Zeit, den Wald zu verlassen, vorhanden ist (denn es bleibet kein Rebhuhn über Nacht in einem Walde), sich so listig bezeugen. Die Henne begiebt sich alsdenn mit so viel Jungen, als sie etwan wieder versammelt hat, oder auch wohl allein, meistens auf den Platz im freyen Felde, wo sie über Nacht bleiben wollen, und fängt daselbst an, sehr laut zu rufen, da denn die Jungen, die sie hören können, ihr zueilen. Der Hahn ruft indessen auf allen herumliegenden Grenzen, und in dem Walde hin und her, bis es ganz dunkel wird, und er kein Junges mehr höret. Alsdenn ruft er die Henne, die indessen geschwiegen, auf seinen Ruf aber sich sobald wieder mit etlichen Stimmen hören läßt, damit er wisse, wo sie mit denen übrigen sey, da denn der Hahn mit denen, die er bey sich hat, und die er im Fliegen, ihm nachzufolgen, anfrischet, sich erhebet, und zu ihr flieget, worauf es alsobald stille wird. Wenn sie aber auch schon nicht zerstreuet sind; so pflegen sie meistens, doch nicht allezeit, und mit wenig oder gar keinem Muthe, wenn sich Tag und Nacht scheidet, sowohl in der Frühe, als zu Abend, einen Flug oder Fall zu thun, welches ihnen vermuthlich von der Natur darum eingepräget worden, damit der Fuchs sie desto weniger finden könne. Solchen Fall thun sie nicht gewisser, als wenn sie den ganzen Tag über an einer Stelle haben können liegen bleiben, da ihnen der Fuchs auf der Spur nachschleichen könnte.

Im Herbst streichen nicht alle Rebhühner, sondern nur diejenigen sammt ihren Jungen, die an dem Orte, wo sie geheckt worden, nicht Platz finden, alle hinweg, sie seyn, wo sie wollen,

wollen, und theilen sich auf viele Meilen Weges auseinander. Daher diejenigen ihre Unerfahrenheit zeigen, welche die Rebhüner dadurch zu hegen, und zu vermehren vermeynen, wenn sie deren wenige fangen, und darneben sehr sorgfältig sind, daß die Alten ausgelassen werden, da sie doch wissen sollten, daß ein alter Hahn alle Jahr einen gröſſern Platz einnimmt, und um so viel weniger die Paare sich vermehren können: die Jungen aber, wo sie nicht in der Nähe gar besondere gute Gelegenheit, und dieselbe leer finden, wie gesagt, viele Meilen Weges hinweg streichen. Werden aber die alte Hähne hinweggeräumet, so bleibet doch allezeit, wofern Platz ist, etwas von jungen Hähnen vorhanden, die sich meistens nicht mit ihren Weibern, so zu sagen, ehender als diese gleichen nach der Vögel Art vereinen, und sind um die Zeit, da sie sich wirklich paaren, schon verstrichen, sondern mit fremden herbey kommenden Hähnen gatten. Es ist auch von dem Rebhüner merkwürdig, daß, ob es wohl keines von einer fremden Familie mit sich leidet, ausser, was gar selten aus natürlichen Ursachen geschiehet, es dennoch an der Begierde, die Seinigen um sich zu haben, alle andere Hünerarten übertrift.

Wenn zur Winterszeit Schnee fället, nähret sich eines allein gar kümmerlich, weil ihm die Arbeit, den Schnee zu zerscharren, zu mal wenn er gefroren ist, gar zu sauer wird, welches auch eine von den Ursachen ist, warum sich, wiewohl gar selten, in harten Wintern zwey Völker oder Schaar von zusammen schlagen. Wo aber die Schaar groß ist, können sie mit leichter Mühe, auch durch den tiefsten Schnee hindurch arbeiten, und den grünen Weitzen zusammen geniessen. Auch dieses ist etwas merkwürdiges, da sonst bey allen Hünerarten das Männlein oder der Hahn sich wenig um die Jungen kehret, so öfters sie nicht einmal zu sehen bekömmt; so hat hingegen der allweise Gott in der Rebhüner Natur diese sonderbare Eigenschaft gelegt, daß, obschon die Henne die Eyer allein ausbrüten muß, der Hahn sich doch der Jungen, so bald sie ausfallen, auf das sorgfältigste an und sie sowohl unter seine Flügel nimmt, als die Henne, weil sonst wegen ihres Aufenthalts im Felde unmöglich wäre, daß die Henne bey Sturmwetter 16, 18 bis 20 und mehr Junge beschützen und bedecken könnte. Zu welchem Ende der Hahn und die Henne, wenn es regnet, zusammen in ein Gehäglein sitzen, und die Jungen zugleich darein kriechen lassen. Mit Zähmung dieses sonst überaus scheuen Vogels ist sehr viel Lust zu haben, und kann man, wenn man ein Paar hat, es dahin bringen, daß sie an einem Orte, wo keine Katze hinkömmt, beständig bleiben, und sich von da in eine Stube, wo sie gewohnt sind, hinein treiben lassen. Es ist aber eben nicht nöthig, sie zu solcher äusserster Zähmigkeit zu bringen; sondern man kann, wann sie nur halb zahm sind, fast noch eine grössere Lust mit ihnen haben, wo man einen gewissen Garten darzu anleget. s. Rebhünergarten.

Will man sie lebendig in Vorrath einstellen; so muß solches zu einem luftigen Orte geschehen, da die Fenster allein mit Spiegeln verwahret, Tannen- oder Eichengesträuch mit etlichen Weitzen- oder Hirsengarben hineingesetzet, zur Fütterung aber Weitzen, Heydekorn oder Buchweitzen und Hirsen untereinander gemengt, auf einem breiten, mit hohen Leisten umgebenen Brette, damit sie durch Scharren nichts verwüsten, vorgeworfen, in einem Winkel ein Häufslein groben Sandes hingeschüttet, und täglich frisches Wasser verschaffet wird. Sie sind aber alsdenn nicht so zart vom Fleische, als wenn sie frisch aus dem Felde getödtet wurden: es sey denn, daß man, ehe man sie abthut, ihnen frische Weitzensaat, die man in einem grossen Kasten in der Wärme erzwingen muß, zur Erfrischung vorgeleget, und bis vierzehen Tage damit angehalten werde, davon sie fett und wohlgeschmeckt werden. Denjenigen, welche die gefangenen Rebhüner zum Verspeisen aufbehalten wollen, thun nicht wohl, wenn sie, wie insgemein zu geschehen pfleget, dieselben mit abgeschnittenen Federn in eine Kammer laufen lassen, als wobey sehr viele, theils weil sie aus Wildigkeit sich nicht satt fressen, wenn sie schon noch so viel vor sich haben, sondern verunruhen, theils darüber drauf gehen und verderben, weil diejenigen, so eher in die Kammer gekommen, die andern todt beissen; zugeschweigen, daß sich auch viele zu schanden fressen, wenn man hinzugehet. Besser können sie in einem gewissen Kasten eingestellet werden. s. Rebhünerkasten.

Wenn man Rebhüner tödtet, soll man sie nicht schweissen, (bluten) lassen, sondern ihnen nur den Kopf eindrücken, oder weydmännischer, der vordersten oder mittlern Federn eine aus dem Flügel ihnen hinter dem Genicke in den Kopf stechen; so werden sie bald hin seyn. Zu erkennen, ob ein Rebhun frisch getödtet, oder alt sey, hat man ihnen nur nach den Augen zu sehen. Denn je länger es gelegen hat, je weller auch die Augen werden. Das Hirn in Wein genommen, soll die gelbe Sucht vertreiben, die Galle mit ein wenig Honig vermischt, für dunkele Augen, und monatlich einmal die Schläfe gestrichen, zu Stärkung des Gedächtnisses dienen. Der Rauch von angezündeten Rebhünerfedern stillet die Mutterbeschwerungen; den Eyern legt man die Tugend bey, daß sie, wenn selbige jezuweilen von den Weibern gegessen werden, sonderlich die Unfruchtbaren fruchtbar machen, den Säugenden aber viele Milch verschaffen. Das Fleisch der Rebhüner wird sehr einhellig, vor zart, wohlschmeckend, und höchst gesund gepriesen, sonderlich wenn sie noch jung sind; wiewohl auch den Alten geholfen wird, wenn sie hangen bleiben, bis das Fleisch erstorben. Absonderlich haben die Brüste einen guten Geschmack; da hingegen das Unterheil an der Gülze jenem gar nicht gleich kommt. Sie können in guter Suppen, Kohl oder Mandelmilch gekocht, zugerichtet werden. Zum Braten werden die Alten wie die Capaunen tractiret; nur daß man ihnen die Flügel abkürze, und den Hals nicht einschlage, auch den

den Kopf ungerupft läſſet. Die Jungen von 6 bis 8 Wochen, ſo nicht gröſſer, als eine Wachtel, ſind am delicateſten, und vor ein Fürſtliches Eſſen zu halten. Man erkennet aber ein junges Rebhun an ſeinem ſchwarzen Schnabel und an den braunen Füßen; wiewohl ihnen die Köche bende Stücke ſo zu verbrennen wiſſen, daß man alt und jung davon nicht unterſcheiden kann.

Rebhünerfang, wird auf verſchiedene Art angeſtellet worunter aber keine Art ſchädlicher iſt, als das Schieſſen: angeſehen man leicht die alten treffen, und alſo die ganze Hecke zerrichten kann. Beſſer iſt es alſo gethan, wenn man ſie mit Netzen fänget, aus denen die Alten nach Belieben wieder los gelaſſen werden können.

1) Zur Sommerszeit, ſonderlich wenn ſie nicht ſo reich von Federn ſind, und nicht ſo leicht die Höhe erreichen können, als im Herbſt und Winter, laſſen ſie ſich mit Steckgarnen fangen, und zwar folgendergeſtalt, daß man ſie erſt mit abgerichteten Stöbern, oder ſogenannten vorſtehenden Hunden aufſuche, nachgehends um den Ort, wo ſie ſich niederlaſſen, ganz geraum und weit ein Steckgarn ſtelle, und vorbeſagte Vögel dahin forcire. Im Herbſt aber thut das Leibezeug beſſere Dienſte, welches ein Netz iſt, ſo hinten mit einem Beutel oder Hahmen, und an den Seiten mit Flügeln, oder Helfitern, von vorne her aber mit einem Stücke Garn, als wie mit einer Decke, welches man den Himmel zu nennen pfleget, verſehen iſt. Solches wird an einem Ort, da man Rebhüner vermuthet, geſtecket, und alsdenn werden die Hühner ſelbſt, durch Hülfe eines Schieß- oder Treibhopfoths, oder einer Kuh, oder auch wohl eines Schildes, darauf nur eines von beyden gemahlet iſt, zwiſchen den Flügeln in den Beutel oder Hahmen hineingetrieben. Denn vor Menſchen und Hunden, die auf ſie zukommen, pflegen ſie furchtſam aufzuſtiegen; vor Pferden und Kühen aber, welche gehen, als wenn ſie weideten, pflegen ſie nur ein Stück Weges zu laufen. Man nimmt auch bey dem Rebhünerfange zur Sommerszeiten Tiras, im Winter aber das Schneegarn zu Hülfe, zwiſchen welchen beyden Negen kein weiterer Unterſchied iſt, auſſer daß der Tiras wegen der jungen Hüner, Wachteln und Lerchen enge, das Schneegarn aber weitere Maſchen hat, und ſolcher Weite halber gröſſer gemacht werden kann. Bey dem tiraſſiren, welches gleich nach Jakobi anfängt, und mit der Habererndte ſich endiget, braucht man einen verſtehenden Hund, mit dem Schneegarne aber können die Rebhüner auch ohne Hund gar leichtlich gefangen werden. Denn wenn es auf dem Feld reiſſet, oder einen guten Schnee geworfen hat, kann man ſie an ihrem Lager wohl ſehen, desgleichen wo ſie aufgeſtanden, und wiederum niedergefallen ſind, und geſeſſet haben, können ſie an ihren Spuren geſehen und erkannt werden. So aber der Wind den Schnee ſo ſehr hin und wieder in die Gräben und Hecken wirft, oder wenn der Schnee ſo ſehr gefroren iſt, daß

er

es tuttiret und gäret, alsdenn ist ihnen übel beyzukommen, zumal da sie letztern Falls das Geräusche derer, so das Schneegarn tragen, hören, und dahero aufstehen und ausstreichen.

2) Die Rebhüner mit dem sogenannten Glockengarne zu fangen, geschiehet folgendergestalt: Weil die Rebhüner im Sommer sich des Tages über gern in einem Weinberge, oder in einem jungen Schlage, oder in spätem Herbst auf freyem Saamenfelde, wo sie vor dem Vieh sicher sind, und fast stets an einem Orte aufzuhalten pflegen; so wird an einem solchen Ort gesottener Weitzen und Hanf hingestreuet, welchervohr darum gesotten seyn muß, damit, wenn es reget, derselbe nicht aufgehe; auch muß, wenn es auf dem Felde und zur Schneezeit geschichet, um den ausgestreueten Weitzen rings herum anderthalb Hand hoch ein schwarzer Faden gezogen werden, welchen die Rebhüner nicht scheuen, die Krähen und andere Vögel aber sich dadurch abhalten lassen, den Saamen aufzufressen.

Wenn man nun siehet, daß die Rebhüner sich diese Kost gefallen lassen; so lässet man sie solche ein paarmal auffressen, hernach stellet man über denselben Platz ein viereckigtes Garn, welches in der Mitte so viel Busen hat, daß es über Mannshoch in die Höhe gezogen werden kann, und die vier Ecken doch mit Hacken niedergesteckt bleiben. Mitten im Garne muß ein eiserner Ring seyn, welcher über Mannshoch an einen ziemlich dicken Stab in die Höhe gezogen wird, so daß, weil die vier Ecken auf der Erde angeheftet bleiben, das Garn die Figur einer Glocke vorstellet, und auch daher Glockengarn genennet wird. Es verursachet aber solche in die Höhe ziehung auf den vier Seiten in der Mitten eine Oefnung, da das Garn so hoch in die Höhe stehet, daß die Rebhüner gar bequem durchlaufen können. Diesen giebt man den wieder zu fressen, und bindet ein Büschelein unausgedroschene Weitzenähren an einen Faden an, der oben an dem Ringe vest gemacht wird, daß er an dem Stocke gerade herunter auf die Erde hänget. Wenn nun die Rebhüner den Weitzen auch unter dem Garne herausfressen, und die Weitzenähren ausdreschen; so wird der eiserne Ring oben nicht mehr angebunden, sondern also hinaufgeleget, daß, wenn die Rebhüner den ausgestreueten Saamen aufgelesen, und sich wiederum über die Weitzenähren hermachen wollen, sie denn nothwendig an dem Faden anziehen, der Ring abrutschet, und an dem Stocke herunter fähret, mithin das Garn, welches so helle Spiegel haben muß, daß sich die Hüner darinnen verschlagen können, herabfällt, und die ganze Schaar bedecket.

3) Nachdem es aber, wenn es sehr windig ist, mit dem Glockengarne nicht sehr wohl angehet, weil es der Wind hin und wieder reisset; so wird zu solcher Zeit füglicher eine Steige gebraucht, die nicht höher seyn muß, als daß ein Rebhun bequem darinnen stehen kann. Die Weite aber mag so groß, als ein

mit-

mittelmäßiger viereckigter Tisch seyn. Die Decke bestehet in einem grün angestrichenen Brete, so im Winter mit Stroh bestreuet wird. Die vier Säulen der Steige sind mit eisernen Spitzen beschlagen, daß man sie in die Erde hinein klopfen kann; ringsherum sind dräterne Fallthürlein gemacht, welche sich hineinwärts ausstossen lassen. Diese Thürlein, deren auf jeder Seite wenigstens sechse sind, werden anfänglich angebunden oder angespreisset, damit die Hüner ohne Hinderniß durch die Steige durchlaufen können, in welche, und auch ausser derselben, Körner gestreuet, und wenn sie selbige einigemal aufgefressen haben, die Thürlein zugemacht werden, damit die Hüner durch deren Ausstossung, obschon selten die ganze Schaar auf einmal, wie bey dem Glockengarn geschiehet, jedoch nach und nach sich alle selbsten fangen. Hierneben werden sie auch mit einem Habicht oder Blaufusse gebaitzet.

Rebhünergarten, ist ein solcher Garten, darinn die Rebhüner einigermassen zahm gemacht und zur Zucht gehalten werden können. Dieser Garten muß vor Katzen sicher, am Felde gelegen, und also verwahret seyn, daß ein Rebhun, dem die Flügel gestutzt sind, nicht hinaus kommen kann. Da läßt man zur Herbstzeit ein paar Hünen hinein, behält sie den ganzen Winter darinnen mit abgeschnittenen Federn, und füttert sie mit Weitzen an einer Ecke, wo sie nicht hinscharren kann, damit sie nicht verhungern. Wenn alsdenn die Zeit herbey nahet, daß die Hüner bald legen sollen, welches zu Ende des Maymonats geschiehet; so ziehet man einen Monat zuvor, nemlich im April, der Henne ihre abgestutzte Federn aus, damit sie gegen selbige Zeit die Stärke bekomme, über den Garten hinaus zu fliegen; welches sie, wenn sie ihre Kräfte merket, bald thun, und draussen brüten, indessen aber doch öfters zu ihrem Hahne hereinfallen, und wenn ihre Jungen fliegen können, dieselbe dahin gewöhnen wird, daß sie den ganzen Tag in dem Garten liegen, da man sie jährlich fangen, und die Henne zugleich wieder stutzen, oder auch wohl fliegen lassen kann. Noch besser aber ist es, wenn man nur zu Anfang des Merzen eine Henne mit abgeschnittenen Federn an den Flügeln in ein solches Gärtlein, welches mit Brettern beschlagen, und oben herum mit Dornen vor denen Katzen verwahret werden kann, hinein läßt; da sich denn in wenig Tagen schon von selbst ein Hahn einfinden wird, welcher die Henne nicht mehr verläßt, ob man ihn gleich des Tages zwanzigmal hinausjagte. Wenn er nun also den ganzen Merz hindurch aus und eingeflogen ist, und die Henne zu treten anfängt; so ziehet man zu Anfange des Aprils der Henne die abgeschnittenen Federn, oder die Stümpfe an denen Flügeln in einer Stunde, jedoch einen nach dem andern, aus, hat auch nicht zu sorgen, daß es ihr im geringsten etwas schade, und läßt sie wieder in den Garten laufen, wie vorher; dadurch denn erfolget, daß der Hahn auch nach dem April hindurch seine Gewohnheit im Aus- und Ein-

flie-

fliegen fortsetzet. Zu Anfang des Mayens aber wird alsdenn die Henne im Stande sich befinden, mit ihren heranwachsenden jungen Federn sich aus dem Garten hinaus zu schwingen, und dem Hahne zu folgen.

Von solcher Zeit an pflegt man weder Hahn, noch Henne, in dem Garten den ganzen Sommer über, und bis in den späten Herbst hinein, mehr zu sehen. Man halte jedoch den Garten fleißig zu, daß kein Hund, oder sonsten etwas hinein komme, und fange im November wieder an, unterweilen eine Handvoll Weizen hinein zu streuen; so wird man, wo nicht eher, doch gewiß, wenn es schneyet, erfahren, daß der Hahn nebst der Henne, und wenn sie Junge gebrütet, mit ihnen eine ganze Schaar Jungs, an ihre alte Stelle sich einfinden werden, welche man nach Belieben fangen mag. Hätten sie aber das erste Jahr keine Junge gebrütet, oder wären darum gekommen; so kann man sie mit Weizen, ohne sie zu fangen, in dem Garten füttern, und versichert seyn, daß sie ihre Art das andere Jahr schon beysammen werden. Wobey ferner zu wissen, daß, wenn man von den jungen Hühnern etwa zwey oder drey junge Hennen wieder fliegen läßt, man das folgende Jahr mehr als ein Volk in dem Garten zu gewarten habe, welche jedoch, wenn zwey Völker zusammen treffen, einander sehr beissen. Deswegen ist nöthig, daß man sie nacheinander wegfängt.

Der Garten aber verschlägt nicht groß genug, wenn er zehen Schritte lang und auch so viel breit, nemlich viereckigt ist. In dem Garten muß ein kleines Hüttlein in einer Ecke, ohngefehr drey Ellen lang und anderthalb Ellen breit, gemacht werden, aber nicht höher, als daß nur ein Rebhuhn aufrechts darinnen stehen kann; daran wird ein Thürlein gemacht, welches man mit einer Schnure in die Höhe ziehen, und wieder fallen lassen kann. Dieses Hüttlein wird gebraucht, wenn man etwan Eulen oder Marder vermerkte, daß man die Henne bey Nacht hineintriebe; und muß es mit Fleiß so niedrig seyn, damit, wenn der Hahn, welcher gar wilde ist, auch mit hinein liefe, er sich nicht todt stossen könne, welches gewiß erfolgte, wenn das Hüttlein nur Manns hoch wäre; hingegen thut er sich, wenn es so niedrig ist, ganz keinen Schaden, sondern läuft den andern Morgen, sobald man aufmacht, gantz frisch heraus, und fliegt davon.

Es dienet solches Hüttlein auch dazu, daß man die Jungen hineintreiben, und sie darinnen fangen kann. Bey welchem allen dieses noch zu merken, daß man die Hühner nicht eher, als wenn es bereits ganz finster ist, oder wohl gar bey Mondenschein, oder bey einem Lichte, eintreiben, und hingegen sehr früh wieder auslassen soll, damit sie des Hahnes Gesellschaft, so lange, als möglich, genießen können. So lange man nun die Henne einzutreiben pfleget, nemlich den Mäy und Brach hindurch, muß im Garten ein Gebüsche gelitten werden, sonsten verstecken sich die

Hen-

Henne, daß man sie nicht finden, noch eintreiben kann. Um solche Zeit braucht es auch kein Gebüsche, weil die Henne sich vor dem Habicht in dem Hüttlein genug bewahren kann, allwo sie, so bald sie etwas merket, sich hinein retiriret, und auch ihr Fressen, nebst einem Geschirr mit Wasser, darinnen findet, folglich wo Gefahr vorhanden, heraus zu gehen nicht nöthig hat. So bald aber die Henne sammt dem Hahne in dem May den Garten auf ein halb Jahr verlassen, kann man solche Zeit über etwas hinein säen, damit, wenn sie im Herbste wieder kommen, sie etwas hohe Stoppeln, und etwas grünen Weitzensaamen darinnen finden; massen dessen ungeachtet alsdenn ein Weydmann, der nur ein wenig damit umgehen kann, sie schon in das Hüttlein zu treiben, oder sonsten zu fangen wissen wird. Es geschiehet auch wohl, wenn der Garten nahe bey dem Felde, oder sonst bequem gelegen ist, daß der Hahn nicht erst in spätem Herbst, sondern gleich nach Bartholomäi seine Familie in den Garten bringet; da denn gut ist, wenn er, um sich verstecken zu können, Getraide im Garten findet. Sollte er aber gar ausbleiben, und weder um Bartholomäi, noch wenn es schneyet, wieder kommen; so ist es ein Zeichen, daß er durch ein Raubthier das Leben eingebüsset, und muß solchen Falls das folgende Jahr wieder auf das neue eine Henne im März in den Garten gethan werden.

Rebhünerkasten, ist ein Kasten, darinnen die Rebhüner zum Verspeisen bequem aufbehalten werden können. Er wird auf die Art, wie ein Bücherschrank, mit Fächern gemacht, der auf einer schmalen Seite ein Gitter haben, und also zugerichtet werden muß, daß jedes Fach nicht höher, als nur so hoch ist, daß die Rebhüner aufrecht stehen können. In solchen Kasten wird in jedes Fach ein Häuflein Sand einer Hand hoch gestreuet, und der Kasten also gestellet, daß die Seite, wo das Gitter ist, oder wo man auf zwey Seiten Gitter haben will, beyde Seiten an die freye Luft kommen; alsdenn werden die Hüner ohne einige Beschneidung der Flügel, jedes Volk in ein besonders Fach gethan. In der Mitte jedes Faches wird ein Thürlein gemacht, damit man sowohl ein Trinkgeschirr, als auch ein anders zum Fressen hinein setzen, und so oft es nöthig ist, Hüner zum Verspeisen heraus fangen könne. So bleiben sie viel besser, weil sie, ihrer Natur nach, Luft und Sonne, Wind und Regen genießen.

Wenn sie zuweilen weisses Kraut bekommen, davon werden sie sehr fett; man muß ihnen aber allezeit ein ganzes Haupt unzerschnitten auf einmal hineinwerfen. Wenn der Kasten zwey Klaftern lang, und eine Klafter breit ist; so ist er groß genug, und stehet jedem frey, wie viel Fächer er über einander machen will. Dieser Kasten ist auch darzu nützlich, daß man auf diese Weise die Hüner in dem Stande behält, im Frühlinge deren einige, sonderlich die alten Hennen, folglich wieder fliegen zu lassen; da hingegen wenn sie in einer Kammer mit abgeschnittenen Flügeln laufen,

man ihnen, um sie fliegen zu lassen, die perschnittenen Federn, damit sie wachsen, erst ausziehen muß; welches öfters zur rechten Zeit nicht zutrift, oder es begiebt sich, daß die Hüner, wenn sie ihre neue Stärke merken, sich im Aufstiegen stossen, und Schaden thun.

Recht guter Hirsch, s. Hirsch.

Recht guter Schauffelhirsch, s. Schauffelhirsch.

Rennthier, s. Rennthier.

Resier, Revier, heißt bey der Jägerey ein gewisser Bezirk oder Gegend, und eben so wird auch ein Bezirk, der einem Förster zur Aufsicht anvertrauet ist, ein Forstrevier genennet. s. Forstresier.

Regemachen, sagen die Jäger, wenn sie das Wildpret aufjagen.

Regulus, s. Zaunkönig.

Reh, s. Rehe.

Rehblatten, Reheblatten, das Rehe auf das Blatt schiessen, heißt der Jäger, wenn er mit einem aus der Birkenrinde verfertigten Pfeifgen zweystimmig ruft, wie die Ricke thut, wenn sie sich um ihre Jungen bekümmert. Wann hierauf der Bock gelaufen kommt; so schießt er ihn auf das Blatt, s. Blattschiessen.

Rehbock, s. Rehe.

Rehe, Reh, ist eine Gattung wilder Ziegen, wovon das Männlein der Rehebock, lat. Capreolus, oder Capreus, das Weiblein aber die Ziege oder Ricke, Rücke, Hille, und Geiß, lat. Caprea, Capra, im französischen aber eines wie das andere *Chevreuil*, bisweilen aber doch der Rehbock insbesondere *Dorade* oder *Dorrade* genennet wird. Es kommt an Gestalt dem Dammhirsche ziemlich gleich, ist aber kleiner, und hat auf dem Rücken ein licht- oder dunkelfalbes straubes Haar, an den Seiten mit weissen Flecklein eingesprengt, wenn es noch jung ist, und einen weißlichten Bauch. Der Rehbock, wenn er ein Jahr alt ist, setzet seine Gehörne mit zwey Spitzen, wie die Hirsche; im andern und dritten Jahre aber vier Enden oder Gabeln, auch wohl sechs Enden, bey welcher Zahl er verbleibet, wiewohl man Rehbocksgehörne von acht und mehr Enden angetroffen hat. Es wird aber solches niemals, wie viel es Enden habe, angesprochen, sondern nur ein Gehörne genennet. Er wirft dasselbe im October oder November, auch wohl erst, wenn er noch jung ist, im December ab, und ist zu verwundern, daß um diese mehrentheils kalte Zeit dergleichen weiche Gehörne, die, wie Hirschgeweyhe, anfänglich von Schweiß und Knorpel in die Höhe schiessen, durch die Kälte nicht verletzt werden, gestalten man noch niemals wahrgenommen, daß solches geschehen sey.

Nachdem nun dieses Gehörne im Jenner oder Februar wieder vereckt ist; so fängt er im Märzen an, zu schlagen. Er kann sich damit eines Fuchses oder kleinen Hundes erwehren; aber den Wolf scheuet er gewaltig. Die Rehe

Rehe halten sich nicht zusammen, wie die Hirsche, in einem Trupp, sondern gehen paarweise, ein Rehbock und eine Ricke beysammen, bis die Zeit kömmt, daß die Ricke setzen soll; alsdenn gehet sie ziemlich weit seitwärts, aus Furcht, daß der Bock die Jungen umbringen möchte. Sie brunften im November und December, und die Ricke setzet zwischen Ostern und Pfingsten zwey Jungen, oder Rehlicklein, im französischen insbesondere *Faons* genannt, nemlich ein Böcklein und ein Ricklein, die denn gemeiniglich beysammen bleiben. So lange, bis die kleinen fressen können, erziehet sie solche; alsdenn begiebt sie sich nebst denenselben wieder zu ihrem Rehbock. Die Jungen bleiben bey denen Alten, bis sie jährig werden; alsdenn wechseln sie weiter, und paaren sich gleichfalls.

Im Frühlinge und Sommer sind sie gerne in denen jung aufgeschossenen Hölzern, wo sie nicht weit auf die grünen Saatfelder haben, und des Nachts sich weyden können. Im Winter aber verstecken sie sich in tiefe Wälder, wo es Brunnenquellen, Moräste, Brombeersträucher, Bimsen, und allerhand grüne Kräuter giebt, daß sie die Knospen, grüne Blätter, und Schößlinge der neu wachsenden Sträucher abbeissen. Der Bock gehet voran, und tritt allezeit am ersten aus dem Holze, um zu kundschaften, ob keine Gefahr vorhanden, und die Ricke folget hernach; hingegen, wenn sie geschrecket oder gejaget werden, bleibet der Rehbock allemal zurücke. Ein fliehendes Rehe giebt den Hunden viel zu schaffen, sonderlich im Hetzen. Denn sie thun viel Absprünge und Wechselgänge, daß die Hunde irre werden. Im Jagen und Treiben laufen sie ins Runde, auch zuweilen durch die Treiber, oder drücken sich zuweilen in einen Strauch wie die Hasen zur Erden, bis man vorüber ist. Sie färben ihre Haare im Frühlinge, wie die Hirsche, lassen die grauen Winterhaare fallen, und werden roth. Wenn sie sich legen wollen; so scharren sie des Sommers einen runden Platz in die frische Erde, des Winters aber kratzen sie den Schnee weg, um trocken zu liegen. Sie haben ein scharfes Gesicht, und einen starken Geruch, sind schnell im Laufen, und fertig im Schwimmen.

Wenn das Wetter sich ändern will, höret man den Rehbock oft schreyen; er bellet fast, wie ein Hund, aber langsamer und heisser. Der Bock hat einen stärkern Fuß, rundere Schaalen und einen völlern Ballen, als die Ricke, bey welcher alles schärfer und spitziger ist. Es lauft zwar der Bock im August auf das Blatt, als zu welcher Zeit er nach der Stimme des Rehes gehet, welcher Ruf dergestalt lautet, als ob man auf einem Blatte einen gleichstimmigen Pfiff thäte; daher auch die alten Jäger in den Gedanken gestanden haben, als ob er zu solcher Zeit brunfte, wie denn auch das vielfältige Jagen es einem fast sollte glauben machen. Allein es ist dieses Jagen vielmehr eine wilde Geilheit, welche der Bock mit denen schmalen Rehen beginnet, nicht aber mit alten Rehen, massen die-

selben zu solcher Zeit noch die Jungen bey sich führen, und ihnen die Milch genieſſen lassen. Die Ricke läuft zwar auch auf das Blatt; aber nicht eher, als wenn sie ihre Jungen hat, und dieselben von ihr abgegangen sind. Wiewohl der Bock im November und December, und also in seiner wahrhaften Brunst, ebenfalls auf das Blatt laufet, wie man solches aus der Erfahrung hat.

Bey der Rehejagd wird in Brüchen, Moräſten, oder kleinen Büschen mit leichten Netzen, die um etliche Maschen höher seyn müssen, als die Haasengarne, damit sie nicht drüber setzen, eine Stallung umstellet, und die Rehe durch Treiben oder Jagdhunde in die Netze gejaget, worinnen sie entweder lebendig gefangen, in Kasten gethan, und nach einem Thiergarten geführet werden; oder man giebt ihnen den Nickfang oder Genickfang, und liefert solche an gehörige Orte. Weil aber sowohl die Ricken als Böcke in die Netze laufen; so thut eine Herrschaft wirthlicher, wenn sie nur die Böcke wegfangen oder pürschen läßt. Denn eine jede Ricke, wenn sie um ihren Bock gekommen, bringet schon einen andern Bock wieder; dieser aber, wenn er seine Ricke verlohren hat, gehet andern nach aus dem Gehege. Die Rehe werden an vielen Orten zu der Niederjagd, in Churſachſen und incorporirten Landen aber zur Mitteljagd gerechnet. Das Rehewildpret ist zart, vor anderm Wildpret wohlschmeckend, und sehr gesund. Die beſten Stücke davon, als der Rücken, die Keule, und Bäge werden gebraten; das übrige aber, gleich anderm Wildpret, gekocht zugerichtet. S. *Onomatolog. Oeconom. pract.* oder ökonomisch Wörterbuch 3ter Th. pag. 45. 46.

In der Medicin dienet das Fleisch und das Gehirnsel oder Kalb mit Wein vor den Bauchfluß; die Galle mit Honig und Lupinenmehl zur Salbe gemacht, benimmt die Flecken des Angesichts; mit Waſſer vermiſcht, nimmt es die Schwärze oder den Brand von der Sonnen weg; mit Honig in die Augen geſtrichen, oder mit Frauenmilch eingeſibet, benimmt sie die Dunkelheit der Augen.

Die gemeinſten Weydmänniſchen-Redensarten vom Rehe sind folgende: die jungen Rehe heißt man Rehekätzlein oder Rehekälber; die Rehe setzen; sie gehen aufs Gras, d. i. Weyde; das Rehe schreyet, ſpringet, wird gehetzt, fällt ins Garn, wird gefangen, genickt, oder man giebt ihm einen Genickfang mit dem Fangmeſſer (nicht ſtechen); hat ein Fell, (keine Haut); wird zerwirket; des Rehes Schweiß dienet gut zu einem Pfeffer; ein Schlägel von einem Rehe iſt der Hinterlauf; ein Bug iſt der Vordertheil; ein Ende wird die Spitze von einem Rehbocksgehörne genennet; ſchlagen, ſagt man, wenn ein Rehbock das hohe Häutgen von dem Gehörne abſchlägt; zerwirken, heißt das Fell abziehen.

Rehejagd, ſ. Rehe.

Rehhagen, ſ. Wildhagen.

Rehheide, ſ. Haſenheide.

Rehkälber, ſ. Rehe.

Rehkälblein, ſ. Rehe.

Rehkaſten, iſt ein hölzerner Kaſten, darinnen ein in Netzen gefangener Rehbruk oder Rehe lebendig von einem Orte zum andern geſchaffet werden kann. Er wird nach der Gröſſe eines Rehes von leichten und dünnen Brettern zuſammen geſchlagen, und mit gehörigen Bändern, Luftlöchern und Schubthüren, und an dem Ende, wo der Kopf iſt, mit einer kleinen Krippe, und einem eiſernen Reifgen verſehen. Weil aber die Rehe ein weichliches und zartes Leben haben, und wenn ſie eingefangen, und in den Kaſten gethan werden, darinnen ſpringen, und ſich ſtoſſen, und in kurzer Zeit dahin fallen; ſo iſt höchſt nöthig, daß man den Deckel oben von Barchent oder doppeltem Zwilch, an beyden Enden veſte und ſteif angezogen, beſchlagen laſſe; ſo kann ſich das Reh nicht im Genicke ſtoſſen, oder Schaden nehmen. Auf den Seiten müſſen eiſerne Ringe zum Angreifen gemacht, und der Kaſten mit grüner Oelfarbe angeſtrichen, auch an denſelben Rehköpfe gemahlet werden.

Rehling, ſ. Baſch.

Rehenetze, werden insgemein 50 gedoppelte Schritte lang, und 16 bis 20 Maſchen hoch gemacht, deren jede 3 Zoll lang ins Gevierte ſeyn ſoll, damit kein Fuchs oder Haſe hindurch ſchlupfen könne. Die Leinichen, davon ſie abgeſtricket werden, ſollen von zirg Garn dick gewunden, die Schlagleinen aber 12 Garnfaden dicke ſeyn, und an jedwedem Ende ein paar gute Klaftern vorgehen, ſolche an den Hacken und Heftel zu binden, welche von weiſſbuchenem Holze, und die Furkeln fein leichte ſeyn ſollen, damit ein Mann ſolches tragen, und füglich, leicht und bequem ſtellen könne. Wenn nun der Stellmann das Netze aufgebunden, und den Heftel in der rechten Hand, auch das Garn zum Ablaufen gefaſſet hat, und den Hacken verkehret auf der linken Schulter träget; ſo nimmt ein anderer ihm den Heftel und etwas vom Netze, von dem Hacken, ſchlägt ein, oder bindet an, und läſſet den Mann mit dem Netze ablaufen; alsdenn wird ſolches ſcharf angezogen, hinten nach ausgeſchlagen, daß es recht ſtelle, und wieder ein anderes genommen, bis man mit der ganzen Stellung fertig iſt. Dieſe Rehenetze können auch auf der Wolfsjagd gebraucht werden, indem man damit hin und her Winkel und Hacken ſtellet, daß ſie unverhofft gefangen und erſchlagen werden; wiewohl ſie zu der Rehejagd und vor die Füchſe am beſten, und deren ungefähr 18 Stücke bey einem Jagdgezeug zu halten ſind. Ein ſolches Netze dürfte mit aller Zubehör, des Sailers Arbeit und Hanf, nicht über 6 Thaler in allem zu ſtehen kommen.

Rehwildpret, ſ. Rehe.

Rehzicklein, ſ. Rehe.

Reichsjägermeiſter, lat. Rei venatoriæ in Imperio præfectus, ſind zweyerley, nemlich: des

Heil. Röm. Reichs Oberstjägermeister, und des Heil. Röm. Reichs Unterjägermeister. Die erste Stelle bekleiden die Marggrafen zu Meissen, die andere die Fürsten zu Schwarzburg.

Reichsoberjägermeister, siehe Reichsjägermeister.

Reichsunterjägermeister, siehe Reichsjägermeister.

Reiflein, Reifflein, heißt in der Jägersprache, wenn der Hirsch gerade mit der Hinterschale in die Vordere tritt, da ist eine Figur, wie ein Reiflein in der Fehrte bleibt.

Reiger, Raiger, Reiher, Reyher, Fischreyher, lat. Ardea, franz. *Hairon*, *Heron*, ist ein Vogel, der dem Schnabel, langen Halse, und Füssen nach, dem Storche ziemlich gleich kommt, und bey der Fischerey so grossen Schaden, als der Fischotter verursachet. Es giebt deren verschiedene Gattungen, welche man am meisten und ersten gewahr wird, wenn sie im Herbst und Frühlingszeit ihren Zug thun; und sind erstlich die grossen, welche lichtgrau auf dem Rücken, am Leibe aber weiß, mit schwarzen Flecken eingesprenget sind; diese haben einen ungemeinen grossen, langen, scharfen, rothen Schnabel, gelbe Füsse und einen weiten Kropf, welcher ein gutes Kannenmaaß hält, sie sind auch noch halb so groß als die andern Arten Reiher. Ferner findet man kleinere, welche ganz dunkelgrau auf dem Rücken, am Kopfe aber schwarz sind, auch einen schwarzen Schnabel, und kurze blaue Füsse haben. Diese beyden Arten haben auf dem Kopfe ihre schöne Federn, gemeiniglich 2 oder 3, welche ihnen, zumal im Fliegen, hinterwärts auf dem Kopfe aufstehen. Sie horsten beyde nicht hier zu Lande. Die dritte Art, aber sind die bekannten grauen Reiger, welche bey uns auf hohen Bäumen, mehrentheils an sumpfigen und morastigen, ohnweit von Seen und Flüssen gelegenen Oertern, zu horsten, und gemeiniglich 3 Junge auszubringen pflegen. Die Bäume, darauf sie horsten, verderben von dem hitzigen Miste, den sie darauf fallen lassen. Ihre Nahrung bestehet in Fischen, an denen sie grossen Schaden thun; denn sie gehen bis an den Bauch in das Wasser, und fangen die Fische, die in grosser Menge auf sie zuschwimmen, häufig weg. Ob die Fische aus einer eingepflanzten Zuneigung so gerne um die Reiger sind, oder ob sie aus Haß auf dieselben, als ihre Feinde, losgehen, läßt man dahin gestellet seyn. Gewiß aber ist, daß die Fischer, wenn sie Reigern fort unter den Köder nehmen, den sie an die Angeln stecken, oder in die Nüssen hängen, solchergestalt mehr Fische, als durch andere Köder fangen sollen. In Ungarn giebt es Reiger, die fast ganz weiß, aber etwas kleiner, als die gemeinen Reiger, sonst aber an der Gestalt ihnen ganz gleich; jedoch aber dabey sehr träge und langsam sind, und wenn sie Ungewitter vermerken, sich so hoch in die Luft, und über die Wolken schwingen, daß man sie aus dem Gesichte verlieret. Diese sind für andern sehr gefräßig, ver-

schlucken auch Muscheln, und wenn sie merken, daß sie sich im Kropfe von der Wärme aufgethan haben, geben sie solche wieder von sich, und suchen erst das Fleisch heraus.

Die Reiger sollen als schadhafte Vögel an Teichen, sonderlich wo Brut ist, nicht gelitten, sondern wie man kann und mag, weggebirschet werden. In Sachsen werden sie zur Niederjagd gerechnet; in Oesterreich und andern Orten aber zur Lustbarkeit grosser Herrn gehegt, und meistentheils im Frühlinge sehr kostbar gebaitzet, zu welcher Baitze gemeiniglich nur Gerfalken, oder Blaufüsse genommen werden. Die schönen Federn am Kopfe werden in Ungarn, Persien, und der Türkey sehr hoch gehalten, und von grossen Herren mit Edelgesteinen versetzet, an denen Mützen und Turbanen getragen. Das Reigerfleisch schmecket stark nach Fischen, absonderlich der Alten, darum es nicht wohl zu essen, wiewohl die Jungen, und halbwächsigen Reiger wegen ihres zarten Fleisches in Frankreich vor ein Leckerbißlein gehalten werden. Das Fett wird, wie obgedacht, von den Fischern unter die Köder, ausser diesem aber auch in der Medicin äusserlich zur Linderung der Podagrischen Schmerzen, Beförderung der Taubheit und Dunkelheit der Augen gebraucht.

Reigerbaitz, Reigerbeitz, Reigerbaitze, lat. Venatio Ardearum, franz. *Chasse des Herons*, ist eine Jagdlust grosser Herren, da sie die Reiger mit abgerichteten Raubvögeln, Falken oder Blaufüssen fangen lassen. Man nimmt solche an einem schönen und stillen Tage vor, und begiebt sich zu Pferde mit den Falken an einen solchen Ort, wo man weiß, daß sich Reiger aufhalten. Wenn nun die Stöberhunde einen Reiger aufgetrieben, der Falkenirer auch zum rechten Vortheil den Vogel abgeworfen, und der Reiger den Falken gewahr wird, so speyet er den eingeschluckten Raub von kleinen Fischen, währendem Fluge herab, um sich zur Flucht leichte zu machen, oder da er noch nüchtern, fängt er an, mit besonderm Fleiß über sich zu steigen, daß er kaum zu sehen; der Falke steiget auch in die Höhe, thut aber, als ob er den Reiger nicht sehe, bis er durch sonderbare Umschweife und unglaubliche Geschwindigkeit dem Reiger die Höhe abgewonnen, worauf er anfängt, mit seinen scharfen Waffen auf den Reiger einen heftigen Anfall zu thun, giebt demselben einen Griff und Fang, alsdenn schwingt er sich wieder über, um und neben ihm her, bis er seinen Vortheil ersiehet, ihn gar anzupacken, weil er sich vor des Reigers spitzigen Schnabel wohl vorzusehen hat, indem hiedurch, wenn der Reiger den Hals auf den Rücken legt, und den Schnabel über sich hält, mancher junger unerfahrner Falke gar leichte und öfters gespiesset wird. Weswegen auch zuweilen 2 Falken, als ein alter und ein junger, auf einen Reiger gebaitzet werden, damit desto weniger Gefahr dabey zu besorgen.

Zuweilen wendet sich der Reiger mit seinem ganzen Leibe, und

schwebet oder wieget mit ausgespannten Flügeln, als mit einem Segel, in freyer Luft, seinen Feind desto verwahrter zu empfangen, welches ihm aber gleichwohl meistentheils mißräth, daß er überwunden wird, und mit dem Falken zugleich herunter fällt. Ein solchergestalt gefangener Reiger wird gemeiniglich mit einem blechernen Ringe, worauf der Herrschaft Namen und Jahrzahl gestochen ist, wieder losgelassen, so daß es vielmals geschiehet, daß ein solcher Reiger über viel Jahre hernach wieder gefangen wird, der ein oder mehr dergleichen blecherne Ringe an den Füssen hat. Die Jagdworte hiebey sind: der Vogel wird an den Reiger gelassen; er reigt, wenn er von oben herab auf denselben stösset; wenn er etwas gefangen, wird er darauf abgerichtet und geäßet; er fällt in ein ander Land, wenn er irre geworden, und so fort.

Reihen, heißt bey den wilden Enten so viel, als begatten.

Reiher, s. Reiger.

Reimanke, s. Rheinanke.

Reiner, s. Rennthier.

Reinigung der Teiche vom Schlamm, s. Teichfischerey. Nro. II. 3).

Reinweide, s. Rheinweide.

Reißbündel, s. Reißholz.

Reißbunde, s. Reißholz.

Reißgejagd, Reißgejägd, ist eine Gerechtigkeit, die in Oesterreich und zugehörigen Erblanden allen Landleuten, die adeliche Güter eigenthümlich besitzen, zustehet, daß sie allerley Wild- und Raubthiere vom Rehe und Wolf hinab, ingleichem allerley Federwild, von Feldhühnern und wilden Gänsen hinab, unter gewisser Maaße, und nach denen Forst- und Jagdordnungen, mit Hetzen, Beissen oder Baitzen und Pürschen fangen dürfen.

Reißholz, Bundholz, Reisig, nennet man dasjenige Holz, welches von Reisig oder abgeraumten Unterholze aufgemacht, und in lange Bündel, welche Reißbündel, Reißbunde und Holzbunde heissen, mit Weiden zusammengebunden wird. Ehe man es abhauen läßt, muß man vorhero das nutzbare Holz, so man zu Hopfenstangen, Reiß- und Darrhordenstäben, und allerley Schirrarbeit gebrauchen kann, besonders heraus hauen lassen. s. a. Holzschlag, Holzhauer.

Reissen, das Thier reissen oder werfen, wird besonders von dem Wolf gesagt. s. Wolf.

Reissen, der Bäume, s. Harzreissen.

Reissig, Reißig, s. Reißholz.

Reitzen, was dieses Wort in der Jägersprache bey den Füchsen, Hasen und Luchsen bedeute, ist bey Beschreibung dieser Thiere zu ersehen. Und wie insonderheit die Füchse auf das Reitzen zu schiessen, davon s. Fuchsfang.

Relais, lat. Statio venatoria, heißt bey den Jägern die Stelle, wo man insonderheit bey der Parforcejagd frische Pferde und Jagdhunde hinstellet, da sie auf das

das Wild warten: Woher auch die Redensart kommt: *Lacher les Chiens de Relais après la Bête*, d. i. die Hunde auf das Wild loslassen. s. Parforcejagd.

Relanciren, heißt bey der Parforcejagd, wenn man den rechten Hirsch verlohren hat, weißt aber doch ungefehr, wo er zuletzt geblieben, oder da etwa die Fehrte den Hunden bald zu kalt werden will; da man denn 3 bis 4 von den besten Hunden aus der *Meute* heraus nimmt, vorgreift, und den Hirsch wieder aufsucht. Wenn denn diese Lancierhunde den rechten Hirsch wieder jagen, alsdenn holet man die *Meute* wieder herbey, und legt wieder darauf an, munkert die Hunde auf, und fährt damit weiter fort. s. Parforcejagd.

Reißmaus, ist ein vierfüßiges wildes Thier, ein wenig gröser denn ein Eichhorn, schwärzlich, der Rücken aber leberfarbig; der Kopf gleichet einem Bärkopfe, wie denn auch die Füße fast wie Bärtatzen aussehen. Uebrigens ist der Unterbauch weiß, und der Schwanz, welcher eben nicht übrig lang ist, ist ganz haarigt. Der ordentliche Aufenthalt dieses Thiers ist die Schweitz, wiewohl man auch in Schwaben dergleichen antrift, und Italien ganz damit überhäuffet ist. Seine Wohnung und Höhle hat es in den Bäumen, allwo es sich auch begattet. Seine meiste Nahrung sind die aus dem Obste herausgesuchte Kerne, welche es vor andern Speisen liebet und erwählet; ja es lässet alles Mark aus den Aepfeln und Birnen liegen, und frisset nur einig und allein die Kerne heraus; jedoch verschonet es auch der Nüsse, Castanien und Eicheln nicht. Sonst hat die Reißmaus noch diese Eigenschaften, daß sie, wie der Dachs, den ganzen Winter schläfet, allwo sie wenig oder gar nichts frisset. Dannenhero wissen die Schweitzer dieses Thier um solche Zeit meisterlich zu berücken, und zu ihrer Nahrung zu genieſſen. Die übrigen Eigenschaften hat es mit den Eichhörnern gemein, und springet es ebenfalls von einem Baum zu dem andern, wie dieselben, hat dabey ein hartes Leben, daß, wenn man es schon schläget, auch wohl mit Schroten auf den Unterleib, oder auf den Rücken trift, es doch fortspringt, oder sich augenblicklich verschlieſt; ja wenn ihm schon das Eingeweyde aus dem Leibe heraus hänget, so beisset es doch mit solcher Gewalt und Stärke, daß man vergehen möchte.

Der gröste Nutzen dieses Thieres ist der, daß sich die Menschen dessen, statt der Speise bedienen; etliche essen es gekocht, andere gebraten, da sie es denn, wegen seiner besondern Fettigkeit, vor andern Wildpret, lieben und erwählen, auch solches viel höher, als das beste Schweinefleisch schätzen, sonderlich wenn es etliche Tage im Salze gelegen hat. In der Aryney dienet es vor den Brand, wenn man es zu Asche brennt, und mit Oel vermischt überleget. Das Fleisch der Reißmäuse, wie auch der Eichhörner, dienet sonderlich den Lungensüchtigen, Hustenden, und keichenden Menschen. Das Fett

von diesen Thieren wird als es was besonders denenjenigen gegeben, so den Schlag befürchten, oder an einer Seiten erlahmen, und Sichtbrüchig werden wollen. Der Schade, den diese Thiere verursachen, geschiehet meist am Obste, vornemlich an denen Castanien, Nüssen, Eicheln ꝛc. Dem Menschen schaden sie nicht leichtlich, so man ihnen nicht zu nahe kommt.

Weil die Reßmäuse nicht nur wegen des Balges, sondern auch wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches sehr geliebet und gesuchet werden; so unterlässet man auch nicht, denselben auf alle Art und Weise nachzustellen. Dannenhero sowohl die Italiäner als die Schweitzer und Schwaben, zu Berückung und Fahung dieses Thieres sich fast einerley Manier bedienen, und ist kein Zweifel, daß nicht solches eine Nation von der andern abgelernet. Solches geschiehet nun, wenn man mitten im Herbste hin und wieder in den Wäldern tiefe Löcher bereitet, solche mit Holz, Stroh, Grümmet oder Heu bedeckt, und sodenn stehen lässet. Nachdem nun dieses Thier seiner Natur nach gegen Anfang des Winters sich schlaffen leget, und beynahe drey Monate fortschläfet; so suchet es verborgene Höhlen, darinnen es vor Regen, Schnee und Wind sicher schlaffen möge. Weil es aber auch von Natur nicht gewohnet ist, sich selbst ein Nest oder Höhle zu bauen, sondern, wo es vermeynet, seine Gemächlichkeit zu finden, hineinschlieffet; so erwählet es die hiezu verfertigten und für sich bereits gefundenen Löcher und Höhlen. Dahinein begiebet sich nun nicht etwan nur ein oder 2 Paar, sondern gemeiniglich so viel, als die gemachte Höhle umfassen mag, und weil sie die meiste Zeit über ruhen und schlaffen; so begeben sich offtmals 20 bis 30 in eine Höhle, aber zu ihrem Untergange. Denn, so bald Weyhnachten oder das Neue Jahr herbey kommt, so begeben sich diejenigen, welche ihnen ihre Behältnisse zubereitet, in den Wald und zu den Höhlen, decken das gemachte Dach ab, und nehmen sie so schlaffend, ohne daß sie es gewahr werden, hinweg, thun sie in Kisten, Truchen und Fässer, und weil sie um selbige Zeit, ob sie schon nichts fressen, wohl bey Leibe sind, so bedienen sie sich derselben statt eines angenehmen Wildprets. Einige lassen sie so fort schlaffen, und nachdem sie gegen den Frühling erwachen, behalten sie selbige eingesperret, und mästen sie noch mehr. Will man dieses Thier im Sommer fangen, so ist es fast am besten, wenn man es, wie ein Eichhorn, schiesset. Denn es springet ebenfalls, wie gedacht, gleich den Eichhörnlein, auf den Bäumen herum, und von einem zu dem andern. Und weil es um solche Zeit seine Wohnung in den Bäumen hat; so sind die Einwohner daselbst nur begierig, ihre Nester und Löcher auszuspüren, und zu erfahren. Wenn sie nun solche gefunden, und die Reßmaus ihrer Nahrung nach heraus gekrochen, so gehen sie hin, und verstopfen ihnen den Eingang mit Gras, Stroh oder Heu, und passen ihnen etliche Schritte davon auf.

Wenn

Wenn denn das Thier wieder zurück in sein Loch oder Höhle will; so findet es solches verstopfet, darauf es sich denn alsbald darüber machet, und diese Hinderniß wegzuschaffen suchet. In solcher Arbeit aber, ehe es sich solches versiehet, bekommt es etliche Schrote von dem Aufpassenden in den Leib, daß es darüber der Arbeit und des Aufstehens vergisset.

Renard, s. Fuchs.

Rendez-vous, s. Parforcejagd.

Renne, s. Rennthier.

Rennjagen, s. Parforcejagd.

Rennkühe: s. Rennthier.

Rennthier, Reenthier, Reiner, lat. Rangifer, franz. *Rangier*, *Renne*, ist ein gar gemeines Thier in Lappland, welches eine ziemliche Gleichheit mit dem Hirsche hat, ist aber stärker von Leibe, und niedriger von Beinen als der Hirsch. Sie tragen 3 Hörner, und werden in Bothnien und groß Lappland gefangen. Man zähmet sie und spannet sie an den Wagen, daher auch der Nahme Reiner oder Rancher kommt. Das Joch oder Spannenzeug, so ihnen an die Hörner und die Brust geleget wird, heißt Rancha oder Locha; derhalben Rancher oder Reiner so viel bedeutet, als einen Joch- oder Ziehhirsch. Wiewohl der Name anderweits auch von dem hohen Geweyhe des Kopfs herrühret, welches die Gestalt etlicher Zweige von Eichbäumen hat. Unter solchen Hörnern sind 2 grössere, denn das dritte, und sitzen eben an dem Orte wo die Hirschgeweyhe zu sitzen pflegen; haben aber mehrere und breitere Enden, bis auf 15. Mitten am Kopfe sitzet das dritte, mit etwas kürzern Zinken, womit sie sich wider alle Thiere, insonderheit aber wider die Wölfe beschützen, der Kopf aber zugleich ein schönes Ansehen bekommt. Dieses Thier lebet von dem weissen Bergmoos, so im Winter mit Schnee bedeckt liegt, welchen Schnee, wie tief und dicke er auch ist, es dennoch durchgräbet, und also sein Futter hervor suchet. Den Sommer hindurch beweidet es sich an den Blättern und Zweigen der Bäume, und zwar besser im Gehen und Stehen, als im Niederbücken zu den Kräutern und Blumen, weil ihm die vorwärts gar zu sehr gekrümmten Geweyhe dabey beschwerlich fallen, und es deswegen den Kopf zur Seite biegen muß. Am Halse hat es eine Mähne, wie ein Pferd, gespaltene Hufen, welche ihm die Natur fast ganz rund formiret, weil es in Thälern, Felsen und Gebirgen überall durch tiefen Schnee zu lauffen hat. Wenn diese Thiere zahm gemacht werden; so schaffen sie ihrem Herrn einen grossen, ja noch grössern Nutzen, als das Rindvieh; dienen ihm mit ihrer Milch, Haut, Nerven oder Sennen, Betten, Häsen, Hörnern, Haaren und Fleisch, so ein leckeres und wohlgeschmacktes Essen giebt. Einige Einwohner halten 10, 15, 30, 70, 100, ja manche wohl zu 2, 3 und 500 Stück. Sie lassen dieselbigen durch die Hirten auf die Weide führen, und wegen der vielen Wölfe in Ställen verwahren

wahren. In andern Ländern über Meer bleiben sie wegen Veränderung der Luft und Nahrung nicht lange leben.

Die wilden Reiner oder Rennthiere laufen in den Wildnissen herum, und vermehren sich allda; bisweilen wird damit eine Jagd angestellet, und deren etliche gefangen. Die zahmen werden sowohl vor leichte als schwere Wagen gespannet, so mit allerhand köstlichen Rauchwerk, Tüchern, und Fischen beladen sind, sintemal die Lappländer von der Fischerey leben, und dazu fischreiche Wasser an der Hand haben. Solche Wagen gehen gemeiniglich in den ebenen Thälern, gegen Norwegen, mit welches Landes Einwohnern die Lappen am liebsten und meistens zu thun haben. Diejenigen, so diese vorgespannten Thiere regieren, heissen Quenar, das bedeutet einen Fuhrmann, und können, wenn es ihnen gefällt, alle Tage 150000 Schritte fahren, welche 30 Gothische oder teutsche mittelmäßige Meilen machen. Berührte Winter- oder Schneewagen fallen den Lappländern sehr bequem und dienlich; sie sind vorne wie ein Schuh zugespitzt, um desto besser durch den Schnee zu dringen, und wie ein Schiff, die Wellen zu durchbohren. Selbige Fahrschlitten desto schnellläufiger zu machen, nehmen sie die zartesten Raucher- oder Rennhäute, und heften den vordern Theil davon vorwärts unter den Schlitten, wodurch dieser nicht allein besser fortfähret, sondern auch den Fuhrmann vor dem Zurückfallen bewahret, wenn es Berge an gehet, weil der Schlitten gleichsam dadurch gesperret und gehemmet wird. Ja durch eben diese Erfindung pflegen sie mit ihrem Bogen und Pfeilen der wilden Rennthiere sich zu bemächtigen. Die Milch der Reine oder Rennkühe wird in der Haushaltung verspeiset, und die Molken getrunken. Die Haut dienet den Menschen zur Decke beydes des Leibes und des Bettes; auch zu Roßsätteln, ledernen Säcken und Blasebälgen, indem sie gar zähe, stark und dauerhaft sind. Die Sehnen werden zu Hemden verarbeitet, als wie Flachs, welcher der Orten gar nicht wächst, und Seile daraus gemacht. Aus eben denselbigen spinnet auch der Lappe Fäden, und bereitet davon starke Seile, um damit seine Schiffe, in Ermanglung eiserner Nägel, vest zu binden. Mit den Beinen und Hörnern wissen die Bogen- und Armbrustmacher ihren Nutzen zu schaffen; deswegen sie dieselbigen gegen andere Sachen begierig eintauschen. Die Klauen oder Hufe schätzt man gar heilsam wider den Krampf. Mit den Haaren werden die Sättel gar füglich ausgestopft, desgleichen auch die Stuhlküssen, Bettpolster und Decken.

Repagulum, s. Schlagbaum.

Rephuhn, s. Rebhuhn.

Reseln, s. Hollunder.

Res venatoriæ. s. Jagdsachen.

Rete, s. Fischgarn, Garn.

Retirade, heißt bey den Jägern so viel, als die Flucht eines Hirsches, wenn er über oder durch

die Jagdzeuge ſetzet, und ihnen alſo entwiſchet.

Retour, ſ. *Longer*.

Rets, ſ. Garn.

Retter, Schirmer, iſt ein Windſpiel von edler Art, welches, wenn ein Haſe gefangen iſt, alle Hunde abtreibt und verhindert, daß ſie ſolchen nicht zerreiſſen. Etliche tragen den gefangenen Haſen im Maul dem Jäger entgegen. Wie dergleichen abzurichten, davon ſ. Windſpiel.

Reversjagen, wird die Gnadenjagd genennet, von dem Revers, den derjenige, der ſolche erhält, dem Jagd- und Wildbannsherrn auszuſtellen hat. ſ. Gnadenjagd.

Revier, ſ. Reſier.

Reuſe, ſ. Fiſchreuſſe.

Reuſſe, ſ. Fiſchreuſſe.

Reyher, ſ. Reiger.

Rhamnus catarcticus, ſ. Creutzdorn.

Rheinanke, Reinanke, lat. Albula. franz. *Laveret*, iſt ein ſchöner Fiſch, mit glänzenden ſilberweiſſen Schuppen, etwas blaulicht mit unterſpielend; um die Augen hat er eine röthlichte Farbe, einen weiſſen Bauch, auf dem Rücken zwey, und unten drey Floßfedern. Er wird über zwey Spannen lang, ſtreicht im März, hält ſich im Bodenſee, auch Atter und etlichen andern groſſen Seen, und wird vom Februar an bis in den May mit groſſen Wathen, aber ſehr ſparſam, gefangen. Friſch gekocht, wird er für ein gutes Eſſen gehalten; die meiſten aber werden gedörret, und alſo verführt. Die gedörrten Rheinanken dürfen nicht länger als ein weiches Ey ſieden; ſonſt werden ſie hart und ſpieſſig. Viele laſſen ſie nur eine halbe Viertelſtunde in heiſſem Waſſer weichen, da ſie denn hernach mit allerhand guten Brühen zugerichtet, und auf die Tafel gegeben werden.

Rheinſchwalben, ſ. Schwalbe.

Rheinweide, Reinweide, Rainweide, Hartriegel, wilder Cornelbaum, Beinholz, Mundholz, Grißholz, Heckholz, Eiſenbeerbaum, lat. Liguſtrum, Phyllirea, Oſſea, Chamæceraſus Dumetorum fructu gemino rubro, iſt ein Strauch, der 4 oder mehr Ellen hoch wächſet, und ſowohl in Feldhecken und Brahnen, als im Schlag- oder Buſchholz gefunden wird. Er treibt viel kleine Aeſte, und hat eine aſchfarbigte Rinde, länglichte Blätter, als wie das Oelbaumlaub, jedoch viel weicher und grüner. Seine Blüthe kommt im Junio bey den Winkeln zwiſchen den Blättern und Zweigen hervor. Sie beſtehet aus ſchönen weiſſen Blümlein, ſo träublicht beyſammen ſtehen, und einen lieblichen und ſtarken Geruch von ſich geben. Wenn die Blüthe vergangen, ſo folgen rundlichte Beeren, die ſo dicke ſind, wie die Myrthenbeere und ſchwarz; wenn ſie zeitig worden, ſtehen ſie als wie kleine Träublein beyeinander, haben einen purpurfarbenen Saft, einen ſüſſen und etwas bitterlichen Geſchmack, und zwey runde und harte Körnlein in ſich. Dieſe Beere, ſo ins-

gemein

gemein Hundsbeere genennet werden, hängen fast den ganzen Winter unversehrt an der Staude. Es läßt sich dieses Gewächs auf unterschiedene Art mit Nutzen gebrauchen.

1) Das Holz davon ist sehr dürre und beinhart, weswegen es auch Beinholz genennet wird; es widerlegt sich dem Eisen, und läßt sich schwerlich arbeiten und durchbohren, daher es auch den Namen Hartriegel hat. Es ist dauerhaft und beständig, und zerspringet nicht leicht. Um dieser Eigenschaft willen dienet es einer Seits zu Zaunstecken; anderer Seits aber wird es zu Radespeichen und anderm Geräthe gebraucht.

2) Aus den Beeren, nachdem sie gekocht worden, soll man in Tyrol ein Oel pressen, so man zu Nachtlichtern brauchet.

3) Das Wasser, so aus den neu Blättern und Blumen gebrannt wird, wenn man sich damit gurgelt, nimmt alle Mundfäulniß hinweg; daher auch dieses Holz den Namen Mundholz bekommen hat. Die Blumen in Essig gebeitzt und auf die Stirne gelegt, stillen das Hauptwehe.

4) Ueberhaupt läßt sich dieser Strauch am besten zu den Hecken und lebendigen Zäunen gebrauchen, weil sein Laub dichte beysammen stehet, und ob es schon im Winter abfällt, dennoch zeitig wieder ausschlägt. Weil es auch gar schnell wächset, so läßt sich damit ein Ort, z. Ex. ein offen Gartenhängen oder Lauberhüttgen, in kurzer Zeit damit beschatten, besonders wenn man kleine Stämme oder längliche Aeste davon nimmt, und solche der Länge nach in die Erde leget; denn so viel ein solches Stämmlein Knospen oder Augen hat, so viel Stämmlein schiessen davon auf, bekleiden die Hütte, und werfen bald einen ansehnlichen Schatten.

Rhoden, Ausrhoden, Roden, Stuckrhoden, heißt die Stöcke der abgehauenen Bäume mit den Wurzeln heraus nehmen. Es ist vieler Streit unter den Forstverständigen, ob es anzurathen sey, in den abgetriebenen Tannenörtern, die Stücken auszurhodden oder nicht. Die das Ausrhodden der Stucken für gut halten, führen an, daß die Stucken oder Wurzeln in Tannenörtern bey nahe ein drittheil des Holzes ausmachten, und demnach unverantwortlich seyn würde, wenn man solche in Ländern, wo nicht überflüßiges Holz vorhanden, verfaulen liesse; dieses hat auch seine Richtigkeit. Ferner durch das Ausrhodden würde der Erdboden aufgerissen, und zu Annehmung des Saamens geschickter gemacht, welches Vorgeben aber in den meisten Fällen von keiner Erheblichkeit ist; denn, die Besaamung mit Tannen schlägt fast allezeit besser an, wenn der Saamen unmittelbar, nachdem der Ort abgetrieben, in den mit einem milden niedrigen Moose, (welches mit dem hohen, allem Anwachse des Holzes schädlichen Wassermoose, nicht zu verwechseln) annoch überzogenen Boden fällt. Nur alsdenn ist das Umreissen des Bodens

dens dienlich, wenn solcher bereits mit Gras bewachsen, oder versaggert ist, da er denn den Saamen nicht mehr annehmen will. Der Gegentheil giebt vor, das Stuckenrohden in Tannenheyen sey schädlich, weil die Tannen am liebsten hinter den Stucken in Anflug kämen, welches allerdings wahr ist: der zweyte Grund ist aber gar zu schlecht; nemlich, es würde der Boden durch die verfaulten Stucken gedünget. Es hat zwar auch seine Richtigkeit, daß der Boden dardurch gedünget wird; dessen Ungeräumheit aber in Absicht auf das Tannenholz ist unläugbar; denn obwohl dieses Holz in gutem Boden geschwinder wächst; so werden doch die Tannen von weit schlechterer Güte, als auf magerem Boden, auch leichter anbrüchig, oder rothfaul.

Man gehet auf beyden Seiten zuweit; unserer Meynung nach, lasse man, wenn Tannensaamen in einem vorstehenden Orte bemerket wird, oder wenn Vorrath davon vorhanden, sogleich nach der Hauung den Stock oder Stucke von den geringern Nebenwurzeln loshauen, aus der Erde brechen, klein machen, und aufmaltern. Die kleinern Wurzeln aber lasse man stecken; wird denn ein solcher Raum vor der Gehäu in gehöriger Zeit, von Holz und Hecke, baldigst rein gemacht; so erfolget, es sey durch den, von den nahe stehenden Bäumen, von selbst ausgeflogenen, oder von dem hineingeworfenen Saamen, ein viel besser geschlossener und mehr gleichförmiger Anwachs, als wenn man die Stucken stehen lässet; weil im letztern Falle die jungen Tannen hinter den Stucken zu dick auf einem Flecke aufliegen. Ist kein Tannensaamen das folgende Jahr zu hoffen, noch vorräthig gesammelt; so lässet man die Stücken so lange stehen, bis sich junge Tannenäpfel zeigen, alsdenn ist ohne Anstand mit Ausrohden zu verfahren. Hierbey merke: wenn indessen das Gras überhand genommen hat; so müssen die kleinern Wurzeln mitgenommen werden, welches zugleich Nutzen bringt, wenn die Stucken sollen verkohlet werden, nahe dabey aber kein kleines Holz, ein, zwey bis drey Zoll stark, vorfällt; denn es ist vornehmlich bey Verkohlung der Stucken viel kleines Holz oder Wurzeln nöthig, sowohl die grössern Zwischenräume, welche durch dieses krumme und knorrichte Holz inwendig verursachet werden, auszufüllen, als auch die auswendig eben daher entstehende ungleiche Fläche des Meilers eben zu machen, und zu schlichten. Man siehet leicht, daß, wenn in der Nähe kleines Holz von Tannenästen zu haben, und das Gras noch nicht überhand genommen hat, es besser sey, die kleinen Nebenwurzeln in der Erde liegen zu lassen.

Es will nöthig seyn, die Gründe dieses Verfahrens anzuführen.

a) Kann man unmittelbar nach der Hauung die Stucken ausrohden, und den Ort besaamen; so ist man des neuen Anwachses am gewissesten versichert. Die jungen Tannen kommen vor dem darauf folgenden Gra-

se

se in die Höhe, daß es dieselben so leicht nicht ersticken kann.

b) Die bey der Hauung vorfallenden Tannenäste geben so viel schwaches Holz her, als zu denen Stuckenmeilers vonnöthen ist, und hat man nicht nöthig, wenn das Stuckenrohden gleich nach der Hauung folget, und noch genug schmales Holz von den Aesten vorhanden, die kleinern Würzeln zu verfolgen; denn dadurch wird nicht nur das Stuckenrohden kostbar, sondern es wird auch das Moos weggerissen, worinnen der Tannensaamen am besten anschläget; das Erdreich wird umgewühlet, und zur Hervorbringung häufigen Krautes und Grases, welches denen zarten Tannen verderblich, Anlaß gegeben.

c) Ist im Jahre der Hauung kein Saamen zu hoffen, auch kein gesammelter Vorrath vorhanden; so müssen die Stucken bis dahin stehen bleiben. Wollte man sie ausrohden, würde das Gras vor der Besaamung überhand nehmen, und den neuen Anwachs vielen Schwürigkeiten aussetzen. Hieraus ist zu ersehen, wie das Stuckenrohden schädlich und nützlich seyn könne, und was dabey zu beobachten.

Rhoe, s. Gerberbaum.

Rhois, s. Gerberbaum.

Rhus, s. Gerberbaum.

Ribes, Ribesium silvestre, siehe Strausbeere.

Richten, s. zu Holze richten.

Richtsteck, s. Meuler.

Riecke, s. Ricke.

Ricke, Riecke, wird das Weiblein vom Rehbock genennet, s. Rehe.

Riedehorn, Rüdehorn, eine Art von Hüfthörnern, so der Jäger an der Seite im Hornfessel träget.

Riedschnepfe, s. Schnepfe.

Riemen, bey der Falknerey, s. *Longe*, Falke.

Rinde, Borcke, Schale, Bast, lat. Cortex, franz. *Escorce*, *Ecorce*, ist der äusserste Theil eines Baumes, oder einer Staude und ihrer Aeste oder Zweige, welcher denselben gleichsam als ein Kleid oder Fell zur Bedeckung dienet. Die auswendige und mehrentheils rauhe Rinde bewahret den Baum und andere Gewächse für dem Gewitter. Die nächst darunter liegende inwendige und zarte Rinde aber ist gleichsam das Geäder, durch welches der Nahrungssaft aus der Wurzel, und der Dampf aus der Luft angezogen, und dem Baum oder Gewächse zu seinem Wachsthum mitgetheilet wird; dahero ein Baum ersterben muß, wenn man dessen Rinde rund umher bis auf das Holz durchschneidet. Wenn die Rinde an einem Baume durch Schlagen, Stossen oder Hauen beschädiget worden; so können daraus der Krebs, der Wurm, der Brand, und andere Uebel entstehen, welche endlich den Baum verderben.

Rindeschälen, Borkenreissen, Schälen der Bäume, lat. Decorticatio, Arborem cortice exuere,

exuere, franz. *Escorcer*, *Ecorcer le Bois*, ist um der Gerber willen unentbehrlich, und weil die Rinde nicht kann gerissen werden, als wenn das Holz mitten in der Saftzeit gehauen wird; so scheinet es, daß es unvermeidlich sey, das Holz auf diese Art zum Bau, und Brennholz untüchtig und schadhaft zu machen. Es läßt sich aber dieser Endzweck ohne Nachtheil der Güte des Holzes erreichen, wenn man nur folgende Vortheile dabey in Acht nimmt. Will man die Borcke von Eichen, Fichten, Ellern, und anderem Holze nutzen; so muß man erstlich das Bau- und Geräthholz im Monat November, December und Jenner herum hauen, damit es seine gehörige Dauer und Vestigkeit behalte; mit den Fichten und anderm Nadelholz hat es bis in den Hornung und März Zeit. Das ferne der geschlossene und dickstehende Bestand eines Ortes das Aushauen nicht zuläßet, muß man rund umher die Borcke an denen Stämmen, welche man zu dauerhaftem Bau- und Geräthholz bestimmet hat, im Monat November abkränzen, und diese Stämme mehr als zur Hälfte, bis über den Kern einhauen; so tritt gar wenig Saft hinein, und können ohne sonderlichen Schaden ihrer Dauer und Vestigkeit bis zu der Zeit stehen bleiben, da sich die Borcke Reissen oder Säpern läßet. Von den gegränzten Bäumen kann man alsdenn die Borcke gleichfalls reissen, indem zu mercken, daß, wenn auch ein Baum im Winter, da die Borcke noch veste am Holze hänget, gefället wird, solche dennoch im May und Junio, obwohl etwas schwerer, gerissen werden könne. Das Unterholz in laubtragenden Oertern, in so weit man die Borcke davon nicht brauchen kann, hauet man zur rechten Zeit weg, damit die Stämme sich nicht, wenn allzuspät im Frühjahre gehauen wird, verbluten, sondern dauerhafte häufige Stammloden treiben; das übrige Holz aber kann man bis zur Saftzeit stehen lassen, und alsdenn die Borcke reissen. Jedoch ist dabey zu beobachten, daß man das Kohlholz in Zeiten verkohle, und das Brennholz vor dem Stocken bewahre, wenn es nicht bald verbrauchet werden kann.

Das Eichenholz, wenn man es zur Verkohlung oder Feuerung brauchen will, machet hier eine Ausnahme, indem solches durch das späte Hauen, so in Absicht auf das Borckenreissen geschehen muß, an seiner Güte wenig leidet, ob es gleich noch ein oder zwey Jahre in der Witterung lieget; welches dieses dauerhafte Holz vor allen andern voraus hat. Das Fichten- oder Rothtannenholz hält sich nächst diesem noch ziemlich; wiewohl man es zu Flößholz nicht gern auf das künftige Frühjahr liegen lässet; es wird schwammigt, leicht, ziehet sich aber in wenigen Tagen wieder voll Wasser; lodert, wenn es wieder trocken worden, wie Reisig oder Hecke bald weg; bey dem Verkohlen giebt es eine leichte Kohle von geringer Wirkung; vor dem Gebläse machet sie eine schnelle Hitze, wird aber gar geschwinde verzehret.

Man siehet aus diesem allen, was das Borckenreissen für Schaden thun könne, wenn es nicht mit dieser Vorsicht geschiehet. Gebäude, Maschinen und alle Arten von Geräthe werden dadurch von schlechter Dauer und Nutzen; dabey bleibt es nicht, oft leidet selbst der folgende Anwachs des Laubholzes sehr darunter; denn wie der folgende Anwachs des Holzes sehr befördert wird, wenn man es zu rechter Zeit hauet; so leidet derselbe dagegen stark, wenn ein Holz in der Saftzeit gehauen wird; es verbluten sich die Stämme, indem der Saft verschiedene Tage lang Tropfenweise heraus läuft. Solche Stämme treiben nach wenig Tagen beträgliche Wasserloden, die im Anfange des Sommers, zumal wenn er warm und feucht ist, oft anderthalb bis drey Ellen hoch in die Höhe schiessen, aber sich nach Ablauf etlicher Jahre wieder verlieren.

Ringamsel, s. Amsel.

Ringeltaube, s. Taube.

Rinnen, heissen bey den Weydleuten und Vogelstellern eine Art leichter Garne, damit die Raubvögel gefangen werden. Sie sind ungefähr 5 bis 6 Maschen lang, und 17 bis 18 hoch, von ganz subtilem und vestem Zwirn, über einen Hasengarnstock gestricket; um und um, an statt des Saumgarns, so sonst in die andere Garne gehöret, eingebörtelt, und mit einer Erdfarbe gefärbet, damit es der Raubvogel von ferne nicht sehen kann. Dieser Netze werden unterschiedliche auf vier hohe Schwinggerten, dergleichen sonst zu den Fischangeln gebraucht werden, gar leise in eine unter sich geschnittene Kerbe, daß man kaum das Holz an der Schale zerschneide, aufgehängt. In dem mittlern Platze dieser Rinnen wird eine Taube oder weisses Huhn angepflöckt. So bald nun der Raubvogel darauf stossen will, verwirret er sich entweder inner- oder ausserhalb der Netze dermaßen, daß es grosse Mühe giebt, solchen hernach daraus zu nehmen. Dieses Garn wird recht ins Gevierte gestellt. Es pflegen sich aber meistentheils nur junge und gar selten alte Vögel darinnen zu fangen. s. Habichtsrinnen, Habichtsfang.

Rister, s. Rüster.

Rittelgeyer, s. Geyer.

Ritter, nennen die Jäger eine Art von Windhunden. s. Windhund.

Ritterlich, ritterliche Thiere, heissen die wilde Sauen, gleichwie man den Hirsch edel nennet.

Riviere, s. Fluß.

Robur, wird die Wintereiche genannt, s. Eiche.

Roccolo, s. Pantera, Schießheerd.

Roden, s. Rhoden.

Rögner, Rogner, lat. Pisces ovipari, franz. *Poissons oeuvés*, heissen die Fische weiblichen Geschlechts, so den Rogen tragen, und in der Laichzeit nicht so gut, wie die Milcher, d. i. die

die männlichen Geschlechts sind. s. a. Fisch, Rogen.

Röhre, wird von den Jägern ein Fuchs-, Dachs- und Hamsterloch genennet, d. i. der Gang zum wirklichen Bau selbst. s. Dachs, Fuchs, Hamster.

Röhreigeyer, s. Geyer.

Röhrlein, s. Rothfohre.

Röhrling, s. Rothfohre, Rothschwänzlein.

Rofelcke, s. Aalraupe.

Rogen, lat. Semen, ova Piscium, franz. *Oeufs des Poissons*, heissen bey denen Fischen die Eyer, so die Weiblein in grosser Menge im Leibe tragen, daher dieselben auch Rögner oder Rogner genannt werden. Es ist aber gleichwohl auch der Rogen nach der Gattung der Fische an Farbe und Grösse unterschieden. Wenn der Rogen ausgelassen ist; so wird er Laich genennet, und alsdenn schlieffen die kleinen Fische daraus. Etlicher Rogen wird vor eine Schleckerey gehalten, etlicher aber als ungesund verworfen, z. Ex. der Rogen von Barmen, welcher sowohl Brechen verursachet, als auch unter sich purgieret. Von einigen Fischen, z. Ex. von den Stören wird er eingesalzen und *Caviar* genennet. Wenn man Rogen backen will, reibt man ihn klein, thut Waitzenmehl, Ingber, Pfeffer und kleine Rosinen darunter, formiret kleine Fischgen daraus, und bäckt sie im Schmalz. Hierüber kommt eine Brühe von Pfefferkuchen, Zucker, Zimmet, Ingber, Muscatenblüthe, ein wenig Safran und Wein.

Rogner, s. Rögner.

Rohr, s. Büchse.

Rohrdommel, Moosreiger, Mooskuhe, Wasserochse, lat. Buteo, Bos-Taurus, franz. *Butor*, *Galerant*, ein Wasservogel, welcher an Grösse und Gestalt dem Fischreiger sehr gleich, auch, wie dieser, einen langen Schnabel, aber gelbe mit Braun vermischte Federn, auf dem Kopfe eine Blatte von nur gedachter letzter Farbe, oder, wie andere wollen, eine Crone, und blaue Füsse hat. Er wird insgemein vor eine Art Reiger gehalten, und daher im Lateinischen Ardea stellaris genennet, weil seine braunen Federn wie Sternlein in die gelben eingesprengt scheinen. Sein Aufenthalt ist im Rohr der Teiche oder Sümpfe, woselbst er sich von Fischen und Fröschen, oder auch von andern im Wasser befindlichem lebendigen geschmeisse nähret. An diesem Vogel ist sein ungemein starker, grober und düsterer Schrey oder Laut zu bewundern, welcher fast wie das Brüllen eines Ochsen anzuhören, über dieses aber auch so stark ist, daß er, zumal bey stillem Wetter, auf eine Stunde weit gehöret werden kann; und wenn solches geschiehet, soll er, der gemeinen Sage nach, den Schnabel in den Schlamm stecken, wovon eben sein sonst so starker Laut ganz düster und gedämpft klinge; wiewohl dieses letztere, da sich noch niemand gefunden, der es sich selbst mit Augen von ihm gesehen zu haben, rühmen können, nicht unbillig, noch von gar vielen in Zweifel gezogen wird. Indessen verführet er sol-

ches Geschrey gar öfters des Abends und des Nachts, gemeiniglich aber zu der Zeit, wenn sich das Wetter verändern will.

Man nennet ihn einen träsgen Vogel, in Ansehung seines fast beständigen Bleibens an einem Orte, bis zum Wegzuge. Flieget er aber, so geschiehet solches mit einem rückwärts gebogenen und eingezogegen Halse, wie ein Reiger; da er hingegen im Schlafen den Schnabel gerade gegen den Himmel in die Höhe richtet. In drey bis vier Jungen bestehet seine jährliche Vermehrung, und deren Ausbrütung geschiehet auf trockenen Früschen oder Werdern, in Seeen und Teichen, oder andern sumpfigten Orten. Zur Herbstzeit ziehet alt und jung ganz zeitig von uns fort, und im Frühling, so bald nur die Sümpfe und Teiche aufthauen, kommt ihres gleichen wieder zurücke. Sie werden gemeiniglich durch das Schiessen in der Menschen Hände erlangt, sind aber, dafern sie nicht recht getroffen worden, daß sie gleich todt bleiben, so boßhaft, daß sie den Schützen anfallen, und dieser sich ihrer zu bemächtigen, genug zu thun hat. Den Ort ihres Daseyns verrathen sie bey Veränderung des Wetters, besonders vor einem Gewitter, da ihr häßliches Schreyen ungefehr wie Hu, Hu ꝛc. lautet. Sie sind im übrigen aber nicht eßbar.

Rohrenten, eine gewiesse Art Enten, die deswegen so genennet werden, weil sie nur auf Teichen, wo Rohr ist, sich finden lassen, im Rohre wohnen, und im Rohr stecken. Sie sind auch ganz klein. s. Ente.

Rohrhünlein, ein Nahme, der mancherley Arten von Wasserhünern beygeleget wird, worunter bey uns die schwarzen Bläßlein, Bläßlinge oder Horbeln, und die braunsprenglichten Taucher die gemeinsten und bekanntesten sind. s. Bläßente, Taucher.

Rohrsperling, Moosemmerling, lat. Passer arundinarius, aquaticus, franz. *Moineau*, ist ein kleiner Vogel, welcher sich den ganzen Sommer über in dem Moos, wo Rohr und Schilf wächset, und sumpfichte Wiesen sind, aufhält, und denen Leuten wenig zu Gesichte kommt, ausser, wenn er im Herbste, ob zwar nur einzeln, auf die Finkenheerde einfället; wie er denn, wenn man einen seines gleichen hat, auf das Locken viel begieriger folget, als ein anderer Emmerling, dem er zwar am Schreyen nicht sehr ungleich, am Schnabel und Geberden aber sehr ähnlich, und an der Farbe weit von ihm unterschieden ist. Denn er ist oben am Rücken und Kopfe ganz braunlicht, fast wie ein Hänfling, ist doch etwas mehr, als dieser, mit schwärzlichten Federn besprenget. Am untern Leibe ist er weißgraulicht, hat aber an der Kehle und am halben Theile der Brust einen grossen schwarzen Flecken, eben wie die Männlein der Haussperlinge. Wenn er auf einem Baume sitzet, und singet; so schwinget er den Schwanz, wie ein gelber Emmerling, und geberdet sich auch diesem gleich. Wenn er aber auf der Erden ist;

so

so scheinet er mehr zu gehen und zu laufen, als zu hüpfen.

Das Weiblein des Rohrsperlings oder Moosemmerlings ist weder am Rücken so braun, als das Männlein, noch hat es an der Brust so viel Schwarzes, als dasselbe. Dieser Vogel hat nach seiner Grösse eine ungemein starke Stimme, und reget sich damit bis in die Nacht. Er hecket zur Sommerszeit in dem Röhricht, bringet 4 bis 5 Junge aus, ziehet aber zur Herbstzeit unvermerkt hinweg. Seine Nahrung ist Hanf und allerhand Körner; denn er ist sehr dauerhaft, und wird überaus zahm, wenn man ihn in einer Stube fliegen lässet.

Rohrvogel, s. **Ruhrvogel.**

Roitelet, s. **Zaunkönig.**

Rollen, Rollzeit, was dieß bey den Dachsen, Füchsen und Wölfen in der Jägersprache heisse, davon siehe die Nahmen dieser Thiere.

Rolltuch, s. **Laufftuch.**

Rollzeit, s. **Rollen.**

Roncea, franz. *Ronce*, s. **Brombeerstrauch.**

Rosa canina, silvestris, s. **Dornrose.**

Rose, s. **Dornrose.**

Rose de Chien, s. **Dornrose.**

Rose, s. **Rosenstock.**

Rosenstock, heißt in der Jägersprache bey dem Hirsch der Ort auf dem Kopf, wo eben das Gehörne darauf stehet. Die Rose aber heißt der krause Ring am Untertheil jeder Stange. Wenn die Rosen dichte auf dem Rosenstock wachsen, die Rosen und Stangen aber stark und kraus sind; so zeiget es des Hirsches hohes Alter an.

Rosenweiden, s. **Weide.**

Roßgeyer, s. **Geyer.**

Rosier, s. **Rothfeder.**

Rosier sauvage, s. **Dornrose.**

Rossignol, s. **Nachtigall.**

Rost, lat. Rubigo, franz. *Rouille, Enrovilleure*, ist eine angehende Verderbniß der Metalle, sonderlich des Eisens und Kupfers, welche dasselbe nach und nach zerfrißt, und eine äusserliche Feuchtigkeit zur Ursache hat. Eisen, sonderlich Gewehr vor dem Rost zu bewahren, wird es zwar gemeiniglich mit Baumöl eingeschmieret; weil aber dieses noch etwas wässeriges an sich hat, und die verlangte Wirkung nicht allezeit thut; so kann es verbessert werden, wenn man zerlassenes Bley etliche mal darinnen abkühlet, hernach ein Stücke Bley darinnen liegen läßt, und es also braucht. Oder man nehme Baumöl, reibe es in einem bleyernen Mörsel, bis es warm werde, thue dazu Bleyweiß, und reibe es so lange, bis es davon schwarz werde, mache es mit Klauen- oder Hünerfett zu einer Salbe, und schmiere das Gewehr damit. Mit ungesalzenem Specke von einem Mutterschwein das Eisen alle Monate eingeschmieret, bewahret solches für allem Rost. Oder man reibet Bleyglätte in

klarem Baumöl auf einem Steine zum zarteſten, thut ſelbige in eine dünne und durchſcheinende lindenhölzerne Büchſe, hängt ſie an die Sonne, oder ſonſt an die Wärme, ſo lange bis ein reines und ſüſſes Oel durchdringet, welches man in ein untergeſetztes Gefäſſe auffangen, und damit alle Stahl- und Eiſenarbeit vor dem Roſte bewahren kann. Die gezogenen Röhre können, wenn ſie in langer Zeit nicht gebrauchet werden ſollen, mit reinem, ſonderlich Hammelinſelt vollgegoſſen werden.

Roſtrum, ſ. Schnabel.

Rothauge, ſ. Plötze.

Rothbrüſtlein, ſ. Rothſchwänzlein.

Rothbuche, ſ. Buche.

Rothdroſſel, ſ. Droſſel.

Rotheiche, ſ. Eiche.

Rother Falcke, ſ. Falcke.

Rothfaul, heißt bey dem Holze, wenn es in den Jahren um den Kern herum rothſtreifig wird oder verſtockt. Wenn die Eichen, Kiefern, Fichten, oder andere Bäume zum völligen Alter gelanget ſind, und ihnen durch Abſterbung oder Beſchädigung einiger Wurzeln die Nahrung nicht ſo häufig mehr zugehet, oder wenn in den Rinden Oeffnungen werden, daß der Regen und die Näſſe hineinſchläget, oder aber wenn durch die Winde ſich die Schaale vom Stamme ablöſet; ſo wird es um den Kern rothſtreifig. Der kernige Jahreswuchs bleibt Anfangs wohl in ſeiner Kraft, er wird aber nach und nach auch rothfaul. Dergleichen Holz dienet zu nichts, als zum Verbrennen. Wenn man nun von einem Baume merkt, daß er rothfaul wird, ſo muß man ihn fällen; denn wenn ſie länger ſtehen, werden ſie gar faul und vermodern.

Rothfeder, ein Nahme, womit eine zweyfache Art Fiſche benennet wird.

1) Die erſte heißt lat. Phoxinus ſquamoſus, franz. *Roſiere*, *Roſe*, iſt ein kleiner Fiſch, der ſich in ſüſſen Waſſern aufzuhalten pfleget, eines halben Schuhes lang, und mit gelben und blauen Schuppen bedecket iſt. Sein Schwanz iſt Roſenroth; daher auch der franzöſiſche Nahme *Roſiere*, *Roſe* entſtanden. Sein Kopf iſt dicke, und die Augen ſind groß. Das Fleiſch iſt gut zu eſſen, ſchmeckt aber etwas bitter, und hat die Kraft zu eröfnen. ſ. a. Plötze.

2) Die andere heißt lat. Erythrinus, Rubellio, franz. *Rouget*, iſt ein Seefiſch, etwan einer Hand lang und dicke, auswendig roth, inwendig weiß, ſein Kopf iſt dicke, das Maul kurz und ſpitzig, der Rachen klein, die Zähne nicht gar zu groß, wohl aber die Augen. Auf dem Rücken iſt er mit vielen Stacheln bewafnet. Im Winter begiebt er ſich in die offenbahre See, hingegen im Sommer hält er ſich an das Ufer. Er iſt ſehr gefräßig, und frißt die kleinen Fiſche. Bey den Fiſchereyen iſt er ganz wohl bekannt. Sein Fleiſch iſt zart und niedlich, von gutem Saft, auch leichtlich zu verdauen. Er führet

ret viel Oel und flüchtiges Salz bey sich, dienet, den Durchfall zu stillen, die verlohrnen Kräfte wieder zu ersetzen, und guten Saamen zu bereiten, wenn er gegessen wird.

Rothfinke, s. Gimpel.

Rothfohre, lat. Rubellio, franz. *Rouget*, ist ein den Forellen verwandter Fisch, von welchem man aber zweyerley Gattungen hat. Die grosse Rothfohre hat einen ziemlich langen Kopf, und ein weisses Maul, zweyfache Luftlöcher vor den Augen, wie die Salmen, die Kinnbacken vollet spitzigen Zähne, auch eine Reihe Zähne an dem Rachen, und sieben Zähne auf der Zunge, vierfache Fischohren, grosse und schwarze Augäpfel mit einem silberfarbenen Ringe darum, und grosse silberfarbene Ohrendeckel, an welchen unterher gar ein wenig Goldfarbenes gespüret wird, ist sonst den Forellen gleich, nur daß sie einen etwas bräunen Bauch, der ganz weiß ist, auf dem Rücken aber ziemlich breite, blau mit Roth und Grün vermengte Floßfedern, und gar zarte, kleine und subtile Schuppen hat. Sie hat ein niedliches Fleisch, und wird häufig im Luzerner- und Genfersee gefangen. Die kleine Rothfohre, so auch Röthelein oder Röthling genennet wird, hat einen röthlichten Rücken und Schwanz, einen ganz weissen Bauch, und im Maule scharfe Zähne. Sie werden in der Schweitz in verschiedenen Seen; die edelsten und köstlichsten aber in dem Zugersee mit Legangeln, daran Regenwürmer gesteckt sind, gefangen.

Rothfuchs, s. Fuchs.

Rothhälse, s. Ente.

Rothhirsche, s. Hirsch.

Rothkehle, Rothkehligen, lat. Rubecula, franz. *Gorge Rouge*, ein kleiner Vogel, welcher am Kopfe, Rücken und Schwanze etwas bräunlicher, als Aschenfarbe, unten am Leibe von der Kehle an, bis fast die ganze Brust hinab, roth (als wovon es auch den Nahmen hat), jedoch nicht hochroth, sondern wie ein rothes Band aussiehet, das die Sonne ausgezogen hat. Es neiget sich solches Rothe in etwas auf die gelbe Farbe, und ist nicht einmal so roth, als ein Gimpel, dessen rothe Farbe doch auch dem Rothen nicht gleichet, welches ein Stieglitz am Kopfe hat. Denn schöner Roth, als der Kopf des Stiglitzes, und die Backen des Fasanenhahnens sind, wird man in Deutschland wohl an keinem Vogel finden. Weiter unten am Bauche, wo das Rothe aufhöret, ist es weiß. Der Schnabel ist weiß, und die Füsse sind es gleichfalls. Das Männlein und Weiblein sind von einander nicht wohl zu unterscheiden. Es geben sich aber doch die Männlein bald mit ihrem Gesange zu erkennen. Die Grösse des Rothkehligens ist ungefehr, wie eine Blaumeise, ob der Vogel gleich ganz anders gestaltet ist; denn das Rothkehligen ist sehr hochbeinigt; an der Brust aber ist es breit, und sein Schnäbelein ist sehr dünne. Im May, und zwar zu Ende dieses Monats, ist das Rothkehligen in allen Hecken zu finden, und alsdenn mit Mehlwürmern, vers

mittelst eines Meisenschlags, gar leicht zu fangen. Gegen das Ende des Aprils aber begiebt es sich schon tief in die Wälger hinein zur Brut, allwo es anderst nicht, als bey seinen Jungen, deren es meistens viere hat, zu fangen ist. So bald aber diese abfliegen, sind sie ebenfalls vermittelst eines Meisenschlags, sonderlich, wenn sie zuweilen in kleinen Hölzern oder Wäldlein brüten, leicht zu haben. Nach Jacobi, wenn man ein Rothkehligen, es sey ein junges oder ein altes, zu haben verlanget, ist es am besten, man nehme den Fang mit der Eule vor, davon bey dem Häher gedacht worden, und sind bey selbigem Fange die Rothkehligen allezeit die letzten, die da kommen, denn sie fliegen erst herzu, wenn es ganz dunkel wird, auch weil sie aus Zorn über die Eule ganz niedrig um die Hütte herum schiessen, ist nöthig, daß man ihnen die Leimspindeln ganz neben der Hütte auf kleine Stengel stecke; so wird man deren genug fangen.

Ungefehr um Michaelis schreiten die Rothkehligen zu ihrem Herbststriche, und sind zu solcher Zeit wiederum an allen Orten zu bekommen, und zwar am meisten in denen Geschneiden und Sprenkeln, als worinne es sich, als ein dünnes Vögelein sehr leicht fänget; bald darauf aber wird es sehr selten, und den ganzen Winter siehet man deren wenig, nächst denen Bächen und in den Gebüschen. Seine Nahrung bestehet in Fliegen, Bienen, und allerley kleinem Ungeziefer, auch Hollunder und

und andern dergleichen Beeren. Mann schließt es nicht gerne in Vogelbauer ein, weil es nicht gar lange, ja kaum etliche Tage, darinnen zu leben pfleget; sondern man läßt es lieber frey in der Stube herum fliegen und hüpfen, wo es sich mit Fliegenfangen, Brodtbrosamlein, gedruckten Hanf und dergleichen ernähret. Es singet aber nicht so gut, als eine Nachtigall; jedoch ist sein Gesang an sich selbst nicht unangenehm, und, wenn man es neben einer Nachtigall im Gemach hat, lernet es derselben viel nachmachen, und pfleget sich dadurch ihr Gesang um ein merkliches zu verbessern.

Rothschlegel, s. Gimpel.

Rothschwänzlein, Rothschwanz, Rothbrüstlein, Röthling, lat. Rubecula, Phœnicurus, Erithacus, franz. *Cul rouge*, ein kleiner Vogel, welcher von der rothen Farbe seines Schwanzes seinen Nahmen hat, und an Grösse dem Rothkehligen gleich kommt, ausser daß es ein wenig länger seyn möchte. Insgemein zehlet man deren zweyerley, den Gartenröthling, oder das Gartenrothschwänzlein, und den Stadtröthling, oder das Stadtrothschwänzlein.

Jenes, welches in hohlen Bäumen brütet, ist auf dem Kopfe weiß, die übrige Farbe, sowohl an dem Rücken, als an den Flügeln, ist lichtbraun, fast wie bey einer Nachtigall, so doch etwas mehr auf blaulicht sich zuneiget. Die Kehle ist schwarz, und die Brust roth, aber mehr gelbroth, als die

Brust

Brust des Rothkehligens; und wie dieses nur oben an der Brust roth ist, so gehet hingegen die Röthe des Rothschwänzleins zu beyden Seiten etwas weiter hinunter; unten, wo der Schwanz anfängt, ist es ein wenig dunkelweiß; der Schwanz selbst ist, wie schon gemeldet worden, roth, und zwar ziegelroth, und das Schnäbelein schwarz. Die Siecke, oder das Weiblein ist vor dem Männlein gar leicht zu erkennen, weil es von allen seinen Farben nicht eine einige, als allein den ziegelrothen Schwanz hat; im übrigen ist es am Ober- und Unterleibe lichtgrau, und fast Aschenfarbig.

Die andere Gattung, oder das Stadtrothschwänzlein betreffend, so ist selbiges etwas gröſſers, und nicht nur an dem ganzen Kopfe schwarz, sondern solche Schwärze gehet auch an der Brust (doch nicht so weit, als die Röthe des andern), und an dem Rücken ziemlich weit hinunter. Die übrige Farbe sowohl am Rücken, als am Bauche, ist sehr dunkelgrau, und hat gar nichts so helles, als das andere; der Schwanz aber ist roth, und das Schnäblein von gleicher Gestalt. Das Weiblein ist sogar an der Farbe dem Gartenrothschwänzleinsweiblein gleich, daß schwer zu unterscheiden, zu welcher Art es gehöre; es sey denn, daß man von beyden eines in der Hand habe, und sie gegeneinander halte, so siehet man wohl, daß dieses schwärzlichter ist.

Das Stadtrothschwänzlein nistet in Städten und groſſen Schlöſſern, oder in Häusern, und setzet sein Nest auf eine Thüre oder auf einen Balken hin, allwo es, ob selbiges gleich nirgends angeheftet ist, dennoch vest stehen bleibet. Das weißköpfigte oder Gartenrothschwänzlein hingegen brütet zwar nicht anderst, als auf hohen Bäumen, hat aber nur darum der hohen Bäume nöthig, weil auf jungen Bäumen kein Loch zu finden ist. Wenn es aber ein Loch findet, so gilt es ihm gleich viel, ob selbiges weit oben am Baum, oder weit unten ist; und wenn groſſe Bäume nahe an Mauren stehen, so machet selbiges auch sein Nest in die Mauerlöcher, oder unter die Dächer. Sie bringen mehrentheils vier bis fünf Junge aus. Das in Städten wohnende nähret sich mehr mit Fliegen und Mücken, als mit Würmern, und nimmt, was es frisset, sowohl als das andere, so auf den Bäumen Würme suchet, mit Verschlucken zu sich. Es läßt sich selten auf der Erde antreffen, sondern suchet seine Speise, wenn es nicht denen Jungen zu Gefallen ebenfalls Würme von den Bäumen holet, nur auf denen Dächern, allwo es auch vermuthlich von denen moosichten Ziegeln etwas geniesset. Das Gartenrothschwänzlein aber suchet seine Nahrung gar öfters bey dem Aufenthalte der Nachtigallen.

Von beyden bleibet keines das ganze Jahr durch bey uns. Das schwarzbrüstige oder das Stadtrothschwänzlein aber läßt sich schon mitten im Märzen auf den Dächern hören, und

gehet um Michaelis hinweg; das Gartenrothschwänzlein kommt erst mitten im April, wenig Tage vor der Nachtigall, und dieses übertrift an Lieblichkeit des Gesanges das erstere sehr weit, verläßt uns aber zugleich mit der Nachtigall. Beyde können anders nicht, als mit Meelwürmern vermittelst der Leimspindeln oder Meisenschlägen, gefangen werden, die man vor das erste auf denen Dächern, vor das andere aber auf den Bäumen aufrichtet; wiewohl diese Vögel, wie lieblich sie auch singen, deswegen nicht groß zu achten sind, weil die Nachtigall sie am Gesange weit übertrift, und doch kaum so zärtlich, als wie diese, gehalten seyn will.

Rothschwanz, s. Rothschwänzlein.

Rothseitig, ist ein bey dem Forstwesen gebräuchliches Wort, und bedeutet, wenn Kiefern und Tannen, am meisten aber Fichten, an den Seiten krumm heraus, und nach und nach wieder in die Höhe hinauf wachsen, woselbst sie denn einen rothen, und brüchigen Strich Holz bekommen. Ein solcher Baum taugt weder zu Brettern, noch zu einem Baustamm, sondern zu nichts, als zum Feuer.

Rothspecht, s. Specht.

Rothtanne, lat. Picea Arbor, franz. *Pinasse*. Diesen Namen giebt man an einigen Orten der Fichte, an theils Orten aber wird sie auch nur die Tanne genennet, doch eigentlich nur, wo die andern und insbesondere sogenannte Tannen nicht befindlich sind. Wo aber die dreyerley Sorten: Kiefern, Fichten und Tannen beyeinander stehen, und untereinander wachsen, da hat sie den Namen Fichte.

Rothvogel, s. Nachtigall.

Rothwildpret, wird dem schwarzen entgegengesetzt, und darunter insonderheit der Hirsch verstanden. s. Hirsch, Wildpret.

Rotte, nennet man, wenn etliche Wölfe beyeinander sind.

Rothkolbe, s. Raulhäuptlein.

Rouget, s. Rothfeder, Rothfohre.

Rouille, s. Rost.

Rubecula, s. Rothkehle, Rothschwänzlein.

Rubellio, s. Rothfeder, Rothfohre.

Rubetæ, s. Frosch.

Rubetra, s. Brachvogel.

Rubetum, s. Brombeerstrauch.

Rubicilla, s. Gimpel.

Rubigo, s. Frost.

Rubus, s. Rost.

Rubus, s. Brombeerstrauch.

Rubus Idæus, Idæus spinosus, vulgaris &c. s. Himbeerstrauch.

Rucke, s. Rücke.

Rucken, s. Rücken.

Ruckleinen, s. Rückleinen.

Rudel, franz. *Harde*, *Hardelle*, ist ein Wort, welches bey dem Wild, insonderheit bey Hirschen und wilden Säuen, eben so viel bedeutet, als das Wort Heerde bey dem zahmen Vieh. So sagt ein Jäger: ich habe eine Rudel

del Sauen gesehen, anstatt, daß ein anderer sagen würde: ich habe viel, oder eine Heerde Sauen beysammen gesehen.

Ruf, Ruff, heißt bey dem Auerhahne, wenn er falzet. Man hat zur Zeit noch nicht gefunden, wie dieser Ruf nachgemacht werden könnte. Bey dem Rebhune heißt es auch rufen, nicht schreyen. Auch ruft der Guckguck. Fürstenruf heißt bey der Parforcejagd, wenn die Hunde den Hirsch eingeholet, und sodenn geblasen wird, daß der Fürst herzu komme, und den Hirsch fange. Vom Contraruffe oder Wachtelruffe, ist unter diesen Benennungen am gehörigen Orte nachzusehen. Sonst haben auch die Vogelsteller noch mancherley Erfindungen von Pfeifen, womit sie allerhand Vögel ihren Gesang und Geschrey nachzuahmen wissen, und welche sie ebenfalls einen Ruff, franz. *Pipée* nennen, vermittelst dessen sie nach Gelegenheit diese oder jene Art von Vögeln herbey locken, um sie entweder in denen aufgestellten Garnen oder mit denen hin und wieder ausgesteckten Leimspindeln und Ruthen zu fangen. s. a. **Leimstange, Feldbaum, Klettenstange, Lockpfeife, Gelock, Lockvogel.**

Ruffen, was es bey der Falknerey heisse, s. **Falke.**

Ruheböcke, deren Beschaffenheit und Gebrauch bey dem Vogelfang s. **Leimbank.**

Ruhr, s. **Ruhrvogel.**

Ruhren, s. **Ruhrvogel.**

Ruhrlerchen, s. **Ruhrvogel.**

Ruhrmeisen, s. **Meisenfang.**

Ruhrruthen, s. **Meisenfang.**

Ruhrvogel, Rohrvogel, heißt bey den Vogelstellern ein Vogel, welcher auf dem Heerde an ein langes hierzu bereitetes Hölzlein dergestalt angefillet oder angebunden wird, daß solches Hölzlein durch einen langen; in die Vogelhütte reichenden Faden von dem Vogelsteller gezogen, und der Ruhrvogel, auf- und nieder zu fliegen, bewogen werden kann. Merket man, daß fremde Vögel angeflogen kommen; so ziehet man den Faden an, worauf denn sogleich auch der Ruhrvogel etwas in die Höhe flieget. Wenn nun dieses die in der Luft befindlichen Vögel sehen; so bequemen sie sich bald zum Abfluge, und eilen auf die hierzu bereiteten Anfälle. Hieselbst kommen ihnen sogleich die Vorläufer in das Gesichte; weswegen sie sich zu ihnen machen, und bald hierauf in den Heerd fallen. Es wird aber vorbesagter Vogelzug eine **Ruhr** genennet, weil der Vogel mit dem Faden gerühret, und zum Flug ermahnet wird. Solches **Ruhren** oder **Rühren** geschiehet, wenn grosse Vögel verspüret werden, mit denen grossen; so aber kleine in der Nähe sind, mit denen keinen Ruhrvögeln. Es ist auch kein Heerd leichtlich anzutreffen, zumalen zur Herbstzeit, auf welchen man dergleichen nicht finden sollte.

Die Ruhrvögel zu blenden, wie solches einige in Gewohnheit haben, ist eine ganz unnöthige Sache. Denn ein Wildfang, er sey so scheu, als er immer seyn kann, wenn er zwey oder drey Tage bey denen Vor-

Vorläufern ſiehet, bequemet ſich, und fraget wenig darnach, ob er angebunden iſt, oder nicht, und läſſet das Flattern gar bald. Ueberdas kann er, wenn er blind iſt, gar leicht Hungers ſterben, indem er das Gefräße auf dem Heerde unmöglich finden kann, wie etwan im Bauer oder Vogelhäuslein, da er wegen ſeines gewiſſen Hin- und Herſprungs das Freß- und Saufgeſchirre ſchon gewohnet iſt, welchen Sprung er aber auf dem freyen Heerde nicht alſo haben kann. ſ. a. Läufer, Lockvogel. Die Ruhrlerchen werden nur an das linke Bein angeſchleifet, und macht man, ſelbige anzuſtellen, nicht viel Weſens; doch muß man zuſehen, daß man bey Ziehung der Ruhrlerchen nicht gar zu ſchnell ſey, auch ſelbige nicht allzuhart niederfallen laſſe; widrigenfalls würde eine ſolche Ruhrlerche ihren Dienſt wohl ſchwerlich über einen halben Tag verrichten können, ſ. Lerchenſtreichen. Von denen Ruhrmeiſen ſiehe im Art. Meiſenfang; und von denen Ruhrtauben bey dem Worte: wilde Tauben.

Rücke, ſ. Rehe, Krähe.

Rücke, heiſſen auch gewieſſe Stangen, ſ. Holzſchlag. A) 1).

Rücken, heiſſen bisweilen die Afterklauen, ſo am hintern Lauf eines Hirſches oder Rehes ſind. So ſagt man z. Ex. hier oder da hat ein Hirſch oder Rehe mit ſeinem Rücken angereicht. ſ. Afterklauen.

Rücken, rucken, gen Feld oder Holze rücken oder fahren, was es bey den Haaſen bedeute, ſ. Haſe, Fahren.

Rückheerd, ſ. Vogelheerd.

Rückleinen, Rückleinen, ihre Beſchaffenheit bey dem Lerchenfang. ſ. Lerchenſtreichen.

Rüde, ſ. Saurüde.

Rüdehorn, ſ. Rüdehorn, Hifthorn.

Rüdenknecht, heißt bey der Jägerey derjenige Knecht, ſo auf die Saurüden und Jaghunde beſtellet iſt. ſ. a. Aufſeher.

Rühren, ſ. Ruhrvogel.

Ruiſſeau, ſ. Bach.

Rüſſel, ſ. Elephant.

Rüſtbaum, ſ. Rüſter.

Rüſter, Rüſtbaum, Rüßbaum, Riſter, lat. Vlmus, franz. *Orme*, *Charme*, iſt ein hochſtämmiger Baum, von der Gattung des Laubholzes, ſo zwar Saamen, aber keine Früchte träget. Man findet deſſen zweyerley Gattungen. Die eine, welche auf Bergen und Höhen wächßt, wird hoch und ſtark, und hat ein Laub, welches dem Rindvieh ſehr angenehm iſt. Die andere, welche an der Ebene an feuchten und etwas moraſtigen Orten gerne wächſet, wird zwar auch ſehr hoch und ſtark, ſie iſt aber bey weitem nicht ſo dauerhaftig, als jene, ſondern wird eher wandelbar, und vor der Zeit alt und brüchig. Die Blätter der Rüſter oder des Rüſtbaums ſind ſehr rauh und ſcharf, länglicht und, mit einer ſchmalen Spitze, am Rande herum ſchön zerkerbt, und mit har-

ten

ten Aederlein durchzogen. Auf diesen Blättern setzen sich im May und Junig grüne Bläslein oder Knöpflein, welche mit einer Feuchtigkeit erfüllet sind, daraus endlich eine Art von Fliegen oder Mücken erwächset, so ein Loch in solches Knöpflein machet, und davon flieget. Das Laub schlägt im Frühling bey Zeiten aus. Die Blüte, welche aus vielen dunkelrothen Fäserlein bestehet, kömmt aus den äussersten Theilen seiner Zweige herfür; darauf folgen platte, und länglichte Schötlein oder Täschlein, in welchen ein kleiner weisser und süsser Saame enthalten ist. Er hat die Grösse und Gestalt des grossen Gartenmeldensaamens, und wer ihn zum säen haben will, muß ihn bey Zeiten im Herbste sammeln, so bald man spüret, daß er reif ist, weil er sonst bald verflieget. Sein Holz ziehet sich von gelb auf röthlicht, ist ungemein veste, und wird dahero zu Achsen, Wagen, Deichseln, Unterletterbäumen, Naben und Felgen von den Wagnern, zu Egeschienen, und anderer Schirrarbeit bey dem Feldbau, zu Schaufeln in die Mühlwasserräder, zu Strucklavesten und andern Dingen, so ein vestes Holz bedürfen, sehr nützlich gebraucht. Die Rinde ist dicke, rauh und aufgerissen. Der Weinstock wächst sonderlich gerne bey diesem Baume.

Viele halten zwar die Rüster, den Fliegenbaum und die Ilme oder Ulme für einerley; es ist aber gleichwohl ein Unterschied an ihrem Laube und Holze zu spüren. Denn der Fliegenbaum hat breiter und tiefer gekerbte Blätter, als die Ilme und Rüster; diese, die Rüster aber, hat ein röthers, und die Ilme ein weisseres Holz; dahero sie auch von etlichen die rothe und weisse Rüster genennet werden. s. a. Fliegenbaum und Leimbaum. Die Rüster wird sowohl durch die Ausläufer als durch den Saamen fortgepflanzet. Sie giebt auch ein gutes Unter- oder Schlagholz. Im Garten dienet die Rüster, Spatziergänge, Laubhütten, Portal und Pyramiden anzulegen, indem sie sich gut unter der Scheere halten läßt. Die Rüsterblätter sollen, wenn sie noch zart und weich sind, auch denen Seidenwürmern eben sowohl, als die weissen Maulbeerblätter, zur Nahrung dienen, und der Saame ist den Hünern eine angenehme Speise, davon sie sehr fett werden. In der Medicin dienen die Blätter und mittlere Rinde von der Rüster, frische Wunden zu heften und zu heilen. Die Blätter gepulvert, und in weissen Wein eingenommen, sind ein unfehlbares Mittel wider die Steinschmerzen; in Essig gesotten, und damit gewaschen, heilen sie den fließenden Grind und die Raude. Der Saft, so aus den grünen Bläslein der Blätter gedruckt wird, stärket das Gesichte; dienet zu frischen Wunden, absonderlich der Augen und Gedärme, und macht eine reine Haut, vornemlich, wenn er mit ein wenig Salz in einem Gläslein fünf und zwanzig Tage lang in die Erde vergraben wird, da er sich läutert und abkläret. Ein gewisser Autor will unter dem Worte Rüsternholz den Spindel-

delbaum, verſtanden haben, der doch pur im Buſche, und zu keinem hochſtämmigen Baume erwächſet, ſonſt aber auch Aniss Zweck, oder Hahnebütleinsbuſch oder Holz, und von den Franzoſen *Bonnet à Pretre*, *Fuſain*, *Fuſin*, genennet wird, und mit unſern obbeſchriebenen Rüſtern nicht die geringſte Gleichheit hat.

Rüſterbaum, ſ. **Rüſter.**

Rüſthölzer, ein Kunſtwort in der Kohlenbrennerey, ſ. **Meuler.**

Rüſtung, ein bey dem Vogelſtellen gebräuchlich Wort, welches alles unter ſich begreift, was man bey einem Vogelheerd an Bälgen, Ruhr, Stecken und anderm Geräthe vonnöthen hat. ſ. **Vogelheerd.**

Rütſche, ſ. **Ente.**

Rummel, Rummelfall, heißt ein gewieſſer und ſtarker Waſſerfall im **Windauſtrome**, unweit Goldingen, im Herzogthum Curland, von welchem allhier inſonderheit die ſinnreiche Art der daſigen Landleute, die Fiſche in der Luft zu fangen, die auch von einigen nur der **Luftfiſchfang** oder die **Curiſche Luftfiſcherey** genennet wird, gar wohl angemerkt zu werden verdienet, und womit es eigentlich folgende Bewandnis hat: wenn die Goldingiſchen Amts- und Fiſcherbauren den Winter über ihre ordentliche Arbeit verrichtet haben; ſo müſſen ſie alle Erforderniſſe von Holzwerk, als Stangen, Weidenbunde, Sträuche zu den Fiſchkörben, Böcke, hölzerne Nägel, und dergleichen, beyzeiten anſchaffen, damit bey dem Rummelzuge, ſo im Frühjahre den 7 oder 8 May, wenn das Waſſer ganz gefallen iſt, vor ſich gehet, nichts an ſolchen Sachen ermangele. Alsdenn bringen ſie alle Zubehörungen oberhalb dem Rummelfalle an den Windauſtrom, und haben auch daſelbſt oberhalb ſelbigem gleich 2 Boote zu Ueberſetzung der Stangen und Leute zur Hand; ingleichem halten ſie auch unter dem Rummelfalle 2 andere Boote bereit, damit ſie, wenn etwan jemand verunglücken ſollte, ihm alſobald zu Hülfe kommen können. An die daſelbſt erbaueten und aufgeſetzten Holzmaſchinen, daran kein einziger eiſerner Nagel zu befinden, und welche, auſſer der Art, ohne einiges anders Handwerkszeug zugerichtet ſind, die die Euren oder Curländer **Böcke** nennen, beveſtigen ſie lange Nebenquerſtangen, ihre Fiſchkörbe daran zu heften, und über den Rummelfall in die Luft zu hängen, welche Tag und Nacht bis auf den Herbſt allda verbleiben. Dieſelbe erbauen ſie alle am Ufer; nachgehends binden ſie an die vorderſten Gerüſte eine ſtarke Querſtange, und ſo, nachdem die Maſchine kleiner oder gröſſer iſt, müſſen auch nach Proportion die Querſtangen ſeyn. Daran gehen 6 bis 7 Perſonen, und ſchieben ſie im Waſſer gehend mit aller Macht fort, bis an den Rand des Rummelfalls, daß ſie mit den andern in gleicher Reihe, doch etwan 3 Schritte weit neben einander, zu ſtehen kommen. Wo die geſprengte und ausgebückte Stelle oder Lücke iſt, müſſen die Böcke weit ſtärker und höher ſeyn, dazu auch gar keine hölzerne, ſondern eiſerne

ne ſtarke Nägel, dicke und ſtarke Bey- und Nebenſtangen, und auch gröſſere Fiſchkörbe kommen. Anſtatt der Querſtangen, woran die Stangen der Fiſchkörbe beveſtiget ſind, müſſen bey der Lücke des Rummelfalls wegen der ſtrengen Flut gar mittelmäßige, behauene und zugerichtete Balken geleget werden; wie denn auch allhier allezeit ein gröſſerer Fiſchfang iſt. Die Fiſchkörbe müſſen die geſchwornen Rummelfiſcher anſchaffen, beſorgen, anbinden, und die Fiſche des Morgens und Abends herausnehmen, und in das Amt bringen.

Dieſer ſeltſame, verwunderliche und bey angenehmen Wetter ſehr luſtige und ergötzliche Luſtfiſchreichelfang währet ſo lange, bis eine ſehr ſtarke Waſſerfluth und Ergieſſung des Windauſtroms im Herbſt die Böcke wegſchwemmt, und von der Rummel in Stücken herunter ſtürzt und wegträget. Es hat aber der Windauſtrom allerhand Fiſche, als Hechte, Weingallen, Lachſe, Barſche, Weisfiſche, Neunaugen, Quappen, Stinte, Störe, Lachsforellen, Schmerlinge, Gründlinge, Alandsbleyer, u. ſ. w. wie auch viele Krebſe. Vierzehen Tage vorher, ehe der Rummelfang bezogen wird, ſuchen die Stadt- und Landleute ihr Glück durch einen Fiſchzug mit dem Netze zu thun, und giebt, wer da ziehen läſſet, dem Fiſcher vor jeden Zug einen Kgr. Wenn der Zug geräth, ſo beſchlieſſen ſie öfters eine ziemliche Menge Fiſche, weil die Fiſche alsdenn, und nach Aufgehung des Eiſes, nach ſüſſem und friſchen Waſſer eilen, bis ſie an den Rummelfall hinauf kommen. Wenn aber bey dem ordentlichen Rümmelzeuge alle ausgeſtellten Reuſen und Fiſchkörbe, deren über 70 ſind, in ſchöner Ordnung nacheinander hingeſetzet ſtehen, und die über den Rummelfall herauf wollenden Fiſche auf etliche Klaftern hoch in die Luft ſchieſſen, ſo fallen immer einige davon in die Fiſchkörbe; andere hingegen, ſo allzuhoch über die Böcke wegſetzen, entwiſchen und eilen in dem friſchen Waſſer gegen den Strom immer fort.

Rummelfall, ſ. Rummel.

Rummelfiſcher, ſ. Rummel.

Rummelzug, ſ. Rummel.

Runder Lauff, ſ. Lauff, Rundung.

Rundung, Zirkelſtücke, heißt bey der Jägerey ein runder Weg, welcher in einem Holze rund herum ausgehauen, und alſo ⊕ bezeichnet wird. Wenn mehr Rundungen im Holze, als eine, ſind; ſo wird die erſte mit 1 ⊕, die andere mit 2 ⊕, und ſo fort bezeichnet. Eine halbe Rundung iſt ein Weg, welcher in Geſtalt in eines halben Zirkels gehauen iſt. Unter einer Jagensrundung aber wird der Bogen, ſo hinten im Jagen geſtellet wird, verſtanden. ſiehe auch Jagdrundung, Lauff.

Rup an Mänagen, ein Kunſtwort bey der Falknerey, wodurch man einem Falken oder Habicht bey Verhaltung einer Taube, oder anderen Gräſſes, Appetit zu machen ſucht, zu köpfen oder anzubeiſſen.

Rupicapra, ſ. Gems.

Ruppe, ſ. Aalraupe.

Ruſt, ſ. *Longer*.

Ruſtiſche Lieſtſcherey, ſ. Lieſtſcherey.

Ruſticula, Ruſticula minor, ſ. Schnepfe.

Ruthe am Hirſch, ſ. Zimmel.

Ruthe, Standarte, heißt bey den Jägern ſo viel, als der Schwanz eines Fuchſes oder Wolfes.

Rutte, ſ. Aalraupe.

S

Saalweiden, ſ. Weide.

Saambäume, Saamenbäume, Saatbäume, nennet man bey dem Forſtweſen und der wilden Baumzucht diejenigen Bäume, welche man bey Abtreibung eines Schaues ſtehen läßt, um von ſelbigen den benöthigten Saamen zu Vermehrung der Bäume zu gewinnen. ſ. Baum, Baumſaamen, Holzbau, Holzſchlag.

Saamen, Samen, lat. Semen, franz. *Semence*, iſt dasjenige, woraus, als aus einem lebhaften Anfang, ein anderer gleicher Körper gezeuget wird. Folglich iſt ein jeglicher Saame derjenige Begrif, darinn die Pflanze enthalten iſt, welche daraus erwachſen ſolle. Nach unſerm Zweck kommt hier nur der Saamen der Bäume in Betrachtung, und von dieſem iſt bereits gehandelt worden, unter dem Artickel: Baumſaamen.

Saamen, wird auch der Strich oder die junge Brut der Karpfen und anderer Fiſche genennet, welcher, wenn er zwey Sommer und einen Winter im Teiche geſtanden hat, den Namen des zweyjährigen Saamens erhält. Was den eigentlich ſogenannten Strich anbelanget, davon ſiehe an ſeinem Orte ein mehrers. Der zweyjährige Saame aber wird auf einen Sommer zum Erſtrecken, in beſondere Teiche, ſo man Streck- oder Erſtreckteiche nennt, ausgeſetzt. Das Merkmaal, daß er fort- und ausgeſetzt ſeyn will, iſt, wenn er im Frühlinge in dem Hälter oft in die Höhe ſpringt. Die Beſaamung und Ausſetzung des zweyjährigen Saamens geſchiehet gar langſam, und iſt die beſte Zeit, ſolchen Saamen zu Ende des Aprils oder zu Anfang des Mayen im zunehmenden Monden, wenn das Waſſer gleichwie ein wenig lau oder warm geworden iſt, und das Gras hervor zu wachſen beginnet, auszuſetzen; ſo gehet ſolcher Saame ſeiner Nahrung bald nach, pfleget zu weiden, und in den Teichen an allen Orten ſich auszubreiten, und wächſet alsdenn tapfer fort. Wenn man ihn aber allzuzeitlich auffetzet, ſo, daß er in das noch kalte Waſſer kommt; ſo iſt es ihm nicht gut, weil er noch etwas zart und weich iſt; er pfleget ſich auch wohl des Lagers halben, wenn er auf neue Stellen kommt, zu verirren, und ſich an den Ufern, in den Löchern und ſonſten zu verſtecken, wodurch deſſelben viel umkommt. Wenn dieſer Saame wieder einen Sommer geſtanden, und ſich erſtreckt hat; ſo wird er hernach dreyjäh-

jähriger Saamen oder Satz genennet. ſ. Satz.

Saamenbäume, ſ. Saambäume.

Saamen der Bäume, ſ. Baumſaamen.

Saamenloden, ſ. Loden.

Saatbäume, ſ. Saambäume.

Saathüner, ſ. Brachvogel.

Sabucus, ſ. Hollunder.

Sackerfalke, ſ. Falke.

Sackgarn, Koffergarn, franz. *Louve*, iſt ein länglichrundes und bequemes Garn, zum Fiſchfange, davon die Ehre der Erfindung denen Franzoſen gebühret. Es wird daſſelbe mit ſechzehen Maſchen oder Schmaſen angefangen, anbey in der andern Reihe, allemal bey der vierten Schmaſe, eine eingeſetzt, und dieſes wird in allen Reihen continuiret, auf daß die von neuem eingeſetzten jederzeit gerade auf die, ſo in der vorigen Reihe zugegeben worden, paſſen müſſen. Wenn das Garn anderthalb Schühe oder drey Viertel Ellen lang iſt; ſo dürfen keine Maſchen mehr eingefügt werden, ſondern es muß alsdenn immer gerade fortgeſtrickt werden, bis auf 2 Schuhe oder eine Elle, da alsdenn eine Oeffnung zu machen, welches auf folgende Art geſchehen kann: man ſtrickt nemlich an dieſem Garne wieder zurücke, wie ſonſt die ungeſchloſſenen Netze gemacht werden, bis an diejenige Maſche, wo die Strickordnung geändert worden, alsdenn wieder zurücke, und dieſes wird bey Erreichung des vorigen wieder angefangen, bis es ungefehr einen Schuh austräget. Darauf wird wieder, wie zuerſt, bey anderthalb Ellen oder drey Schuhe lang, mit ſechzehen Maſchen angefangen, welche ſieben Schuhe oder viertehalb Ellen das ganze Koffergarn, ohne die zwey Eingänge, austragen. Wenn die zwey Eingänge gemacht werden ſollen; ſo kann man allezeit bey jedem Viertel oder Garnsweite zwey Maſchen nehmen, und bis auf ſechzehen Schmaſen herabſteigen. Nachdem dieſes verrichtet iſt; ſo bindet man das Garn an Reiffen, und zwar den einen Reif an denjenigen Ort, wo die erſte Maſche iſt eingeſetzt worden; den andern aber halb des andern Endes an das Koffer- oder Sackgarn; den dritten und vierten bindet man in gleicher Weite in die Mitte des Garns an, welche Reiffen ſo groß als drey eimerige Faßreiffen ſeyn ſollen. Wenn nun auch die trichterförmigen Eingänge hinein und angemacht worden, und das Garn gerichtet werden ſoll; ſo nimmt man vier, eines Arms dicke Stecken, welche beynahe ſechs Schuhe oder drey Ellen lang, und an denen Enden durchlöchert ſeyn müſſen, welche denn mit Stricken um die Reiffe veſt angebunden werden, damit dieſes Garn ſo rund, wie ein Reiſekoffer bleiben möge. In die Löcher der vier Stecken knüpfet man Bindfäden, und hänget Steine an ſelbige, damit ſie das Garn in die Tiefe ziehen können. An den einen mittlern Stecken kann man gleichfalls einen drey bis vier Ellen langen Strick anbinden, um das Koffergarn bequem wieder heraus zu ziehen. Wenn in der Mitten des Garns zwiſchen den beyden Eingängen ein guter Köder hineingehängt

wird; so gehen die Fische lieber hinein, welche aber nicht wieder zurück heraus können, und sich also gefangen geben müssen. Eigentlich aber ist dieses Sack- oder Koffergarn nichts anders, als die bereits bey dem Worte Garnsack beschriebene und auch unsern Fischern schon mehr als zu bekannte Art von Fischgarnen.

Sonst bedienen sich auch die Franzosen eines solchen Sack- oder Koffergarns zu ihrer sogenannten *Raffle*, die ebenfalls ursprünglich eine französische Invention von einem sehr nützlichen Fischgarne ist, welches alles mit sich nimmt, worauf es nur fället, und daher auch den Namen *Raffle* erhalten hat. Es bekommt dieses Garn eben eine solche Rundung, wie die erstbeschriebene *Louve* oder das Koffergarn. Ist nun der Koffer nach der vorhergegebenen Anweisung fertig; so muß man kleine Stecken von weichem und sich biegendem Holze, von solcher Länge, wie es die Weite des Koffers erfordert, haben, und dieselben als Faßreiffen um das Garn biegen, und vest anbinden, davon der eine bey dem Eingange an der Reihe, und demjenigen Orte, wo die Doppelmaschen gemacht sind, zwey in die Mitte, und einer in das andere Ende kömmt. Die Eingänge im Wasser offen zu halten, geschiehet mit 4 Bindfäden, denn wenn die Eingänge an den Enden 24 Maschen in der Rundung haben; so werden sie in vier Theile getheilet, damit 6 Maschen auf einen Theil kommen. Hierauf bindet man in der Mitten der ersten Masche einen Faden an, wozu noch eine Reihe Maschen eines Zolls weit gestrickt werden kann. Jedoch ist zu merken, daß diese Reihe einzig und allein nur fünf Maschen haben soll. Nach diesem schneidet man den Faden wieder ab, und bindet ihn eben auch an die ersten Maschen dieser letzt gestrickten Reihe. In der letzten, so gleich auf diese Reihe folget, sollen nur drey Maschen, und durch dieselben ein Bindfaden gezogen seyn, daran sich diese drey Maschen auf- und zuziehen können, welchen Bindfaden, man denn etwas geräumlich zusammen binden kann. Wie nun dieses Theil gemacht ist, so müssen auch die drey andern seyn, und wenn alle viere beysammen sind; so lässet man die zwey Reiffen von zwey Personen, die den Koffer auf beyden Seiten zugleich anziehen müssen, halten. Darauf bindet man die vier Bindfäden, jeden gleich weit voneinander, an den gleich gegen über stehenden Reiffen, damit diese zwey Eingänge allezeit ganz straff und stark ausgespannet, und die Oefnung eines Schuhes weit, seyn könne. Die Oefnung soll einen Bindfaden haben, daß man solche auf- und zuziehen kann. Nach diesem nimmt man einen langen starken doppelten Bindfaden, welchen man um die andern Bindfäden herum legen muß, auf daß, wenn man die *Raffle* aus dem Wasser ziehen will, solche nur an dem starken Bindfaden, welcher im Aufheben die andern alle verschließet, damit nichts heraus springe, ergriffen werden könne. Wenn nun also die ganze Rundung oder der Koffer der *Raffle* fertig ist; so werden die Flügel auf folgende Manier daran gemacht: man nimmt nemlich einen gewirnten Strick, etwan eines

Fleis-

kleinen Fingers dicke, welchen man unten an das Garn nähet; oder aber man ziehet diesen Strick durch zwey oder vier Maschen hindurch, und macht zwey Knoten an den Strick, darauf wieder drey Maschen, und abermals zwey Knoten. Wenn dieses geschehen, so sollen drey bis vier Stücklein Bley an den Bindfaden angehänget werden. Nach Anbindung und Vestmachung des Stricks an das Garn aber nimmt man etliche viereckigte Stücke Pantoffelholz, oder andere Flosse, ein jedes von drey bis vier Zoll groß, und eines Zolls dicke, welche in der Mitte durchlöchert seyn müssen, damit sie an einen andern besondern Strick von 6 zu 6, oder von 9 zu 9 Zoll weit, angeknüpfet werden können. Ueber dieses wird das Garn von oben her eben auch, wie das andere von unten her, genähet; doch also, damit von besagtem Stricke unten und oben ein Trumm, von 3 bis 4 Schuh lang, herab hänge, als woran die Stangen, wenn die *Raffle* gerichtet werden soll, zu binden sind.

Diese Stangen, deren man 5 bis 6 haben muß, sollen gerade, stark, unten bey dem dicken Theile zugespitzt, und nach der Tiefe des Orts 8 bis 10 Schuh lang seyn. So muß auch alles Schilf und Gras an demjenigen Orte, wo man die *Raffle* richten will, abgeschnitten werden, damit man das Garn ohne Hinderung richten könne. Nach diesem nimmt man eine von diesen Stangen, und bindet die Flügel des gedachten Garnes daran, und zwar das untere Theil, woran die Bleyklötzer hangen, an das dickere Theil der Stange, das Seil aber, woran das Pantoffelholz befindlich ist, an das dünnere Theil, und zwar so weit voneinander, als der Fluß tief seyn mag. Wenn nun die Stangen nacheinander an das Garn angebunden werden; so giebt man ein Ende von einem andern Seile dem andern Gehülfen, so jenseits des Ufers stehen muß, (zumal wenn man keinen Kahn hat, die Garnflügel hinüber zu führen) welcher das Garn ebenfalls an eine Stange vest anbinden, und die Stange ganz zu allernächst an dem Ufer mit dem dicken zugespitzten Theile in des Wassers Grund, die andere Stange aber gerade gegen über, einschlagen muß. Ferner wirft der eine das Ende von seinem Seile wieder herüber, und der andere muß den Garnflügel, wie bey dem ersten geschehen, zurückwerfen, darauf beyde mit denen Stangen das Garn wohl anziehen, und ein jeder seine Stange an dem Ufer stark und vest einschlagen soll. Wenn nun das Garn gespannt ist; so muß man das Ende von dem verborgenen Bindfaden bey sich behalten, und denselben wohl unter dem Wasser verbergen, daß er nicht gesehen werden könne. Hierauf nimmt man eine Stange, so an einem Ende eine Zwiesel oder Gabel hat, und breitet das zuvor abgeschnittene Gras allerwegen auf dem Garne aus, damit es nicht gesehen, und die Fische auch bey heissem Sonnenschein einen schattichten Ort finden möchten. Dieses Garn bleibet also gerichtet 2 bis 3 Nächte in dem Wasser stehen, da sich denn, wenn andere Fische in selbiger Gegend vorhanden sind,

eine groſſe Menge darinnen wird gefangen haben. Wenn man es nun aus dem Waſſer heben will; ſo muß man an jedes Ende derer Garnflügel ein Seil anbinden, und alſo nach und nach anziehen, dann noch aber den Bindfaden veſt halten, damit die eingeſchloſſenen Fiſche nicht wieder heraus kommen mögen: denn dieſer Bindfaden iſt blos wegen der Fiſchdiebe erſonnen, daß, wenn ſolche die *Raffle* heraus ziehen wollen, in Meynung, die gefangene Fiſche zu erwiſchen, dieſes Bindfadens aber nicht gewahr worden, ſie alſo zwar die *Raffle* heraus ziehen; die Fiſche aber ſind ihnen entwiſcht.

Sackgarn, Garnſack, franz. *Poches, Pochettes*, heiſſen bey den Weydleuten eine Art von Garnen, darinnen die Kaninchen und Schnepfen gefangen werden.

Sacre, ſ. Falke.

Säen der Bäume, ſ. Baumſaamen.

Sägemühle, ſ. Schneidemühle.

Säpern, ſ. Rindeſchälen.

Sätzlinge, ſ. Satz.

Saft im Holz. Was es für eine Bewandniß mit demſelben habe, davon hatten die Alten keine richtige Kenntniß. Herr Beckmann in ſeinen Beyträgen zur Verbeſſerung der Forſtwirthſchaft ſchreibet S. 96. folgender Geſtalt: der bekannte Ausdruck; man müſſe das Holz nicht im Saft ſchlagen, gründet ſich auf ein altes Forſtmährgen. Die guten alten Vorfahren waren in der Naturlehre jämmerliche Helden; dann ſonſten würden ſie ſich von einem alten Weibe, mit einem leeren Waſſergefäſſe, wann ſie ihnen bey ihrem Ausgehen begegnete, vor einem dreyläuftigen Haaſen, und vor denen ungeheuer beſchriebenen Wehrwölfen nicht ſo gefürchtet haben. Wir hätten von ihnen gewiß ein paar Schock abergläubiſche weydmänniſche Poſſen weniger ererbt, wenn ſie die natürlich würkenden Urſachen zu beurtheilen im Stande geweſen wären. Aber eben da fehlete es denen ehrlichen Altvätern. Sie bildeten ſich von dem Zuſammenhang der Naturbegebenheiten, theils fürchterliche, theils lächerliche, und überhaupt ganz wahrheitswidrige Vorſtellungen. Bey dieſem durchgängigen Mangel einer geſunden Naturlehre nun konnte es nicht anderſt kommen, als ſie mußten ſich auch von der Art und Weiſe, wie das jährliche Wachsthum der Bäume und Vegetabilien, deren innern Bau ſie wenig oder gar nicht kannten, eigentlich zugienge, mit groben und abgeſchmackten Begriffen behelfen.

Weil die Bäume im Winter nicht wuchſen, blüheten und Frucht trugen; ſo glaubte man, ſie hätten zu ſolcher Zeit ihren Saft verlohren, und es ſeye derſelbe im Herbſte mit dem Anfang der rauhen Witterung in die Wurzel zurück getretten, ſo wie etwa in einem Thermometer der in ihm enthaltene *Liquor* ſich aus der Röhre herab in die gläſerne Kugel ſenket. Ja, ſie dachten noch nicht einmal ſo bündig; dann ſonſt würden ſie doch bemühet geweſen ſeyn, durch eine anatomiſche Zergliederung der Baumwurzeln die Gefäſſe und Bälglein zu entdecken, in denen, nach ihrer Meynung, der Saft aus dem ganz-

ganzen groſſen und hohen Stamm und vielen Aeſten eines Baums, ja ſogar aus denen Tangelnadeln des Schwarzholzes, insgeſammt überwintern ſollte. Allein ſo kritiſche Philoſophen waren damals noch nicht Mode. Man glaubte eine Sache vielmehr auf gutts Glück. Eben mit einer ſolchen ungegründeten Zuverläßigkeit legten ſie in dem Anfang des Frühjahres dem Namenstag des ehrwürdigen Fabians Sebaſtians, der vielleicht ſeinem ehrlichen Handwerk nach ein Holzförſter geweſen ſeyn mag, die wundervolle Kraft zu, daß er den Saft der Vegetabilien aus denen Wurzeln wieder in den Stamm hinauf wandern, und die Bäume gleichſam von neuem beleben ließ. So wie etwa der Knecht Ruprecht nach Weyhenachten ſich zu verlieren, und erſt einmal in dem Advent zur Beluſtigung der Kinder ſich wieder einzuſtellen pflegete; ſo gieng es nach ihrer Meynung auch mit dem Safte der Bäume und Pflanzen. Ja, wenn der ehrenveſte Fabian Sebaſtian ein reicher Kaufmann, und die Bäume hungerige Puten wären, ſo wunderte es mich gar nicht, daß ſein Namenstag ſie von neuem belebte, und in Bewegung ſetzte.

Dieſes Lehrgebäude veranlaßte denn nun auch die Redensart: Holz im Saft ſchlagen, das iſt zu der Jahreszeit, wenn der Saft der Bäume durch die einwirkenden Sonnenſtrahlen verdünnet, flüßig und flüchtig iſt, und, indem er ſich in dem Stamm ausdehnet und ausbreitet, das Wachsthum deſſelben bewürket. Ihr wurde alſo diejenige Zeit entgegen geſetzet, wo nach dieſen bodenloſen Lehrſätzen die Bäume ohne Saft ſeyn, und ſich ſolcher in die Baumwurzeln, als ſeine gewöhnlichen Winterquartiere zurück begeben haben ſolte. Sie verſtunden nemlich hierunter den Zuſtand der Bäume im Winter, da ihr Saft durch die Kälte deſſelben verdicket wird. Wenn demnach einer fragen wollte: ob dieſes oder jenes Holz im Saft zu hauen räthlich? ſo würde er der Natur gemäß ſich alſo ausdrücken müſſen: Soll man Holz zu der Zeit, wann der Saft der Bäume flüſſig und flüchtig, und in denenſelben in voller Bewegung iſt, oder alsdann erſt, wenn ſolcher in ihnen verdicket worden, und ſich gleichſam geliefert befindet, ſchlagen? Denn Saft iſt und bleibt zu jeder Jahreszeit in dem Baum, nur in einem unterſchiedenen Zuſtand und Grad der Flüßigkeit und Bewegung. Es ſtellet, nach der Analogie zu reden, in denen Vegetabilien das vor, was in denen Körpern der Thiere das Blut, oder bey dem Wildpret der Schweis genennet wird. Von dieſem aber hat man ja noch zur Zeit in keiner medicinischen Schule gelehret, daß es ſich im Winter aus dem ganzen Körper und deſſen Gliedern wegzöge, und in denen Fußſohlen oder Fußzehen ſeine Winterwohnung erwählete.

In Beantwortung der Frage: ob man Holz in der ſogenannten Saftzeit hauen ſolle? müſſen wir allezeit einen ſorgfältigen Unterſchied zwiſchen Bau- und Brennholz machen. Wenn man das letztere in denen Frühlings- und

Sommermonaten, da der Saft der Bäume flüßig, flüchtig, und in einer heftigen Bewegung iſt, machen läßt; ſo verflieget dieſer, als der Geiſt des Holzes, durch den es doch vornemlich hitzet und wärmet, aus ſolchem zu ſo unbequemer Zeit gemachten Brennholz gänzlich, und es iſt dieſes dahero hernach zur Feurung von ſehr ſchlechtem Nutzen. Feuerholz darf alſo, nach der alten Weiſe zu reden, nicht im Saft geſchlagen werden; ſondern man muß es in denen Herbſt- und Wintermonaten fällen laſſen, weil es alsdann ſeinen zur ſolchen Zeit gelieferten oder geronnenen und verdickten Saft in ſich behält, und derſelbe bey dem Austrocknen des Holzes in ihm immer dicker und veſter, mithin aber auch das Holz ſelbſt, wegen dieſes in ſich habenden Harzes, zu Hervorbringung von Hitze und Wärme deſto geſchickter wird. Dieſen verdickten Saft brauchen wir aber in dem Bauholz nicht. Läßt man dieſes zu einer Jahreszeit ſchlagen, da der Saft in denen Bäumen flüßig und flüchtig iſt, mithin aus dem zum Austrocknen ausgeſetzten Holz leicht verflieget; ſo entgehet ſeiner Güte durch den Verluſt deſſelben gar nichts, ſondern es iſt nur nachhero, wenn es ausgetrocknet, deſto leichter. Mithin könnte man, unter Beobachtung der übrigen zu einem ordentlichen Holzſchlag in ſeinen Wäldern gehörigen Umſtänden, Bauholz auch zu der Jahreszeit fällen laſſen, da es nach dem alten Glauben im Saft ſtehet. Die Rinde aber, das Bauholz, ſobald es nur erſt gefället worden, durch ohne, daß es austrocknen darf, zu verarbeiten und zu verbauen, iſt höchſt verdammlich.

Wir merken hierbey nur noch ſo viel an, daß ein Stamm, als der Hauptheil eines Baumes, der Structur nach ziemlich mit der Wurzel überein komme. Er beſtehet aus der Rinde, veſten Fäſergen, aus Luft und Saftröhren, und dem Marke. Durch dergleichen Gefäße, ſteiget der Nahrungsſaft aus der Erde in den Baum in die Höhe. Er bewegt ſich durch die verſchiedenen Theile deſſelben, und eben dadurch wird er gleichſam verdünnet, mithin zu einer zuträglichen Nahrung des Baumes, und zugleich zum Wachsthum deſſelben geſchickt gemacht. Nach Beſchaffenheit des Holzes ſind die Zwiſchenräume weiter und enger, ja ſie werden auch durch die Kälte und Wärme erweitert und zuſammen gezogen. Hieraus iſt einigermaſſen begreiflich, warum im Frühling, da die Wärme die Zwiſchenräume ausdehnet, und den in denen Bäumen ſchon vorhandenen Saft noch dazu verdünnert, die Bäume am häufigſten mit Saft angefüllet ſind. Nun möchte man denken, wann es von der Wärme herrühren ſoll, daß der Baum mit dem Safte angefüllet wird; ſo müßte auch die vielheit des Saftes mit dem Grade der Wärme zunehmen, und dieſes kommt doch mit der Erfahrung nicht überein. Allein erſtlich iſt der Erdboden im Frühjahr voller Feuchtigkeiten, und zum andern, dunſtet der Baum bey zunehmender Wärme unglaublich viele Feuchtigkeiten aus; folglich vermindert die Hitze die Menge des Saftes; ja

eine

eine anhaltende groſſe Hitze kann denſelben dergeſtalt vermindern, daß die Bäume nicht nur wenig Holz treiben, ſondern die äuſſerſte Aeſte werden auch wohl ganz ſchlaff, wie dieſes die Erfahrung zur Genüge beſtättiget. Wenn aber der Sommer nicht ſehr trocken iſt; ſo treibt das Holz weit beſſer, und zwar von dem Märzen an bis in den Monat Auguſt. Doch diejenigen Bäume, die im Vorſommer von denen Raupen ſind beſchädiget worden, treiben manchmal noch etwas länger. Nach dieſer Zeit aber verdicket ſich der Saft in denen Bäumen nach und nach, weil die Sonne nicht mehr ſo, wie zuvor, wirket, die innern Fäſergen werden ſteif, und verhindern den vormals flüchtigen Umlauf des Saftes.

Sagena, ſ. Fiſchgarn.

Sagouin, ſ. Affe.

Salix, ſ. Weide.

Salm, ſ. Lachs.

Saltuarius, ſ. Holzgraf.

Saltuarius ſupremus, ſ. Oberforſtmeiſter.

Saltus, ſ. Forſt.

Salzlecke, Sulzlecke, iſt nicht allein ſehr nützlich und verträglich in Thiergärten, ſondern auch in Gehägen, ja wohl gar an den Grenzen in Wäldern, da Wildpret wechſelt; maſſen ſich zu verwundern, wie die Hirſche des Morgens und Abends ſich ſo gerne dabey finden laſſen und aufhalten. Es liebet aber der Hirſch und das Wildpret ſolche des Jahres zweymal, als des Frühjahres, wenn das Laub ausſchläget, und der Hirſch ſein Gehörn geworfen und wieder aufſetzet, das Wildpret aber zur Kalbezeit; und des Herbſts nach der Brunſt, ſo der Hirſch davon matt geworden, und an Kräften zunehmen will; dahero die Lecken jedesmal vier Wochen vorher angerichtet werden ſollen, damit ſie etwas harte und alt ſcheinen. Es ſind aber die Salzlecken eine Erfindung der alten Jäger, ſo vor das Wildpret gut befunden worden, und werden dieſelben des Frühjahrs, wenn das Laub ausſchlagen will, jährlich zugerichtet, oder doch wenigſtens verneuret, damit das Wild davon friſche Witterung haben könne; und pfleget das Wild ſolche zu lecken um des Salzes willen, welches ihnen ſonderlich und ohne Zweifel annehmlich und geſund ſeyn muß. Auch iſt den Hirſchen ihr Gehörne viel höher verecket, und ihre Häute werden viel reiner befunden, als wo ſolche nicht zu finden. Doch wo an einem Orte ſalnitriſche oder ſalzigte Salpetererde zu finden iſt, achten ſie die Salzlecken nichts, ſondern gebrauchen ſich ſolcher Erde ebenfalls. Wo groſſe königliche oder fürſtliche Gehäge des Wildes ſind, da werden derer angrenzenden Grafen und Herren, oder deren von Adel ihre Salzlecken in den gehörigen Revieren nicht geduldet, oder wenigſtens doch nicht öffentlich zu halten erlaubet, weil gemeiniglich die Jäger durch ſolche Salzlecken, darein ſie unterſchiedene Species und Kunſtſtücke mengen, das Wild aus dem Gehäge dahin zu locken und wegzuſchieſſen pflegen, als wornach es gerne gehet.

Es werden aber die Salzlecken am nützlichsten geschlagen, wo sich entweder das Wild aufzuhalten, oder doch wenigstens zu wechseln pfleget, und vor allen Dingen, wo Wasser und Grad, wie auch Dickichte und Behältnisse vor dieselben vorhanden sind. Sie werden auf unterschiedene Art zugerichtet. Wo sie heimlich und verschwiegen seyn müssen, werden sie an einen Hügel gemacht, die Materie in die Erde eine halbe Elle tief eingeschlagen, daß nichts vermerket werden kann, als ein blosser Erdhügel, welcher mit Streue dünne zu überstreuen, wovon der Wind dennoch den Geruch der Materie sehr weit dem Wilde zuführen kann. Solche hält man vor die beste Art, davor sich das Wild nicht scheuet. Weil aber bekannt ist, daß die salzigte Materie sich stets niederziehet, und gleichsam in die Erde versenket, oben aber nur bitter bleiben würde; so müßte man hierzu in der Erde wie eine Schüssel, oder einen guten Grund von fettem Thon und Eichenlaub rammlen, und sodenn die Materie darein schlagen. Wo es aber öffentlich erlaubet ist, wird ein Kasten ins Gevierte zwey Ellen von Schalholz beschlagen, und eine Elle hoch über der Erden, öfters auch gröſſer gemacht, darinnen die Materie eingeschlagen, sodenn aber, je mehr und höher ein spitziger Haufen wird, in der Mitten ein etwas fein ausgeschnödelter Bruch, oder junges Bäumlein, nach Weydmannsgebrauch, von Tannen oder Fichten, eingestecket. Und nimmt man zu solcher Materie Leimen aus alten Backöfen, Heringslacke, Campheröl, Eberwurzel, Liebstöckel, das Wasser von der Blase eines Thieres, das Geburtsglied, alles zusammen wohl vermenget, und die Salze davor geschlagen. Einige schmieren diese Materie an alle Stämme, wo das Wild wechselt, in gehackte Löcher, und nicht an der Wetterseite, damit es länger den Geruch allda behalten könne; welches man aber an seinen Ort gestellet seyn läßt, indem es ein jeder selbst probiren, und nach seinem Gutbefinden thun oder lassen kann. Wo Viehhütungen und Triften sind, müssen an Pfähle Stangen gebunden werden, etwa 3 Fuß hoch, hierdurch wird das Vieh zurücke gehalten, aber das Wild setzet hinüber, und genießet die Salzlecke alleine.

Salzscholle, ein Fisch, s. Butte.

Sambucus aquatica, s. Schwalckenbeere.

Sambucus vulgaris; domestica, &c. s. Hollunder.

Samen, s. Saamen.

St. Huberts-Fest, ist ein nunmehro fast an allen Orten in Europa, wo die Parforcejagd im Gebrauch ist, gewöhnliches Jagdfest, welches dem H. Huberto zu Ehren mit besondern Ceremonien gefeyret wird. Es hat aber dieser Heil. Hubertus zuvorher Eustachius geheissen, und ist nicht allein vor sich selbst ein Heyde, sondern auch ein gewaltiger Verfolger der Christen, zugleich aber auch ein besonderer Liebhaber der Parforcejagd in Frankreich gewesen. Zu seiner Bekehrung soll ihm ein Hirsch bey

wogen haben, welchen er gefangen, und zwischen dessen Geh örne er ein Crucifix erblicket, worauf er sich bekehret, die christliche Religion, und als er sich tauffen lassen, den Nahmen Hubertus angenommen. Sodenn soll er GOtt zu Ehren eine Capelle in Frankreich erbauet haben, welche noch allda gezeiget wird. Da nun dieser Heil. Hubertus insgemein vor den Urheber und Erfinder der Parforcejagd gehalten wird; so pfleget man auch demselben zu Ehren aller Orten, wo man diese Jagd hält, desselben Fest am 3ten November mit den gröſten Solennitäten zu feyren. Und zwar wird dasselbe an vielen königlichen und fürstlichen Höfen gemeiniglich 8 Tage lang, sowohl mit verschiedenen Jagdplaisirs, als andern Lustbarkeiten, folgender Maßen begangen:

Zuförderst werden alle zur Equipage gehörige Jäger und Bediente mit neuer Kleidung versehen, und sowohl denen königlichen oder fürstlichen, als Cavaliers- und Jägerpferden die besten Zeuge aufgeleget. Hierauf versammelt sich die ganze Hofstatt bey dem Jagdpalais, die Besuchknechte, welche vorher einen guten und jagdbaren Hirsch bestätiget haben, finden sich ein, und bringen Rapport, wo selbiger stehet. Immittelst sind die von der Küche, Canditorey und Kellerey schon ohnweit dem Orte, wo der Hirsch angejaget, und die Assemblee gehalten werden soll, vorausgeschickt. Und wenn nicht etwan daselbst schon ein besonders Lust- und Jagdhäuslein ist; so werden Zelter aufgeschlagen, unter dieselbe Tafeln und Stühle, und auf denen erstern kostbare Speisen und Getränke aufgesetzet. Sodenn gehet aus dem Jagdpalais der Zug folgender Weise nach dem bemeldeten Orte fort: Erstlich kommen vorher im ersten Gliede deutsche Jäger mit vorne im Sattel vor sich liegenden Kugel-Büchsen, nebst an sich habenden Hirschfängern und Hornsesseln, welche den Zug führen. Diesen folgen derer Cavaliers Hand- und Beypferde, und zwar derer vom niedrigsten Range ihre vorne, welchen die andern von einem höhern bis zum ersten Range folgen. Hernachmals kommen die Pferde, so vor die Piquers und Jäger gehören, hinter welchen der Sattelknecht und Jagdschmidt zu Pferde folgen. Sodenn kommen die königliche und fürstliche Hand- und Beypferde, welche von denen Stallmeistern und Bereutern aufgeführet werden. Hierauf folgen die Piquers und Besuchknechte zu Pferde, nebst der bey sich habenden Meute Hunde, und die Pursche, so zu denen Hunden gehören, beyher zu Fusse. Der Commandant von der Parforcejagd schliesset und reutet vor dem Könige oder Fürsten her. Hierauf reutet oder fähret der König oder Fürst selbst in höchster Person, und wird von denen hohen Jagdbedienten, Ministern, Cavaliers, Jagdjunkern, Jagdpagen, Leibjägern und Leibschützen begleitet. Nach diesen folgen die Jagdchaisen mit Dero Gemahlinn, Prinzen und Prinzessinnen, und Hofdamen, und hinter diesen eine Suite von Hofbedienten, welche den ganzen

Zug beſchlieſſen. Alſo gehet der Zug fort bis hin zur Aſſamblee, woſelbſt ſich ſowohl die hohen Herrſchaften, als die ſämmtliche Suite, vom Höchſten bis zum Niedrigſten, mit dem Frühſtücke erfriſchen. Nach gehaltenem Frühſtücke wird nach dem Hirſche hingezogen und gejagt, wie bereits bey dem Worte Parforcesjagd umſtändlicher gemeldet worden.

Nach vollendeter Jagd retournirен ſie nach Hauſe, aber nach dem Jagdpalais, woſelbſt ſodenn offene Tafel gehalten, und auch die Jäger dabey ſehr wohl tractiret werden. Bisweilen müſſen auch die Jäger mit denen Parforcehörnern dabey eine Geſundheit nebſt andern Jagdſtücken blaſen. Endlich wird dieſer Tag auch mit anderer Muſic und Luſtbarkeit beſchloſſen. Den andern Tag wird ein Klopf- und Treibjagen; den dritten Tag Galla oder Aſſamblee bey Hofe; den vierten eine Sauhatze, oder ſonſt ein deutſches Jagen; den fünften eine dem Könige oder Fürſten beliebige Luſtbarkeit; und den ſechſten gemeiniglich wieder ein Klopfjagen gehalten; der ſiebende aber, oder derjenige, an welchem ein Sonntag einfällt, iſt ein Ruhetag; und am achten wird nochmals eine Parforcejagd gehalten, und mit ſelbiger zugleich die ganze Jagd in dieſem Jahre beſchloſſen; wie dann auch an allen Höfen, wo eine Parforcesjagd oder Equipage befindlich iſt, dieſes Hubertsfeſt, wohl nicht ganzer acht Tage, dennoch der Hubertstag ſelbſt auf die vorbeſchriebene Weiſe feyerlich begangen zu werden pflegt.

Sanddorn, Weidendorn, eine Staude, ſo bis Manns hoch wächſt, auch wohl zu einem Baum gezogen werden kann. Er hat zähe Aeſte, lange und ſchmale Blätter, die oben grün und unten weißlicht ſind. Seine Frucht ſind gelbe runde Beerlein, die traubenweiſe beyſammen ſitzen, ſauer und herbe am Geſchmack, und inwendig mit einem Körnlein verſehen ſind. In Oberdeutſchland am Rhein und an der Donau wächſt er häufig. An andern Orten aber wird er zur Luſt in Gärten gehalten, und durch ſeine Schößlinge fortgepflanzet.

Sander, Seebarſch, Seeparſch, Nagmaul, Zander, lat. Lucio, Perca, iſt ein länglichter und mit ſcharfen Schuppen bedeckter Fiſch, hat einen ſchmalen Kopf, ſtarken Leib, blaulichte Floßfedern, auf dem Leibe hin und wieder ſchwarze tippte Flecken, und Zähne zum Rauben; daher er auch unter die Raubfiſche gezählet, und dem Hechte verglichen wird, welchem er doch aber an denen Schuppen nicht ſo, als was den Kopf anbetrift, gleichet; dem Leibe nach hingegen ſiehet er wie die Bärſche aus. Seine Augen ſind weißlicht, die Schuppen rauh, das fleiſch zart, wohlſchmeckend und geſund. In der Oder oder Spree, mithin in der Lauſitz und im Braudenburgiſchen, Pommern und Preuſſen giebt es dergleichen Fiſche viel, öfters einer Ellen lang, und ein gewiſſer

gewisser Schriftsteller versichert, daß die Sander auch in Sachsen an einigen Orten in Teichen, worinnen viel Schlamm, bey denen Karpfen fortgebracht und erhalten würden, damit sie diesen einen Weg zum Durchgehen im Schlamme machten, nachdem ihre Art seye, beständig wie die Schweine zu wühlen. Seine Laichzeit fällt in den April, da er eine grosse Menge Brut bringet.

Er wird gekocht, geräuchert und eingesalzen; frisch ist er jedoch am delicatesten, und das ganze Jahr über gut. Besonders pfleget man ihn ganz zu kochen, und mit einer klaren Butter- oder Senfbrühe zu begiessen. Wenn er Scheibenweise zerschnitten, und etliche Stunden mit Salz eingesprengt gelassen wird, kann er zu der Delicatesse eines Schellfisches gebracht werden. Soll er gebraten werden; so muß man ihn vorhero schuppen, überzwerg zerschneiden, salzen, an einen Fischspieß stecken, auf den Rost legen, und mit Butter bestreuseln. Eine Citronenbrühe von Wein und kleinen Rosinen schickt sich auch sehr wohl dazu. Nachdem er geschuppet, gesotten, aus der Brühe geleget, kalt und mit Petersilie bestreuet worden, schmeckt er nebst einem feinen Essig gar angenehm.

Sandfelchen, s. Gangfische.

Sandgangfische, s. Gangfische.

Sandhüner, s. Brachvogel.

Sandläuffer, s. Grießhuhn.

Sandweiden, s. Hegerweiden, Weide.

Sangfinken, s. Sechsständer.

Sangheerd, ist eine Art von Vogelheerden, auf welchen man nur denen grossen Sangvögeln zu stellen pfleget. Die Vogelsteller machen eigentlich dreyerley Unterschied unter denen Sangheerden. Als da haben sie erstlich die Sommerheerde, auf welchen sie mit dem verhaltenen Gesange stellen; zweytens die Herbstheerde, auf die fremden Halbvögel, Weindrosseln, Meeramseln, Krammetsvögel und dergleichen; und drittens Winterslagerheerde, auf erstgedachte Krammetsvögel. Auf dergleichen grossen Sangheerden müssen die Büsche, welcherley Art man auch von solchen gebrauchen will, gar leicht und einzeln, und nicht zu dicke, wie auf die Herbstheerde, gestecket werden. Ferner machet man vor die Gräblein der Garne, so lange sie sind, auf jede Seite ein schwankes rundes Stänglein, nicht gar vier Querfinger oder einer Hand hoch von der Erden; darauf sitzet der wilde ankommende Vogel gar gerne, und höret dem Gesange fleißig zu. Zu denen Läufern, und an statt der Bügel, welche zu denen Herbstheerden gebraucht werden, wird nach der Länge der Garne ein feiner Seimen stark gespannet; an aber in dem Stänglein gehet ein Ringlein, daran wird der Läufer angemachet, also, daß er daran weitläuftig hin und wieder schweiffen kann. In der Mitte des Busches aber wird gleichwohl noch ein Läufer an einen Bügel gemacht. Zu diesen Heerden muß man sich eine

gute

gute Gelegenheit ansehen, als etwan im Wald einen ziemlichen Wiesengrund, so mit einem Thale oder kleinen Grunde nach dem Holze zustreichet, und sein zu Anfang einer Höhe, nachdem sich nemlich der Strich lenket. Giebt es keine Bächlein da; so muß man etliche ausgehölte Klötzgen, oder Scherblein in die Erde und Heerde graben, damit ein wenig Wasser darein gegossen werden, und stehen bleiben könne. Man muß diese Heerde fleißig abwarten, und frühe vor Tage ausgehen, daß, wenn die Heerde itzund weit abgelegen sind, man fast noch vor Tage aufstellen, die Lockvögel zurechte setzen, und die Läufer anbinden, speisen und tränken könne. Wenn viele fremde Vögel vorhanden, und im Anzuge sind; so darf man um etlicher weniger willen, so etwan einfallen, nicht alsbald ziehen, damit nicht solchergestalt die andern verschlagen werden. Wo sie aber nicht fort wollen; so nimmt man mit, was man bekommen kann.

Die groben Sangvögel fingen auf diesen Sangheerden aufs längste nur sechs Wochen. Wer nun solche gar zeitlich um den Johannis- oder Margarethentag anzustellen willens ist, der soll billig solcher Sangvögel, als Amseln, Drosseln und Ziemer, fein viel, etwan bey zwölf und mehr Stücken einsetzen, und im Anfange nur die Helfte aus dem Finstern langen; hingegen, wenn dieselben vier bis fünf Wochen lang gesungen haben, und etwas anfangen nachzulassen, kann man alsdenn wieder frische Vögel aussetzen; und auf solche Weise können dergleichen Sangheerde fast bis zum angehenden Herbste gebraucht werden. Weil aber diese groben Vögel im Einsetzen sehr trauren; so muß man sie sonderlich wohl warten, und ihnen bey Zeiten Ameisen mit den Eyern, wie auch geflossenen Mohnsaamen oder Hanf, bisweilen unter das Fressen mengen, auch den Gestank und Unflat von ihnen hinweg schaffen, und in einem Napfe etwas Wasser hinsetzen, damit sie sich bey hitziger Zeit baden können, oder man muß sie wenigstens mit frischem Wasser besprengen. Im Stellen werden die Lockvögel mit dem verhaltenen Gesang, jede Gattung gleich gegen einander über, gehencket, als Amsel gegen Amsel, Drosseln gegen Drosseln u. s. f.

Sanglier, s. Schwein.

Sangouin, s. Affe.

Sangvögel, heissen diejenige Vögel, so zur Zierde oder zum Vergnügen in denen Stuben gehalten werden; dergleichen sind Canarienvögel, Lerchen, Finken, Stieglitze, Meisen, Häuflinge, Nachtigallen ꝛc. Diese letztern hängt man in ihrem Käfig an das Fenster, und befestiget ausserhalb demselben einen finstern Beykäfig, damit sie durch eine ausgebrochene Fensterscheibe ihren Gang haben können. Denn dieser Vogel hat Belieben, bey Nachtzeit lieber in freyer Luft, als im Hause zu singen. Sodann werden auch diejenigen Sangvögel genennet, welche auf den Vogelheerden zum Locken gebraucht werden; von denen unter denen Wörtern Gelock, wie

wie auch im vorstehenden Artikel Saugbeerd, Lockvogel und Ruhrvogel, Nachricht ertheilet worden.

Sanſonnet, ſ. Staar.

Sapin, ſ. Tanne.

Sarcelle, ſ. Brückente.

Sarda, ſ. Sardelle.

Sardelle, lat. Sarda, Sardina, iſt ein kleiner Fiſch, mit einem goldfarbenen Kopfe, einem grünen und blauen Rücken und weiſſen Bauche, ſonſt aber dem Heringe ganz gleich. Weil nun dieſer Fiſche beſte Art in dem mittelländiſchen Meer, und abſonderlich bey der Inſel Sardinien in Menge gefangen werden, ſo hat man ihnen auch daher den Namen *Sardini* oder Sardelle beygeleget. Im May, Junio und Julio ſtreichen ſie haufenweiſe, und werden an denen franzöſiſchen und italiäniſchen Ufern gefangen und eingeſalzen, hernach aber in kleinen Fäßgen zu uns gebracht, da ſie denn zwey Jahr dauren können. Die aus Frankreich und Portugall zu uns gebracht werden, ſind mehr unter dem Namen der *Anſchovis* oder *Anchois* bekannt, und von den andern, ſo aus Italien, inſonderheit von Livorno kommen, und eigentlich Sardellen heiſſen, darinne unterſchieden, daß ſie viel kleiner, und ihnen die Köpfe abgeſchnitten ſind. Beyde, wenn ſie friſch und gut ſind, müſſen hart, auswendig weiß, inwendig aber röthlicht, und wenn das Fäßlein geöfnet wird, nicht übelriechend ſeyn. Sie werden mehrentheils roh gegeſſen, nachdem man ſie nach der Länge geſchnitten, das Fleiſch von den Gräten abgezogen, und vor Leckermäuler in Wein geweichet, ſonſt aber gewöhnlich in Waſſer oder Milch geleget, damit die Salzigkeit ausgezogen werde, hernach mit Eſſig, Baumöl, Pfeffer, Capern, Granatenkörnern, und klein geſchnittenen Citronenſchalen, wie einen Salat zugerichtet hat. Man kann ſie aber auch ſieden, und in allerhand Brühen, wie auch im Geflügel, zum Beſtügel, Spanferkeln und Fiſchen gebrauchen, ſolches damit zu würzen. Sie ſchärfen den Geſchmack, erwecken Appetit, ſind viel zärter als die Heringe, und werden für geſund gehalten. Einige pflegen auch wohl die Engelländiſchen u. Norwegiſchen kleinen Sprotsheringe an deren Stelle zu gebrauchen, oder nehmen gar geſalzene Heringe, wäſſern ſie in Wein oder Milch, ſchneiden länge und platte Stücklein in Sardellengröſſe daraus, und übergieſſen dieſe mit Oel und Eſſig, ſtreuen Pfeffer und ſpaniſchen Hopfen darüber.

Sardina, ſ. Sardelle.

Sattel, iſt ein Werkzeug auf denen Rüſtungen und Schneppern, womit alljährlich an vielen Orten das Stangenvogelſchieſſen, vermittelſt unterſchiedener Kronenholzen geſchiehet, aber auch, nach dem Pappen gemachten und gemahlten Blättern oder Scheiben, die durch einen hölzernen Nagel an ſtehende Schießwände befeſtiget ſind, mit ſpitzigen Pfeilern geſchoſſen wird. Dieſer Sattel iſt von Helfen- auch anderm Bein, quer über die Röſte, darauf die Sehne hinſchläget, ein-

eingeſchoben, und in der Mitten etwas tiefrund ausgefeilet, darauf der Bolzen ein wenig höher von der Nuß abzuliegen kommt, und mit ſeinen Federn, beſonders an der Säule, dergleichen Rüſtzeug nicht anſtreifen kann, wenn losgeſchloſſen wird, wodurch man das Flattern der Bolzen verhindert, und ein accurates Schieſſen werkſtellig macht.

Satz, Karpfenſatz, Sätzlinge, Setzlinge, wird ein dreyjähriger Karpfenſaamen genennet, welchen man aus denen Streckteichen gefiſcht, und wieder zum Gewächs ausſetzet, daß Karpfen daraus werden, ſiehe Karpfen. Wenn man den Satz vor ſeine Teiche ſelber erzeugen und haben kann; ſo iſt es der Gewißheit halber um ſo viel deſto beſſer, und hat man ſich keines Betrugs dabey zu befürchten. Denn wo man denſelben anderswo ſuchen und kauffen muß, wird man bisweilen ſehr betrogen, und vor dreyjährigen oft vierjähriger, auch wohl verbutteter und ganz verſeſſener Saame mit untergeſchoſſen und verkauft. Kann man es aber ja nicht anderſt machen, und man muß den Saamen kauffen; ſo ſoll doch ein jeder ſich nicht alleine vor dem Betruge vorſehen und hüten, ſondern er hat ſich auch noch dabey nach ſeiner Teiche Gelegenheit zu richten. Denn wo man Teiche in gar geringem Boden liegen hätte, ſoll man keinen Saamen, der aus gutem und ſtarkem Boden kommt, kauffen, und denſelben in gedachte ſeine ſchlechte Teiche ſetzen. Denn ſolcher Satz würde der ſchlechten Nutzung halber ganz verſitzen, und nirgend hinwachſen wollen. Derowegen iſt es allezeit am zuträglichſten, daß der Saame aus geringerem Boden in beſſern geſetzt werde; ſo pfleget er ſich nachmals auf guter Weide wohl zu füttern und zu wachſen. Und wo auch gleicher Boden iſt, da mag der Saamen von gleichen Teichen auch wohl umgeſetzt werden. Der Satz ſoll ferner halbpfündig ſeyn, d. i. ein jeder Sätzling oder Satzkarpfe ſoll ein halb Pfund wägen, und zwiſchen dem Kopf und Schwanze einer guten Spanne lang ſeyn; einen kleinen breiten kurzen Kopf, vor welchen die Augen ein wenig heraus liegen; einen dicken Bauch, hohen Rücken, weißlichtglänzende Schuppen und rothe Floßfedern haben, auch der ganze Leib mehr breit, als lang, ſcheinen; was aber einen groſſen Kopf, einen langen, geſchlanken und ſchmalen Bauch, auch gelbe, bleiche und todtenfarbene Schuppen und Floßfedern hat, damit ſoll man ſich unverworren laſſen.

Den Satz, wenn es nicht die höchſte Noth erfordert, daß man es im Herbſte thun muß, pfleget man am beſten im März oder April, und ſo bald nur das Eis von den Teichen vergangen iſt, im dritten, vierten, fünften oder ſechsten Tag des Neuen Mondes, frühe an einem ſchönen und ſtillen Tage, auszuſetzen, und läſſet man denſelben alſo auf einen oder zwey Sommer ſtehen und wachſen; ſo werden rechte Karpfen daraus, und werden die, ſo nur einen Sommer geſtanden haben, einſömmerige,

mensige, die andern aber, so etwan länger darinnen bleiben, zwey- oder dreysömmrige Fische genannt. In gar neuem Boden oder neugehaueten Teichen soll man den Satz oder den dreyjährigen Saamen nur auf einen, und nicht auf zwey Sommer aussetzen. Denn sie pflegen sonst gerne darinne zu streichen, und sich dagegen im Wachsen nichts zu ergeben. Wie viel Schock vom Satze eigentlich auf einen Acker, Morgen, Jauchart, oder Tagwerk Teiches ausgesetzt werden müssen, lässet sich nicht gewiß bestimmen. Denn die Feld- oder Teichmasse sind sowohl, als der Grund und Boden derer Teiche, sehr unterschiedlich, und muß man sich derer erstern halber, nach eines jeden Orts Gelegenheit, und ob der Acker, Tagwerk oder Morgen u. s. w. groß oder klein; in Ansehung des Bodens aber nach dessen Beschaffenheit, richten, ob er fett oder geringe ist; ob von nahe gelegenen Feldern und Triften das Regenwasser und die abfliessende Feuchtigkeit hinein schiessen könne, als wovon die Fische eine sehr gute Nahrung haben, maßen auf einen jeden Acker oder Morgen eines solchen Teiches gerne ein halb Schock und mehr an Satz gerechnet werden kann, als auf den Acker eines Teiches, welcher von mittelmäßiger Güte ist.

Insgemein pfleget man, wo der Boden gut ist, auf einen Acker oder Morgen Saewerk, d. i. 300 gevierte Ruthen Leipziger Maasses 3 Schock dreyjährigen Satzes; ist der Boden aber etwas geringer, drittehalb, auch wohl nur zwey Schock zu nehmen. Und kann sich die Wissenschaft davon ein sorgfältiger Hausvater gar leicht zuwege bringen, wenn er bey dem Ausfischen eines jeden Teiches gute Acht hat, ob die Fische wohl gewachsen sind, oder nicht, daraus er neben Gegeneinanderhaltung anderer dabey vorkommender Umstände abnehmen kann, ob er inskünftige den Satz an der Zahl vermehren, oder vermindern könne. Wegen des Abgangs müssen bey jedesmaligem Besitz, auf ein jedes Schock wenigstens fünf Sätzlinge mehr zugeworfen werden, um so viel, als möglich, die Zahl des Einsatzes voll zu erhalten. Mit dem Satze muß so sachte, als möglich, umgegangen, derselbe in den Fässern, daß er sich nicht mit den Schuppen aneinander reibe und davon leicht sterbe, nicht zu gedrange und voll gefähret, auch nicht des Mittags in grosser Hitze, sondern frühe Morgens, wenn es fein stille und kühle ist, versetzet, auch nicht zu jählings in die Tiefe der Teiche hinein geschüttet werden. Denn der Satz, weil er sich ohnedem im Führen ganz abgeschlagen, und hin und wieder im Fasse zerstossen hat, auch durch das Schütteln und Rütteln ganz dummlicht geworden, kann sich sodenn in der Tiefe nicht so bald wieder erholen, sondern muß in diesem Falle mehrentheils ersticken und umkommen. Also soll man den Saamen bey dem Aussetzen vielmehr in den seichtesten Theil des Teiches führen und tragen, daß er um so viel eher nach und nach wieder zu sich selber kommen könne.

Satzhase, ſ. Haſe.

Satzkarpfen, ſ. Satz.

Satzpappelweiden, ſ. Pappel.

Satzſtangen, ſ. Pappel.

Satzweiden, ſ. Weide.

Sau, Säue, Sauen, heiſſen nach der Jägerſprache das ſchwarze Wildpret. Der Eber heißt ein Schweinſau oder Sausſchwein, ein hauend Schwein, oder auch ein Kenler; die Mutter aber eine Bache, welche ſetzet. Ein Saujagen iſt ſo viel, als Schweinhetze, ſ. Schwein, Schweinmutter, Schweinsjagd.

Saubeller, Sauſinder, eine Gattung von Jagdhunden, ſo ein Schwein in ſeinem Lager aufſucht, und anwackt oder beſtätiget, mit ſeinem Laute anmeldet, und mit Herumſpringen ſo lange aufhält, bis ihm der Jäger mit einem Schuſſe beykommen kann. Ein ſolcher Hund ſoll von mittelmäßiger Gröſſe und brauner oder ſchwarzer Farbe ſeyn, als welche Art hierzu am bequemſten abzurichten iſt. Die Jäger nehmen mehrentheils einen Schweiß- oder Schießhund darzu. Sonſt haben auch insgemein die Wildhüter, welche, wo groſſe Gehäge ſind, das Getreide im Felde bey der Nacht bewachen, und das Wild abjagen müſſen, die beſten Hunde zu ſolchem Dienſte, weil ſie auf die wilden Sauen gleichſam ſchon eingehetzet ſind; und ob ſie ſchon ſchlechte Bauerhunde ſind, werden ſie dennoch durch die Gewohnheit dazu gebracht. Sie müſſen von Jugend auf insbeſonderheit ſchwarze, obgleich zahme Sauen, anzubellen und zu hetzen gewöhnet werden, dabey man ihnen, wenn man es haben kann, in ihrem Frase den Schweiß von wilden Sauen geben ſoll, um ſie deſto begieriger zu machen, damit ſie nichts anders als die wilden Sauen ſuchen, und wenn ſie dergleichen gefunden, vor ihnen ſtehen, und ſie mit Anſchlagen verrathen. Alle andere Spur aber von Hirſchen, Rehen, Füchſen und Haſen iſt ihnen mit allem Fleiß abzugewöhnen. Jedoch zu Dächſen, Mardern und Iltiſſen können dieſelben allenfalls auch gebraucht werden. ſ. a. Sauräden.

Saueiſen, ſ. Fangeiſen.

Saufang, Saugarten, iſt ein ziemlich groſſer, mit ſtarken eichenen Zaunpfählen eingefangener Platz in einem groſſen Walde, worinnen ſich die wilden Sauen, auf vorhergehende Kirrung, ſelbſten fangen, und nicht wieder zurücke heraus können. Ein ſolcher Saufang wird folgender Geſtalt angeleget: Wenn man einen Ort im Walde hat, allwo in der Nähe herum Erdmaſt, warme Brüche, und groſſe Dickichte, Ameishaufen, Farrenkraut, und allerhand Wurzeln zu finden, ſonderlich auch warme Queſſwaſſer vorhanden ſind, und daſelbſt alles dichte mit Haſelſtauden, Buchen und Eichen ganz wilde verwachſen iſt, und düſter ausſiehet; ſo kann man daſelbſt einen Saugarten, ſo groß man ihn haben will, oder wie es die Gelegenheit des Orts und der Gegend leidet, in das Gevierte anlegen, und ſolchen mit einem ſtarken

flachen eichenen Zaune und hellem Reithholze verflechten. Wo aber die Flügel zusammen gehen, muß auswendig ein flacher Berg aufführet, inwendig aber die Helfte des Zaunes, und der starken eichenen Planken glatt gehobelt, flach und abhängig ſeyn. Damit nun die Sauen dieſen Aus- und Eingang gewohnen; ſo müſſen allezeit über dieſen Einſprung Brücken von Schalholze, dem flachen Berge gleich geleget, und dieſelben, um ſie dahin zu gewöhnen, mit Eicheln oder Buchekern auf die Flügel gestreuet werden; in den Garten aber wird Mais, Gerſte, Erbſen, oder anderes Getreide und wildes Obſt geſtreuet, und auf ſolche Weiſe laſſen ſie ſich leichtlich gewöhnen.

Wenn man hierauf des Herbſts, ſo viel möglich, Maſt geſammelt, und der Sauen Wechſel verſpüret hat; ſo thut man die Brücke hinweg an einen beſondern Ort, und ſchäft in dem Garten zwey mäßige lenzende wilde Bachen, welche ihre Wälzerungen ſtark vor ſich geben, zumal da die Schweine ohnedem hitzig und geil ſind. Wenn nun ein ganz Rudel Sauen über die Flügel wechſelt, und die geſtreueten Eicheln findet, gehen ſie den Flügeln nach zum Einſprunge; und wenn ſie auf den Berg kommen, und die andern Bachen hören und wittern, auch vor ſich einen niedrigen Abſprung ſehen, ſpringen ſie hinein; und wenn eines den Anfang macht, folgen die andere alle nach. Sie können aber nicht wieder zurücke heraus, weil ſie auf den eichenen Pfoſten oben dem Einſprunge, nicht fuſſen können, ſondern abgleiten, und alſo gefangen bleiben müſſen. Sollen ſie zu fernerer Jagdbarkeit lebendig eingeſangen werden; ſo darf man nur von einer Ecke zu der andern einen Flügel machen, das Garnetze dahin ſtellen, und dieſelben alſo lebendig einfangen. Doch muß ſolcher Ort von allem andern Jagen und Schieſſen verſchonet ſeyn, weil ſonſten alle angewandte Mühe vergebens ſeyn dürfte. Inwendig muß man vor die eichenen Pfoſten einen Graben von zwey Ellen tief machen, und ihn mit Stäuchern zum Blendwerke beſtecken.

Saufinder, ſ. Saubeller.

Saugarne, Saunetze, Schweinsnetze, ſind abſonderlich zur Schweinsjagd geſtrickte Netze, deren ein jedes achtzig gedoppelte, oder hundert und ſechzig einfache Waldſchritte ſtellet. Weil öfters ein ſtark Rudel Sauen von Bachen und Früchtingen in vollem Rennen zugleich und auf einmal hinein laufe, und alſo ein ſolches Netze ſehr Bruchreich ſeyn muß; ſo ſoll man es zum wenigſten dreyfach Maſchen hoch machen, und dieſe über der Rückhaut fein beſte ziehen. Das Model der Maſchen iſt ſechs Zoll lang, und ſechs Zoll breit. Die Furkeln ſollen ſo ſtark, wie die zu Hirſchnetzen, jedoch weit niedriger, als dieſelben, und dritthalb Ellen lang ſeyn, weil die Sauen nicht überſpringen, ſondern nur in der Dummheit gerade zu laufen und durchbrechen wollen; das gegen aber kann das Rothwild weit beſſer überſetzen, und

werden diese Netze eben auch, wie die Hirschnetze, fein gerade mitten auf die Flügel gestellet. Damit es aber fein geschwinde mit dem Netzestellen zugehen möge; so müssen hierzu bey jedem Flügel wohl acht Mann seyn, nehst zweyen Zeugknechten, als zwey, welche das Netz im Abstehen abschlagen; zwey Mann mit Schlägeln, welche die Hefftel einschlagen, zwey Mann, so mit den Eisteln oder Pfahleisen Löcher machen, und zwey Mann, die Furkeln zu setzen. Die Ober- und Unterleinen müssen stark angezogen, und, wo möglich, an Bäume gebunden werden; sonsten, wenn, wie gemeldet, starke Sauen einbrechen, reissen die Hefftel öfters aus der Erden, und die Sauen lauffen davon. Diese Netze haben auch ihren Nutzen, wenn die Sauen in das Enge getrieben sind; denn alsdenn können solche Netze inwendig im Jagen an den Tüchern herumgestellet, und oben auf die Furkeln geleget werden, so weit als man mit Netzen reichen kann; nur muß der Busen fein glatt ausgezogen werden, daß die Netze an den Tüchern steif stehen, und die Sauen nicht durchschlagen können. Denn wo die Tücher bloß stehen, heuen sie bald Löcher hinein, und fahren durch; wo aber die Netze abwehren, bleibet es nach.

Saugarten, s. Saufang.

Saugloch, wird bey dem Dachs der Ort zwischen dem Weydloch und Schwanze genennet, wodurch er des Winters, da er in seinem Bau bleibet, das im Sommer angelegte Fett aus sich heraus saufet, mit welchem zur Winterszeit seine Nahrung ist, s. Dachs.

Sauhatze, s. Schweinsjagd.

Sauhetzen, s. Schweinsjagd.

Sauhunde, s. Saubeller, Saurüden.

Saujagd, s. Schweinsjagd.

Saukasten, ist ein Behältniß, darinnen ein wilder Schwein von einem Orte zum andern lebendig gebracht werden kann. Er wird wie ein Bären- oder Hirschkasten, jedoch nach Proportion der Schweine niedriger, von starken eichenen Brettern gemacht, mit eisernen Bändern wohl beschlagen, vorne und hinten mit zwey Schubthüren, und starken eisernen Ringen zum Auf- und Abladen versehen, und inwendig eine Krippe, mit Eicheln zu füttern, hineingemacht. Der Kasten muß auswendig grün angestrichen, und Sauen darauf gemahlet werden. Wenn man Sauen darinnen an Ort und Stelle geführet hat, ziehet der oben auf dem Decke stehende Mann beyde Zugthüren auf, und rühret das Wild an das Hindertheil; so fähret es heraus, ohne daß es ihm den geringsten Schaden zufügen kann. In einem solchen Kasten können auch Wölfe geführet werden.

Saule, s. Weide.

Saumon, s. Lachs.

Saunetze, s. Saugarne.

Saurüden, eine Art starker Jagdhunde, welche zur Schweinshatz gebraucht werden. Dazu werden öfters gemeine Bauerhunde, wie man sie bey denen

Fleischern, Hirten und Schäfern mehrmals antrift, genommen. Weil die jungen Hunde allzu unvorsichtig anfallen; so muß man lieber zwey- oder dreyjährige alte eingehetzte Hunde dazu nehmen. Es pflegen etliche diesen Saurüden oder Hatzhunden Schellen an die Halsbänder anzumachen, damit das Schwein gegen die Hunde sich nicht zur Wehre stellen möge. Sie können auch wohl der Bachen und Frischlinge mächtig werden; aber die Keuler thun ihnen bisweilen grossen Schaden. Wenn dieser Hunde etliche beysammen sind; so haben sie mehr Courage, und werden lieber ein grosses Schwein mit eifriger Begierde verfolgen, ob sie ihm wohl nicht etwas anhaben können. Sie dauren aber selten lange, und werden nicht alt, weil sie öfters von den hauenden Schweinen ganz zu Schanden geschlagen werden. Es ist auch daher besonders gut gethan, wenn ein Jäger, so oft er Saufen zu pürschen oder zu hetzen ausgehet, allemal eine schneidende Hähnadel und Seide bey sich führet, damit er, wenn etwa ein Hund geschlagen wird, selbigem die Wunde sogleich heften kann, indem sie sodann sauberer heilt, wenn sie gleich so frisch gehaftet wird, wie selbige aber sodann weiter zu curiren, ist bey dem Worte Hundekrankheiten zu ersehen. Die sogenannten Pommerischen Saurüden sind rauch, langhärig und dauerhaft, packen an, und folgen auf den Ball des Finders sehr gut.

Säuselle, s. Hirschgarn.

Sauzeug, s. Netz.

Saxe, s. Weide.

Scarabæus, s. Käfer.

Schaafhoeden, s. Schierholz.

Schäften der Leinen, s. Leinen anbinden.

Schälen der Bäume, s. Rinde schälen.

Schaft, s. Stamm.

Schale, s. Rinde.

Schanddeckel, s. Birke.

Schauffelhirsche, werden die guten und starken Damm- oder Elendhirsche genennet, von ihrem breiten Gehörne, welches insgemein zum Unterschied des Gehörnes der edlen oder Rothhirsche Schauffeln heißt.

Scheide, s. Weide.

Scheißbeerholz, s. Schießbeerholz.

Scheit, lat. Segmentum Ligni, franz. *Morceau de Bois fendu*, ist ein grosses aus einem Klotz oder Walze gespaltenes Stück Holz, so man im Ofen oder auf dem Heerde verbrennen will. Was vom Oberholze nicht zum Bauen dienlich ist, wird zu Scheiten geschlagen. Die Scheite aber werden an einigen Orten 2 Ellen, oder 4 Schuh, an andern aber auf sieben Viertel Ellen oder 3 ein halben Schuh, auch wohl nur anderthalb Ellen oder 3 Schuh lang gemacht. Es wäre zu wünschen, daß was vom Oberholze nicht zum Bauen dienlich, zum Scheitholze, so viel man dessen benöthiget, zugerichtet, und solchemnach nicht so viele derer zum Bauwesen dienlichen Stämme dem Verderben des

Feuers zu Theile werden müssen. Da nun aber dieses nicht zu ändern, so haben gute Wirthe um so viel mehr nöthig, dahin zu sehen, welchergestalt ihre Hölzer bey Fertigung des Scheitholzes nicht noch besondern Schaden leiden. Dieses ereignet sich leider mehr als zu oft, wenn bey Fällung der Bäume der Holzschläger keine Vorsichtigkeit brauchet, sondern so anhauet, daß sie dahin fallen müssen, wo junges Holz stehet, und niedergeschlagen wird. Hernach ist besser gethan, die Holzschläger hauen auf der einen Seite den Baum, der fallen soll, nur etwas, z. E. etliche Zoll tief an, und schneiden auf der andern Seite mit der Baumsäge durch; also wird am Stammort, welches das beste Nutzstück des Baumes, nicht so viel in die Späne gehauen, welches an einem dicken Baum auf 3 Viertel Ellen lang Schaden thut. Die Aeste oder Zacken müssen gleichfalls, jetzt gedachter Ursachen wegen, so viel möglich, dicht am Baum mehr abgesäget, als mit der Axt abgeschroten, und die Längen zum Spalten nach richtigem Maasse geschnitten, sodann auch die Scheite nicht allzu groß, noch zu klein gespalten werden. Am ersten leidet bey Markäser, am letztern aber der Käufer Schaden. Ubermaassen zum Klafter grosse Scheite klein gespalten, und wieder aufgesetzt, eine mehrere Höhe von 1 Achtel verschaffet; doch aber ist auch nicht recht, wenn die Scheite gar zu Splitterig gespalten, und also eingeschlagen sind, daß Höhlen bleiben.

Die Klafterschläger sollen ordentlicher Weise vereydete Leute seyn, welche dieses pflichtmäßig beobachten, und auch also das zu Klaftern, Malter oder Schragen, nach jedes Ortes Gewohnheit, einlegen, Kluppel, Wipfel, und was der Kul nicht hält, mit beybringen. Wo dürre, wandelbar, windbrüchig, und zum Wachsthum untüchtig Holz an den Enden, die ihnen angewiesen, vorhanden, müssen sie dasselbe ohne dem grünen aufarbeiten, und anderes ungeschlachtes Holz, welches dem jungen Stammholz schädlich, auch sonst leichtlich verdoret, und versaulet, fällen und schlagen, beydes aber mit dem guten verwungen. Die Klötzer und Walzen müssen nach einem Maasse mit der Säge von einerley Länge geschnitten, nicht zerspalten, und nicht ganz in die Klaftern, hiernächst die Scheite fein dichte in einander, und nicht auf die flache Seite oder Schäfe hoch gelegt werden. Oefters lassen genannte Holzarbeiter alzu lange Stöcke, die doch nur 9 bis 12 Zoll hoch seyn sollen, stehen, und schroten das Holz, so gesäget werden könnte, mit der Axt, wordurch nicht wenig nutzbares Holz zum Versaulen, und Verderb der Axen an den Wagen, und Zerrückung des eingespannten armen Viehes, an Stöcken bleibet, auch wegen des vielen Spänemachens verwahrloset wird.

Die Holzschläger aber brauchen hierinnen grosse Vortheile vor sich, besonders, wenn es Hofes- und nicht Lehnholzschläger sind. Sie machen oftmals nicht allein die Klaftern zu niedrig, und zu schmal,

schmal, sondern wenden auch vielen Fleiß daran, die Scheite recht locker nur gegen- und aufeinander mit der scharfen Ecke, oder mit denen langen Aestenden, dergleichen sie mit Fleiß daran lassen, zu legen, daß manchmal noch ein Scheit darzwischen eingeschoben werden könnte. Es gehöret sich in den Klaftern, zumal wo solche nur einzeln gesetzet werden, von denen an beyden Seiten gerade aufgestellten Stängeln, darzwischen das Holz zu liegen kommt, 2 Einlaggruben, welche die gesetzten Klaftern zusammen erhalten, einzulegen, auch zwar die erste von unten auf einer Elle, und die andere zwey Ellen hoch, welches nur gerade so viel ist, daß sie dürfen zu Hilfe zu haben suchet die Holzschläger Post die allerkrummsten Zwiesel aus, und lassen viel Reiß daran, welches das Einklastern sehr merklich leichtig machen hilft, wodurch jedoch dem Besitzer des Holzes, ein Betrucht der Handdienste, und herunach der Fuhren Schaden zugefüget wird. Unterlagen sollen über dieses nicht von Latten (Latten) und spaltigen Scheiten, sondern dürre Stangen seyn, und die Sorten Holz besonders eingeschlagen werden, damit die Kern- oder Lägerscheite von denen Klötzen besonders, also auch die Stockscheite aus denen ausgerotteten Stöcken, und die Böttigerscheite, so grad und stark gelassen werden, wiederum allein zu stehen kommen, mithin ein Unterschied des gen des Holzweises desto füglicher zu machen ist.

Scheitflösse, s. Flösse.

Scheitholz, lat. Lignum fectum, franz. Bois fecht, heißt holzes mein das in Klaftern gesetzte Brennholz, zum Unterscheid des Bauholzes, obwohl auch die Böttgerscheite dahin gezehlet werden können. s. Holz, Flößholz, Scheit.

Scheithauer, Scheitschläger, Klafterschläger, heisset man diejenigen, so in dem ihnen angewiesenen Oberholze, die zu Bau-, Brenn- oder Böttgerholz bestimmte Bäume fällen, auszeichnen, und was Brenn- und Böttgerholz anbetrift, zu Scheiten schlagen, solche in Klaftern setzen, auch den Abraum auf- und zusammen machen. Ihr Werkzeug bestehet in einer Haumesge, guten Holzart, Beil, und etlichen eisernen und buchenen Keilen, ingleichen Spaten, Schüppen, und Radehauen, zum Ausrotten. Was sie bey dem Scheitschlagen zu beobachten haben, ist unter dem Worte Scheit bereits erwehnet worden. s. a. Holzhauer.

Scheitschläger, s. Scheithauer.

Scheitschlagen, Scheit.

Schellen, durch Gebrauch bey dem Wachtelfang. s. Wachtelfang.

Schellente, s. Ente.

Scherpgenholz, s. Haubeerenholz.

Scheubel, heissen die Jäger, wenn der Hirsch bey hartem Boden, Gras und Erdreich abschiebet. Solches ist so breit, als die Fehrte, und läßt sich ganz heraus heben.

Scheuchen, Scheuchung, heißt das

das Wild durch Anlegung Feuers, oder durch allerhand Zeichen und andere Dinge von den Feldern und Wiesen abhaltet. In der Churſächſiſchen Landesordnung von 1555 iſt verſehen, daß denen Leuten, ſo aus und inner halb der Wildbahn geſeſſen ſind, nachgelaſſen ſeyn ſolle, mit Hunden, ſo keine Jagdhunde ſind, das Wild abzuſcheuchen. Auf gleiche Weiſe pfleget man auch die Sperlinge und andere Vögel von denen Getreidefeldern, wie auch von den Kirſch- und andern Bäumen zu verſcheuchen. ſ. Scheuſal.

Scheuchung, ſ. Scheuchen.

Scheuſal, Scheuſel, lat. Terriculamentum, franz. *Epouvantail*, heißt ein auf dem Felde oder in einem Garten aufgeſtecktes, und nach Gelegenheit entweder mit allerhand zerriſſenen alten Lumpen, oder andern dergleichen Zeug verſehenes Zeichen, um dadurch ſowohl die Vögel, als das Wild zu ſcheuchen und abzuhalten, daß ſie den Früchten nicht Schaden thun. ſ. d. Scheuchen.

Scheuſel, ſ. Scheuſal.

Schied, iſt ein Fiſch, der an Gröſſe und Geſtalt faſt den Nörflingen gleich kommt. Sein Rücken ſiehet bräunlicht, der Bauch aber weiß. Er hat ſchwarze Augen mit einem gelben Umfang, am Bauche 5, und an dem Rücken nur eine Floſſeder. Er hat ſeinen Strich im May und Junio, und iſt ein treflich wohlſchmeckender Brattfiſch, wird aber auſſer der Donau und dem Ammerſee ſonſt in wenig Waſſern gefunden.

Schieſer, ſ. Spaltleder.

Schießbeerholz, Schißbeerholz, Scheißbeerholz, Schißbeerbaum, Scheißbeerbaum, iſt eine Art Buſchholzes, ſo von dem üblen Geruch und Geſchmack der Frucht und des Holzes ſeinen Nahmen führet. Man findet deſſen viererley Arten.

Die erſte Art iſt dunkelbraun, mit weiſſen kleinen Pünktlein auf der Schale bemerket, welches die Pulvermacher wegen ſeiner hierzu ſonderlich dienſamen Kohlen gerne ſuchen, und führet ein Laub faſt wie eine ſaure Kirſche, welches nach etlicher Orten Spitzbäume genennet wird. Unter der braunen Rinde lieget ein gelbes Baſt. Es trägt gelbe Beerlein, deren welchen Beeren erſtlich grün, hernach gelb, und endlich ſchwarz werden, in der Mitten zertheilet ſind, und zwey Körnlein beſchlieſſen. Das gelbe Baſt oder die innere Rinde hat die Kunſt, abzuführen, wie die Rhabarbar, und ſoll dasjenige, ſo von der Wurzel abgeſchälet wird, das beſte ſeyn. Wie denn beſonders die Indianer eine Purganz davon machen, die aber ſtark angreifet. Es wird ſonſt auch wider die Gelb- und Waſſerſucht, verſtopfte Milz, Krätze, und das dreytägige Fieber gebrauchet. Sie muß aber im Frühlinge geſammlet, und im Schatten getrocknet werden. Von der friſchen Rinde und Wurzel wird eine Salbe wider die Krätze gemacht. Das Laub iſt ein Rindsvieh, ſonderlich den Kühen, gut.

Die

Die andere Art trägt schwarze Beere, in Form einer Wachholderbeere, ausser, daß sie in solchen, doch etwas kleinern Träublein, wie die Arlsbeere wachsen. Sein Holz ist beste, auch denen Schustern zu Schuhpflöcken sonderlich angenehm, und die Jäger machen davon Strickennadeln. Sonst wird es auch zu Stielen in die Butterfässer, und von den Büchsenmachern zu Ladestöcken gebraucht.

Die dritte Art, Rothschießbeerenholz, und sonst auch Caltnichen, oder Caltnenberverholz genannt, ist gleichfalls lichtgrau von Schalen, worunter aber eine gelbe liegt, und hat ein Blatt, fast dem Maulbeerblatte gleich, trägt eine, in eben solchen vorgemeldeten Träublein formirte, doch stinkende rothe weisse Beere, welche, gleichwie das Holz, von einem sonderlich starken und dem Menschen sehr unangenehmen Geruche ist. Sonst werden auch diese Beere bey dem Vogelfange, an statt der Eberschenbeeren, gebraucht, wenn diese nicht gerathen. Das Landvolk kochet sie auch, und macht eine Art von Muß davon. Das Holz ist zwar hohl, wird aber von den Jägern ebenfalls zu Strickennadeln gebraucht. Auch braucht es den Pulvermachern zu Kohlen.

Die vierte Art desselben heißt insgemein Arschelbeerbaum, oder grüner Faulbaum, und hat grüne Blätter, fast wie Citronenblätter. Die Rinde desselben gleichet dem Faulbaume; es bleibet aber nur im Strauch. Wenn die Zweige von dem Hirsch unter das Gehörn gerathen, so schädigen sie Mäuler, sind daher an Zäunen nützlich mit einzuflechten. Es mehret sich stark, und ist zur Feuerung nützlich zu gebrauchen.

Schießbüchse, s. Büchse.

Schießen, das Holz, s. Wasen.

Schießen, s. Zu Holze schießen.

Schießgeld, s. Pürschgeld.

Schießhund, s. Pastern.

Schießhütte, vor Füchse, Krähen, Wölfe, s. Fuchsfang, Krähenhütte, Wolf.

Schießhund, s. Vorstehender Hund.

Schießkatze, s. Katzenbüchse.

Schießpferd, Schußpferd, Treibepferd, ist ein zum Waidwerk dergestalt abgerichtetes Pferd, daß es nach dem Willen des Weydmanns den Kopf beständig auf der Erden hält, als ob es graste, auch sich von demselben nach Gefallen vor sich, hinter sich, und auf die Seite treiben läßt, damit man das Wildpret desto leichter hinterschleichen, dessen Merkmale desselben zum Schusse kommen, und es also fällen möge. Es muß aber hierzu insonderheit ein Wallach, und zwar, was die Farbe anbelanget, ein lichtbrauner oder ein Lichtfuchs seyn, weil diese Farben sehr gemein, und das Geflügel oder grosse Federwild derselben am meisten gewohnet ist. Je grösser und höher man das Pferd hierzu haben kann, je besser ist es, damit sich der

das Wild durch Anlegung Feuers, oder durch allerhand Zeichen und andere Dinge von den Feldern und Wiesen abhalten. In der Churſächſiſchen Landesordnung von 1555 iſt verſehen, daß denen Leuten, ſo aus und innerhalb der Wildbahn geſeſſen ſind, nachgelaſſen ſeyn ſolle, mit Hunden, ſo keine Jagdhunde ſind, das Wild abzuſcheuchen. Auf gleiche Weiſe pfleget man auch die Sperlinge und andere Vögel von denen Getreidefeldern, wie auch von den Kirſch- und andern Bäumen zu verſcheuchen. ſ. Scheuſal.

Scheuchung, ſ. Scheucher.

Scheuſal, Scheuſel, lat. Terriculamentum, franz. *Epouvantail*, heißt ein auf dem Felde oder in einem Garten aufgeſteckts, und nach Gelegenheit entweder mit allerhand zerriſſenen alten Lumpen, oder andern dergleichen Zeug verſehenes Zeichen, um dadurch ſowohl die Vögel, als das Wild zu ſcheuchen und abzuhalten, daß ſie den Früchten nicht Schaden thun. ſ. a. Scheuchen.

Scheuſel, ſ. Scheuſal.

Schied, iſt ein Fiſch, der an Gröſſe und Geſtalt faſt den Nörflingen gleich kommt. Sein Rücken ſiehet bräunlicht, der Bauch aber weiß. Er hat ſchwarze Augen mit einem gelben Umfang, am Bauche 5, und auf dem Rücken nur eine Floſſeder. Er hat ſeinen Strich im May und Junio, und iſt ein treflich wohlſchmeckender Breatfiſch, wird aber auſſer der Donau und dem Ulterſee ſonſt in wenig Waſſern gefunden.

Schieſer, ſ. Spilleder.

Schießbeerholz, Schißbeerholz, Scheißbeerholz, Schißbeerbaum, Scheißbeerbaum, iſt eine Art Buſchholzes, ſo von dem üblen Geruch und Geſchmack der Frucht und des Holzes ſeinen Nahmen führet. Man findet deſſen viererley Arten.

Die erſte Art iſt dunkelbraun, mit weiſſen kleinen Punkten auf der Schale bemerket, welches die Pulvermachen wegen ſeiner hierzu ſonderlich dienſamen Kohlen gerne ſuchen, und führet ein Laub faſt wie eine ſaure Kirſche, welches auch etlichen Orten Spilbäume genennet wird. Unter der braunen Rinde lieget ein gelbes Baſt. Es trägt gelbe Blümlein, daraus welchen Bevieten erfolgen einer Erbſe groß, ſo erſtlich grün, hernach gelb, und endlich ſchwarz werden, in der Mitten getheilet ſind, und zwey Körnlein beſchlieſſen. Das gelbe Baſt oder die innere Rinde hat die Kraft, abzuführen, wie die Rhabarbar, und ſoll dasjenige, ſo von der Wurzel abgeſchälet wird, das beſte ſeyn. Wie denn beſonders die Indianer eine Purgan davon machen, die aber ſtark angreifet. Es wird ſonſt auch wider die Gelb- und Waſſerſucht, verſtopfte Milz, Krätze, und das dreytägige Fieber gebrauchet. Sie muß aber im Frühlinge geſammlet, und im Schatten getrocknet werden. Von der friſchen Rinde und Wurzel wird eine Salbe wider die Krätze gemacht. Das Laub iſt dem Rindvieh, ſonderlich den Kühen, gut.

Die

Die andere Art trägt schwarze Beere, in Form einer Wachholderbeere, ausser, daß sie in solchen, doch etwas dünnern Träublein, wie die Aristbeere wachsen. Sein Holz ist beste, auch denen Schustern zu Schuhpflöcken sonderlich angenehm, und die Jäger machen davon Strickennadeln. Sonst wird es auch zu Stielen in die Butterfässer, und von den Büchsenmachern zu Ladestöcken gebraucht.

Die dritte Art, Rothschießbeerenholz, und sonst auch Caldnichen, oder Calidnbeerholz genannt, ist gleichfalls lichtgrau von Schalen, worunter aber eine gelbe liegt, und hat ein Blatt, fast dem Maulbeerlaube gleich, trägt eine, in eben solchen vorgemeldeten Träublein formirte, doch stinkende rothe weisse Beere, welche, gleichwie das Holz, von einem sonderlich starken und dem Menschen sehr unangenehmen Geruche ist. Sonst werden auch diese Beere bey dem Vogelfange, an statt der Eberschenbeeren, gebraucht, wenn diese nicht gerathen. Das Landvolk kochet sie auch, und macht eine Art von Muß davon. Das Holz ist zwar hohl, wird aber von den Jägern ebenfalls zu Strickenadeln gebraucht. Auch dienet es den Pulvermachern zu Kohlen.

Die vierde Art desselben heißt insgemein Kreuzschelbeerbaum, oder grauer Faulbaum, und hat grüne Blätter, fast wie Citronenblätter. Die Rinde desselben gleichet dem Faulbaume; es bleibet aber nur im Strauch. Wenn Wildpret von dem Hetzen unter das Erdreich angegriffen, so schlägt sie Mäuler, sind daher in Zäunen nützlich mit einzuflechten. Es mehret sich stark, und ist zur Feuerung nützlich zu gebrauchen.

Schießbüchse, s. Büchse.

Schiessen, das Holz, s. Waffen.

Schiessen, s. Zu Holze schiessen.

Schießgeld, s. Pürschgeld.

Schießheerd, s. Pastera.

Schießhütte, vor Füchse, Krähen, Wölfe, s. Fuchsfang, Krähenhütte, Wolf.

Schießhund, s. Vorstehender Hund.

Schießkarren, s. Karrenbüchse.

Schießpferd, Schußpferd, Treibepferd, ist ein zum Waidwerk dergestalt abgerichtetes Pferd, daß es nach dem Willen des Weydmanns den Kopf beständig auf der Erden hält, als ob es grastete, auch sich von demselben nach Gefallen vor sich, hinter sich, und auf die Seite treiben läßt, damit man das Wildpret desto leichter hinterschleichen, dasselbige nahe kommen, und es also fällen möge. Es muß aber hierzu insonderheit ein Wallach, und zwar, was die Farbe anbelanget, ein lichtbrauner oder ein Lichtfuchs seyn, weil diese Farben sehr gemein, und das Geflügel oder grosse Federwild derselben am meisten gewohnet ist. Je grösser und höher man das Pferd hierzu haben kann, je besser ist es, damit sich der

das Wild durch Anlegung Feuers, oder durch allerhand Zeichen und andere Dinge von den Feldern und Wiesen abhalten. In der Churſächſiſchen Landesordnung von 1555 iſt verſehen, daß denen Leuten, ſo aus und innerhalb der Wildbahn geſeſſen ſind, nachgelaſſen ſeyn ſolle, mit Hunden, ſo keine Jagdhunde ſind, das Wild abzuſcheuchen. Auf gleiche Weiſe pfleget man auch die Spatzinge und andere Vögel von denen Getreidefeldern, wie auch von den Kirſch- und andern Bäumen zu verſcheuchen. ſ. Scheuſal.

Scheuchung, ſ. Scheucher.

Scheuſal, Scheuſel, lat. Terriculamentum, franz. *Epouvantail*, heißt ein auf dem Felde oder in einem Garten aufgeſtecktes, und nach Gelegenheit entweder mit allerhand zerriſſenen alten Lumpen, oder andern dergleichen Zeug verſehenes Zeichen, um dadurch ſowohl die Vögel, als das Wild zu ſcheuchen und abzuhalten, daß ſie den Früchten nicht Schaden thun. ſ. d. Scheuchen.

Scheuſel, ſ. Scheuſal.

Schied, iſt ein Fiſch, der an Gröſſe und Geſtalt faſt den Nörflingen gleich kommt. Sein Rücken ſiehet bräunlicht, der Bauch aber weiß. Er hat ſchwarze Augen mit einem gelben Umfang, am Bauche 5, und auf dem Rücken nur eine Floßfeder. Er hat ſeinen Strich im May und Junio, und iſt ein treflich wohlſchmeckender Speiſefiſch, wird aber auſſer der Donau und dem Atterſee ſonſt in wenig Waſſern gefunden.

Schieſer, ſ. Spatlerde.

Schießbeerholz, Schißbeerholz, Scheißbeerholz, Schißbeerbaum, Scheißbeerbaum, iſt eine Art Buſchholzes, ſo von dem üblen Geruch und Geſchmack der Frucht und des Holzes ſeinen Nahmen führet. Man findet deſſen viererley Arten.

Die erſte Art iſt dunkelbraun, mit weiſſen kleinen Punktlein auf der Schale bemerket, welches die Pulvermacher wegen ſeiner hierzu ſonderlich dienſamen Kohlen gerne ſuchen, und führet ein Laub faſt wie eine ſaure Kirſche, welches auch etlicher Orten Spitzbäume genennet wird. Unter der braunen Rinde lieget ein gelbes Baſt. Es trägt gelbe büſchlichte, aus welchen Beeren erfolgen einer Erbſe groß, ſo erſtlich grün, hernach gelb, und endlich ſchwarz werden, in der Mitten getheilet ſind, und zwey Körnlein beſchlieſſen. Das gelbe Baſt oder die innere Rinde hat die Kraft, abzuführen, wie die Rhabarbar, und ſoll dasjenige ſeyn, ſo von der Wurzel abgeſchälet wird, das beſte ſeyn. Wie denn beſonders die Spadiante eine Purganz davon machen, die aber ſtark angreifet. Es wird ſonſt auch wider die Gelb- und Waſſerſucht, verſtopfte Milz, Krätze, und das dreytägige Fieber gebrauchet. Sie muß aber im Frühlinge geſammlet, und im Schatten getrocknet werden. Von der friſchen Rinde und Wurzel wird eine Salbe wider die Krätze gemacht. Das Laub iſt dem Rind- vieh, ſonderlich den Kühen, gut.

Die

Die andere Art trägt schwarze Beere, in Form einer Wachholderbeere, ausser, daß sie in solchen, doch etwas kleinern Träublein, wie die Aristbeere wachsen. Sein Holz ist feste, auch denen Schustern zu Schuhpflöcken sonderlich angenehm, und die Jäger machen davon Strickennadeln. Sonst sind es auch zu Stielen in die Butterfässer, und von den Büchsenmachern zu Ladestöcken gebraucht.

Die dritte Art, Rothschießbirnenholz, und sonst auch Calmichen, oder Calmbeerholz genannt, ist gleichfalls lichtgrau von Schalen, worunter aber eine gelbe liegt, und hat ein Blatt, fast dem Maulbeerblatte gleich, trägt eine, in eben solchen vorgemeldeten Träublein formirte, doch stinkende rothe weisse Beere, welche, gleichwie das Holz, von einem sonderlich starken und dem Menschen sehr unangenehmen Geruche ist. Sonst werden auch diese Beere bey dem Vogelfange, an statt der Ebereschenbeeren, gebraucht, wenn diese nicht gerathen. Das Landvolk kochet sie auch, und macht eine Art von Muß davon. Das Holz ist zwar hohl, wird aber von den Jägern ebenfalls zu Strickennadeln gebraucht. Auch dienet es den Pulvermachern zu Kohlen.

Die vierte Art desselben heißt insgemein Kreuzscheidbeerstrauch, oder grüner Faulbaum, und hat grosse Blätter, fast wie Citronenblätter. Die Rinde desselben gleichet dem Faulbaume; es bleibts aber nur im Strauch. Wenn die Zweige von oben herunter das Erdreich angreifen; so schlagen sie Wurzel, sind daher zu Zäunen nützlich mit einzuflechten. Es nehret sich stark, und ist zur Feuerung nützlich zu gebrauchen.

Schießbüchse, s. Büchse.

Schiessen, das Holz, s. Wersen.

Schiessen, s. Zu Holze schiessen.

Schießgeld, s. Pürschgeld.

Schießhund, s. Pantera.

Schießhütte, vor Füchse, Krähen, Wölfe, s. Fuchsfang, Krähenhütte, Wolf.

Schießhund, s. Vorstehender Hund.

Schießkarren, s. Karrenbüchse.

Schießpferd, Schußpferd, Treibepferd, ist ein zum Weydewerk dergestalt abgerichtetes Pferd, daß es nach dem Willen des Weydmanns den Kopf beständig auf der Erden hält, als ob es grasete, auch sich von demselben nach Gefallen vor sich, hinter sich, und auf die Seite treiben läßt, damit man das Wildpret desto leichter hinterschleichen, ohnbemerkt desselben zum Schusse kommen, und es also fällen möge. Es muß aber hierzu insonderheit ein Wallach, und zwar, was die Farbe anbelanget, ein lichtbrauner oder ein Lichtfuchs seyn, weil diese Farben sehr gemein, und das Gestügel oder grosse Federwild derselben am meisten gewohnet ist. Je grösser und höher man das Pferd hierzu haben kann, je besser ist es, damit sich der

Weydemann hinter ihm nicht zu viel bücken darff. Ein solches Pferd nun abzurichten, soll man ihm ein starkes, doch nicht schwerfeld. Tastandband, oder sonst sogenannte Schießleins mit zweyen Zügeln anlegen, die zwey vördern Füsse mit Fesseln schmeissen, und an einem jeglichen Fusse einen Zügel von dem Maulsbande, jedoch anfänglich nicht zu niedrig, binden, damit es erstlich gewohne, und verstehe, was man von ihm haben will. Denn durch solches Binden wird es gezwungen, den Kopf unter sich, und zur Erden zu halten, als ob es grasen oder weyden wollte. Also gebunden soll man das Pferd fort gehen, und wies ihm stille Lehren lassen, wenn es denn stehet, um dasselbige herumgehen, es schmeicheln und klopfen, nachmals wieder einige Schritte vorwärts schreiten, und wenn es also durch die stäte Uebung fortgehet, und stehet, so oft man will, soll man den Hahn am Rohre oder an der Flinte auf- und abziehen, und offtermals schnappen lassen, auch bisweilen nur mit Pulver über dem Pferde losbrennen, damit es des Auflegens oder Schiessens gewohne, und wenn es dazu stille stehet, soll man es caressiren, ihm schöne thun, und ein wenig Kraut oder Haber zu fressen geben; so wird es endlich schon verstehen lernen, was es recht oder unrecht thut. Hat man es nun eine Zeitlang so geübet, daß es alles willig und gerne thut; so soll man ihm die Riemen am Fuß lassen, und versuchen, ob es auch ungebunden grasen will. Und wenn es also mit Niederlassung des Kopfes sich willig und gerne führen lässet; so soll man aufhören, und es auf eins oder einmal nicht zu sehr üben und abmatten oder verdrüßlich machen. Hernach soll man es gewöhnen, daß es sich reiben, und wenden lasse, nach welche Seite man will; und so wie es anfangs einen Schuß leidet, muß man ihm allwege etwas zu fressen geben; so wird es endlich das Schiessen gerne hören, und es willig leiden.

Eine andere Manier ein Schießpferd abzurichten, ist folgende: Man erwählet ein Pferd, so nicht scheu, noch gar zu hitzig, vielweniger untreu ist, sondern das den Schuß von Natur gut verträget. Dieses machet man anfänglich unter dem Reuter im Schritte und Trabe wendig, gelind auf den Zirckeln an Kappzaum, und sowohl um den Pilier, als ohne denselben gerne lehrt und gerecht von Schenkel weichen. Wenn es dieses unter dem Reuter willig thut, alsdenn bringt man es dahin, daß es sich von einem zu Fuß, eben so vor sich, hinter sich, seitwärts, und um die Schule treiben lässet, auch auf der Schiesbalster gelind ist, und sich damit leiten lässet. Hierauf nun muß man ihm den Kopf von sich selbst, als ob es grasete, auf den Boden tragen lernen. Dazu nimmt man gutes Siegelwachs, machet zwey Kugeln, so groß als Tauben Eyer, spannt, nickelt solche Kugeln in eine Blase oder ein reines Tüchlein, ziehet einen hanfenen Bindfaden durch, und machet in der Mitte einen grossen Knoten, damit man die Kugel nach Belieben mögen aus den

Ohren ausziehen können, doch daß ihm ja nichts von dem zunen Wachse in das Ohr falle, als welches dem Pferde sonst höchst schädlich wäre. Von diesen Kugeln nun stecket man in ein jedes Ohr eine, machet sie aber zuvor weich, um sie desto besser hineindrücken zu können; alsdenn legt man ihm die Schießhalfter an, und arbeitet ihm auf der Nase gemächlich damit, so wird es eine oder zwey Stunden lang von sich selbst, und ohne Hülfe des Springgezeugs, die Nase auf den Boden halten, auch den Schuß desto weniger hören, und solchen um so viel lieber vertragen. Wenn man dieses des Tages zweymal treibet; so wird das Pferd, wenn man nur gelinde mit ihm umgehet, und es nicht mit Schlägen menaciret, den Kopf beständig an der Erde halten, auch in wenig Tagen sich zurücke ziehen, und auf die Seite treiben lassen, wie es ihm vorhero unter dem Reuter gewiesen worden. Wenn nun solches Pferd seine Dienste zu thun, ausgeführet werden soll; so muß man solches nicht alsbald gegen das Federwild gerade zu treiben, sondern es im Gegentheil gegen den Wind führen, bald von, bald zu dem Wilde treiben, auch hin und her wenden, damit das Federwild vor dem Pferde sicher gemachet werde; sonsten, wenn es den Wind vom Menschen zu wenig inne wird, stehet es alsbald auf, und die Federn tragen das Fleisch davon.

Schießpulver, s. Pulver.

Schiften, heißt bey den Falknierern, denen Habichten frische Mäusungsfedern ausstecken, wenn sie die alten zu Stücken zerfressen.

Schild, ist bey dem Weydwerke ein Stück Leinwand, darauf eine Kuh, ein Pferd, oder ein Hirsch mit schönen Farben gemahlet ist. Dieses brauchen die Jäger und Hühnerfänger, die Rebhühner damit nach dem gelegten Zeuge zu treiben. Der Schild wird mit hölzernen Stäben auseinander gespannet, und hat oben ein Loch, daß der Hühnerfänger, welcher solchen in den Händen und vor sich her trägt, durchsehen kann. In starkem Winde aber ist die Kuh besser zu gebrauchen, weil man sich an dem Schilde gar zu sehr halten muß, s. Rebhuhn.

Schildente, s. Ente.

Schilfdornreich, s. Dornreiche.

Schindelbaum, Schindelstamm, heisset ein Baum, daraus Schindeln geschlagen werden können. Das Tannenholz tauget hierzu am besten, und noch besser, als das fichtene; nicht sowohl wegen der Dauerhaftigkeit, indem manche fichtene Schindel länger im Wetter, als eine tännene dauret; sondern wegen der Harzgallen, welche in denen fichtenen Stämmen zwischen den Jahren, oft wie ein Thaler groß, verborgen sind. Wenn nun ein solcher Stamm zu Schindeln gespalten wird; so bekommen dieselben dergleichen harzige Risse, welche hernachmals von der Sonnen im Dache ausgeschmolzen werden, und dem Einflusse des Regenwassers und des Schnees dardurch eine Oeffnung machen. Es

muß aber ein guter tüchtiger Schindelbaum gleichſpältig ſeyn, welches der Holzhändler oder Schindelmacher gerecht nennet. Denn wie alle Art Holzes, wenn es zumal in Wetter oder Winden erwachſen, ſich drehet und wimbiſch herumläuft, gleichwie andere rankichte Gewächſe, als Hopfen, Baumwinden, je länger je lieber ꝛc. jedesmal gegen die rechte Hand ihren Anflug nehmen; alſo thut auch dieſes Holz. Gehet nun ein ſolcher Schindelbaum ein wenig gedrehet; ſo iſt er zu Schindeln untüchtig. Dieſes wird ſchnellgehend genennet. Gehet er aber gerade in die Höhe; ſo gehet er gerecht. Hiervon muß er nicht wannicht ſich gewachſen ſeyn. Denn mancher Baum ſpaltet wohl gerecht oder gerade, er iſt aber wannicht, das iſt, er reiſſet nicht gerade hindurch, ſondern ſplittert und faſert ſich bey dem Spalten, und iſt ſolchergeſtalt unbrauchbar. Dieſe beyden Stücke oder Fehler aber kann der Schindelmacher gar bald inne werden, wenn er aus dem Baume ein klein Spänlein eines Fingers lang und einer Hand breit heraus hauet, und ſelbiges ein paarmal ſpaltet. Denn dieſes weiſet ihm gleich die Güte des Baumes, wiewohl dieſe Probe von den Forſtbedienten nicht gerne verſtattet wird. Es muß auch ein zum Schindeln dienlicher Baum nicht Aernäſtig ſeyn, das iſt, wenn er ſtarke Aeſte hat, welche er von Jugend auf getrieben, und die ihm aus dem Kerne gehen. Denn ſolche drücken das Holz nach und nach, daß es nicht gerade oder gleichſpältig bleibet. Es muß er auch keine knotichte Seite haben. Nemlich wenn er etwas krumm an einem Rande heraus, und nach und nach wieder in die Höhe gewachſen iſt; ſo wird die äuſſerſte Seite roth; und wenn man dieſelbe ſpalten will; ſo ſpringet das Holz oder die Späne weg, als wie eine Rübe; und dieſes ſchicket ſich zu Schindeln keinesweges. Es muß auch ein ſolcher Baum nicht Eisklüftig ſeyn, wenn nemlich derſelbe in ſtarken Fröſten von der Kälte dergeſtalt von einander gezogen worden, daß er wie ein verfaulenes Ey von denen Aeſten an, bis in die Wurzel, zerbarſten und zerriſſen iſt, welcher Riß hernachmals in der Saftzeit in der Schaale mit Safte wiederum angelaufen, und zugewachſen. Er muß auch nicht Kernſchälig ſeyn, welches an vielen zumal Tannenſtämmen gefunden wird, und doch am allerwenigſten zu erkennen iſt; indem man davor hält, daß bey ſtarken Winden die Jahre inwendig im Baume zerſchoben werden, welches hernachmals, weil das Holz inwendig allezeit trocken bleibt, nicht wieder zuſammen wächſet, und dergeſtalt ebenfalls zu Schindeln untauglich befunden wird.

Hiernächſt muß der Schindelmacher jedesmal dahin ſehen, daß er ſolches Holz in Gründen oder Winterſeiten ſuche, allwo es ſchattig und maſtig erwachſen iſt. Denn ſolches ſpaltet gemeiniglich gerne, weil es grobjährig, das iſt, wie jedes Jahr die Ringel auf dem Stamme anzeigen, daß es nicht einmal ſo hoch oder dicke, als das, ſo in der Sonne ſtehet, im Safte auf-

ausſetzet; obwohl dergleichen Schindeln im Wetter kurze Zeit dauren, inmaſſen ſolches Holz ſehr porös und ſchwammig iſt, und alſobald vom Regen gefreſſen wird. Es dienet aber das meiſte erwachſene Holz zu Schindeln deswegen nicht, weil es erſtlich ſelten recht ſpaltet, und zwar wegen ſeiner Veſtigkeit und Zähigkeit, die es von der Sonnen erlanget; und hernachmals auch in ſelbigem Holze der Kern mittentheils nicht in der Mitten, ſondern ein Drittheil gegen der Sonnen Aufgang zu, zu finden iſt. Denn die Sonne erhält die Jahre gegen Aufgang und Mittag durch ihren hitzigen Schein kleiner; hingegen aber horniger und härter, als auf der Mord- oder Winterſeiten, allwo ſie den Stamm nicht ſo beſcheinen kann, und dahero der Saft höher aufſteiget, welches der Holzverſtändige bey hohe Seite nennet; wiewohl an dieſem ungleichen Kern hauptſächlich die ſtärkſte Wurzel des Baumes mit Schuld iſt, daß, wohin dieſelbe ſtehet, auf ſelbiger Seiten auch der feiſteſte Saft in den Baum gehet.

Im Königreich Polen werden dieſe Schindeln zwar gebraucht, als man in Deutſchland überflüſſiges Holz hatte, eine gute Wald- und Forſtnutzung. Es iſt auch noch jetzo in ſolchen Gegenden, wo nicht viel Stroh, oder keine Gelegenheit, Ziegel oder Schiefer zu bekommen iſt, gleichwohl aber noch viel Wald und Holz iſt, eine wichtige Nutzung. Allein es wäre doch zu wünſchen, daß ſowohl an dieſen Orten alle Mühe angewendet werden möchte, die Benutzung des Holzes zu Schindeln zu vermeiden, und andere Materialien zu Dächern aufzuſuchen, als auch, daß an denjenigen Oertern, wo wenig oder kein Holz, und wo Ziegel und Schiefer zu haben, alle Schindeldächer abgeſchaffet, ſolchergeſtalt aber nicht nur dieſe wichtige Holzverſchwendung verhütet, ſondern auch der vielen Feuersgefahr, ſo von Schindeldächern entſtehet, dadurch abgeholfen würde. Es ſind auch dahin die in verſchiedenen Ländern Deutſchlandes ausgegangene Verordnungen, alle Schindeldächer abzuſchaffen, zu ziehen. Jedoch könnte man auch in reichen Holzgegenden den Gebrauch der Schindeln einſchränken, und inſonderheit ihre Ausfuhre auf vielerley Weiſe, wie auch in andern Gegenden, die Einfuhre ſchwer machen; wenn man nicht immer das eigene und gegenwärtige Intereſſe dem allgemeinen und zukünftigen Schaden oder Nutzen in ſolchen Sachen vorzuziehen, und bey dem alten zu verbleiben gewohnet wäre.

Schindelſtamm, ſ. Schindelbaum.

Schipgen, ſ. Hollunder.

Schirm, ſ. Jagdſchirm.

Schirmer, ſ. Retter.

Schirrholz, Geſchirrholz, Wagnerholz, wird inſonderheit dasjenige Holz genennet, welches zur Wagnerarbeit dienlich iſt. Dergleichen Holz iſt in allen Landwirthſchaftsgütern, in groſſen und kleinen beſonders nöthig, da läſſet man von Rothbuchen und Birkenſelgen von dem im Winter gehauenen Holze aushauen, und wenn ſolche, 2, 3

Jahr vorräthig stehen, sind sie desto besser. Aus grünen Felgen Räder zu machen, taugt gar nicht. Wenn die Felgen ausgehauen sind, so thut man wohl, daß man solche auf ein paar lange Stangen, die Quer darauf hinlegt, und sodann den Schwefel-Dampf darunter machet, da selbe alles mit Rauch helaufen; so sind sie nicht nur ehender zu verarbeiten, sondern sie dauren auch etliche Jahr im Vorrath zu haben, daß der Wurm nichts schadet. Dergleichen ist auch mit den Aythölzern zu thun, welche man von Eichen, Rothbuchen, Ilmen, Rüstern und Aschen hernimmt. Die Axen, so aus zwey Stück Holz gemacht werden, so zwey- oder vierspältige sind, sind die besten; ist der Baum schon stärker, so ist er nicht mehr so zähe, und schon brüchiger, und die nur rund und ungespalten seyn, halten auch nicht so gut, als die gespaltenen. Zu den Axen am Boden- und Spanger am Hinterwagen, muß man auch vom zähesten Holz, wie kurz vorhero gesagt, nehmen, und nur von zweyspältigen können die Sporn aus dem Ganzen als wie eine Gabel seyn, ist es desto besser. Zu Naben aber soll man nicht ausgetrocknetes Holz nehmen; von grünen Naben und dürren Speichen werden die Räder im Bocke weiter. Denn wenn die dürren Speichen in die grünen Naben eingesetzet werden, so ist ganz natürlich, daß das grüne Holz zusammen trocknet, solchergestalt denn trocknen die Speichen desto weiter, und derber in die Nabe ein, und da die grünen Naben gern aufreissen, so werden solche mit breiten Ringen gebunden, und um desto mehr bindet sich dann die Nabe enger an, daß also die Speichen im Loch vester stehen müssen. Zum Nabenholz ist das beste, Ahorn-, Leunen-, Ilmen-, Rüstern-, und Aschen-, wiewohl gar viele Naben wegen Ermangelung hier benannter Hölzer, von Eichen müssen gemacht werden. Allein wenn eichene Axen und eichene Naben auf einander gehen, so brennt dieses Geschirr gar leicht auf einander, und muß man es denn öfters mit Schmier halten, wenn die Axen und ganze Wagen nicht anbrennen sollen.

Zu Speichen kantiret man junge Eichen, Rüstern, Ilmen und Aschen aus. Eichene Stangen, die aus zwey- und vierklüftige Speichen geben, sind die allerdauerhaftesten, auch sind 8, 10 und mehr klüftige nicht diesen recht auf. Die Wagner oder Radmacher schaffen sich hiezu wohl junge Eichen an, die 6 bis 7 Fuß in der Verhöhe haben, damit sie aus einem Schrote wohl 20 und mehr Speichen herausspalten können, und dieses Holz ist auch nicht so hart und zähe, in der Arbeit zu schneiden, allein es hält auch nicht so lange als jenes, und wann man Speichen 6, 8 Jahr im Vorrath und trocken liegen haben kann, und besonders vorhero, wie bey den Felgen gedacht, desto dauerhafter sind sie.

Zu Deichseln, Langwagen, und Karrnbäumen serviret man Birken, Rothbuchen und Eichen aus, es müssen die selben aber Anfangs nicht ganz über

über und über geschält werden, denn sonst reissen sie sehr auf, sondern an beyden Enden bleibet die Rinde oder Schaale einen Fuß lang völlig dran stehen, und in der Rinde auf der ganzen Stange durch, wird nur die obere grobe oder harte Rinde meist beschnitten, und dann Fleckt- oder Strichweise die Unter- oder Bastrinde bis aufs Holz auch, und setzet man sie alsdann aufgerichtet in die Luft, daß sie nach und nach abtrocknen. Wann sie also etliche Monate gestanden, schälet man sie vollends reine, ohne bis zu beyden Enden, und kann man dieselbe an einem trockenen Orte in Verwahrung bringen.

Zu Leitern, Schwingen, Zuggeschirre, Reife und Maßgelhölzer, nimmt man in Acht, was bey den Speichen angeführet ist, zu Pflugrindels oder Pflugbalken gehören Eichen, Buchen, Birken, und Rüsterstangen, die besten sind die stammenden, die man wie die Letterbäume zurichtet. Grindel, Säulen, Pflughäupter macht man von Eichen, Buchen, Rüstern, Ilmen, Aepfel-, Birnbaum, Aschen, Lennen, und Ahornholze. Pflugstürze oder Pflugbüsche kann man von Weiden, Birken, Eichen, und allerhand zähen Laubholze, machen, was sich nur dazu schicket, und eben so krumm gewachsen ist. Die Streichbretter aus gespaltenen Eichen, und Rothbuchenholze, sind dauerhafter, und gehen glätter, als die von geschnittenen Brettern, desgleichen sind die aus gespaltenen Eichen, Buchen und Aspenholze verfertigte Pflugladen die besten. Eggebalken werden von Eichen, Rothbuchen, Birken, und dergleichen zähen Holze gemacht; es müssen dieselben aber gespalten, und nicht von runden einfachen Stangen seyn, weil letztere im Bohren gerne aufreissen. Zu Eggescheiden ist das beste junge Eichen, Sahlweiden, Patschepen, Rüstern und Aschen. Alle dergleichen Nutz- und Schirrholz ist in den Herbst- und Wintermonaten zu fällen und zu hauen. Denn dasjenige, so vom März bis September gehauen wird, wird nicht nur leichte rissig, sondern es ist auch nicht so beständig, und ist hiervon ganz natürlich dieser Schluß zu machen: Da der Saft des Holzes verdünnet und flüchtig, in allen Theilen des Baumes ist, folglich ist es nicht so zähe und nicht so feste.

Zu Baumpfählen, worann die jungen Bäume im Frühlinge und Herbst angebunden werden können, schicken sich die gespaltenen oder geschnittenen Baumpfähle, in die Linien und nach der Schnur aus besten. Die aus mäßigen Stangen gemachten, sind die dauerhaftesten. Wann aber die Bäume durch Sturmwinde, und dergleichen sehr bewieget werden, widerstehen die ungespaltenen eher, als die gespaltenen, weil diese öfters durch- und abbrechen, sie müssen denn von gespaltenen Eichen seyn. Jedoch dieses nutzbare Holz ist zu andern Sachen zu gebrauchen. Hier verrichten es Kiefern, Fichten, Tannen, Weiden, Espen und dergleichen geschälte Stangen, und werden so lange gebraucht, bis der Baum ohne

Pfahl. Hüten, und sich selbst Thalten Zaun.

Zu Hopfenstangen sind die Kiefern, und nächst diesen die Fichten und Tannen die dienlichsten, allein es können es auch gar wohl die Erlen und Aspen verrichten. Ob nun zwar letztere bey dem Hopfen eher stockigt und brüchig werden; so ist doch besser, man recrutire die Hopfstangen öfters mit Erlen- und Aspenstangen, als daß man mit Schaden die Tangel- oder schwarze Hölzer und Wälder, durch das Hopfstangenhauen, auslichtet. Man schält auch die Stangen nicht reine ab, damit sie nicht so aufreissen, da sich dann in die Risse die Nässe und Regenwasser hinein setzt, und solche bald zum Anstocken bringet, wie dann auch der Hopfen, sich an der noch etwas daran stehenden Rinde, besser hinauf hilft, und anklammern kann, daß er mit seinen Spitzen vom Winde nicht so leicht zurück, und herunter getrieben wird.

Zum Zäunemachen, und Ausbessern, versehet sich ein sorgfältiger Hauswirth auch zu rechter Zeit mit Holze. Diese Zäune werden auf unterschiedliche Art gemacht; als wo man schwarze Hölzer hat, macht man Schleussen oder Splitzäune; dieselben sehen nun wohl gut aus, und können auch 20 und mehr Jahre dauren, wann nur fleißig darnach gesehen, und solche nachgebessert werden. Wo sie aber im harten Anfall des Windes stehen, werden sie bald wandelbar, weil sich der Wind wie in denen Windmühlenflügeln einlegt, wo aber dergleichen Zäune etwas in Geduld stehen, sind sie reinlich und fein anzusehen. Ferner die Vitzäune, so von Kiefern, Fichten, oder Tannästen gemacht werden, sind auch gut, kosten nicht viel, es setzet auch weder das Vieh noch Federvieh so leicht darüber. Wenn man nun die Aeste in Gehauen von den gefälleten Bäumen haben kann, so ist es gut, allein so man selbige von den stehenden Bäumen abschneiden soll, ist es dem Eigenthümer der Bäume höchst schädlich, inmassen hierdurch die Tangel- oder schwarze Hölzer entkräftet, und folglich in ihrem Wachsthume zurück gehalten werden. Noch verwahrsamer aber sind die von Gereen, oder Reise geflochtenen Zäune, wenn solche in rauhen Boden zu stehen kommen. Es werden dazu tüchene Pfähle oder Stücke genommen, recht dichte mit Werstweidereisen geflochten, und oben drauf eine Schicht Querbunde die Länge, und eine die Quere darauf gelegt; so kann solcher Zaun wohl 20 Jahre dauren. Kommt ein dergleichen Zaun in feuchten und nassen Boden, so sind die Erlenweiden und Rüsternpfähle gut, wenn diese aber nicht geschälet werden; so schlagen viele Wurzeln, werden auch oben grün und treiben Zweige, daß es nach und nach einen halb lebendigen Zaun abgiebet. Zum Zaunreisse ist, wie gedacht, das Werstweidene das vornehmste, nächst diesem, Haseln, Sand- oder Hegerweiden, Patscherpen, Kiefern, Fichten und Tannen, auch kann man von Bruch- und andern Weiden, wie auch Birken, Rüstern, und Ilmenreis dazu brauchen. Letztere Arten aber dauren nicht gar lan-

lange, vermögen thut ein Landshauswirth wohl, wann er leere Plätze, oder Ränder hat, daß er auf nassen oder feuchten Plätzen, Werft- oder Hegerweiden anleget, auf sandigten oder hohen Flecken aber Patscherben; so kann er von diesen Arten eine solche Einrichtung machen, daß er beständig Zaunreiß zu Zäunen hat. Am allerbesten aber ist die Anlegung lebendiger Zäune, von Dornen und allerhand Buschhölzern, welche entweder durch Anpflanzung oder von Holzsaamen zu ziehen. Wann diese ordentlich im Schnitt gehalten, und mit Wieden die Aeste durch einander gebunden werden, so wird es vor Menschen, und Vieheinbrechung das dauerhafteste und sicherste, und wird dadurch viel Holz ersparet. Die Zaunreise müssen im Februar und Anfange des März gehauen werden.

Zu Weinbergen sind die ein Jahr im Trockenen gelegenen, und von kernigten und kienigten Kiefern gespaltenen Weinpfähle sehr gut, die aber vom Splint gemachet werden, dauren nicht lange, faulen in der Erde, und durch das öftere nachschärfen, werden sie bald zu kurz und unbrauchbar. Die von den Kiefern kernigten Aeste sind gar dauerhaft, nur daß sie in Weinbergen nicht so zierlich, wegen ihrer Krümme, stehen, und ein schlechtes Ansehen machen. Wo Teiche bey einem Landgute sind, soll man billig Obsorgen, zu denen Fluthgrinnen auch Reffstäbe im Vorrathhaben, daß, wann ja durch grosse Wassergüsse, oder sonst Alters halben, und durch Verfaulung, man denselben was schadhaft würde, man solches, welches auch die Nothwendigkeit erfordert, so fort reparirn, und in Stand setzen könne, und sich nicht erst nach hierzu erforderlichen und brauchbaren Holze umsehen dürfe.

Zu den Schafhorden sucht man auch bey Schlagung des Holzes oder Abtreibung der Werft- und Hegerweiden, die nöthigen Gerten und Spiesse aus; die Haseln sind die besten, sonst aber auch die Werftweiden, desgleichen auch Klöppel oder Aeste und Zacken, von Eichen, Buchen, Mäßholdern, und dergleichen vesten Holze, zu Hyrdenpfählen. Es werden zwar auch die Schaafhorden von schmalen dünnen Brettern oder Latten gemacht, jedoch wo man geschmeidig Reiß zu Gerten haben kann, sind die geflochtenen vester und besser, denn bey etwan sich ereignendem Unfall, wenn fremde Hunde oder Raubthiere in die Horden nächtlicher Zeit übersetzen, kann die Heerde nicht so leicht durch diese, als wie durch öfe, so von Latten oder Brettern gemacht seyn, durchbrechen. Es liegen die Schaafe auch hinter den geflochtenen Hürden vor den Winden schauriger und ruhiger. Ueberhaupt ist einem Hauswirth in seiner Oeconomie etwas nöthig und nützlich, so ist es das Nutz- und Schirrholz, und soll man billig, wenn man Holz zur Feuerung verbrauchen will, jedesmal dasselbe durchsehen, ob nicht etwas Nutzholz darunter sey, und solches entweder zum eigenen Gebrauch, oder zum Verkauf ausfindern. Und so es auch wenig eigenthümliche Waldungen, oder in

in denſelben gar nichts ſonderlich nutzbares hätte; ſo muß er ſich bey Zeiten in Vorrath Nutz- und Schirrholz anſchaffen.

Schlabeere, ſ. Creuzdorn.

Schlägel, Schlegel, wird 1) der mit einem langen Stiel verſehenen Zapfen von der Ablaßruine eines Teiches genennet; 2) Bey dem Weydwerk aber bedeutet es die Keule oder den Hinterlauft von einem Rehe. ſ. Rehe.

Schlafapfel, ſ. Dornroſe.

Schlafkolbe, ſ. Dornroſe.

Schlafkunze, ſ. Dornroſe.

Schlag, heißt in dem Forſt ein abgetheilter Platz, welcher zu künftigem Wiederwachs gehegt, und ſonſt auch Schau genennet wird. ſ. Schau.

Schlagbäre, ſind diejenigen Bären, welche nicht nur über das grimmige Zerreiſſen der Menſchen und Thiere von der Natur mit einer groſſen Härtigkeit verſehen ſind; ſondern auch dabey in denen vordern Tatzen eine ſolche ungemeine Gewalt und Stärke haben, daß ſie einen Reuter mit dem ſtärkſten Roß darnieder ſchlagen können, dergleichen ungeheure Beſtien ſonderlich in dem Alpgebürge häufig gefunden werden.

Schlagbaum, iſt ein Vogelbauer, der ungefähr 3 Fuß lang alſo erbauet wird, daß in der Mitten ein beſonder Behältniß iſt, dahinein ein Lockvögel geſetzet werden; die andern beyden Seitenräume bekommen Fallgitter, welche gegen [illegible] zuſammen

Stellhöltzer, und eine in Bauern beveſtigten und mit Sproſſen verſehenen Zunge alſo aufgeſtellet, daß der nach denen Lockvögeln und hier befindlichen Futterkörnern hinlaufende Vogel auf die Zunge kommen, und dieſe bewegen muß, daß die Stellhölzer umfallen, mithin zuſchlagen, und ein Verſperren des Ausgangs aus dem Bauer verurſachen. Mit ſolchen Schlagbauern können allerley kleine Vögel einzeln gefangen werden. Diejenigen, welche man zum Wachtelfang braucht, deren Fallthüren ſind nur beweglich, ſolche ſtoſſen die Wachtelhähne ſelbſt auf, wenn ſie zu der darinnen ſtehenden Steche wollen, die hernach bald wieder zufallen, und herauswärts ſich nicht aufmachen laſſen. Dergleichen Schlagbauer ſetzen die Vogelſteller ins Getreide, wo ſich Wachteln aufhalten; und laſſen ſie des Nachts ſtehen, da ſie denn oft des Morgens mehr als eine gefangene Wachtel darinnen finden.

Schlagbaum, lat. Repagulum, franz. *Barre*, iſt bey der Jägerey eine Falle, vor die Raubthiere, welche man an denen Orten anrichtet, wo wegen der Felſengebirge, oder auch der vielen Brüche und Moräſte halber, keine Bärenſätze, Wolfsgruben, und dergleichen angebracht werden können. Man macht ſie an Orten und Enden, wo die Raubthiere ihre Stege und Wechſel haben, folgender Geſtalt: Man leget zwey hölzerne Stangen neben einander in die Erde, daß nichts davon zu ſehen iſt, läſſet aber ſo viel Raum, daß eine dazwiſchen liegen kann; alsdenn nimmt man eine lange Stange von oben

solchem Holze, die dazwischen einpasse; vorne zu beyden Seiten werden zwey starke Gabeln von birkenem oder andern Holze geschlagen, und darüber ein Querholz gelegt. Hierzu wird ein Kranz von Saal- oder andern zähen Weiden geflochten, wodurch die mittlere lange Stange empor befestiget wird, daß die Thiere solchen Wechsel und Gestelle des Sommers durch gewohnen. Diese Stellhölzer aber müssen ihre Rinde behalten, auch so viel möglich, zumal an der Schlagstange, das Laub oder Aestlein gelassen werden, damit alles recht wild aussehe. Auf den Seiten wird es mit altem Reißig oder Aesten verworfen, und ist nöthig, die Beymege zu hindern.

Diese Maschine bleibet des Sommers durch stehen, daß die Thiere deren gewohnen. Wenn es nun um Michaelis hinkommt, da die Häute und Bälge der Raubthiere am besten, man auch ihre frische Spur findet, und es der Mühe werth geachtet wird; so schleppet man durch die Bäume ein paar Tage nacheinander Luder, und kirret sie. So man nun gewiß was merket, stellet man auf, und setzet in der Mitten der Schlagstange eine Stütze; leget sodenn nach der Stärke des Wildes, hinten von Holz oder Steinen ein schweres Gewichte, nimmt den Kranz und stecket über das Querholz durch den Kranz ein Stellholz vorne kurz an; mit dem andern Ende inwendig bindet man eine doppelte und dreyfach gedrehte pferdhärene Schnur, oder doppelt messingenen Drat um das Unterquerholz, so genau aufgestellet, und die Schnur quer über gezogen, nach des Thieres Gröse, hinten angebunden wird. Wenn nun alles gestellet ist; so stößt man von der andern Seite die Stütze mählig ab, und so man es haben kann, wirft man einige Losung von dergleichen Thieren unter den Schlagbaum, daß sie sie nichts merken; so kann es nicht fehlen, daß sich nicht etwas fangen sollte. Wie aber insonderheit die Schlagbäume zu Dachsen, Füchsen und Mardern einzurichten, davon s. Dachsfang, Fuchsfang, Marderfang.

Schlagen, heißt 1) wenn eine wilde Sau etwas mit ihrem Gewehr, oder auch ein Bär oder anderes Raubthier, ein anderes mit seinen Klauen beschädiget; 2) wird es auch von Wachteln gesagt, wenn sie ihren Laut hören lassen, s. Wachtel.

Schlagen, mit dem Weydmesser, s. Blat.

Schlagheftel, s. Schmalzheftel.

Schlagholz, lebendiges Holz, Unterholz, wird das Laubholz genennet, welches unter dem Oberholze jung abgehauen wird, daß es Stöcke bekommt, und also fort das erste Jahr davon wieder ausschlägt, Sommerlatten treibet, und nachdem der Boden gut, oder das Holz nach seiner Art gewächsig ist, in achtzehen, fünfzehen, mehr oder weniger Jahren, wieder schlagbar wird. Wenn kein Oberholz vorhanden, fällt der Name Unterholz weg und wird es sodenn nur Schlagholz oder lebendiges Holz genennet; weil es beständig fort-

wächset, und weiter keines Säens noch Pflanzens bedarf, sondern allezeit vom Stocke wieder ausschläget. Das Schlagholz giebt gute Gräserey, und kann, nachdem man die Gehaue drey, vier oder mehr Jahre geschonet hat, alsdenn zur Viehweide gebraucht werden. Die Zeit, in wie viel Jahren das Schlagholz abzutreiben, muß ein jeder Hauswirth und Pfleger selbsten nach seiner Gelegenheit anordnen, und den Hau, wie er das Holz am besten nutzen kann, und nachdem er solches für seine Haushaltung bedürftig ist, einrichten. Wo so viel Schlagholz vorhanden ist, daß man alle Jahre eine gewisse Revier oder Anzahl an Aeckern abtreiben kann, bleibet es ein steter Nutzen; sonderlich wenn der Stock kaum 3 bis 4 Zoll hoch gelassen, und fein glatt abgehauen wird; so schläget es auf denen beyden Seiten in unterschiedenen Sommerlatten aus, und wird von Gehau zu Gehaue dichter. Denn wo nur ein Stamm gestanden, schläget es hernach wohl in 10 bis 12 Sommerlatten, und folgends in so viel Stämme aus. Vom Ausgange des Mayen an, bis wieder in den Herbst, oder, deutscher zu sagen, von der Zeit an, da das Laub heraus bricht, und bis es wieder abfället, soll man kein Schlagholz fällen. Denn es schläget nicht wohl wieder aus, weil der Saft die Sommerszeit über schon in dem Stamme, in die Aesten und und Blättern, und nicht in der Wurzel, oder vielmehr in jenem allzuflüßig, und nicht mehr verdicket ist, daß er leicht ausdunstet, (s. Saft im Holz); über dieß auch die Sommerhitze den Wiederwachs hindert.

Die rechte Zeit, das Schlagholz, oder Unterholz zu fällen, ist vom letzten September bis November, sobald das Laub anfängt zu fallen, oder vom Jenner bis zu Anfang des Aprils, ehe das Laub ausschläget. Am besten ist es, man lasse erstlich die gröste Kälte vorbey, und lasse alsdenn erst den Hau angehen, weil sonsten der starke Frost auf den abgehauenen Stock allzustark eindringen, und Schaden verursachen möchte. Zum längsten soll das angewiesene Schlagholz noch vor der Mitte des Aprils gefället seyn, und sobald möglich aufgeräumet, und aus dem Gehaue herausgeschaffet werden, damit an den jungen Sommerlatten kein Schade geschehe. Bey Abtreibung des Schlagholzes soll wohl in acht genommen werden, daß der Hieb oder Schnitt fein glatt und schräge gehe, damit der Regen, Kälte und Schnee nicht eindringen, und Fäulniß verursachen könne. Einige hauen es gar kurz an der Erde weg, andere lassen auch einen Stock von einer Viertelelle oder mehr stehen, daß die Sommerlatten und Sprossen häufiger wieder ausschlagen. In denen Gehauen des Schlagholzes hat man nöthig, ehe etwas zu Feuerholze angewiesen wird, daß man dasjenige Holz, so zu Hopfenstangen, Reifstäben, Latten, Leiterbäumen, Darrhordenstäben, u. s. w. zu gebrauchen, zuvor aushauen lasse, indem solches theurer und nützlicher an den Mann zu bringen, als das Brennholz. s. Holz, Buschholz, Gehau, lebendiges, Holz, Holzschlag.

Schlagwand, s. Wand.

Schlamm,

Schleiffe, ſ. Schleiffe.

Schlammbeisker, Schlammpeisker, iſt ein Fiſch, welcher in ſumpfichten Tümpfeln und Moräſten geſangen wird, allwo er ſich dergeſtalt in den Schlamm hinein wühlet, daß man ihn heraus graben muß. Man findet ihn daher um die Spree, und deren Gegenden, um die ſchwarze Elſter, ingleichem um die Leipziger und andere in der Ebene liegende Gegenden, wo es ſumpfichte Plätze, auch verſchlemmte Teiche und Seen giebt. Er ſiehet der Länge nach faſt wie eine Aalraupe, wegen ſeines ſchwachen Leibes aber, wie eine Schlange aus, hat ſehr viel Rogen in ſich, und kann, wenn man ihn in ein breites Glas ſetzet, und nur ſchlechtes Waſſer darauf gieſſet, ohne andere Speiſe zwey bis drey Monate leben. Wenn man ihrer etliche in einem Gefäſſe beyſammen aufbehält, oder ſie drückt; ſo zwicken ſie wie die Mäuſe. Sie haben ihrem Urſprunge nach einen ſumpfichten und moderichten Geſchmack, daher auch die Nahrung, ſo von ihnen kömmt, unrein, zäh und ſchleimig iſt. Die Bauren beſtreuen ſie mit Salz, und laſſen ſie eine Zeit lang ſich durch einander winden, damit der äuſſerliche Schlamm etwas von ihnen abgehe; alsdenn richten ſie ſolche mit einer guten Zwiebelbrühe und mit Speck oder auf andere Art zu, und eſſen ſie mit Appetit. Man kann ſie auch, wie die Brücken mit Eſſig, Pfeffer, Lorbeerblättern, und andern Gewürzen einlegen, und marniren. Sonſten iſt von ihnen merkwürdig, daß ſie in einem hellen Glaſe, darinnen Sand und Waſſer iſt, das Wetter anzeigen. So lange es helle und gut Wetter iſt, halten ſie ſich ganze ſtille, ſoll es aber ungeſtümm und trübes Wetter werden, fangen ſie an, ſich zu bewegen, und das Waſſer trübe zu machen. ſ. a. Beisker.

Schlechtfalke, heißt bey einigen der Blaufuß, ſ. Blaufuß.

Schlechte Naſe, was es bey einem Leithunde heiſſe, und wie ihm dergleichen gemacht werden könne, ſ. Leithund.

Schlechter Hirſch, ſ. Spieſſer.

Schleendorn, ſ. Schwarzdorn.

Schlegel, ſ. Schlägel.

Schlehendorn, ſ. Schwarzdorn.

Schlehenſtrauch, ſ. Schwarzdorn.

Schleichen, wenn es vom Fuchs geſagt werde, ſ. Fuchs.

Schleie, ſ. Schleye.

Schleiffe, Schlaiffe, Schlinge, lat. Tendicula, franz. *Lacet*, iſt nichts anders, als ein oder mehr zuſammen gedrehetes Pferdehaar, daran man das eine Ende zu einer Schleiffe knüpfet, und durch dieſe letztere hernach das andere Ende hindurch ziehet, auch alſo in die Rundung richtet, daß ſich ein Vogel darinnen fangen muß. Man kann ſie auch aus Seide oder andern Fäden verfertigen. Wenn das Federwild an dem Halſe damit gefangen wird, ſo heiſſet man es Schlingen. Fänget man ſie aber an den Füſſen, ſo nennet man es Schleiffen. Die gemeinſte Art der Schleiffen, womit man nicht allein Feld- u.

der Rebhüner, sondern auch Wachteln, und dergleichen fangen kann, ist diese: Man machet drey oder vier Schleiffen an einen Bügel, so an beyden Seiten Spitze hat, also daß man ihn in die Erde stecken kann. Dergleichen stecket man unterschiedliche in die Hecken, Furchen, Fußsteige u. s. w. solchergestalt, daß, wo sie eine Schleiffe oder Bügel verfehlen, sie doch in die andere laufen; daselbst kann man sie auch, sowohl zur Winter- als Sommerszeit körnen. Um Jacobi kann man die Rebhüner am besten damit fangen; denn da sind sie kaum halbwüchsig, und halten sich deswegen in den Gebüschen und kleinen Sträuchern auf, woselbst man ihnen stellen kann.

Die Schnellschleiffen werden folgendergestalt zugerichtet: Man macht in 2 hölzerne Pflöcke Kerben, spitzet sie unten, und schlägt sie in die Erde, also, daß eine Kerbe diesseits, die andere aber jenseits gekehret sey. Dazu wird ein anderes rundes Hölzlein an beyden Enden viereckigt geschnitten, daß es in der in beyden Pflöcklein gemachten Kerbe recht einschliesse, und daran machet man drey oder vier Schleiffen. Dieses wird ferner an eine lange schwanke Ruthe gemacht, so in der Mitte mit einem starken Bindfaden oder Hasenzwirne angebunden ist. Diese Ruthe wird am dicken Theile gespitzet, und also vest in die Erde gesteckt, daß dieselbe, wenn sie gebogen wird, recht in die Kerblein der eingeschlagenen zwey Pflöcke gehe. Es komme nun nun ein Huhn von vorne oder von hinten her; so läuft es das Hölzlein mit der schwanken gebogenen Ruthe, daran die Schleiffen angemacht sind, ab, und schnellet die Ruthe den Vogel, der es abgelaufen, entweder bey dem Kopfe oder bey den Füssen, wo es ihn ergriffen, in die Höhe, s. a. Dratschleiffen. Das oben citirte Hasenlaufen soll Hasenlauschen heissen, und ist davon nachzusehen im Artickel: Wildbann.

Schleiffen, Schleussen, sind ganz dünne und lange Spalten oder Späne von den geschlachtesten Scheiten des föhrenen Holzes, zwey bis drey Finger breit, und so lang als die Scheite an sich selbsten sind, so an vielen Orten von den gemeinen Leuten anstatt der Lichter zum Brennen gebraucht werden. Diese Scheite werden, nachdem sie breit sind, nach der Länge zwey bis dreymal gespalten, nachgehends oben in die Fugen oder Fälze, woran man sehen kann, wie der Stamm von Jahren zu Jahren gewachsen, mit Schleussenschnitzer, welcher ein an der Spitze etwas gekrümmtes und mit einem dicken Rücken versehenes Messer ist, angesetzt, und so durchgedrücket, daß man von dem Schleißspalten einen ganzen Span herab bekomme. Diese Schleissen, wenn man einen guten Vorrath davon hat, leget man sodenn auf den warmen Ofen, damit sie recht austrocknen, und hernachmals desto besser brennen mögen. In Holzländern, da diese Schleissen am meisten bekannt sind, bindet man davon eine gute Anzahl zusammen, und bedienet sich ihrer bey Nachtzeit anstatt der Fackeln, von einem

Ort

Orte zum andern zu leuchten. Auf Heu- und Getreideböden, in Ställe, Holzschoppen, und Kammern soll man nicht mit Schleissen gehen, als wodurch schon öfters Haus und Hof, ja wohl gar ganze Dörfer und Städte abgebrannt, und in die Asche jämmerlich verfallen sind. Es ist übrigens auch dieses eine Holzunnützung, wodurch das Holz unnöthig verschwendet wird, sonderlich da man dazu die jungen und besten Stämme nehmen muß, gleichwohl aber durch andere Dinge diesen Zweck erlangen könnte, wenn man in denen Holzländern nicht so sehr an dem alten Gebrauche hienge.

Schleissenstamm, ist ein forener oder kieferner Baum, welcher, wie der Schindelstamm, gleichspaltig und ohne Aeste, vornemlich aber kleinjährig oder dürre erwachsen seyn muß; denn je kleiner der Stamm von Jahren ist, je dünner und wohlbrennender wird die Schleisse, welches man mit Anhauung eines kleinen Spänleins, wie bey dem Schindelbaume, gewahr werden kann. Es ist aber und wird dieses Holz zu Spaltung deren Schleissen sonderbar gut zubereitet, wenn es gefället so lange im Wetter liegen bleibt, bis die Schale herunter gehet, und dasselbe in dem Splint oder Splint, oder auch in dem äussersten weissen Holze, welches bis auf den Kern gehet, grau worden ist; denn alsdenn tanget es noch besser hierzu, als wenn es frisch weg zu Schleissen gespalten wird.

Schleppen, heissen die Jäger den Fuchs kören. Sie braten nemlich einen abgestreiften Fuchs oder eine Katze, nachdem das Eingeweyde herausgenommen worden, bestreichen solchen mit Gänsefett und etwas Kampher, und schleppen es eine Strecke bis an den Ort, da sie ihn hin verlangen. Andere nehmen auch nur das Geschneide vom Wildpret zum Schleppen. Ja es kann auch noch auf mehrerley Art geschehen, s. Fuchseisen, Fuchsfang.

Schlenzen, s. Kienholzspäne.

Schleussen, s. Schleissen.

Schleye, Schleie, lat. Tinca, franz. *Tenche*, ist ein Fisch, der sich gerne in weichen, moderigen und sumpfichten Wassern, Teichen und Gräben aufhält. Er gelanget zu einer mittelmäßigen Grösse; wiewohl er auch bisweilen zu zwey bis drey Pfund schwer wird, ist etwas breit, schwärzlicht auf dem Rücken, und schwarzgelb auf dem Bauche, mit blaulichten Floßfedern. Die Schuppen sind so klein, daß man sie ohne Vergrösserungsglas nicht erkennen kann; und weil er noch dazu mit einem dicken Schleime überzogen ist; so ist solches Ursache, warum man ihn bis dahero sowohl, als den Aal, unter die glatte Fische gezehlet hat. Seine Nahrung bestehet in nichts, als Schlamm und kleinen Würmlein, die im Schlamm und Moder wachsen. Er wächset geschwinde, und kommt bald zu seiner Grösse, wozu ohne Zweifel das meiste mit beyträgt, daß es ihm niemals an erstgedachter seiner Nahrung mangelt. Was einige von ihm vorgeben, daß er nicht laiche, sondern vom Schlamme und

faulen Schilfe in den moosichten Wassern gezeuget werde, ist falsch. Denn er laicht des Jahres zweymal, als einmal um Ostern (im März), und das andremal, wenn der Roggen und Waitzen blühet, im Junio. Man will zwar auch von denen Schleyen sagen, daß sie sich mit denen Schlangen beliefen; welches aber eben so ungegründet ist, als wenn man vorgiebt, daß sie sich, wenn man sie in einen Topf thäte und einige Tage in die Erde gräbe, alsdenn in Schlangen verwandeln sollten.

Man hat sie gerne in den Karpfenteichen, darinnen viel Schlamm ist, damit sie denen Karpfen einen Weg durch den Schlamm machen, daß sie durchgehen können. Sie sind besser mit dem Hahmen, als mit Garnen oder Reussen zu fangen, weil sie, wenn ein Teich abgelassen wird, allemal dem Wasser nach in die Hahmen gehen; doch kriechen sie zur Laichzeit noch eher in die Reussen. Sie haben ein hartes Fleisch, und geben keine gesunde Nahrung, sondern können gar leicht ein Fieber verursachen, sind auch daher meistentheils nur eine Speise der gemeinen Leute, und werden auf grosser Herrn Tafel nicht sonderlich geachtet. Weil sie sehr nach Schlamm schmecken; so bestehet ihre Zubereitung darinn, daß sie vorher, ehe man sie kocht, in heissem Wasser mit Asche und Salz abgerieben werden, alsdenn reisset man sie auf, nimmt ihnen das Eingeweide heraus, und schneidet sie, wenn sie gross sind, in Stücke. Sie können wie andere gemeine Fische gesotten, gerüstet und gebacken werden, in sonderheit sind sie nicht unangenehm zu essen, wenn sie auf dem Rücken gerissen, umgekehrt, und auf dem Roste gebraten werden. Nach der gemeinsten Art werden sie mit einer sauren Speckbrühe also bereitet: Indem man sie gehörig vorbereitet und abstedet, brönnet man etwas Mehl in genugsamer Butter, giesset Brühe und Essig daran, würzet solches mit Pfeffer, läßt es ein wenig kochen, und legt nachher die abgeschuppten Schleyen darein. Ferner brennet man würflicht geschnittenen Speck in einem Tiegel braun, und schüttet solchen auch an dieselben. Wenn sie nun angerichtet sind; so streuet man endlich noch über selbige würflicht geschnittene und in Butter geröstete Semmel, so ist es gut. Man bedienet sich dieses Fisches sonst auch bey der gelben Sucht, und bindet ihn unten auf die Fußsohlen. Auf dem Rücken aufgerissen, umgewendet, und mit der inwendigen Seite auf die flachen Hände und Fußsohlen eines Kranken gebunden, soll er die unmäßige Hitze stillen. In Haupt- und Gelenkschmerzen leget man lebendige Schleien, eine nach der andern, auf den Nabel, bis sie sterben.

Schleyeneule, s. Eule.

Schleyenmeise, wird von einigen die Schnee- oder Mehlmeise genennet, weil sie auf dem Kopfe eine weisse Platte hat, siehe Meise.

Schleykarpfen, sind nichts anders, als Spiegelkarpfen, welche, nachdem sie ihren Spiegel, oder die grossen Schuppen, verlo-

aus selbiger besiehet, verlohren haben, endlich so nackicht und glatt, wie eine Schleye, werden. s. Karpfe.

Schlichten, den Meuler, ein Kunstwort in der Kohlenbrennerey, s. Meuler.

Schliefer, s. Dachshund.

Schlingbaum, s. Gerberbaum, Mehlbaum.

Schlinge, s. Schleiffe.

Schloß, nennen die Jäger diejenigen Knochen an einem Wild, welche sich voneinander thun, wenn es seine Jungen gebähret.

Schloßtritt, heißt bey der Jägerey derjenige Tritt, der, wenn der Hirsch von seinem Lager oder Wohnbette aufstehet, mitten in demselben gefunden wird. Er machet solchen mit dem rechten Vorderfusse, welchen er unter sich geleget hat, worauf er sich im Aufstehen stemmet. Es ist dieß ein Zeichen, wodurch der Hirsch von dem Thier erkannt werden kann. Denn das Thier oder Wild thut solches nicht, sondern tritt mit dem Linken im Aufstehen zur Seite hinaus.

Schluff, Schlupf, nennen die Jäger einen Ort, wodurch ein Thier seinen Gang und Schlich durch eine Hecke oder Gehäge, nach einem Felde, Weinberge, Garten oder dergleichen hindurch nimmt.

Schlupf, s. Schluff.

Schluß, heißt der Jäger, wenn der Hirsch mit den Hinter- und Vorderschalen so gerade in einander kommt, daß es aussiehet, als wenn es mit denen Schalen nur von einem Laufte geschehen wäre. Das Thier kann solches nicht, oder doch gar selten thun.

Schlußgraben, bey Teichen, s. Teichfischerey, Nro. II. 4).

Schmack, s. Gerberbaum.

Schmählen, s. Schmehlen.

Schmalenten, kommen den gemeinen wilden Enten in allem sehr nahe, nur daß sie um ein merkliches kleiner sind. Sie brüten in grossen Sümpfen und morastigen Oertern, und ziehen auch wie jene.

Schmalholz, heißt bey der Kohlenbrennerey das dünne Holz, welches bey Richtung eines Meulers auf dem Rande auswärts herum geschüttet wird.

Schmalrehe, sind so viel, als die jungen Rehe, s. Rehe.

Schmalthier, Schmalwildpret, heißt bey der Jägerey das wilde Kalb, welches in das andere Jahr seines Alters gehet; wie wohl ihm manche Jäger solchen Nahmen auch eher, und gleich nach der Brunft oder Winterverhärung beylegen, weil sie vom Schmalthiere mehr Hirsch- oder Ranggeld, als vom Kalbe bekommen, s. Kalb, Hirschkalb.

Schmehlen, Schmählen, es schmählet, wird in der Jägersprache von einem Rehe gesagt, wenn es sich durch einen lauten Ruf hören läßt. Denn wenn ein Reh, es seye ein Bock oder eine Riecke, unvermuthet etwas vernimmt, oder kriegt es kurz im Winde, es seye ein Raubthier oder ein Hund, oder ein anderes

Wild, oder auch ein Menſch, und hat es nicht erſt recht geſehen, was es iſt; ſo fängt es ſtark an, zu ſchreyen, oder wie die Jäger ſagen, zu ſchmehlen, daß man es gar weit hören kann, ziehet immer von ferne herum, und ſchmehlet immer fort. Wird es aber den Menſchen, oder den Hund, oder was es ſonſt etwan iſt, recht inne; ſo flieht es ſchnelle fort, und will nicht ſchmehlen, womit ſie aber dem Schützen, welcher ſonſt nach anderm Wildpret paſſet, oder ſchleicht, manches verjagen.

Schmeiſſen, Geſchmeiſſe, franz. *Mutir*, wird von den Vögeln geſagt, wenn ſie die Excrementa von ſich gehen laſſen, oder den Koth hinten von ſich werfen.

Schmerl, ein kleiner Raubvogel, den man im gemeinen Sprichwort der Lerchenzuchtmeiſter nennet, weil ſie, wenn ſie mit ihm von hier wegziehen und wieder kommen, ſich ungemein vor ihm fürchten, und zwar noch mehr, als vor dem Baumfalken. Es iſt ein kleines, zartes, gefiederbtes Vögelein, in der Gröſſe wie ein Krammetsvogel mit gelben Fängen. Er iſt wohl abzutragen, und beherzt zum Baitzen. Denn ob man ihn wohl nur zu kleinen Vögeln, als Lerchen, u. d. g. brauchet; ſo fallen doch ihrer 3, wenn man ſie recht, ein Feldhuhn leicht. Daſſelbe ſingen.

Schmerl, Schmerling, lat. Fundulus, Lochia, Cobitis, Cobites barbatula, Aſſyriacilis, franz. *Loche*, *Lochette*, *Nadelle* iſt ein kleines Fiſchlein, und noch etwas kleiner als die Grundlinge, ſo ſich in reinen, harten und ſteinigten flieſſenden Waſſern aufhält. Und ob man dieſen Fiſch ſchon in kleine Teiche zu verſetzen probieret hat; ſo verlieret er doch darinnen ſeine Güte wegen des Schlammes, ſo daß allezeit die Bachſchmerlen dieſen vorgezogen werden. Er iſt nach mittlerer Gröſſe Fingers lang, auf dem Rücken ſchwärzlicht, und überall mit kleinen Flecken beſtreuet, am Bauche aber weiß. Von ſeinem Maule hängen ihm vier Floſſen herab, wie ein Bart; ſelbige kann er lang und kurz machen, faſt wie die Schnecken ihre Hörner; Er hat 6 Floſſedern, und die an dem Schwanze iſt nicht geſpalten. Er wird vor eine ſonderbare Delicateſſe, und vor gar geſund gehalten, ſo daß er auch kranken Perſonen und Wöchnerinnen gegeben werden mag. Die gröſſeſten, welche doch nicht über eine Hand breit aufs höchſte erwachſen, hält man vor die beſten, und zwar vom November bis gegen den May. Denn nach Oſtern hin, gehet ihre Laichzeit an, da ſie viel ſchmeidiger, und wie alle Fiſche im Laichen, viel unſchmackhafter und unverdaulicher ſind. Sie werden am beſten im Senkreuſſen gefangen.

Wenn man ſie recht wohlſchmeckend haben will; ſo ſoll man ſie in ſüſſer Milch oder Rahm ſich dicke ſauſen laſſen, und ſodenn kochen. Sie werden aber, entweder aus dem Saltze geſotten, und mit Eſſig abgeſchreckt, damit ſie blau; anlaufen, oder auch im Weine erſtuft, mit demſelben abgeſotten, und mit Butter, Zucker, und Muſcatenblumen ab-

gewürzet. Sie sind auch gut aus Schmalz zu backen. Nicht weniger lassen sich die grössten von ihnen marinirt, und wie Brücken einlegen, da sie sich denn sehr lange halten, und recht delicat schmecken. Frisch hergegen können sie auf folgende Art am schmackhaftesten zubereitet werden: Man setzet Wasser in einen Fischkessel über das Feuer, und wirft auf eine Kanne Schmerlen ein gute Handvoll Salz hinein, die Schmerlen aber begiesset man insbesondere mit Essig. Sobald das Wasser anfangen will, zu siesen (denn, wenn dieses wäre, so würde ihnen die Haut ganz abgehen, welches ein jedes wohl in Acht nehmen muß, daß die Fische nicht wie geschunden aussehen), so legt man die Fische hinein, und nimmt sich dabey wohl in Acht, daß kein Essig mit hinzu komme; so werden sie auf diese Art fein blau und krumm. Wenn sie genug gesotten, nimmt man sie herunter, sprengt ein wenig kaltes Wasser darüber her, decket sie einige Zeit oben mit Papier zu, richtet sie in eine Serviette an, und giebt guten Weinessig auf die Tafel. Wem es beliebt, der kann sie auch mit grüner Peterstilien garniren. s. a. Gründling.

Schmerlengrube, Schmerlenteich, kann, wo man bey einem Gut einen frischen und steinigten Bach hat, also angeleget werden: Lasse in einem solchen Bach eine Grube machen, eines halben Mannes tief, vier Ellen lang und drey Ellen breit. Darnach lasse eine Flechte mit ziemlich weiten Löchern machen, die so groß seyn, daß, wenn sie in die Grube gesetzt wird, von allen Seiten einer Hand breit Raum zwischen den Wänden der Grube und der Flechte ledig bleibe, welcher mit Schaafmist wohl ausgefüllet werden muß. Den Boden beschütte einer halben Hand hoch mit Kieselsteinen, und wirf etliche Stücke von einem alten Mühlsteine darzu, daß die Schmerlen sich daran streichen können. Alsdenn nimm 2 oder 3 Kannen frischer Schmerlen, die Rogen im Leibe haben, und besetze den Teich um Martini damit, daß sie auf den Frühling laichen können. Speise sie zuweilen mit Mahn, oder Leinkuchen; so werden sie sich unglaublich vermehren. Man kann auch der Gruben zwey oder mehr machen, und die Schmerlen in der einen laichen lassen, in den andern aber speisen, und zum Genuß fischen.

Schmerlenteich, s. Schmerlengrube.

Schmerling, s. Schmerle.

Schnabel, lat. Rostrum, franz. *Bec*, ist der Theil an dem Kopfe eines Vogels, welcher so hart, wie Horn ist, und womit er seine Nahrung annimmt. Sie sind von mancherley Gestalt und Grösse, nachdem die Vögel desselben, nach ihrer Art benöthiget sind, breit und kurz, lang und spitzig, rund und glatt, gerade, gekrümmt, u. d. g.

Schnabel, werden auch an der Gabel, so man zu Abrichtung der Hünerhunde gebrauchet, welche sich im Suchen so steif auf die Erde gewöhnen, die beyden Spitzen der Stange genennet. s. vorstehender Hund.

Schnabelfisch, ſ. Schnepel.

Schnarrdroſſel, ſ. Droſſel.

Schnärre, ſ. Schnarre.

Schnaitbegehen, ſiehe Donenfang.

Schnarr, Schnarre, Schnärre, Schnerr, iſt eine der gröſten Art der Krammetsvögel, welche man auch Miſtler zu nennen pfleget. ſ. Ziemer.

Schnarr, Schnarrchen, Schnerz, Schnarrwachteln, Wachtelkönig, eine wirkliche Art der Wachteln, nur daß dieſer ihre Beine länger, und auf Schneyenart geſtreckt ſind. Sie haben ihren Nahmen vermuthlich von ihrem Geſchrey erhalten, indem ſie nicht ſo reine und deutlich, wie die eigentliche Wachteln, einander ruffen. Den Winter ziehen ſie weg, und kommen im Frühling wieder. Sie halten ſich zur Sommerszeit im Gras und Korne auf, und maſten ſich darinnen bis auf den Herbſt ziemlich fett.

Schnarre, ſ. Schnarr.

Schnarrchen, ſ. Schnarr, Schnerr.

Schnarrwachteln, ſ. Schnarr.

Schneckenordnung, Schneckenrundung, heißt bey der Jägerey ein gehauener Weg, gleich den andern Flügeln, deſſen Rundung aber immer enger und enger lauft, und nirgends zuſammentrift.

Schneckenrundung, ſ. Schneckenordnung.

Schneeball, Schwalckenbeere.

Schneebrüchiges Holz, heiſſet dasjenige, welches der groſſe angelegte Schnee zu Boden gedrücket hat. Wo ein Hausvater oder Landwirth dergleichen Holz in ſeinem Walde findet, ſo ſoll er von dem andern noch aufrecht ſtehenden Holze durchaus nichts angreifen, ſondern dieſes alles vorher wegſchaffen, und entweder zu Scheiten ſchlagen, oder was dazu dienlich, zu Bauholze anwenden laſſen. Es iſt auch nicht rathſam, daß man denen Förſtern und Forſtknechten, wie an einigen Orten der üble Gebrauch iſt, das Schneebrüchige Holz, als ein Stück ihrer jährlichen Beſoldung, überlaſſe, und ihnen ſolches nach Gefallen wegzugeben vergönne. Denn ob es wohl ſeyn mag, daß einige die Ruhe des Gewiſſens höher als den Profit achten, und alſo mit dem, was ihnen von Rechtswegen gebühret, ſich vergnügen; ſo ſind doch hingegen wieder ſo viele, oder wohl weit mehr andere Forſtbediente, die gerne weiter greiffen, und ſich überall ein unerlaubtes Extra machen wollen, alſo, daß unter dem Vorwand des Schneebrüchigen oder Wipfeldürren Holzes auch viel gutes Holz unter dem Wiſche mit hinweg gehet, und heimlich verpartiret wird. Es iſt daher am beſten gethan, man lege denen Forſtbedienten etwas mehr Beſoldung zu, und benehme ihnen dieſe und andere Gelegenheit, der Acciſedieben, und weiter zu greiffen, als ihnen gebühret.

Schneegacken, Schneekacken, werden bisweilen die Dohlen genennet, weil zur Winterszeit mit

mit ihrem vielen Geschrey den Schnee und stürmisches Wetter verkündigen. s. Dohle.

Schneegans, ist eine Art kleiner wilder Gänse, welche weisser Farbe sind, und sehr hoch fliegen. s. Gans.

Schneegarn, s. Schneenetze.

Schneehaube, ist eine Art von Garnen, oder Netzen, welche besonders zum Rebhühnerfang dienlich ist, und also gemacht wird: Man strickt ein Stücke spiegelicht Garn von Bindfaden, welches mit einer Masche angefangen, und bis auf 20 Maschen zugenommen wird. Alsdenn wird auf einer Seite, wie auf der andern, immer weiter zugenommen, und also fortgestricket, bis es vier Klaftern lang ist. Hernachmals werden die beyden Enden zusammen gestrickt, daß es nunmehr viereckicht ist, und vier gleiche Wände giebt, welche aber also eingetheilet werden, daß in jeder Ecke ein Spieß, eines Daumens dicke, vom vestem Holze eingebunden wird. Hierüber wird wiederum ein viereckichtes Stücke Garn auch spiegelicht gestrickt, daß es gleich so weit und breit ist, damit es als eine Decke auf dem erst gestrickten viereckichten Garne lieget, und wird solches auf demselben angestrickt und vervestiget. In den Seitenwänden aber schneidet man etliche Maschen heraus, und strickt hingegen in jeder eine Einkehle hinein, als wie in einem Garnsacke. An der Decke oder dem Himmel wird in der Mitte auch ein Bindfaden mit einem kleinen Heftel angebunden. Diese Schneehaube wird also zur Winterszeit, wenn Schnee gefallen, dahin gestellet, wo sich Rebhühner einfinden. Die vier Spiesse am Garne werden recht in das Gevierte in der Erde veste eingestochen, und zwar so, daß das Garn recht straff stehe. Der Heftel an dem Himmel wird ebenfalls veste eingebracht, welcher dazu hilft, daß, wenn in der Haube Hühner sind, sie mit dem Himmel nicht so hoch aufsliegen können. Nach diesem streuet man Weitzen, Gerste, und dergleichen, und körnet die Hüner vorhero dahin an, wo die Schneehaube zu stehen kommt, macht im Schnee glatte Steige nach den Einkehlen zu, wirft auf selbigen Getreyde die Länge hin, in der Haube desto mehr, und auch ein Büschel Weitzenähren, daß sie darinnen was zu hacken finden. Wenn sie nun also dem Futter nachgehen, und zu den Einkehlen hinein kriechen; so können sie, da dieselben inwendig ganz enge sind, nicht wieder heraus, bis man sie auslöset. Dieses ist gewiß eine gute Erfindung, die auch nicht viel kostet, und kann man sich ihrer etliche vor wenig Kosten in Vorrath machen.

Schneehuhn, Steinhuhn, weiß Rebhuhn, lat. Lagopus, franz. *Perdrix blanche*, ist ein wildes Hühnergeschlechte, welches in denen Alpen- und Pyrenäischen auch andern hohen und kalten Gebürgen allein in dem Schnee seinen Aufenthalt hat. Es ist mit schneeweisen Federn bedecket, ohne an dem Halse, woselbst es mit einigen schwarzen Flecken bezeichnet ist. Der Hahn ist etwas grösser, als das Huhn oder die Henne,

wächset, und weiter keines Säens noch Pflanzens bedarf, sondern allezeit vom Stocke wieder ausschläget. Das Schlagholz giebt gute Gräserey, und kann, nachdem man die Gehaue drey, vier oder mehr Jahre geschonet hat, alsdenn zur Viehweide gebraucht werden. Die Zeit, in wie viel Jahren das Schlagholz abzutreiben, muß ein jeder Hauswirth und Pfleger selbsten nach seiner Gelegenheit anordnen, und den Hau, wie er das Holz am besten nutzen kann, und nachdem er solches für seine Haushaltung bedürftig ist, einrichten. Wo so viel Schlagholz vorhanden ist, daß man alle Jahre eine gewisse Revier oder Anzahl an Aeckern abtreiben kann, bleibet es ein steter Nutzen; sonderlich wenn der Stock kaum 3 bis 4 Zoll hoch gelassen, und fein glatt abgehauen wird; so schläget es auf denen beyden Seiten in unterschiedenen Sommerlatten aus, und wird von Gehau zu Gehaue dichter. Dann da zuvor nur ein Stamm gestanden, schläget es hernach wohl in 10 bis 12 Sommerlatten, und folgends in so viel Stämme aus. Vom Ausgange des Mayen an, bis wieder in den Herbst, oder, deutscher zu sagen, von der Zeit an, da das Laub heraus bricht, und bis es wieder abfället, soll man kein Schlagholz fällen. Denn es schläget nicht wohl wieder aus, weil der Saft die Sommerszeit über schon in dem Stamme, in die Aesten und und Blättern, und nicht in der Wurzel, oder vielmehr in jenem allzuflüßig, und nicht mehr verdicket ist, daß er leicht ausdunstet, (s. Saft im Holz), über dieß auch die Sommerhitze den Wiederwachs hindert.

Die rechte Zeit, das Schlagholz, oder Unterholz zu fällen, ist vom letzen September bis November, sobald das Laub anfängt zu fallen, oder vom Jenner bis zu Anfang des Aprils, ehe das Laub ausschläget. Am besten ist es, man lasse erstlich die gröste Kälte vorbey, und lasse alsdenn erst den Holzhieb angehen, weil sonsten der starke Frost auf den abgehauenen Stock allzustark eindringen, und Schaden verursachen möchte. Zum längsten soll das angewiesene Schlagholz noch vor der Mitte des Aprils gefället seyn, und sobald möglich aufgeräumet, und aus dem Gehaue herausgeschaffet werden, damit an den jungen Sommerlatten kein Schade geschehe. Bey Abtreibung des Schlagholzes soll wohl in acht genommen werden, daß der Hieb oder Schnitt fein glatt und schräge gehe, damit der Regen, Kälte und Schnee nicht eindringen, und Fäulniß verursachen könne. Einige hauen es gar kurz an der Erde weg, andere lassen auch einen Stock von einer Viertelelle oder mehr stehen, daß die Sommerlatten und Sprossen häufiger wieder ausschlagen. In denen Gehauen des Schlagholzes hat man nöthig, ehe etwas zu Feuerholze angewiesen wird, daß man dasjenige Holz, so zu Hopfenstangen, Reifstäben, Latten, Leiterbäumen, Darrhordenstäben, u. s. w. zu gebrauchen, zuvor aushauen lasse, indem solches theurer und nützlicher an den Mann zu bringen, als das Brennholz. s. Holz, Buschholz, Gehau, lebendiges, Holz, Holzschlag.

Schlagwand, s. Wand.

Schlaufe,

Schlaiffe, ſ. Schleiffe.

Schlammbeisker, Schlammpeisker, iſt ein Fiſch, welcher in ſumpfichten Tümpfeln und Moräſten gefangen wird, allwo er ſich dergeſtalt in den Schlamm hinein wühlet, daß man ihn heraus graben muß. Man findet ihn daherv um die Spree, und deren Gegenden, um die ſchwarze Elſter, ingleichem um die Leipziger und andere in der Ebene liegende Gegenden, wo es ſumpfichte Plätze, auch verſchlemmte Teiche und Seen giebt. Er ſiehet der Länge nach faſt wie eine Aalraupe, wegen ſeines ſchwachen Leibes aber, wie eine Schlange aus, hat ſehr viel Rogen in ſich, und kann, wenn man ihn in ein breites Glas ſetzet, und nur ſchlechtes Waſſer darauf gieſſet, ohne andere Speiſe zwey bis drey Monate leben. Wenn man ihrer etliche in einem Gefäſſe beyſammen aufbehält, oder ſie drückt; ſo zwicken ſie wie die Mäuſe. Sie haben ihrem Urſprunge nach einen ſumpfichten und moderichten Geſchmack, daherv auch die Nahrung, ſo von ihnen kömmt, unrein, zäh und ſchleimig iſt. Die Bauren beſtreuen ſie mit Salz, und laſſen ſie eine Zeit lang ſich durch einander winden, damit der äuſſerliche Schlamm etwas von ihnen abgehe; alsdenn richten ſie ſolche mit einer guten Zwiebelbrühe und mit Speck oder auf andere Art zu, und eſſen ſie mit Appetit. Man kann ſie auch, wie die Krücken mit Eſſig, Pfeffer, Lorbeerblättern, und andern Gewürzen einlegen, und mariniren. Sonſten iſt von ihnen merkwürdig, daß ſie in einem hellen Glaſe, darinnen Sand und Waſſer iſt, das Wetter anzeigen. So lange es helle und gut Wetter iſt, halten ſie ſich ganze ſtille, ſoll es aber ungeſtümm und trübes Wetter werden, fangen ſie an, ſich zu bewegen, und das Waſſer trübe zu machen. ſ. a. Beisker.

Schlechtfalke, heißt bey einigen der Blaufuß, ſ. Blaufuß.

Schlechte Naſe, was es bey einem Leithunde heiſſe, und wie ihm dergleichen gemacht werden könne, ſ. Leithund.

Schlechter Hirſch, ſ. Spiesser.

Schleendorn, ſ. Schwarzdorn.

Schlegel, ſ. Schlägel.

Schlehendorn, ſ. Schwarzdorn.

Schlehenſtrauch, ſ. Schwarzdorn.

Schleichen, wenn es vom Fuchſe geſagt werde, ſ. Fuchs.

Schleie, ſ. Schleye.

Schleiffe, Schlaiffe, Schlinge, lat. Tendicula, franz. *Lacet*, iſt nichts anders, als ein oder mehr zuſammen gedrehetes Pferdehaar, daran man das eine Ende zu einer Schleiffe knüpfet, und durch dieſe letztere hernach das andere Ende hindurch ziehet, auch alſo in die Rundung richtet, daß ſich ein Vogel darinnen fangen muß. Man kann ſie auch aus Seide oder andern Fäden verfertigen. Wenn das Federwild an dem Halſe damit gefangen wird, ſo heiſſet man es Schlingen. Fänget man ſie aber an den Füſſen; ſo nennet man es Schleiffen. Die gemeinſte Art der Schleiffen, womit man nicht allein Feld- o-

der Rebhüner, sondern auch Wachteln, und dergleichen fangen kann, ist diese: Man machet drey oder vier Schleiffen an einen Bügel, so an beyden Seiten Spitze hat, also daß man ihn in die Erde stecken kann. Dergleichen stecket man, unterschiedliche in die Hecken, Furchen, Fußsteige u. s. w. solchergestalt, daß, wo sie eine Schleiffe oder Bügel verfehlen, sie doch in die andere laufen; daselbst kann man sie auch, sowohl zur Winter- als Sommerszeit körnen. Um Jacobi kann man die Rebhüner am besten damit fangen; denn da sind sie kaum halbwüchsig, und halten sich deswegen in den Gebüschen und kleinen Sträuchern auf, woselbst man ihnen stellen kann.

Die Schnellschleiffen werden folgendergestalt zugerichtet: Man macht in 2 hölzerne Pflöcke Kerben, spitzet sie unten, und schlägt sie in die Erde, also, daß eine Kerbe diesseits, die andere aber jenseits gekehret sey. Dazu wird ein anderes rundes Hölzlein an beyden Enden viereckigt geschnitten, daß es in der in beyden Pflöcklein gemachten Kerbe recht einschliesse, und daran machet man drey oder vier Schleiffen. Dieses wird ferner an eine lange schwanke Ruthe gemacht, so in der Mitte mit einem starken Bindfaden oder Hasenzwirne angebunden ist. Diese Ruthe wird am dicken Theile gespitzet, und also vest in die Erde gesteckt, daß dieselbe, wenn sie gebogen wird, recht in die Kerblein der eingeschlagenen zwey Pflöcke gehe. Es komme nun nun ein Huhn von vorne oder von hinten her; so läuft es das Hölzlein mit der schwanken gebogenen Ruthe, daran die Schleiffen angemacht sind, ab, und schnellet die Ruthe den Vogel, der es abgelaufen, entweder bey dem Kopfe oder bey den Füssen, wo es ihn ergriffen, in die Höhe, s. a. Dratschleiffen. Das oben citirte Hasenlauschen soll Hasenlauschen heissen, und ist davon nachzusehen im Artickel Wildbann.

Schleissen, Schleussen, sind ganz dünne und lange Spalten oder Späne von den geschlachtesten Scheiten des föhrenen Holzes, zwey bis drey Finger breit, und so lang als die Scheite an sich selbsten sind, so an vielen Orten von den gemeinen Leuten anstatt der Lichter zum Brennen gebraucht werden. Diese Scheite werden, nachdem sie breit sind, nach der Länge zwey bis dreymal gespalten, nachgehends oben in die Fugen oder Fälze, woran man sehen kann, wie der Stamm von Jahren zu Jahren gewachsen, mit Schleussenschnitzer, welcher ein an der Spitze etwas gekrümmtes und mit einem dicken Rücken versehenes Messer ist, angesetzt, und so durchgedrücket, daß man von dem Schleißspalten einen ganzen Span herab bekomme. Diese Schleissen, wenn man einen guten Vorrath davon hat, leget man sodenn auf den warmen Ofen, damit sie recht austrocknen, und hernachmals desto besser brennen mögen. In Holzländern, da diese Schleissen am meisten bekannt sind, bindet man deren eine gute Anzahl zusammen, und bedienet sich ihrer bey Nachtzeit anstatt der Fackeln, von einem

Ort

Orte zum andern zu leuchten. Auf Heu- und Getreideböden, in Ställe, Holzschoppen, und Kammern soll man nicht mit Schleissen gehen, als wodurch schon öfters Haus und Hof, ja wohl gar ganze Dörfer und Städte abgebrannt, und in die Asche jämmerlich verfallen sind. Es ist übrigens auch dieses eine Holzverschwendung, wodurch das Holz unnöthig verschwendet wird, sonderlich da man dazu die jungen und besten Stämme nehmen muß, gleichwohl aber durch andere Dinge diesen Zweck erlangen könnte, wenn man in denen Holzländern nicht so sehr an dem alten Gebrauche hienge.

Schleissenstamm, ist ein forener oder kieferner Baum, welcher, wie der Schindelstamm, gleichspaltig und ohne Aeste, vornemlich aber kleinjährig oder dürre erwachsen seyn muß; denn je kleiner der Stamm von Jahren ist, je dünner und wohlbrennender wird die Schleisse, welches man mit Anhauung eines kleinen Spänleins, wie bey dem Schindelbaume, gewahr werden kann. Es ist aber und wird dieses Holz zu Spaltung deren Schleissen sonderbar gut zubereitet, wenn es gefället so lange im Wetter liegen bleibt, bis die Schale herunter gehet, und dasselbe in dem Splint oder Splint, oder auch in dem äussersten weissen Holze, welches bis auf den Kern gehet, grau worden ist; denn alsdenn tauget es noch besser hierzu, als wenn es frisch weg zu Schleissen gespalten wird.

Schleppen, heissen die Jäger den Fuchs körren. Sie braten nemlich einen abgestreiften Fuchs oder eine Katze, nachdem das Eingeweide herausgenommen worden, bestreichen solchen mit Gänsefett und etwas Kampher, und schleppen es eine Strecke bis an den Ort, da sie ihn hin verlangen. Andere nehmen auch nur das Geschneide vom Wildpret zum Schleppen. Ja es kann auch noch auf mehrerley Art geschehen, s. Fuchseisen, Fuchsfang.

Schleussen, s. Riehnholzspäne.

Schleussen, s. Schleissen.

Schleye, Schleie, lat. Tinca, franz. *Tenche*, ist ein Fisch, der sich gerne in weichen, moderigen und sumpfichten Wassern, Teichen und Gräben aufhält. Er gelanget zu einer mittelmäßigen Grösse; wiewohl er auch bisweilen zu zwey bis drey Pfund schwer wird, ist etwas breit, schwärzlicht auf dem Rücken, und schwarzgelb auf dem Bauche, mit blaulichten Flossfedern. Die Schuppen sind so klein, daß man sie ohne Vergrösserungsglas nicht erkennen kann; und weil er noch dazu mit einem dicken Schleime überzogen ist; so ist solches Ursache, warum man ihn bis dahero sowohl, als den Aal, unter die glatte Fische gezehlet hat. Seine Nahrung bestehet in nichts, als Schlamm und kleinen Würmlein, die im Schlamm und Moder wachsen. Er wächset geschwinde, und kommt bald zu seiner Grösse, wozu ohne Zweifel das meiste mit beyträgt, daß es ihm niemals an erstgedachter seiner Nahrung mangelt. Was einige von ihm vorgeben, daß er nicht laiche, sondern vom Schlamme und

faulen Schlifse in den moorichten Wassern gezeuget werde, ist falsch. Denn er laicht des Jahres zweymal, als einmal um Ostern (im März), und das andermal, wenn der Roggen und Waitzen blühet, im Junio. Man will zwar auch von denen Schleyen sagen, daß sie sich mit denen Schlangen beliefen; welches aber eben so ungegründet ist, als wenn man vorgiebt, daß sie sich, wenn man sie in einen Topf thäte und einige Tage in die Erde gräbe, alsdenn in Schlangen verwandeln sollten.

Man hat sie gerne in den Karpfenteichen, darinnen viel Schlamm ist, damit sie denen Karpfen einen Weg durch den Schlamm machen, daß sie durchgehen können. Sie sind besser mit dem Hahmen, als mit Garnen oder Reussen zu fangen, weil sie, wenn ein Teich abgelassen wird, allemal dem Wasser nach in die Hahmen gehen; doch kriechen sie zur Laichzeit noch eher in die Reussen. Sie haben ein hartes Fleisch, und geben keine gesunde Nahrung, sondern können gar leicht ein Fieber verursachen, sind auch daher meistentheils nur eine Speise der gemeinen Leute, und werden auf grosser Herrn Tafel nicht sonderlich geachtet. Weil sie sehr nach Schlamm schmecken; so bestehet ihre Zubereitung darinn, daß sie vorher, ehe man sie kocht, in heissem Wasser mit Asche und Salz abgerieben werden, alsdenn reisset man sie auf, nimmt ihnen das Eingeweide heraus, und schneidet sie, wenn sie groß sind, in Stücke. Sie können wie andere gemeine Fische, gesotten, gerüstet und gebacken werden, insonderheit sind sie nicht unangenehm zu essen, wenn sie auf dem Rücken gerissen, umgekehrt, und auf dem Roste gebraten werden. Nach der gemeinsten Art werden sie mit einer sauren Speckbrühe also bereitet: Indem man sie gehörig vorbereitet und abstedet, bräunet man etwas Mehl in genugsamer Butter, giesset Brühe und Essig daran, würzet solches mit Pfeffer, läßt es ein wenig kochen, und legt nachher die abgeschuppten Schleyen darein. Ferner brennet man würflicht geschnittenen Speck in einem Tiegel braun, und schüttet solchen auch an dieselben. Wenn sie nun angerichtet sind; so streuet man endlich noch über selbige würflicht geschnittene und in Butter geröstete Semmel, so ist es gut. Man bedienet sich dieses Fisches sonst auch bey der gelben Sucht, und bindet ihn unten auf die Fußsohlen. Auf dem Rücken aufgerissen, umgewendet, und mit der inwendigen Seite auf die flachen Hände und Fußsohlen eines Kranken gebunden, soll er die unmäßige Hitze stillen. In Haupt- und Gelenkschmerzen leget man lebendige Schleien, eine nach der andern, auf den Nabel, bis sie sterben.

Schleyereule, s. Eule.

Schleyemeise, wird von einigen die Schnee- oder Mehlmeise genennet, weil sie auf dem Kopfe eine weisse Platte hat, siehe Meise.

Schleykarpfen, sind nichts anders, als Spiegelkarpfen, welche, nachdem sie ihren Spiegel, oder die grossen Schuppen, vorher aus

aus ſelbiger beſtehet, verlohren haben, endlich ſo nackicht und glatt, wie eine Schleye, werden. ſ. Karpfe.

Schlichten, den Meuler, ein Kunſtwort in der Kohlenbrennerey, ſ. Meuler.

Schliefer, ſ. Dachshund.

Schlingbaum, ſ. Gerberbaum, Mehlbaum.

Schlinge, ſ. Schleiffe.

Schloß, nennen die Jäger diejenigen Knochen an einem Wild, welche ſich zuſammen thun, wenn es ſeine Jungen gebähret.

Schloßtritt, heißt bey der Jägerey derjenige Tritt, der, wenn der Hirſch von ſeinem Lager oder Wohnbette aufſtehet, mitten in demſelben gefunden wird. Er machet ſolchen mit dem rechten Vorderfuſſe, welchen er unter ſich geleget hat, worauf er ſich im Aufſtehen ſtemmet. Es iſt dieß ein Zeichen, wodurch der Hirſch von dem Thier erkannt werden kann. Denn das Thier oder Wild thut ſolches nicht, ſondern tritt mit dem Linken im Aufſtehen zur Seite hinaus.

Schluff, Schlupf, nennen die Jäger einen Ort, wodurch ein Thier ſeinen Gang und Schlich durch eine Hecke oder Gehäge, nach einem Felde, Weinberge, Garten oder dergleichen hindurch nimmt.

Schlupf, ſ. Schlupff.

Schluß, heißt der Jäger, wenn der Hirſch mit den Hinter- und Vorderſchalen ſo gerade in einander kommt, daß es ausſiehet, als wenn es mit denen Schalen nur von einem Laufte geſchehen wäre. Das Thier kann ſolches nicht, oder doch gar ſelten thun.

Schlußgraben, bey Teichen, ſ. Teichfiſcherey, Nro. II. 4).

Schmack, ſ. Gerberbaum.

Schmählen, ſ. Schmehlen.

Schmalenten, kommen den gemeinen wilden Enten in allem ſehr nahe, nur daß ſie um ein merkliches kleiner ſind. Sie brüten in groſſen Sümpfen und moraſtigen Oertern, und ziehen auch wie jene.

Schmalholz, heißt bey der Kohlenbrennerey das dünne Holz, welches bey Richtung eines Meulers auf dem Rande auswärts herum geſchüttet wird.

Schmalrehe, ſind ſo ſo viel, als die jungen Riecken, ſ. Rehe.

Schmalthier, Schmalwildpret, heißt bey der Jägerey das wilde Kalb, welches in das andere Jahr ſeines Alters gehet; wie wohl ihm manche Jäger ſolchen Nahmen auch eher, und gleich nach der Brunſt oder Winterverhärung beylegen, weil ſie vom Schmalthiere mehr Pürſch- oder Fanggeld, als vom Kalbe bekommen, ſ. Kalb, Hirſchkalb.

Schmehlen, Schmählen, es ſchmählet wird in der Jägerſprache von einem Rehe geſagt, wenn es ſich durch einen lauten Ruf hören läßt. Denn wenn ein Rehe, es ſeye ein Bock oder eine Riecke, unvermuthet etwas vernimmt, oder kriegt es kurz im Winde, es ſey ein Raubthier oder ein Hund, oder ein anderes

Wild, oder auch ein Menſch, und hat es nicht erſt recht geſehen, was es iſt; ſo fängt es ſtark an, zu ſchreyen, oder wie die Jäger ſagen, zu ſchmehlen, daß man es gar weit hören kann, ziehet immer von ferne herum, und ſchmehlet immer fort. Wird es aber den Menſchen, oder den Hund, oder was es ſonſt etwan iſt, recht inne; ſo fliehet es ſchnelle fort, und will nicht ſchmehlen, womit ſie aber dem Schützen, welcher ſonſt nach andern Wildpret paſſet, oder ſchleicht, manches verjagen.

Schmeiſſen, Geſchmeiſſe, franz. *Mutir*, wird von den Vögeln geſagt, wenn ſie die Excrementa von ſich gehen laſſen, oder den Koth hinten von ſich werfen.

Schmerl, ein kleiner Raubvogel, den man im gemeinen Sprichwort der Lerchenzuchtmeiſter nennet, weil ſie, wenn ſie mit ihm von hier wegziehen und wieder kommen, ſich ungemein vor ihm fürchten, und zwar noch mehr, als vor dem Baumfalken. Es iſt ein kleines, zartes, gefwerbertes Vögelein, in der Gröſſe wie ein Krammetsvogel mit gelben Fängen. Er iſt wohl abzutragen, und beherzt zum Baitzen. Denn ob man ihn wohl nur zu kleinen Vögeln, als Lerchen, u. d. g. brauchet; ſo fallen doch ihrer über 3, wenn man Lerchen, ein Feldhuhn lieſet, daſſelbe fangen.

Schmerl, Schmerlinge, lat. Fundulus, Lochia, Cobitis, Cobites barbatula, Asyriatilis, franz. *Loche*, *Lochette*, *Nadelle* iſt ein kleines Fiſchlein, und noch etwas kleiner als die Grundlinge, ſo ſich in reinen, harten und ſteinigten flieſſenden Waſſern aufhält. Und ob man dieſen Fiſch ſchon in kleine Teiche zu verſetzen probieret hat; ſo verlieret er doch darinnen ſeine Güte wegen des Schlammes, ſo daß allezeit die Bachſchmerlen dieſen vorgezogen werden. Er iſt nach mittlerer Gröſſe Fingerslang, auf dem Rücken ſchwärzlicht, und überall mit kleinen Flecken beſtreuet, am Bauche aber weiß. Von ſeinem Maule hängen ihm vier Floſſen herab, wie ein Bart; ſelbige kann er lang und kurz machen, faſt wie die Schnecken ihre Hörner; Er hat 6 Floßfedern, und die an dem Schwanze iſt nicht geſpalten. Er wird vor eine ſonderbare Delicateſſe, und vor gar geſund gehalten, ſo daß er auch kranken Perſonen und Wöchnerinnen gegeben werden mag. Die gröſſeſten, welche doch nicht über eine Hand breit aufs höchſte erwachſen, hält man vor die beſten, und zwar vom November bis gegen den May. Denn nach Oſtern hin, gehet ihre Laichzeit an, da ſie viel ſchmeidiger, und wie alle Fiſche im Laichen, viel unſchmackhafter und unverdaulicher ſind. Sie werden am beſten in Senkreuſſen gefangen.

Wenn man ſie recht wohlſchmeckend haben will; ſo ſoll man ſie in ſüſſer Milch oder Rahm ſich dicke ſauſen laſſen, und ſodenn kochen. Sie werden aber gut weder aus dem Saltze geſotten, und mit Eſſig abgeſchreckt, damit ſie blau anlaufen, oder auch im Weine erſtickt, mit demſelben abgeſotten, und mit Butter, Zucker, und Muſcatenblumen ab-

gewürzet. Sie sind auch gut aus Schmalz zu backen. Nicht weniger lassen sich die grösten von ihnen marinirt, und wie Brücken einlegen, da sie sich denn sehr lange halten, und recht delicat schmecken. Frisch hergegen können sie auf folgende Art am schmackhaftesten zubereitet werden: Man setzet Wasser in einen Fischkessel über das Feuer, und wirft auf eine Kanne Schmerlen ein gute Handvoll Salz hinein, die Schmerlen aber begiesset man insbesondere mit Essig. Sobald das Wasser anfangen will, zu siesen (denn, wenn dieses wäre, so würde ihnen die Haut ganz abgehen, welches ein jedes wohl in Acht nehmen muß, daß die Fische nicht wie geschunden aussehen), so legt man die Fische hinein, und nimmt sich dabey wohl in Acht, daß kein Essig mit hinzu komme; so werden sie auf diese Art fein bieg und krumm. Wenn sie genug gesotten, nimmt man sie herunter, sprengt ein wenig kaltes Wasser darüber her, decket sie einige Zeit oben mit Papier zu, richtet sie in eine Serviette an, und giebt guten Weinessig auf die Tafel. Wem es beliebt, der kann sie auch mit grüner Petersilien garniren. s. a. Gründling.

Schmerlengrube, Schmerlenteich, kann, wo man bey einem Gut einen frischen und steinigten Bach hat, also angeleget werden: Lasse in einem solchen Bach eine Grube machen, eines halben Mannes tief, vier Ellen lang und drey Ellen breit. Darnach lasse eine Flechte mit ziemlich weiten Löchern machen, die so groß seyn, daß, wenn sie in die Grube gesetzt wird, von allen Seiten einer Hand breit Raum zwischen den Wänden der Grube und der Flechte ledig bleibe, welcher mit Schaafmist wohl ausgefüllet werden muß. Den Boden beschütte einer halben Hand hoch mit Kieselsteinen, und wirf etliche Stücke von einem alten Mühlsteine darzu, daß die Schmerlen sich daran streichen können. Alsdenn nimm 2 oder 3 Kannen frischer Schmerlen, die Rogen im Leibe haben, und besetze den Teich um Martini damit, daß sie auf den Frühling laichen können. Speise sie zuweilen mit Mahn, oder Leinkuchen; so werden sie sich unglaublich vermehren. Man kann auch der Gruben zwey oder mehr machen, und die Schmerlen in der einen laichen lassen, in den andern aber speisen, und zum Genuß fischen.

Schmerlenteich, s. Schmerlengrube.

Schmerling, s. Schmerle.

Schnabel, lat. Rostrum, franz. Bec, ist der Theil an dem Kopfe eines Vogels, welcher so hart, wie Horn ist, und womit er seine Nahrung annimmt. Sie sind von mancherley Gestalt und Grösse, nachdem die Vögel desselben, nach ihrer Art benöthiget sind, breit und kurz, lang und spitzig, rund und glatt, gerade, gekrümmt, u. d. g.

Schnabel, werden auch an der Gabel, so man zu Abrichtung der Hünerhunde gebrauchet, welche sich im Suchen so stehn auf die Erde gewöhnen, die beyden Spitzen der Stange genennet. s. vorstehender Hund.

Schnabelfisch, s. Schnepel.

Schnarrdrossel, s. Drossel.

Schnärre, s. Schnarre.

Schnaitbegehen, siehe Donenfang.

Schnarr, Schnarre, Schnärre, Schnerr, ist eine der gröſten Art der Krammetsvögel, welche man auch Mistler zu nennen pfleget. s. Ziemer.

Schnarr, Schnarrchen, Schnerz, Schnarrwachteln, Wachtelkönig, eine wirkliche Art der Wachteln, nur daß dieſer ihre Beine länger, und auf Schneyfenart geſtreckt ſind. Sie haben ihren Nahmen vermuthlich von ihrem Geſchrey erhalten, indem ſie nicht ſo reine und deutlich, wie die eigentliche Wachteln, einander ruffen. Den Winter ziehen ſie weg, und kommen im Frühling wieder. Sie halten ſich zur Sommerszeit im Gras und Korne auf, und mäſten ſich darinnen bis auf den Herbſt ziemlich fett.

Schnarre, s. Schnarr.

Schnarrchen, s. Schnarr, Schnerr.

Schnarrwachteln, s. Schnarr.

Schneckenordnung, Schneckenrundung, heiſt bey der Jägerey ein gehauener Weg, gleich den andern Flügeln, deſſen Rundung aber immer enger und enger lauft, und nirgends zuſammentrift.

Schneckenrundung, s. Schneckenordnung.

Schneeball, s. Schwalckenderre.

Schneebrüchiges Holz, heiſſet dasjenige, welches der groſſe angelegte Schnee zu Boden gedrücket hat. Wo ein Hausvater oder Landwirth dergleichen Holz in ſeinem Walde findet, ſo ſoll er von dem andern noch aufrecht ſtehenden Holze durchaus nichts angreifen, ſondern dieſes alles vorher wegſchaffen, und entweder zu Scheiten ſchlagen, oder was dazu dienlich, zu Bauholze anwenden laſſen. Es iſt auch nicht rathſam, daß man denen Förſtern und Forſtknechten, wie an einigen Orten der alte Gebrauch iſt, das Schneebrüchige Holz, als ein Stück ihrer jährlichen Beſoldung, überlaſſe, und ihnen ſolches nach Gefallen wegzugeben vergönne. Denn ob es wohl ſeyn mag, daß einige die Ruhe des Gewiſſens höher als den Profit achten, und alſo mit dem, was ihnen von Rechtswegen gebühret, ſich vergnügen; ſo ſind doch hingegen wieder ſo viele, oder wohl weit mehr andere Forſtbediente, die gerne weiter greiffen, und ſich überall ein unerlaubtes Extra machen wollen, alſo, daß unter dem Vorwand des Schneebrüchigen oder Wipfeldürren Holzes auch viel gutes Holz unter dem Wiſche mit hinweg gehet, und heimlich verpartiret wird. Es iſt daher am beſten gethan, man lege ihnen Forſtbedienten etwas mehr Beſoldung zu, und benehme ihnen dieſe und andere Gelegenheit, der Accidentienmacherey, und weiter zu greiffen, als ihnen gebühret.

Schneegacken, Schneekacken, werden bisweilen die Dohlen genennet, weil zur Winterszeit mit

mit ihrem vielen Geschrey den Schnee und stürmisches Wetter verkündigen. s. Dohle.

Schneegans, ist eine Art kleiner wilder Gänse, welche weisser Farbe sind, und sehr hoch fliegen. s. Gans.

Schneegarn, s. Schneenetze.

Schneehaube, ist eine Art von Garnen, oder Netzen, welche besonders zum Rebhühnerfang dienlich ist, und also gemacht wird: Man strickt ein Stücke spiegelicht Garn von Bindfaden, welches mit einer Masche angefangen, und bis auf 20 Maschen zugenommen wird. Alsdenn wird auf einer Seite, wie auf der andern, immer weiter zugenommen, und also fortgestricket, bis es vier Klaftern lang ist. Hernachmals werden die beyden Enden zusammen gestrickt, daß es nunmehr viereckicht ist, und vier gleiche Wände giebt, welche aber also eingetheilet werden, daß in jeder Ecke ein Spieß, eines Daumens dicke, von vestem Holze eingebunden wird. Hierüber wird wiederum ein viereckichtes Stücke Garn auch spiegelicht gestrickt, daß es gleich so weit und breit ist, damit es als eine Decke auf dem erst gestrickten viereckichten Garne lieget, und wird solches auf demselben angestrickt und vervestiget. In den Seitenwänden aber schneidet man etliche Maschen heraus, und strickt hingegen in jeder eine Einkehle hinein, als wie in einem Garnsacke. An der Decke oder dem Himmel wird in der Mitte auch ein Bindfaden mit einem kleinen Hefte angebunden. Diese Schneehaube wird also zur Winterszeit, wenn Schnee gefallen, dahin gestellet, wo sich Rebhühner einfinden. Die vier Spieße am Garne werden recht in das Gevierte in der Erde veste eingestochen, und zwar so, daß das Garn recht straff stehe. Der Heftel an dem Himmel wird ebenfalls veste eingebracht, welcher dazu hilft, daß, wenn in der Haube Hühner sind, sie mit dem Himmel nicht so hoch aufstiegen können. Nach diesem streuet man Weitzen, Gerste, und dergleichen, und körnet die Hüner vorhero dahin an, wo die Schneehaube zu stehen kommt, macht im Schnee glatte Steige nach den Einkehlen zu, wirft auf selbigen Getreyde die Länge hin, in der Haube desto mehr, und auch ein Büschel Weitzenähren, daß sie darinnen was zu hacken finden. Wenn sie nun also dem Futter nachgehen, und zu den Einkehlen hinein kriechen; so können sie, da dieselben inwendig ganz enge sind, nicht wieder heraus, bis man sie ausliest. Dieses ist gewiß eine gute Erfindung, die auch nicht viel kostet, und kann man sich ihrer etliche vor wenig Kosten in Vorrath machen.

Schneehuhn, Steinhuhn, weiß Rebhuhn, lat. Lagopus, franz. *Perdrix blanche*, ist ein wildes Hühnergeschlechte, welches in denen Alpen- und Pyrenäischen auch andern hohen und kalten Gebürgen allein in dem Schnee seinen Aufenthalt hat. Es ist mit schneeweisen Federn bedecket, ohne an dem Halse, woselbst es mit einigen schwarzen Flecken bezeichnet ist. Der Hahn ist etwas grösser, als das Huhn oder die Henne,

Henne, und hat vom Schnabel, der auch schwärzlicht ist, gegen den Augen einen schwarzen Strich, und rothere Augbraunen, dergleichen die Weiblein nicht haben; im Schweiffe sind sie auch etwas schwarz. Ihre Füsse sind rauh, und sehen wie die Hasenläufte. Diese sind ungefähr so groß, als eine Taube. Es giebt aber noch eine andere Art, die fast der Wachtel gleich kommt, jedoch viel stärker, und mit weissen und Safrangelben Federn versehen ist. Sie haben ein schwarzes, doch wohlschmeckendes Fleisch, welches viel flüchtiges Salz und Oel bey sich führet, und gute Stärkung giebt. Sie fliegen nicht weit, und werden gekirret, dabey man sie denn zu pürschen oder mit Bögen und Maschen oder Schleiffen zu fangen pfleget.

Schneekacken, s. Schneegacken.

Schnermeise, s. Meise, Schleyermeise.

Schneenetze, Schneegarn, ist ein Garn, welches zur Winterszeit, wenn es stark geschneyet hat, bey dem Rebhünerfange so gut, als der Tyras des Sommers, gebrauchet wird. Es ist auch demselben fast allerdings gleich, nur daß der Tyraß wegen der jungen Hühner, Wachteln und Lerchen enge, das Schneegarn aber von weissem und subtilen doch starken Zwirne gestrickte und weitere Mäschen hat, und solcher Weite halber auch grösser gemacht werden kann. Dieses Schneegarn oder Schneenetze wird seiner Grösse nach in seinen Säumen gezogen, welche an beyden Enden zum wenigsten 10 bis 12 und mehr Klaftern vorgehen, damit die zwey Männer, so es regieren, und damit überlauffen, nicht zu hart auf die Hühner zugehen, und sie darüber aufstäuben. Diese Säume werden mit einer besondern Schleiffe fein artig zusammen gewunden, daß es sich nicht verwirret. Wenn man nun im Winter bey stark gefallenem Schnee, ein Volk Rebhühner von ferne liegen siehet; so breiten ihrer zwey das Schneegarn aus, fassen die Säume so lange, als sie können, und gehen also gerade auf die Rebhühner zu. Einer oder zwey folgen hinten nach, und geben ein Zeichen, wenn die vorangehenden nach der rechten oder linken Hand zu viel abweichen. Wenn die Hüner das Garn über sich werfen sehen; so stehen sie auf, und verwickeln sich in den Maschen. Das Garn wird, wie der Tyras, gemeiniglich niedrig, und wie man die Hand von sich strecket, gezogen und geführet. Wenn das Huhn, so unter dem Hauffen Schildwache hält, sich schnell unter dem Schnee verbirgt; so ist es ein gewisses Anzeigen, daß die Hüner gerne halten, und ein guter Fang zu vermuthen. Wenn aber dasselbe anfängt zu schreyen, und die andern für der bevorstehenden Gefahr zu warnen; so stäuben sie auf, und ist ihnen nichts abzugewinnen.

Die Ueberziehung mit dem Schneegarn geschiehet am besten des Morgens, ehe die Hüner aus ihrem Nachtlager aufbrechen, und das Gesse suchen; alsdenn liegen sie noch hart, und halten

halten am liebsten. Ingleichem wenn sie des Abends ihr Nachtlager machen, sind sie ebenfalls gut mit diesem Garne zu fangen; bey Tage aber thut es selten gut, und also auch; wenn der Schnee zu hart kirret. Jedoch wenn sie auffliegen, und man sie recht im Gesichte behalten, und dabey abmerken kann, daß sie wiederum im Schnee ein Lager gescharret haben; so kann mehr als einmal, ja des Tages unterschiedliche mal nach ihnen gezogen werden. Wenn der Schnee flach und windwehig ist, darf man die Hüner mit dem Schneegarn nicht suchen, und kann ihr neugebrochenes Lager, welches sich sonst bald wie eine Schweinsuhle ansehen lässet, leichtlich gefehlet werden. So liegen auch die Rebhühner in windigen Zeiten ohnedieß lieber in Hecken und Gräben, als in offenen Feldern.

Schneevogel, ist ein Vogel, welcher in Pohlen und Preussen häufig angetroffen wird, und seinen Nahmen daher bekommen hat, weil er bey einbrechendem Winter mit dem Schnee seine Ankunft hat, und mit demselben auch wieder davon ziehet. Er ist in der Grösse einer Lerche, hat weisse oder lichtgraue, mit wenigem schwarzen gemischte Federn, und ein fettes wohlgeschmacktes Fleisch.

Schneidelholz, Schneitelholz, werden unter dem hochstämmigen Laubholz diejenigen Bäume genennet, welche sich gerne schneideln, d. i. ihre Aeste von dem untersten bis zu dem obersten, so auch wohl zugleich ihre Gipfel mit aus- und abhauen lassen, also daß nichts, als der Stamm stehen bleibet, welcher wieder ausschlägt, und neues Holz und Aeste treibet.

Dieses Schneideln, Schneitelen und Schnitteln, lat. Putare, franz. *Eliguer*, *Emender*, *Effarer*, ist meistentheils an denjenigen Orten im Gebrauch, wo man am Holze Mangel hat; insgemein aber werden die in Brahmen, an Wiesen und Holzrändern, in Gewöhrigten, an Gärten und in Hecken stehende Bäume geschneidelt, und solches, nachdem das junge Holz geschwinde oder langsam nachwächset, alle 3 oder 6 Jahre wiederholet. Das beste Schneidelholz sind die Linde, die Weide, die Erle, die Esche, die Ahorn, die Pappel, die Birke, die Ilme, oder Rüster. Es werden zwar die Eichen auch geschneidelt, jedoch nicht mit solchem Nutzen, wie die obige. Denn man weiß aus der Erfahrung, daß durch das Schneideln der Saft auf denen Seiten mit Gewalt aus dem Hiebe wiederum in die Schößlinge dringet, dagegen aber in denen Gipfeläsen, als die er nicht erreichen kann, aussen bleibet, wodurch denn dieselben trocken und dürre werden; massen das eichene Holz ohnedem poröß ist, und insonderheit der Splint, oder das Weisse, die Feuchtigkeit gern an sich ziehet, daß also der Baum mit Gewalt von der Rinde hinein saulen muß, und wenn er alsdenn gehauen und genutzet werden soll, wird inwendig, anstatt des vesten Kerns, Mulen oder Erde gefunden. Das Tan-

gelholz,

gelholz, als Fichten, Kiefern und Tannen können das Schneideln nicht vertragen.

Schneideln, ſ. Schneidelholz.

Schneidemühle, Sägemühle, Bretmühle, iſt eine Art von Mühlwerk, ſo meiſtens vom Waſſer, Wind, von Thieren oder Menſchen, Federwerk oder einer Art Perpendickel, getrieben wird. Es iſt daran eine groſſe Säge dergeſtalt eingerichtet, daß ſie durch Bewegung des Mühlrades auf- und niedergehet, und vor derſelben der Block immer fortrücket, bis er zum Ende durchgeſchnitten oder getrennet worden. Ein ſehr nutzbares Stück der Hauswirthſchaft, wo man ein bequemes Treibwaſſer mit einem guten Gefälle, auch viel baubares nicht weit herzuführendes Gehölze haben kann, ſonderlich wenn groſſe Städte und Märkte in der Nähe ſich befinden, woſelbſt es viele Tiſcher, Zimmerleute, und dergleichen Handwerker giebet, welche Pfoſten, Bretter und Latten zu ihrer Nothdurft bedürfen.

A) Wir bleiben vor itzo bey der gemeinſten Gattung ſolcher Mühlen ſtehen, die nemlich vom Waſſer getrieben werden, und wollen zuförderſt noch eine nähere Beſchreibung von ihrer Beſchaffenheit und Einfluß in das Forſtweſen geben.

1) Insgemein muß bey dieſer Gattung von Schneidemühlen das Waſſerrad, nach der Höhe eines Gefälles, wie auch Breite und Menge des Waſſers, eines der mit engen oder engen Schaufeln von dünnen, leichten Tannenbrettern gemacht ſeyn, damit es nicht ſo ſchwer, ſondern ſein flüchtig und ſchnell umlaufe, und die Welle mit dem daran gemachten innern Stirnrade und Kämmen zugleich umtreibe, welche Kämme die Kammwelle und das Schwungrad treiben, und ſodenn am Ende derſelben den Krummzapfen umdrehen, daß ſolcher, wie an einem Schleifſtein den Lenker, welcher unter dem Gatter angemacht, das Gatter und die Bretſäge zugleich auf- und niederſchiebe, und den Bretklotz durchſchneide. Weil nun die Säge in ihrer Bewegung auf und nieder beſtändig an einem Ort bleibet, ſo muß der Bretklotz alle Schnitte gegen die Säge rücken, und wird hierzu das Schiebezeug durch das Gatter beweget, daß die Schiebeſtange den Zahnring eingreife und fortrücke, welcher das Getriebe und Stirnrädgen unter ſich umtreibet. Die Welle an dem Stirnrädgen hat darneben ein Getriebe, welches über ſich den Kammbaum an dem Wagen angreift, und ſolchen allgemach fortſchiebet. Wenn nun der auf ſolchem Wagen veſt geklemmte Bretklotz einmal durchſchnitten iſt; ſo wird der Wagen zurück geſchoben, ſo entweder von dem Müller, oder vermittelſt eines abſonderlichen Getriebes, nach eines jeden Invention, geſchiehet, und der Klotz losgemachet, nach Stärke der Bretter oder Pfoſten vornen und hinten geſtellet, und zum neuen Schnitt angeſetzet.

Dieſe Art Sägmühlen ſind faſt aller Orten bekannt, und man ſuchet ſie immer mehrers zu verbeſſern. In Holland z. Ex. hat

hat man erfunden, viel Sägen nebeneinander zu stellen, durch welche ein ganzer Block in so viel Bretter oder Pfosten, als seine Dicke austragen kann, auf einmal getrennet wird, da sonsten ersterdachter massen, wo nur eine Säge ist, wenn der Schnitt zu Ende, man den Block zurücke lauffen lassen muß, so oft, bis er ganz zerschnitten ist. Diese Mühlwerke werden von dem Wind getrieben, wovon eine dergleichen in Berlin zu sehen seyn solle. Insonderheit ist die Einrichtung derselben mit seinen Sägeblättern eine Verbesserung von beträchtlichem Nutzen, inmassen durch Berechnung erwiesen ist, daß, wenn man von 12 Schneidsblöcken, jeden zu 6 Ellen, bey den groben Sägen nur sieben ein halb Dutzend Bretter bekommt, man dagegen mit seinen Sägblättern 9 bis 13 Dutzend Bretter, jedes von beyden Sorten neun Zoll breit, erhalte.

2) Wie durch Schneidmühlen das Holz recht gut verwerthet werden könne, ist in dem Forstmagazin im 6ten Band, S. 243 gezeiget worden. In dieser Rücksicht hat sich also auch ein Förster um die Sägmühlen theuer zu bekümmern. Herr Döbel hat in seiner Jägerpraxis 3ten Th. in einem besondern Capitel vom Brettschneiden Säger und Schneidemühlen gehandelt, mit der beygesetzten Ursache, daß dabey ein Forstmann, und wer die Aufsicht eines Waldes oder Holzrevieres zu besorgen habe, zum Nutzen des Eigenthümers wohl überlegen solle, wie er die nutzbaren Bäume in ganzen Klötzen oder Blöken verstübern, und mehr herausbringen möge, als wenn er solche zu Scheitern oder Klaftern schlagen lässet.

Herr Kuhn in der Abhandlung von der Conservation des Holzes, schreibet S. 5. „Dem in dem Forstwesen lernenden Anfänger ist der Maasstab unumgänglich nöthig, ansonsten er mit denen Holzhauern, Zimmerleuten und Schneidemüllern nimmermehr zurechte kommen kann, in so fern anderst kein Betrug hierunter vorgehen solle. Z. E. nach dem anspachischen Kreutzmaaß hält ein gemeiner eichener, buchener oder weicher Schnitt, der ohngefähr rich ist, in der Peripherie oder Umkreis im Messen 6 Schuhe, und der Diameter oder Durchschnitt giebt 2 Schuhe. Wann der Block nun auf die Mühle geführet wird; so kann der Forstbediente vorhero schon wissen, wie viel der Müller, ausser denen sogenannten Schwarten, zu anderthalb Viertel oder einfälligen Brettern davon liefern muß; dann die Säge nimmt von jedem Schnitt einen Viertelzoll in die Spähne hinweg, mithin ist so leicht auszurechnen, wie viel Dielen oder Bretter nach der Stärke fallen müssen. Und wer dieses nicht genau observiret, oder den Block nicht auf das genaueste zeichnet, oder wird mit fehlenden Augen blind gemacht, und das mittlere Brett gehet verlohren, so doch das Beste ausgeht ist. Nach mehr Betrug gehet auf den Schneidemühlen vor, wenn die Müller die Bretter untereinanderwerfen, und die Hauen solche

che zur herrschaftlichen Bedürfnisse an Ort und Stelle fuhrweis überliefern müssen; dann wann die Schröthe, wie schon gedacht, vorhero nicht gemessen und wohl gezeichnet, denn solche nach dem Schnitt alleine zusammen geleget werden; so hat die Herrschaft den Schaden, und der Forstbediente es seiner Nachläßigkeit zuzuschreiben.

Herr Moser hat ebenfalls in seinen Grundsätzen der Forstökonomie, S. 418. ein besonders Capitel von Sägemühlen gesetzet. Herr Beckmann ist seinen Beyträgen zur Verbesserung der Forstwirthschaft zeiget Seite 231. wie nöthig es sey, daß ein Forstmann die nöthige Begriffe von denen Schneidemühlen und denen dabey vorkommenden Arbeiten habe. Er schreibet: „Wir wollen eine Schneidemühlen besuchen. Es gehet daselbst gleich über einen Bretklotz her, aus welchem sogenannte ungesähmte Bretter geschnitten werden sollen. Es wird auf diese Art von solchem Klotz nur oben und unten eine Schwarte oder sogenanntes Seitenbrett weggenommen; an denen übrigen beyden Längen aber keine. Mithin behalten die daraus geschnittenen Bretter an beyden Seiten, ihrer Länge nach, die Rinde des Baumes, und werden an solchen ungleich, rauh und höckericht. Daher sie auch, eben dieser unbearbeiteten Seitenlängen wegen, ungesähmte Bretter heissen. Die ihnen entgegengesetzten gesähmten sind hingegen an ihrer Seiten bereits durch den Schnitt des Sägegerüs, gleich und eben gemacht, und in dieser Absicht von dem Klotz, aus dem sie geschnitten worden, vier Schwarten, nemlich eine oben, eine unten, und eine auf einer jeden Seite, und eben so viele Seitenbretter, weggenommen. Wenn man also aus einem Bretklotz nur ungesähmte Bretter schneiden lässet; so bekommt man erstlich zwey Schwarten und eben so viel Seitenbretter weniger, die an denen Seiten der Bretter ganz unnütze sitzen bleiben. Denn der Zimmermann oder ein anderer Handwerker, der sie verarbeiten soll, kann sie zu der allermeisten Arbeit nicht gebrauchen, als bis er erstlich diese unnützen und ungleichen Seiten mit vieler Mühe und Zeitverlust weggehauen, und solche, um sie auf unterschiedene Art aneinander fügen zu können, gleich und schlecht gemacht hat. Es büsset man also nicht allein dieses Holz, das ausserdem zwey nützliche Schwarten, und zwey brauchbare Wettenbretter gegeben hätte, ein, sondern muß auch noch zweytens denen Zimmer- und Handwerksleuten die Mühe, solches in die Späne zu hauen, theuer genug bezahlen. Auf der Schneidemühle aber wäre dieses leicht gethan gewesen. Man siehet leichte, daß diese Vorstellung sich vorzüglich auf die einiger Orten gewöhnlichen ungesähmten Spaltbretter beziehet. Bey dieser ist der erwiesene Schaden allerdings beträchtlich, welcher hingegen bey denen dünnen und schlechten, zu allerhand Gebrauch zu verwendenden, Schlagbretern nicht viel sagen will.

Ein

Ein Förster muß die Säglötze oder Rahmen im Walde anzeichnen. In dieser Rücksicht schreibet Herr Weyland in der Abhandlung von Jagd- und Forstsachen, S. 136. Es kann hiebey grosser Unterschleif vorgehen, wann die Sägmüller denen Förstern mit der krummen Hand beygehen, daß sie darauf die schönste hochstämmige Bäume, so bereits Holländerbäume sind, oder in kurzer Zeit werden dörfen, vor Säglötze anweisen; das Gipfel- und anderes Abfallholz aber bleibet nachgehends zum Verfaulen in denen Waldungen liegen. Diese Klötze sind zwar verschiedener Gattung, doch müssen sie so beschaffen seyn, daß man daraus 12 bis 16 Zoll breite Dielen schneiden kann, und werden hiezu gerne kurzstämmige, abgängige oder solche Bäume genommen, die nicht gerundschäftig sind, oder sonsten Fehler haben, daß man sie zu Holländer- oder Bauholz nicht gebrauchen kann. Wäre aber eine Sägmühle in abgelegenen Gebürgen befindlich wäre, woselbsten weder Holländer- noch Bauholz angebracht werden kann, und doch der Ueberfluß an Holz vorhanden ist; so würde es besser gethan seyn, daß man dergleichen Holz zu Dielen schneidet, als in dem Walde verderben lässet. Es kommt überhaupt hiebey auf die Prudence eines erfahrnen Försters an, welcher überschlagen muß: 1) Wie viel Dielen aus einem Klotz geschnitten werden können? 2) Wie viel daraus gelöhnet erlöset werden? 3) Was Hobel-Fuhren und Schnittlohn kosten? 4) Ob man sodann nicht besser thue, wann dergleichen Klötze zu Bau- und anderm Holze verwendet werden.

B) Was hat man zu beobachten, wenn eine Sägemühle von neuem erbauet werden solle?

a) Vor allen Dingen ist wohl zu überlegen 1) was für Nutzen wohl daher zu gewarten? 2) Ob an dem Ort, wo sie erbauet werden solle, ein beständiger Wasserfall befindlich? 3) Wie lange die Holzung, aus welchem etwas auf die Mühle zu schneiden kommen solle, nachhalten könne? 4) Ob nicht solches Holz auf einer andern Mühle gelegener zu schneiden sey? 5) Ob man eines sichern und beständigen Abgangs der Bretter und anderer Waare versichert stehen könne? S. die Fürstl. Lüneburgische Forstordnung.

Dergleiche Säg- und Schneidemühlen werden nicht aller Orten denen Privatpersonen ohne Vorwissen und Erlaubniß der Herrschaft oder deren Aemter gestattet. Z. Ex. die Herzoglich-Würtembergische Forstordnung S. 32. besaget: „Es soll hinführo niemand in dem Herzogthum und Schirm, ohne Fürstl. und der Rentkammer Vorwissen und Vergönnen, Sägmühlen zu erbauen und anzurichten gestattet werden. Desgleichen sollen die Forstmeister in des Sägmüllers Pflicht und Eyd inseriren, daß sie kein verdächtiges Gesind und Wilderer beherbergen, sondern wo sich dergleichen bey ihnen einschleichen, sie dem Vogt und Forstamt solches anzei-

zuziehen. Generat-Reskript dd. 3. Octobr. 1720.

β) Was die Einrichtung einer solchen Sägmühle an sich selbst betrift, so ist nöthig,

1) daß der Sägmüller von der Cammer angenommen und beeidiget werde.

2) Ist dahin zu sehen, daß alles, was zu Blöchen dienet, darzu gehauen werde. Die Herzoglich-Würtembergische Forstordnung, S. 42. will: „Mit denen Sägblöchern, und sonderlich denen, so man zu geben schuldig ist, soll es geschehen an Orten, da das Holz zum Zimmern nicht mag gebrauchet werden, und mit den verstandenen und windbrüchigen Kappten und gestreiften Bäumen, die länger nicht bleiben mögen, und sonst keinen Nutzen, denn gute Sägblöcher geben, und hiemit das gesunde Holz von diesem keinesweges angreifen, bey Strafe 3 Pfund 5 Schilling Heller, damit solches auch zu gutem Werth gebracht, hingegeben und verkauft werde.

3) Der Müller darf niemand ohne Vorbewußt einiges Holz schneiden, im Fall die Mühle gnädigster Herrschaft zugehöret.

4) Er muß vom allem, was ihm auf der Sägmühle anvertrauet ist, Rede und Antwort zu geben schuldig seyn, damit nichts von dem umgehenden Zeuge verwahrlöset werde. Insonderheit muß er auf die Wehr und Mühlgraben fleißig Acht haben.

5) Der Forstbediente hat auf die Fuhrleute zu merken, daß nichts von dem Säghols, ehe die Zeit liegen bleibe.

6) An denen Orten, wo dem Sägmüller Vieh zu halten, verstattet ist, soll man sigilliren, daß er zuvorderst mehr kein Vieh einnehme, dahero das ihm erlaubte Vieh öfters nachzusehen ist.

7) Wie viel etwa auf der Sägmühle jährlich mit Nutzen verschnitten werden kann, ist in dem Forstamt auszumachen, und dem Protocoll einzuverleiben. S. Fürstl. Braunschw. Lüneb. Forstordnung, c. 5. von Sägmühlen.

8) Die Hauung des nöthigen Holzes muß zu gehöriger Zeit geschehen; die Blöche sind richtig abzuzehlen und zu bezeichnen. Es sollen die Blöcher denjenigen, welcher die Aufsicht über die Sägmühl hat, und Rechnung führet, von dem Revierbedienten in Gegenwart eines Oberforstbedienten angezählet werden, und jeder atteſtirt dem andern den resp. Empfang und Ablieferung zu Rechnung. Siehe Schlesische Forstordnung im Forstm. 2. B. S. 18 num. 5.

9) Im Schneiden muß der Müller Fleiß anwenden, daß die Bretter durchaus gleiche Stärke und Dicke haben.

10) Besonders muß derselbe das ungehörige Zeug selber zu machen verstehen, und dürfen Bäume (recht zu reden) nicht zerschnitten werden; auch sollen diejenigen Bretter, welche gehobelt, [illegible] ohne

keine grobe dicke Sägeblätter gebrauche, sondern so dünne als möglich ist, ob er auch schon deren eines oder zwey im Jahr mehr haben müßte; sonst gehen allemal in einem starken Bloche ein paar Dielen, das vom Schock Bloche gleich ein paar Fuder trägt, die der Schrank davon so viel mehr in Späne mit wegnimmt, zu Schaden.

11) Auf der Schneidemühl muß der Bloch also geleget werden, daß die Nordseite des Baums unten kommt. Allermassen, wann ein Bloch zum Schneiden so angelegt wird, daß die Nordseite nicht unten, sondern an die Seite kommt; so lauft die Säge gerne nach der Nordseite. Die Ursache ist: weil die Nordseite porös ist; so bekommt die Säge mehr Luft und greifet dahin tiefer ein, daß deshalb von unwissenden Sägemüllern solche käulichte Bretter geschnitten werden, die an einem Ende zuweilen 1 Viertel auch einen halben Zoll dicker sind, als am andern, welches dem Herrn Schaden bringt, und denen, welche dieselben verarbeiten sollen, mehrere Arbeit macht. S. Forstm. 3. B. S. 81.

12) Der Sägmüller darf die Bretter zu Vermeidung alles Unterschleifs nicht aus einander brechen, sondern er muß solche im Kammende zusammen lassen, und so ganz von der Schneidmühle schaffen, auch demjenigen, welcher die Aufsicht darüber hat, oder dem Eigenthümer, also im Ganzen überliefern; alsdann aber, wenn sie aufgeschrieben worden, auseinander brechen und aufsetzen. S. Forstmagazin, 3. B. S. 81.

13) Das Aufsetzen geschiehet entweder so, daß die Bretter oder Dielen in einen Triangel gesetzt werden, oder man legt sie in die Länge gerad aufeinander, und zwischen jedes ein paar Hölzer (dieß nennet man Bretter aufhölzlen); das erste taugt nicht viel, weil sie gemeiniglich, wenn sie dicht aufeinander kommen, nicht recht austrocknen, und besonders die kiefernen Dielen da, wo sie aufliegen, ganz blau anlaufen, welches durch die andere Art vermieden wird. S. Forstm. 3. B. S. 81.

14) Die Böden in denen Sägmühlen müssen wohl verwahret seyn, daß keine Säglspäne ins Wasser fallen, und die Fischwasser dardurch abgetödtet und verwüllet werden. S. Churfürstl. Maynzische Forstordnung, S. 17. §. 14.

15) Theils Orten muß alle Quartalschluß der Forstschreiber mit dem Sägmüller über das verschnittene und im Vorrath bleibende Sägholz, und wegen der Dielen, richtige Abrechnung halten, und dahin pflichtmäßig sehen, daß alles, wie es in der Forst- und Sägmühlrechnung angeführet, auch also bewandt, und der angegebene Vorrath an Holz und geschnittener Waare wirklich vorhanden sey. Daher ist gut, wenn der Forstschreiber, wo es seyn kann, wochentlich einen Extract von dem, was von Säglöchen, sowohl für der Sägmühle, als annoch im Wald vorhanden ist, desgleichen, was

alle Wochen von Hoch gebohrnen worden, verfertiget, und an die Cammer einsendet, u. s. w. S. Königl. Preuß. Forstordn.

Nachdem in denen Königl. Preussischen Landen vor Zeiten bey denen Schneidemühlen so grosse Mißbräuche, Unterschleise und Diebereyen vorgegangen; so haben der König vor nöthig befunden, im Jahr 1712. folgendes Mandat dieserwegen in das Land zu publiciren: Wir verordnen, daß forthin kein Schneidemüller, er gehöre Uns oder einem Privato, werder auch sey, bey grosser Strafe, keinen Sägeblock abschneiden solle, wenn nicht derjenige, so solchen überbracht, durch ein glaubwürdig Attestat genugsam bescheiniget, woher er ihn bekommen; massen zu mehrerer Sicherheit alle Blöcke, oder was sonst von Holz aus Unserm Holze weggeschnitten werden möchte, von Unserm Forstbedienten mit dem gewöhnlichen Forsteisen, oder im Fall einige Privati solche überlassen, von ihnen mit einem sonderbaren Zeichen bemerket, und von dem Schneidemüller von Tag zu Tag genau, mit Beyfügung des Orts, woher sie genommen, auch des Nahmens dessen, so sie überbracht, in ein besonder Buch gezeichnet werden sollen, damit man bedürfenden Falls sich daraus genugsam informiren, und weitere Untersuchung anstellen könne; inmassen die Schneidemüller gehalten seyn sollen, Unserm Forstmeister jedes Provinz, auf Verlangen, diese Bücher und Schnitteregister jedesmal unweigerlich vorzulegen. S. Rhyli Corp. Const. Magdeb. S. 621.

Zuweilen muß die Sägmühlenadministration die empfangene Blöcher oder Säglötze in die Forstcasse paar bezahlen; welches keinen andern Grund hat, dann den Ertrag der Försle und der Mühle desto leichter und gewisser in Erfahrung bringen zu können. Der Preiß richtet sich nach der Stärke und Schwäche des Bloches, und wird alles nach Zollen bezahlet. s. u. Baum.

C) Gar öfters pflegt die herrschaftlichen Sägmühlen verpachtet zu werden. Was ist davon zu halten? und wenn es wirklich geschiehet, was ist dabey zu beobachten?

a) Die Ursachen dazu sind, wie bey andern Verpachtungen auch, entweder seine Einkünfte auf einen gewissen und sichern Fuß zu setzen, oder durch den von dem Pachter zu erhaltenden Vorstand oder Cautionsgelder sich in andere Wege helfen zu können. Wir sind kein Feind der Verpachtungen, und die Nützlichkeit derselben ist durch tausendfache Proben schon so ausgemacht, daß wir wohl übel thun würden, erst einige Zweifel darüber zu setzen. Nur verhält es sich hier anderst, als bey allen andern Werkern. Der Pachter einer Sägmühle gelobet sein Pachtgeld

geld nicht aufs ungewiſſe. Der Herr verſpricht ihm jährlich ſo und ſo viel Blöcher gegen die und die Taxe zu überlaſſen, und je weniger er alſo Blöcher erhält, je weniger Pacht zahlt er. Seine Geſchicklichkeit und Fleiß kann ihm, wie bey andern Pachtungen, hier nicht mehr erwerben; er kann ſeine Dielen nicht, wie andere Pächter mit ihrem Getraide thun, auf Theurung ſparen, u. ſ. w. und doch will er nicht nur ſeine Mühe nicht umſonſt, ſondern auch noch über dieß einen billigen Profit haben. Dieſen muß er nothwendig entweder an dem wohlfeilen Einkauf der Blöcher, oder an dem theuren Verkauf der Dielen gewinnen. In beyden Fällen entgehet der Herrſchaft eine Nutzung, die ſie ſehr leicht genieſſen könnte. Die Unkoſten, welche am Fuhrlohn ꝛc. aufgehen, laſſen ſich vollkommen ausrechnen, ſie ſind gewiß, und der Pachter muß dieſelben eben ſowohl tragen, als die Herrſchaft bey eigener Adminiſtration auch, und diejenige Taxe, welche der Pachter auf ſeine Dielen ſetzet, wird die Herrſchaft noch viel leichter darauf ſetzen können.

Wir ſehen daher keinen Vortheil, welcher in Anſehung der Pachtung übrig bliebe, es müſte denn der einige ſeyn, daß man glaubte, der Pachter bemühe ſich mehr um den Abgang. Allein des Adminiſtrators pflichtmäßige Obliegenheit iſt ein gleiches, und der Abgang fehlt ſich nicht, wenn die Waare tüchtig verfertigt wird, immer zu haben, und die Mühle wohl gelegen iſt, auch denen Waarabnehmern freundlich und billig begegnet wird; und ohne dieſes fällt beym Pachter der Debit auch weg. Die Herrſchaft ſetzet ſich über dieß in den Fall, daß ſie jährlich eine gewiſſe Zahl Bäume liefern muß, wenn auch ſchon die ſelbiges und das folgende Jahr abzutreibende Hölzer ſolche nicht geben ſollten, welches zu allerley unordentlichen Hauungen und daraus erwachſenden Forſtverderben Gelegenheit giebet. Wir ſchlieſſen alſo hieraus, daß der Herr übel thue, wenn er ſeine Sägmühle verpachte, im Fall es ihm dabey um weiter nichts zu thun iſt, als richtige und gewiſſe Einkünfte zu bekommen. Denen Unterſchleifen derer Adminiſtratoren läſſet ſich auch füglich vorbeugen, wenn die Zuzählung richtig geſchiehet, und in gehöriger Ablieferung und Abnahme der Rechnung nichts nachgegeben oder verſäumet wird. Iſt es dem Herrn aber blos um die Verſtandsgelder zu thun, und er weiß keinen andern Weg mehr ſich zu retten; ſo iſt der Fall anders, und man erwählet freylich aus zweyen Uebeln lieber das kleinſte.

β) Sollte es alſo aus einer oder der andern Urſache doch zur Verpachtung kommen, ſo ſind folgende Stücke dabey in Acht zu nehmen: 1) Der Sägmüller des Pachters wird eben ſowohl beeidiget, als wenn die Mühle in Adminiſtration ſtünde. 2) Man beſtimmt, wie viel der Pachter jährlich Blöcher bekommen ſolle, und richtet ſich dabey genau nach der Beſchaffenheit ſeiner Förſte, damit man dieſelbe nicht zu ſtark angreifen dürfe. 3) Wird

die Stärke der Blöcher vestgesetzt und verglichen, welches die geringsten seyn sollen. 4) Muß sich der Pachter verbinden, daß er die gesetzte Zahl auch jährlich annehme und bezahle. 5) Wird der Dielenpreiß regulirt. 6) Die Tare vestgesetzt, nach welcher der Pachter die Blöcher bezahlen soll. 7) Die Zeit zu Bezahlung der gelobten Pacht stipulirt. 8) Ausgemacht, wie es mit schadhaften Blochen gehalten werden solle. 9) Bestimmt, wer die nöthigen Wege bessern solle? 10) Die baldige Abführung der Blöcher aus dem Forst injungirt. 11) Verglichen, wie es mit der Aufkündigung, mit dem beym Abzug bleibenden Vorrath, den Baukosten und Cautionsgeldern gehalten werden solle. 12) Ein richtig Inventarium über Haus und Geschirr aufgenommen, und der Pachter zu Erhaltung der Inventarienstücke verbunden. Und endlich 13) Die Vesthaltung des über solche Puncte errichteten Contracts, unter Begehung aller Ausflüchte, wechselsweise versprochen.

D) **Was für Holzsorten sind zur Schnittwaare zu erwählen?** Wir können kurz antworten: Alles Holz, wenn es nur die gehörige Stärke und Länge hat, kann zu Brettern geschnitten werden. Die gewöhnlichste Schnittwaare aber verfertiget man aus Eichen, Weiß- und Rothtannen, Fohren und Lerchenholz. Desgleichen von Eschen, Buchen, Linden, Rüstern, Pappeln, Erlen und Weidenholz, Ahorn, Nußbaum, u. s. w. Die eine Art tauget zu diesem, die andere zu einem andern Gebrauch. Verschiedene Schriftsteller geben verschiedene Beobachtungsregeln, wie aus dieser oder jener Art von Holze die beste Schnittwaare verfertiget werden könnte. Z. Ex. **Herr Döbel** behauptet l. c. daß die **Kiefernblöche**, welche im Frühjahr und Sommer gehauen werden, nicht lange ungeschnitten liegen bleiben dürfen, weil sonsten der Splint am Holze ganz blau werde.

L. Sylva, S. 73. redet von **schwarzen Pappelbäumen**, woraus in Engelland Bretter geschnitten werden, die zu der Dauer denen aus Eichen vorgezogen werden. **Herr Ellis**, in seinem **Anbau des Zimmerholzes**, S. 80. schreibet: Bretter von **Ulmen** hat man, damit sie bald trocken werden möchten, im Merzmonat geschnitten, und einen Monat lang in das Wasser gelegt; andere wurden nicht in das Wasser gebracht und also getrocknet. Mit beyden dielete man vor der Erndezeit einen Boden; diejenige, die nicht in das Wasser gelegt worden waren, schrumpften zusammen, die übrigen aber nicht. Wenn man sie also bald und völlig getrocknet haben will; so lege man sie alsobald in das Wasser. Eben dieser merket von denen Brettern von **Buchen** an; Um den Saft aus diesem Holze zu bringen, daß keine Würmer darinnen wachsen, und sodann lange Zeit gut bleiben mögen, ist nöthig, daß man die Bretter, so bald sie gesäget worden, 4 bis 5 Monat in einen Teich lege, und sie sofort wohl trock-

trocknen lasse. Oder, man lasset im Winter den Baum fällen, und 2 Jahre auf dem Boden liegen, bis das Holz anfängt, flechticht zu werden; alsdann schneidet man Bretter daraus, und leget sie in frisches Wasser. Kann man aber salziges Wasser haben, so würde es besser seyn. In dieser Zeit soll der Saft so tod und hart werden, daß die Würmer weder so leicht, noch in solcher Menge, hineinkommen können. Die Erfahrung muß dieses Vorgeben erhärten.

Wir wollen nun auch die Bretter überhaupt, und derselben verschiedene Benennungen anzeigen. Ob das Wort Brett daher zu leiten, weil ein Brett auf denen Schneidemühlen aus runden Stämmen in die Breite gebracht worden, das mögen die Wörtergrübler ausforschen. Wir verstehen darunter ein dünnes, breites und langes Stück Holz, welches auf einer Sägmühlen oder mit der Hand aus einem dicken Baum geschnitten wird, und dessen Maße sich theils nach dem Baum, woraus es gefertiget worden, theils nach der Länge, Breite und Stärke, oder nach dem Gebrauch richten. Zugleichem geben auch die Künstler und Handwerker dem geschnittenen Zeug in dieser oder jener Gegend verschiedene Namen. Was der eine ein Brett nennt, heißt der andere Diel, Tyll, Planke, (*Planche*) Bohle, Börd ꝛc. Dieselbigen vier und sonnen Seiten des Bretts abgeschnitten werden, und folglich etwas von der Baumkante und Rinde behalten, heißen Schwartenbretter.

Die Tischler brauchen eine dünne Art zu ihrer Arbeit, welche sie Herrenbretter nennen. Spündebretter, welche gemeiniglich 12 bis 18 Schuh lang, 12 bis 15 und mehr Zoll breit, und einen guten Zoll, auch wohl fünf Viertel bis anderthalb Zoll dick sind, damit sie nach Gefallen auf den ganzen oder halben Spund ausgezogen werden können. Gemeine oder Beschlagbretter, sind von ungleicher Länge, eben wie die Spündebretter, aber nur 8 bis 10 Zoll breit, und ungefehr drey Viertels Zoll dick. Den Unterschied von dem geschnittenen Zeug in Obersachsen bemerket der Herr von Rohr: a) die Fasebretter bedeuten die dreyeckigten Stücker in geschobenen Gittern bey Zimmerleuten, Tischern und Böttchern. b) Die gesäumte Bretter, wann die Schwarte von allen vier Ecken eines Schneideklotzes abgesäumet oder abgeschnitten worden. c) Die Kölker- oder Köhlbretter. d) Die Schneidebretter. e) Die Schwartenbretter. f) Die Thoebretter. g) Die zölligte Bretter.

Nach der Herzogl. Würtembergischen Forst- und Bauordnung soll die Schnittwaare halten, was auf dem Neckar geflößet wird:

1) Stubenthiel soll lang seyn 20 oder 16 Schuh, breit 5 Zoll, und an der Dicke halten 4 einen halben Zoll.

2) Dreyling, in der Länge 16 Schuh, von 3 Zoll dick, und 14 Zoll breit.

3) Zweyling, lang 16 Schuh; 2 Zoll dick, 14 Zoll breit.

4) Bretter, 16 Schuh lang; fünf Viertel eines Zolls dick, und 13 Zoll breit.

5) Rahmschenkel, 20 oder 16 Schuh lang; 5 Zoll breit, und drey einen halben Zoll dick.

6) Latten, 20 Schuh lang; 3 einen halben Zoll breit; anderthalb Zoll dick.

Was aber auf dem Erzstuß geflösset wird:

a) Stubenthiel, 16, 18, 20 Schuh lang; breit 15 Zoll; dick 4 einen halben Zoll.

b) Dreyling, 18 Schuh lang; 3 Zoll dick; 14 Zoll breit.

c) Zweyling, 18 Schuh lang; 2 Zoll dick; 14 Zoll breit.

Und nach der Dicke und Breite sollen die übrige Sorten beschaffen seyn, nur daß die Länge auf 18 Schuh determiniret.

An einigen Orten wird das Eichenholz zu Schiffdiehlen und anderm Gebrauch in folgender Länge und Dicke verfertiget und Schockweise berechnet:

1) Eine Bohle oder Diehle, 4 Zoll dick; 48 Fuß lang, macht 4 Caravellen à 24 Fuß lang.

2) Eine Bohle, 3 einen halben Zoll dick; 36 Fuß lang, macht 3 Caravellen à 24 Fuß lang.

3) Eine Bohle, 3 Zoll dick; 30 Fuß lang, macht 2 Caravellen à 24 Fuß lang.

4) Ein Brete, 2 Zoll dick; 18 Fuß lang, macht 1 Caravelle.

Hierzu kommen

5) Bohlen, nach obigen 48 Fuß lang, 60 Caravellen.

6) Bohlen, 3 einen halben Zoll dick, 36 Fuß lang, 60 Caravellen.

7) Bohlen, 3 Zoll dick, 30 Fuß lang, 60 Caravellen.

8) Bohlen, 2 einen halben Zoll dick, 36 Fuß lang, 60 Caravellen.

9) Bohlen, 2 einen halben Zoll dick, 30 Fuß lang, 60 Caravellen.

10) Bohlen, 2 einen halben Zoll dick, 24 Fuß lang, 60, und

11) Pfosten, 4 Zoll dick, 18 Fuß lang, 60 Caravellen, ausmachen.

Es werden diese Diehlen, Bohlen und Pfosten gemeiniglich von denen ordentlichen Bohlenschneidern mit der Handsäge geschnitten, und denen Schiffzimmerleuten entweder Schockweise, wie oben stehet, oder Eichenweise verhandelt.

F. Auf die Frage: Ob es nicht vortheilhaft seye, die Bloche selbsten zum Hintern schneiden zu lassen, und zu verkaufen? antworten Herr Oppel mit folgender Berechnung, welche in jeden nach der Grösse seiner Blöchen und andern Umständen leicht verändert kann.

Wir nehmen z. Ex. ein mittelmäßiges Bloch, welches 14 Schuh lang ist. Dieses kann folgende Bretter geben, als:

Zwölf Stück gute Bretter, so 12 Zoll breit, jedes ein Zoll stark sind

Zwey Stück zweyspreetige, so 10 Zoll breit, halben Zoll stark und 7 Zoll breit, ein

[illegible] Zoll stark, und [illegible] drey Viertel Zoll breit sind.

Vier Stück Schwarten,

Diese betragen an Gelde folgendes:

3 Rthlr.	— Gr.	für 12 Stück Bretter à 3 Gr.
1	4 Gr.	für 2 Schwartenbretter.
—	9 Gr.	für 2 halbzollige.
1	5 Gr. 4 Pf.	für 4 Stück Schwarten.
Summa 5 Rthlr.	22 Gr. 4 Pf.	

Die Unkosten, welche ich hier in der Gegend aufgerechnet habe, sind folgende:

12 Gr.	Waldmiethe für das Block.
1 Gr. 4 Pf.	Macherlohn.
10 Gr.	Fuhrlohn.
4 Gr.	Schneide- und Mühlenzins.
Summa 1 Rthlr. 2 Gr. 4 Pf.	

Folglich hätte derjenige von jedem zwanzigzolligen Bloche, wenn er solches selbst schneiden und machen ließ, 10 Gr. Profit, welches an einem Schock Blöcher 25 Rthlr. ausmachte.

Lasset uns ferner einen Block nehmen, so 34 Zoll im Diameter hat, und 4 Schuh lang ist; ein solcher wenn der Sägeschnitt ohngefehr ein Viertel Zoll stark ist, giebt folgende Bretter, als:

Vier und dreyßig Stück gute Bretter, so 1 Zoll stark, und 12 Zoll breit sind.

Vier Stück Schwartenbretter, so 1 Zoll stark, und 12 Zoll breit sind.

Vier Stück dergleichen, so 1 Zoll stark, und 10 einen halben Zoll breit sind.

Zwey Stück anderhalb zollige Bohlen, so 12 Zoll breit sind.

Ein Stück [illegible] drey Viertel Zoll stark, und 24 Zoll breit.

Ein Stück dergleichen, so nur einen halben Zoll stark, und 13 Zoll breit ist.

Zwey Stück Schwartenbretter, so einen Zoll stark, und 10 Zoll breit sind.

Zwey Stück dergleichen, so 1 drey Viertel Zoll stark, und 12 Zoll breit sind.

Wenn ich diese Stücke nach hiesigem Preise zu Geld setze: so werden sie folgendes betragen:

4 Rthlr. 6 Gr. für 34 Stück Bretter à 3 Gr.
" " 7 Gr. für 4 Stück Schwartbretter à 21 Pf.
" " 6 Gr. für 4 Stück dergleichen à 18 Pf.
" " 12 Gr. für 2 Stück anderthalb zöllige Bohlen.
" " 3 Gr. für 2 geringe Schwartenbretter à 18 Pf.
" " 5 Gr. 4 Pf. für 4 Stück starke Schwarten à 1 Gr. 4 Pf.

Sa. 5 Rthlr. 15 Gr. 4 Pf.

Die Kosten, welche man um dieses zu erlangen, verwenden muß, sind folgende:

2 Rthlr. 15 Gr. 6 Pf. Waldmiethe.
" " 4 Gr. Macherlohn.
1 Rthlr. 8 Gr. Fuhrlohn.
" " 12 Gr. Schneide- und Mühlenzins.

Summa 4 Rthlr. 15 Gr. 6 Pf.

Folglich zeigte sich 1 Rthlr. Profit. Wenn auch in Ansehung des Fuhrlohns die Kosten öfters etwas mehr betragen; so betragen sie auch öfters etwas weniger, und wird daher kein merklicher Unterschied heraus kommen.

Schneidemühle, Bretmühle, Sägemühle, heißt der Besitzer einer Schneide- Bret- und Sägemühle, von dessen Verrichtungen und Schuldigkeit unter dem Wort: Schneidemühle bereits Anzeige geschehen. Hier bemerken wir noch ihre Betrügereyen: 1) Wenn sie die Bretter allzu dünne schneiden, damit sie derselben desto mehr aus einem Baum bekommen mögen. 2) Wenn sie die Bretter aus alten abgestandenen Bäumen schneiden, und darauf solche, zumalen bey den Unwissenden, für gute und frische verkaufen, da sie doch, so man sie zu Fußböden anwendet, leicht naggeln werden, und so man sie an die Wände annagelt, vom Wetter gar zu bald verfaulen. 3) Wenn sie grüne Bretter für dürre verkaufen, welche hernach, sofern sie also zum Fußboden oder andern Dingen verbraucht werden, allzusehr eindorren, voneinander reissen, und grosse Risse, sowohl in Fußböden, als in Wänden u. d. g. verursachen. 4) Wenn sie bey dem Verkauf der Bretter die ganzen, reinen und dürren oben auf den Wagen legen, in der Mitte aber und unterher viele zerbrochene, unreine, knorrigte und grüne Bretter legen, und also die Käufer damit betriegen. Das Mittel dagegen ist, daß man die Bretter bey dem Verkauf wohl betrachte, oder einen verständigen, und der Sache kundigen Mann dazu nehme, auch den Contract so einrichte, daß, wenn die untern nicht wie die obern sind, man solchen auch nicht zu halten, schuldig seye.

Schneide-

Schneidmeſſer, iſt ein Inſtrument bey der Fiſcherey, welches von Eiſen gemacht, und wie ein halber Mond formiret, auch oben an eine ſtarke und lange Stange angeſteckt, und von innen ſchneidig iſt, das Gras und Geröhrig damit abzuhauen.

Schneiſen, **Schweiſſen**, ſ. Donen.

Schneitelholz, ſ. Schneidelholz.

Schneiteln, ſ. Schneidelholz.

Schnellen, mit dem Hängeſeil, iſt eine Strafe des Leithundes, wenn er auf der Fährte laut werden will.

Schneller, franz. *Cliquet*, iſt an einem Feuer- oder Flintenſchloß ein Gefieder, vermittelſt deſſen der Abzug leicht, und durch ein geringes Anrühren gethan wird, wenn der Schneller geſtochen iſt.

Schnellfalle, nennet man bey dem Weydwerk eine gewieſſe Art von Fallen, vermittelſt welcher man vornemlich die Wieſeln, Iltiſſe, und andere kleine Raubthiere, oder auch Raubvögel fängt, welche manche Auerhüner- Trappen- Faſanen- Birk- Haſel- und Rebhünerbrut, und bisweilen auch wohl gar die Alten dabey erwürgen, zu geſchweigen, was ſie dem Landmanne und den Hauswirthen an Federvieh oder ſonſt vor Schaden thun. Von der Beſchaffenheit und Gebrauch dieſer Fallen, ſiehe Iltisfallen, Iltisfang.

Schnell gehend, ſ. Schindelſtamm.

Schnellſchleiffen, ſ. Schleiffe.

Schnepel, Schnepelfiſch, Schnabelfiſch, iſt ein kleiner Fiſch, welcher in der Elbe, und in einigen Flüſſen der alten Mark, wo ſie in die Elbe fallen, gefangen, am Bauche aufgeriſſen, an die Luft oder mit wenigem Rauch gedörret, und alſo verführet wird. Er hat ein zartes wohlſchmeckendes Fleiſch, faſt dem Lachs und Forellen gleich, iſt aber dabey übelbauig und blehhaftig, und wird gerne mit Reckrüben gekocht, nachdem man ihn vorhero ein wenig im Waſſer weichen laſſen.

Schnepfe, lat. Perdix ruſtica, Ruſticula, Gallinago, franzöſ. *Becaſſe*, *Beccaſſe*, iſt ein Vogel, der zur niedern Jagd gehöret, und deſſen es verſchiedene Arten giebet. Die Wald- oder Holzſchnepfen ſind in der Gröſſe eines Rebhuns, welches noch nicht völlig ausgewachſen iſt, ein altes Rebhuhn aber iſt von Leibe dicker, obgleich die Schnepfe wegen ihrer langen Flügel viel gröſſer ausſiehet. Sie ſind am Kopf und Rücken ganz braun, mit ſchwärzlichtgeſtreiften Federn untermiſcht. Am untern Leibe haben ſie die Farbe, welche man an der Bruſt eines Habichts findet; doch ſind die Farben ganz anders eingetheilet. Denn anſtatt, daß bey denen Habichten, bey denen Lerchen und andern Vögeln mehr, an denen dergleichen Erdfarbe zu ſehen, die dunkelbraunen und ſchwärzlichten Federn ſtrichweiſe gehen, und die weißlichten zertheilen; ſo zeiget ſich, daß bey denen Schnepfen gleichſam eine jede dunkle Feder mit weißlichter Farbe eingeſaumet iſt. Gleichwie das ganze Schnepfengeſchlecht vor andern Vögeln darinnen etwas

was besonders hat, daß ihr Kopf ganz schmal ist; also ist insonderheit bey dieser Art, nemlich bey denen Waldschnepfen, derselbe nicht wohl eines Fingers breit, so daß man denken sollte, die beyden Augen müßten inwendig einander berühren, und ganz aneinander stehen, denen jedoch der allweise Schöpfer schon Platz zu machen gewußt, und es also geordnet hat, daß solcher schmale Kopf, welcher einem andern Vogel seine Gestalt benehmen würde, den Schnepfen wohl anstehet. Diese Schmäle des Kopfs, wodurch derselbe länglicht aussiehet, hat auch verursachet, daß jener Franzose, welcher die Schnepfe zu deutsch nicht nennen konnte, und von seinem Wirthe doch gerne dergleichen zugerichtet haben wollte, von demselben begehret: Er möchte ihm einen Vogel mit einem langen Gesichte braten; wiewohl er damit vermuthlich mehr auf den langen Schnabel abgezielet haben mag. Denn solcher ist bey diesen Vögeln Fingers lang, und wissen sie damit die in denen Sümpfen und Fröschen befindlichen Kräuterwurzeln sehr sauber und geschickt heraus zu bringen und zu genieſſen. Es ist zu dem Ende ihr Schnabel von Natur eines Daumes breit, von der Spitze oder vom Ende mit einem Gewerbe versehen, daß sie ihn daselbst gleich einer Dratzange aufthun, und wieder zudrücken können, welches bey keinem andern Vogel zu finden. Auſſer diesem haben sie auch einen langen Hals, hohe Beine, und einen kurzen Schwanz, wie ein Rebhuhn. Des Nachts bleiben sie nicht gerne im Holze, aus Furcht für den Füchsen und wilden Katzen, sondern haben ihren Fall auf die Felder und Wiesen; gegen den Morgen aber nehmen sie ihren Wiederfall ins Holz, daher sie, wenn man ihren Zug wahrgenommen, mit Hochnetzen oder Pantzeren leicht aufgefangen werden können.

Sie kommen im Frühlinge, bleiben aber nicht lange, und ist ihr Zug, zumal wenn ein warmer Abendregen vorher gegangen ist, und der Wind von Abend gehet, schleunig und in wenig Tagen vorbey. Denn obwohl andere Vögel dem Winde lieber entgegen ziehen, damit sie sich denselben nicht in die Federn wehen lassen wollen, als welches sie nicht wohl vertragen können; so kommen hingegen die Schnepfen mit dem Winde, und lassen sich denselben gerne treiben und fortwehen, wie solches die Erfahrung, zumal im Frühjahre genugsam bezeuget. Sie sind aber zu solcher Zeit mager und ungeschmackt. Im Sommer werden sie wenig gesehen, man findet auch selten den Ort, wo sie brüten; doch ist bekannt, daß sie ihre Brut an der Erde, und meistens 3 bis 4 Junge haben, welche, wie die Rebhüner, von einer drückenden und sich verbergenden Art sind. Sie ziehen Herbstzeit, wenn das Laub fället, und zwar des Nachts, nachdem sie vorhero, wenn sich Tag und Nacht scheidet, vor die Hölzer fallen, und sich mit Nahrung versehen, absonderlich genieſſen sie die im Kühmiste befindlichen Gerstekörnlingen gerne, und werden auch an solchen Stätten, wo das Vieh Mittags zu liegen pfleget, meistens gefunden. Sie sind im Fluge wohl zu schieſſen, weil sie im

im Moorgrase und kleinem Gesträuche so vest liegen, daß sie sich fast mit Füssen tretten lassen, ehe sie aufstossen.

Es giebt noch eine gröſſere Art Waldschnepfen, die einen weissen Bauch und kürzern Schnabel haben, und sich allein in grossen Hölzern aufhalten; dahero sie selten angetroffen werden. Den Waldschnepfen sind die Moos- oder Riedschnepfen, sowohl an Delicatesse als an Farbe der Federn, allerdings gleich, in ihrem Fluge aber viel geschwinder. An Gröſſe gleichen sie denen Wachteln, ob sie gleich wegen ihrer hohen Beine und langen Flügel merklich gröſſer, als diese, aussehen. Sie ziehen, wie andere Vögel, nachdem sie hier zu Lande, doch anderst nicht, als in denen grossen Früschen und Morästen, vier bis fünf Junge ausgebracht haben. Ihre Nahrung ist wie der Waldschnepfen, und wissen sie die weissen und zarten Würzelein aus denen Sümpfen so gut, als jene, heraus zu suchen. Die Haun- oder Heerschnepfe ist etwas kleiner, aber im übrigen der vorigen allerdings gleich.

Die Wasser- oder Pfuhlschnepfen sind am Leibe nicht gröſſer, als eine Amsel, auf dem Rücken röthlicht, und aschenfarbicht, am Bauche aber weiß, mit einem schwarzbräunlichten Ringe; oberhalb der Brust, wie auch über und unter den Augen, sind sie ein wenig weißlicht, haben lange dünne Füsse, und einen nicht gar langen Schnabel. Sie halten sich an Flüssen und Bächen auf feuchtigem Boden auf, und haben ein so zartes und niedliches Fleisch, daß es ihnen an nichts, als an der Gröſſe mangelt, denen Waldschnepfen vorgezogen zu werden. Eine andere Art Wasserschnepfen ist dieser fast gleich, ohne daß sie gesprengte Federn hat, und sich lieber auf frischen mit Wasseradern durchnetzten Wiesen, als an Flüssen aufhalten.

Hieher gehöret auch die kleine Pfuhlschnepfe, oder die von einigen sogenannte Himmelsziege, welche der Waldschnepfe in Farbe und Gestalt gleich kommt, nur aber viel kleiner ist. Wenn sie aufstiehet; so macht sie einen Bogen in der Luft herum, und giebt einen solchen zitternden Thon von sich, welcher bald wie von einer jungen Ziege lautet, deswegen sie auch den Namen der Himmelsziege erhalten hat. Des Nachts, wenn sie auf der Erde, an Sümpfen oder Wassern sitzet, läst, besonders bey Veränderung des Wetters, dergleichen Ton auch von sich hören. Sie brütet gleich den andern Schnepfen an sumpfichten Oertern, und ziehet auch zugleich mit ihnen weg.

Die Schnepfen werden insgemein mit ihrem Eingeweyde gegessen. Wenn sie rein gerupfet, die Haut vom Kopfe gezogen, und die Füsse, wie den Drosseln oder Krippen, gebrehet worden; so wird ihnen der Schnabel, statt eines hölzernen Sprenels quer durch den Leib gestossen, der Vogel gespickt, oder aber ungespickt gelassen, und also unausgenommen an den Spieß gestecket, und bey Kühlen oder kaltem Wet-

ge-

gebraten. Man ſetzet zugleich ein Bratpfännlein, oder ſonſt ein Geſchirr unter, röſtet vorher etliche Semmelſchnitten in Butter, und leget ſolche in die Bratpfanne, damit das Abtropfen von der Schnepfe im Braten darauf fallen kann. Die Schnepfe wird öfters mit Butter begoſſen, und mit Salz beſprenget. Wenn ſie nun gar gebraten iſt, ſo richtet man die Semmelſchnitten auf eine Schüſſel oder einen Teller an, und das Eingeweyde darauf, leget die Schnepfe oben darüber, gieſſet braune Butter, oder eine kurze Brühe von Weinbeerſafte, und etwas Gewürze daran, oder ſetzet halb geſchnittene Citronen, anſtatt der letztern Brühe, dazu, und zieht ſie alſo hin. Die kleinen Waſſerſchnepfen pfleget man in Weinblätter einzuwickeln, und alſo zu braten.

Schnepfe hoch! ſ. Schnepfenſchieſſen.

Schnepfenfalle, iſt eine Falle, die zum Schnepfenfang alſo zugerichtet wird: Man ſchlage einen Pfahl in die Erde, welcher eines Daumens dicke iſt. An dem Pfahle iſt an einer Seite ein Kerb eingeſchnitten, der Pfahl kann mit dem Kerbe 4 Zoll über der Erde ſtehen. Hierzu wird eine Zunge gemacht, von einem ſtarken Stecken, von 7 bis 8 Zoll lang, iſt etwas breit geſchnitten, an einem Ende iſt an der ſchmalen Seite der Zunge ein flacher Kerb eingeſchnitten, und auf der Zunge, und deſſen breiter Seite auch ein Kerb. Hinzu kommt das Stellholz, welches 8 Zoll lang ſeyn kann. Dieſes ſind nun die 3 Stücke zur Falle. Nebenher werden noch 6 langen Pferdhaaren zuer Schleiffen gedrehet, wie zu einer Dohne, jedoch kann man auch die Schleiffen von feinem meſſingenem Drate machen, dieſe ſtellen ſich leichter und beſſer. Dieſe 2 Schleiffen bindet man an ein dünnes Leingen, oder ſtarken Bindfaden. Zugleich wird das Stellholz auch mit einem Bindfaden an dieſes Leingen nebſt denen Schleiffen gebunden. Dieſe Fallen nun werden auf denen Wildpretsſteigen, oder wo das Vieh Steige gemacht, geſtellet, und der Pfahl neben dem Steige eingeſchlagen, daß alſo die Zunge über den Steig quer über reiche. Ferner ſiehet man ſich nach einem Stocke um, welcher wie ein Rechenſtiel dicke iſt. Wäre aber kein ſolcher Stock eben ſo nahe dabey gewachſen, daß man ihn ſo ſtehend nach der Falle beugen könnte; ſo muß man an einem andern Orte einen abſchneiden, und neben der Falle, auſſer dem Steige, einſtecken. An dieſen Stock wird die Leine mit den Schleiffen und dem Stellholze gebunden.

Die Aufſtellung geſchicht alſo: Ich binde den Stock vorn an das Stellholz, und die Schleiffen ſeyn, herüber nach der Falle, daß ich das Stellholz mit einem Ende in den Kerb in dem Pfahlgen, und mit dem andern auf der Zunge in den Kerb bringen kann. Die Zunge muß aber unten frey ſtehen, daß ſie leicht niedergetreten werden, dabey aber auch ſehr leiſe ſtehen kann. Neben der Zunge ſtelle ich die Schleiffen zu beyden Seiten, ſtecke auch wohl von der Seite ganz dünne Reislein, daß die Schleiffen vom Regen nicht ſelbſt ſich zuziehen. Auf beyden Seiten der Falle muß ein

ein Steig mit einem ſtumpfen Beſen fleißig gekehret werden, daß ſie fein glatt und ſchwarz ausſehe, weil die Schnepfen dem ſchwarzen und freyen Erdreiche gerne nachlauffen. Wenn nun die Schnepfe auf dem Steige hinläuft, und tritt auf die Zunge, ſo ſchnellet der gebogene Stock auf, und wird ſie von der Schleiſſe erwiſcht und gefangen. Hierbey iſt aber zu bemerken, daß neben denen Fallen und Stangen, auch allerhand alt Reis und Holz geworfen wird, daß die Schnepfen nicht neben denen Steigen weglaufen, und wirft man ganze Striche quer durch die Dickigte oder Oerter, wo die Schnepfen gerne liegen, und ſodenn darzwiſchen Fallen, ſo viel man deren anbringen kann. Es iſt um die Mühe zu thun, daß man der Fallen eine Parthie zu Hauſe verfertiget; ſo ſind ſind ſie alsdenn bald aufzuſchlagen und zu ſtellen. Die Schnepfen fangen ſich damit recht gut, und wird einem die Mühe gar wohl belohnet.

Schnepfenfang, kann auf unterſchiedene Art angeſtellet werden, wovon die vornehmſte in folgendem beſtehen:

1) **Schnepfen in Kleb-garnen, und Stoßgarnen zu fangen.** Die Kleb- oder Stoßgarne werden hierzu alſo verfertiget: Die Maſchen ſind von einem Knoten zum andern 3 und drey Viertelzoll weit, und wird mit 300 Maſchen angefangen, und ſtrickt man ſo gerade fort, bis daß ſelbige die Höhe von 3 Klaftern bekommen, oder es wird 24 mal herum geſtrickt. Hierzu gehöret grober Zwirn von gutem ausgehechleten Flachſe. Oben und unten ſtrickt man mit feinem Bindfaden herum, das nennet man verhäupt maſchet), nachmals faſſet man die Maſchen alle auf mittelmäſſigen Bindfaden. Zwiſchen alle 12 Maſchen wird ein Ring in den Bindfaden geſchleift; doch ſo, daß der Bindfaden allemal angezogen werde, und die Maſchen buſenreich zwiſchen denen Ringen fallen. Ferner wird eine Hauptleine, kleinen Fingers dicke, von gutem Hanfe gemacht, 12 Klaftern lang; an dieſe wird das Garn mit denen Ringen geſtochen; alſo iſt das Garn fertig. Dergleichen Garne macht man 10 bis 12 Stück, nach erforderndem Falle, daß man den Ort des Schnepfenzuges beſtellen kann.

Alſo ſiehet man nun einen Ort aus, wo ein guter Schnepfenzug gehet, indem die Schnepfen des Abends aus den Höltzern nach der grünen Saat heraus, theils auch des Morgens wieder zurücke ins Holz fallen. Auch nehmen ſie an ſolchen Orten gerne ihren Zug, allwo in Gebürgen, oben hinaufwärts Gründe zuſammen ſchieſſen, und ſodenn Flächen von Lehden oder Wieſen ſeyn, über den Flächen aber wieder Vorhölzer, kleine Büſche, Brüche, Wieſen oder Saatfelder dabey ſich befinden, ingleichem wo platte Heiden oder Wälder, und Wieſen, junge Schläge und Dickigte dahinter, wie auch wo Feldhölzer ſeyn, da ſie von einem Feldholze zum andern ziehen. Mithin muß man des Frühjahres, im Märzen und im Herbſte, als im September und October

haben, und solchen Ort aufsuchen, da man sich des Abends und Morgens vor Holze stellet, und in Acht nimmt, wo ein Zug des Schnepfen gehet.

Dahin werden nun die Garne in Eyles von Holze wagerechte gestellet, daß die Garne die Mitte des Zuges zu stehen kommen. Hierzu nimmt man seine gerade und glatte Stangen, die eines Armes stark, und zehen Ellen hoch seyn. Alsdenn stösset man Löcher mit einem Pfahleisen, die so weit seyn, daß die Stangen leichte aus und eingesetzt werden können. Also legt man die Stangen mit den untern Spitzen an die Löcher, bindet an der ersten Stange die Hauptleine, lässet sie auf und an der andern Stange gebunden. Alsdenn wird die erste Stange aufgerichtet, und das Garn nach der andern Stange zu, aufgezogen. Immittelst bindet man an der andern Stange die Hauptleine des andern Garnes an, und ziehet die Leine an der dritten Stange, und bindet sie an, lässet das Garn auch auf, und richtet alsdenn die andere Stange auch auf, und wird also fort ein Garn am andern an denen hohen Stangen angebunden, und aufgerichtet, daß also, wie oben gedacht, der Ort des Zuges quer vor mit diesem Kleb-garne bestellet ist. Wenn die ganze Wand oder Reihe der Garne stehet; so müssen an beyden Enden oben an denen letzten Stangen Windleinen angebunden, und an einen Hestel angezogen und vervestiget werden, auf daß die ganze lange Wand mit denen Oberleinen straff stehe. Unten bleiben die Garne frey hängen, und die Tuchenkleb-garne oder Dugernetze. Jedoch, wenn es windicht ist; so ziehet man durch die mittelsten Maschen einen Bindfaden, und hänget selbigen an denen Stangen an, daß der Wind die Garne nicht in die Höhe treibe. Doch muß der Bindfaden auch etwas hoch gebunden seyn, daß das Garn Busen fassen kann, wenn eine Schnepfe einfliegt, wie denn auch die Garne überhaupt nicht sogar tief zu Boden hängen dürfen, indem gar leichte die Schnepfen so tief nicht nicht ziehen, daß sie unten wegfliegen. Die Höhe von denen Garnen ist das nützlichste.

Sind also die Garne aufgestellet worden; so stellen sich ein oder zwey Jäger neben denen Garnen gegen Abend und Morgen frühe, versehen sich auch etwas von grünem Reis, Schirme zu machen, daß sie nicht so blank stehen, damit aber selber gegen den andern die Garne absehen können, zu machen auch finden bey sich, wenn ja eine Schnepfe doch die Garne zuweilen zöge, daß sie selbige mit dem Schiessen erhalten können. Wenn es beginnet Abend zu werden, oder der Tag des Morgens anbrichet; so kommen die Schnepfen gezogen; verschlagen und verwickeln sie sich nun in die Garne, so eilet alsbald der Jäger hinzu, und besiehet die Schnepfen, nimmet sie von denen Garnen, und die Schnepfe hänget geschwinde daran, und ziehet sie und damit an die Schnur, auslösen kann. Man muß aber fein geschickt und behutsam dabey seyn, daß die Stangen mit denen Garnen gleich wieder aufgerichtet werden, auf daß, wenn

mehr

mehr Schnepfen kommen, solche wieder parat stehen. Die Garne, wenn es nicht reguet, bleiben also stehen, und hänget man sie, wie oben gemeldet, unten mit einem Bindfaden an, daß sie der Wind nicht in die Höhe, und um die Hauptleinen, wie eine Bratwurst, drehe, welches eine mühsame Arbeit ist, solche Würste wieder heraus zu machen, und würde mit grösserm Appetit eine wirkliche Bratwurst weit eher verzehret, und genossen werden.

Annoch wollen wir auch eine andere Invention, die Garne zu stellen, hier angeben. Es kostet zwar etwas mehr, aber es ist doch mit dem Stellen und Auslösen derer Schnepfen bequemer, und zwar auf diese Art: die Netze oder Garne sind, wie anfangs gemeldet, verfertiget, an beyden Enden der Hauptleinen müssen Schleiffen seyn, worinnen Knebel eingeknöpft werden können, wie wir hier weiter anzeigen werden. Die Stangen sind auf 10 Zoll höher, in denenselben werden oben zwey Kloben oder Rollen gemacht, in jeder Rolle wird eine fein gezwirnte Leine gezogen, woran am einen Ende ein hölzerner Knebel ist. Dieselbe Leine muß aber fast noch einmal so lang, als die Stangen hoch seyn. Alsdenn stösset und stellet man die Stangen nach der Länge ihrer Garne veste ein. Vorhero aber ist oben über denen Rollen eine Hauptleine gemacht, von einer Stange zur andern, so lang als sonst das Garn ist, ingleichem auch 2 Windleinen. Wenn nun die Stangen veste stehen; so werden dieselben mit denen Windleinen auf beyden Seiten veste angezogen. Wie denn auch an der ersten und letzten Stange von der ganzen Wand eine Windleine ist, damit die ganze Wand der Länge nach auch veste angezogen, und an Hefteln gebunden wird; da denn die Stangen, durch die ganze Wand sowohl auf den Seiten, als nach der Länge, mit Windleinen steiff und wohl verwahret stehen, und in denen Rollen die Aufziehleinen mit denen Knebeln vorhero eingezogen seyn. Wie denn auch in diesen Leinen in der Mitte eine Schleiffe seyn muß, und in der Stange unten ein Hacken, woran die Leine angehänget werden kann. Das Ende von der Leine wird besonders an der Stange angebunden, und so wäre es also zum Stellen gerichtet.

Gehet man nun des Abends oder Morgens zu der Stallung, und trägt die Netze mit herbey: so nimmt man die eine Schleiffe von der Oberleine des Garns, und hänget selbige an den einen Knebel, ziehet die Leine in der Rolle hinauf, und hänget die Leine mit der darinn befindlichen Schleiffe unten an der Stange in den Hacken, lässet die Oberleine auslaufen, macht selbige mit ihrer Schleiffe an der andern Stange, und auch an den Knebel, so an der durch die Rolle befindlichen Leine ist, ziehet also das Netz oder Garn an dieser Stange auch hinauf, und also wird das andere Netz oder Garn gleichfalls an der Leine, so durch die andere Rolle gehet, eingeknebelt, hinaufgezogen, und ebenermassen an den Hacken mit der Schleiffe gemacht.

Gleicherweise verfähret man mit den andern Garnen, und an den neuen Stangen. Stellet sich sodann, wie zuvor erwehnet, vor oder gleich denen Garnen, und erwartet die Schnepfen auf dem Zuge. Flieget nun eine Schnepfe ein, so bald gehet man hinzu, und hänget die Leine von den Hacken ab, läßt sie geschwinde herunter, und wird dieselbe hurtig aufgelöset, alsbald aber an der Leine durch die Rölle das Garn wieder aufgezogen. Es gehet noch geschwinder, als bey der ersten Anweisung, da man die Stangen umlegen muß; aber wegen derer Haupt-Wind- und Aufziehleinen, wie auch der Rollen, kostet es etwas mehr. Denen Garnen ist es jedoch zuträglicher, dieweil man selbige des Abends allemal gar bald herunter lassen, zusammen streichen, und abknebeln, selbige auch jederzeit ins Trockene bringen kann. Es ist auch gar bald wieder aufgestellt, dieweil die Stangen immer veste stehen bleiben. Es ist dieses eine recht gute Invention vom Schnepfenfang, auch nützlich, daß man viele Schnepfen damit fangen kann. Obgleich die Garne anfangs etwas kosten, so bezahlen sie sich doch bald wieder; und so man die Garne wohl in Acht nimmt, kann man selbige viele Jahre gebrauchen.

2) Schnepfen werden ferner mit einer gewiessen Falle gefangen, wozu man aber solche Oerter aussuchen muß, die von Viehtriften befreyet sind, oder aber man muß mit dem Vieh, so lange der Schnepfenfang währet, nicht hinkommen, s. Schnepfenfalle.

3) Weiter werden die Schnepfen auch in Schleiffen gefangen. Es kostet zwar diese Invention zu machen, anfangs etwas Mühe; so man es aber genauer ersiehet, ist sie nachhero sehr bequem, und auch wegen des Holzes gar menagierlich. Anstatt dessen, daß man neben den Schnepfenfallen Holz und reissig wirft; so mache man von Weiden, Haseln und dergleichen schwachen Ruthen kleine Hörten, welche 6 Ellen lang, und eine Elle oder nur 3 Viertelellen hoch seyn dürfen. Wenn nun der Schnepfenzug angehet; so schlägt man die Hörten in einer Reihe weg, zwey und zwey dichte neben einander, dazwischen allemal ein Raum von 7 bis 8 Zoll gelassen wird. In diesen Oefnungen kehrt man auch Steige durch, bindet alsdenn einen Stecken, quer von einer Horte zur andern über, 8 Zoll hoch von der Erde; hieran werden 3 Schleiffen von Pferdhaaren gemacht, und die Schleiffen zum Fangen aufgezogen. Wenn dergleichen Hörten einmal gemacht sind; so kann man selbige, wenn der Schnepfenzug vorbey ist, mit den Pfählen allemal aufheben, und ins Trockene bringen, sie können lange Jahre gebraucht werden, und darf man nur die Hörten allemal wieder hinschlagen. Man braucht auch nicht alle Jahr Reiß oder Holz zu werfen, sondern nur die Schleiffen aufzuziehen, und gerade hinzuhängen, so stellen sie sich wieder recht gut. Annoch kann man auch in denen Schlägen mit diesen Hörten gut ankommen; da sonst das Reiß, so neben her zu werfen, weit zu tragen wäre. Es ist auch überdem vester auf dem Boden, indem

dem durch das Reich die Schnepfen gar leichte durchstrichen möchten. Wer nun gedenkt, viel Schnepfen zu fangen, derselbe wende den Fleiß dran, und schlage etliche Striche dergleichen Horden durch die Hölzer, oder Büsche, besonders wo die Kühe oder Viehlager im Sommer in denen Wäldern seyn.

4) Insonderheit werden die Schnepfen auch in Lauffdohnen gefangen, s. Lauffdohnen, Lit. C.

5) Endlich geschiehet auch der Schnepfenfang mit Steckgarnen. Es werden aber dazu die ordinairen Hünersteckgarne genommen. s. Steckgarn, Rebhünerfang. Je mehr man Steckgarne hat, desto besser ist es. So kann man auch einen ziemlichen District vor sich nehmen. Wenn man derselben 50 bis 60 Stücke haben kann, reichen sie schon eine feine Ecke. Mit diesen Steckgarnen nun gehet man in die Hölzer, allwo die Schnepfen gerne den Tag über liegen; am besten aber ist es in Dickigten und auch stehenden Hölzern. Auf flachen jungen Schlägen laufen sie so gut nicht. Also stecket man die Steckgarne in einer Reihe, so lang sie reichen wollen. Man muß aber auch zuweilen Winkel stechen, daß man eine Spindel herauswärts, und die andere wieder herein in die gerade Reihe bringe, besonders wo Striche sind. Wenn nun die Garne gerichtet sind, alsdenn nimmt man etliche Leute, welche Hacken oder derbe Stangen in Händen haben, legt sie eine Ecke von denen Garnen ab und an, in einer Reihe. Nach diesem fangen sie an, zu treiben, rufen einander zu: Picke ho! und stossen mit den Stangen, oder schlagen mit den Hacken auf den Boden. Jedoch muß nicht sehr gelermet oder geschrien werden; sondern sie bleiben in ihrer Ordnung, und stampfen vor sich hin, nach den Garnen zu, ganz gemächlich. Wenn denn die Schnepfen das Pochen und Schuttern des Erdbodens vermerken, machen sie sich auf, und laufen nach den Garnen zu, woselbst sie hineinschlupfen, aber weder durch, noch wiederzurücke können, und müssen also warten, bis man sie auslöset. Auf diese Art kann man in einem Tage etliche Treiben thun. Es ist eine vortrefliche Plaisir, giebt auch, wenn der Zug recht ist, brave Ausbeute. Ob es zwar scheinet, daß die Steckgarne viel kosten: so kann doch ein fleißiger Jäger hiezu bald kommen, wenn er sich Flachs kauft, und spinnen läßt, immittelst aber die Garne bey Gelegenheit stricket, und kann er auch dieselben lange Jahre brauchen. Wie denn auch zu den Stellungen seine glatte schmale Steige zu machen, und erhalten werden müssen, daß die Garne nicht überall anhängen, oder zu vieles Holz hinein komme, dardurch die Garne gar leichte beym Herauslesen und Aufheben zerrissen werden. Sonsten geschiehet der Fang insonderheit auch noch mit Hochnetzen oder Pantieren.

Schnepfenpfeiffe, ist ein Pfeiflein, womit man den Laut der Schnepfen nachahmet. Man läßt von Messing eine Pfeiffe eines Fingers dick, und 1 Zoll

lang, verfertigen, oben wird ein Röhrgen darauf gelötet, so die Dicke eines Strohhalms hat, und unten, wo es angelötet, spitziger als oben ist. An der Seite ist ein Löchlein, darauf hält man den Finger, damit giebt es den zweystimmigen Laut des Vogels an.

Schnepfenschiessen, kann mit besonderer Lust am füglichsten zu der Zeit angestellet werden, da der Zug mit Schnepfen gehet. Zu solcher Zeit stellet man sich mit ein paar Flinten, wozu die Doppelflinten, oder die mit zwey Läufen, besonders gut sind, an dergleichen Oerter, wo die Schnepfen des Abends und Morgens von einem Dickichte zum andern ziehen. Man kann selbige bald hören, indem sie, so sie aufgeflogen sind, und gezogen kommen, ihre Stimme mit öfterm Rätsch, Rätsch rufen, hören lassen. Man muß sich aber auch allezeit gleich fertig finden lassen, denn sie halten sich nicht lange auf, daß man sie im Fluge herunter schiessen könne. Nachdem es aber sehr oft geschiehet, daß sogleich wieder eine andere Partie hinten her gezogen kömmt; so ist am besten, daß man noch eine geladene Flinte bey sich habe, um damit den andern auch begegnen zu können. Hat man auch einen gut dressirten Hünerhund; so kann hiermit ebenfalls besondere Vergnügung geschehen, wenn man mit selbigem die jungen Hölzer, welche wegen ihrer Höhe noch zu überschiessen sind, absuchet. Stehet nun der Hund veste; so zieht man mit der Flinte hinan, und läßt den Hund einspringen, daß er die Schnepfe auffliegt; worzu aber auch ein hurtiger Schütze seyn muß, daß er sie herunter schiesset.

Ferner kann man das Schnepfenschiessen auch also anstellen. Man nimmt etliche Jungen zu sich, vor welche man vorhero hölzerne Klappern gemacht hat, darzu wird ein dünnes eichenes Brettgen genommen, welches etwan 20 Zoll lang, und 8 Zoll breit, oben aber mit einem länglichten Loche versehen seyn muß, worein man mit der Hand greifen kann; wie denn auch darinnen noch zwey Löcher, (7 Zoll weit von einander, seyn müssen. Durch diese Löcher ziehet man Riemen, wie der Riemer ihre sogenannte Wehrsiemen sind. Auf jeder Seite wird an den Riemen eine hölzerne Kugel, von der Grösse eines Hünereyes gezogen, und ein Knoten vorgeknüpft; jedoch so, daß die Kugeln, deren also viere sind, auf dem Brette anschlagen können, wenn man selbiges mit der Hand hin und her wendet. Diese Klappern sind weit zu hören. Während der Zeit nun, daß sich die Jungen in einer ordentlichen Reihe anstellen, haben sich die Schützen bereits vorgestellet, und erwarten, daß die Jungen mit ihren Klappern durchtreiben, und die Schnepfen auffliegen, da sie denn denen Schützen zum Schusse kommen, als welche sich allezeit parat halten und passen. Wie fleissig sehen sie sich aber nicht sowohl vorwärts, als zu beyden Seiten um, wenn eine Schnepfe aufflieget, und die Jungen Schnepfe hoch! oder Kier o! rufen, wo die Schnepfe gezogen kommt; so daß öfters entweder man-

manchen Tag übermäßig schöne vorhanschießet, oder auch wohl einen gegen einander stehende Schützen, nach einer Scheybe schießen, indem ein jeder von ihnen gerne sowohl die Freude als die Ehre haben will, die Scheybe geschossen zu haben; welches denn in der That eine unschuldige Lust und Vergnügung ist.

Schnerf, Schnerz, Schnarrichen, alte Magd, Grösel, Heckschnarr, Kreßler, Schrecke, Wachtelkönig, ist ein Vogel, welcher insgemein vor den Führer und Wegweiser der ziehenden Wachteln gehalten wird, ob er wohl ausser der Farbe, sonst wenig mit denen Wachteln gemein hat. Denn seine Farbe ist gänzlich, wenigstens am Rücken, wie einer Wachtel ihre Farbe, nur daß er längere Federn, und also auch längere Streiffen hat, welches denn auch verursachet, daß er in etwas dunkeler aussiehet. An dem Halse rings herum ist er hoch- oder röthlichtbraun, und an der Brust hinunter gelblich, wie ein junges Rehhun. Das Männlein und Weiblein sehen ganz überein aus, so daß von dieses letztern besonderer Farbe nichts zu melden ist. An der Größe ist der Schnerf, wegen seiner hohen Beine fast noch einmal so hoch, als eine Wachtel; am Leibe aber dürfte er kaum einer gemästeten Wachtel gleich kommen. Der Kopf ist ganz spitzig, mit zweyen schwarzen breiten Linien, und die Brust so schmal, daß mancher kleiner Vogel eine breitere Brust hat. Der Schnabel ist lang, und, kleines mit grossem zu vergleichen, nach dem Storchenschnabel gebildet, wie denn auch seine Füsse, mit welchen er ziemlich schnell laufen kann, auf Storchenart formiret sind. Der Stimme und seinem Geschrey nach würde man diesen Vogel für einen Laubfrosch halten, wenn er nicht in einem Athemzuge die Stimme oft wiederhohlte. Vor der Wachtel Ankunft soll dieser Vogel nicht gehöret, und wenn man seine Stimme nicht mehr vernimmt, auch keine Wachtel mehr gefunden werden. Er hält sich nur so lange in denen Wiesen auf, bis man Heu machet. Man trift auch seine Jungen, die er, wie die Wachtel, an der Erde ausbrütet, und die so lang sie keine Federn haben, Rohlschwatzen sind, daselbst auf. Sobald aber das Gras von denen Wiesen abgemähet ist, begiebt er sich in das Getreide, und muß eine Wiese sehr grosses Gestimmet haben, auch mit Sträuchern sehr bewachsen seyn, wann ein Schnerf sich nach der Heuerndte wieder daselbst einfinden soll. Er wird im Grase und Getreide mit vorstehenden Hunden, auch ohne dergleichen mit Steckgarnen und Tyrassen gefangen; ihn aber im Zimmer zu behalten, ist gar mißlich, weil er sich nicht wohl, Körner zu fressen, gewöhnen lässet; doch gehet es bisweilen an.

Schnerr, s. Schnarr.

Schnerz, s. Schnarr, Schnerf.

Schnippen, wird von den Schwarzamseln gesagt, siehe Amsel.

Schnitteln, s. Schneidelholz.

Schnüren, sagt man bey der Jägerey, wenn ein Wolf stets den Trab läuft, und mit den hintern

Klauen in die vördersten Tritte jedesmal so accurat eintritt, auch die Tritte so schnurgerade nacheinander setzet, daß es ihm kein Hund nachthun kann; weil selbige sowohl mit den hintern in die vordern Tritte fehlen, als auch den Trab nicht so fort führen können; deswegen es auch heißet: Der Wolf trabet. Die Füchse und Füchsinnen ebenfalls, wie die Wölfe.

Schöpfen, geschöpfet, sagt der Jäger vom Habicht, wenn er ihn an einen Bach zum Baden oder Tränken stellet.

Schonen, s. Hägen.

Schonzeit, Häggezeit, Hegezeit, heißt diejenige Zeit, in welcher durch hohe obrigkeitliche Verordnung verbothen ist, das Wild zu schiessen. Die Hägezeit mit der hohen Jagd währet von Fastnacht an bis auf den ersten Trinitatis, mit der Niederjagd aber bis Bartholomäi, s. Hägen, Weydwerk.

Schranken, s. Schrencken.

Schragen, wird 1) an einigen Orten ein Stoß Scheit- oder Brennholz genennt, welcher drey Klaftern hält, und 9 Ellen lang, und drey Ellen hoch gesetzt ist. 2) Heisset es bey der Fischern ein gewiesses Netz, mit welchem man in kleinen Flüssen fischet. Es ist ein solches Netze ins Gevierte, gleichsam wie ein viereckigtes Tuch, mit kleinen Maschen gestricket, und nimmt man darzu starken Zwirn, oder subtilen Bindfaden; an jedem Zipfel wird ein Ende von einem, wie ein halber Mond, gebogenen Stocke veste gemacht, welche also in der Mitte creutzweise übereinander kommen, und daselbst zusammen gebunden werden. Wo diese aber zusammen gebunden sind, wird eine Schnure befestiget, an welcher man das Netz ins Wasser lassen, und wieder heraus ziehen kann. Man muß oftmals hinter einander fein geschwinde in die Höhe ziehen. Denn was eben über solches Netze gehen will, wird also ertappet. Man kann es auch wohl mit einiger Witterung schmieren, daß die Fische desto häufiger darnach gehen, und der Zug glücklicher ausfällt.

Schranck, s. Schrencken.

Schreck, s. Schwerf.

Schrecken, Schröcken, Einschröcken, wird von den Vögeln gesagt, welche man vermittelst des Schreckheerdes zu fangen sucht.

Schreckheerd, Schröckheerd, ist eine Art von Vogelheerden, so zu allerhand Vögeln gebraucht werden kann, und bey dessen Anlegung folgendes zu beobachten ist: Man siehet sich hierzu an einem Vorholze einen feinen dicken Busch aus, und so dergleichen nicht vorhanden, muß, wo ein guter Zug von Vögeln beobachtet wird, durch Pflanzen und Anbauen hiezu Anstalt gemacht werden. Ehe und bevor aber das lebendige Holz nach Verlangen hoch und dicke genug erwachsen, besetzet man inzwischen dergleichen Platz mit Reissig, jungen Fichten und Tannen, und zwar 75 Ellen lang, 12 bis 15 Ellen breit, und 8 Ellen hoch. An denen 4 Ecken kommen Säulen zu stehen, die 8 Zoll breit, 5 Zoll stark, und 9 Ellen lang sind. Oben in den Säulen müs-

müssen zwey Kloben oder Rollen dichte nebeneinander stehen, die zugleich in einem eisernen Nagel oder Bolzen gehen, desgleichen auch unten; da denn in eine Rolle die Hauptleinen, und in die andere die Zugleinen kommen. Dichte unter diesen Rollen machet man die Quere durch auch Rollen zu denen Querwänden, und an dem einen Ende eine bedeckte Hütte, so hoch als die Säulen, nicht weit vom Gesträuche, unten aber auf beyden Seiten bedeckte Gänge, eine Elle weiter über die Säulen hinaus. Hierzu werden Garne von Bindfaden, deren Maschen 3 Zoll weit sind, gestricket, dicke, daß das Jungarn von mittelmäßigem Zwirn kömmt, dessen Maschen anderthalb Zoll weit, die Länge aber 80 Ellen seyn kann. Desgleichen müssen auch an beyden Enden Quergarne zu 12 Ellen ebenfalls gleich jenem kommen, und bis an die Ecken reichen. Oberher wird eine Decke von dünnem Bindfaden an beyden Seitenwänden angestricket, der hierdurch erfolgende Raum aber mit Ringen ellenweit von einander, desgleichen auch unten die Seitenwände, und oben sowohl als unten die Querwände behangen.

Nach diesem werden oben und unten eines Fingers dicke Leinen in die Seiten- und Querwände, auch in die Rollen eingezogen. Desgleichen kömt noch vorne quer durch an der Decke eine Saumleine; hinten aber wird die Decke an der Querwand angemachet, und die Seitenwände werden an der hintersten Querwand von oben bis unten befestiget. Oben an den ersten Ringen der Decke und bey Seitenwände kömmt eine Zugleine, so an der Oberleine lang weg, und an der ledigen Rolle bis an die Hütte gehet. Ferner muß unten auch an jeder Seitenwand und beim ersten Ringe eine Zugleine gebunden werden, und durch die untersten ledigen Rollen in die Hütte gehen, womit zugezogen wird. Die Oberleinen werden an Hefteln scharf angezogen und angebunden, welche 6 bis 7 Schritte von den Säulen stehen, ingleichem die Unterleinen, deren Hefteleinschlagen nahe an den Säulen geschiehet. Die vorderste Querwand, so nicht weit von der Hütte ist, wird mit grünem Netzig verblendet, daß nichts davon zu sehen, desgleichen die Hinterwand, so hoch sie vom Garne ist. Inwendig werden etliche junge Fichten und Bäumen gesteckt, welche die Wand verblenden; aber auch so, daß die Decke über deren Gipfel gezogen werden kann. Diese wird alsdenn mit den Seitenwänden zurück bis an die hinterste Querwand zusammen geschoben; auch müssen die Seitenwände inwendig recht gut mit grünen Bäumgen verblendet werden, damit dieselben nicht denen Vögeln zu hell in die Augen fallen. Achtzehen Schritte von den Seitenwänden setzt man 10 bis 12 Krackeln oder Antrittreiser von dürren Bäumen, oder grünen ohne Laub, die 12 Ellen hoch sind, und zur Zeit des Stellens müssen ein paar Sperber oder Habichte, ausser denen Antrittreisern, auf hohen Stangen in Kästen aufgestellet seyn.

Ein solcher Kasten bestehet erstlich aus einem Bodenbrete

von 2 Fuß 3 Zoll bis 2 Fuß 6 Zoll in der Länge, und 1 Fuß 10 Zoll in der Breite. An solchigem sind 2 Seitenbretter 12 Zoll hoch, welche mit gebrochenen eisernen Bändern zusammen, und nebst der Decke also verbunden sind, daß sich alles vermittelst der Zugleinen auf- und zuschließet. In dem Kasten ist eine Sprungstange, worauf der Sperber sitzet, mit 2 Rinnen so befestiget, daß, wenn der Kasten auseinander gehet, sich die Sprungstange etwas hebet, und diesemnach der Sperber sich rasch muß. Ueberdieß gehöret sich auch alles andere, was bey einem Vogelheerde insgemein zur Stellung nöthig ist, auch hier zu beobachten. Wenn nun alles fertig, und die Sperber in ihre Kästen eingesetzet sind, so giebt man fleißig Achtung auf die Ankunft der Zugvögel, ziehet herabsendenden Falls das Schnebenrohr, und sobald die Vögel auffliegen, die Leinen der Kästen, welche sich hernach öffnen, alsdenn sehen die Vögel den Sperber da stehen, vor dem sie furchtsam in den Heerd fahren, der alsbald zugerücket werden muß, daferne der ganze Flug beysammen bleiben soll. Hierzu gehören 2 bis 3 Personen, daß alles accurat und hurtig zugehe, die Vögel bald ausgezogen, Heerd und Sperber ungesäumt wieder aufgestellet, und jedes ohne Anstand in gehörige Ordnung gebracht werde, denn dieses muß zur Erlangung vieler Vögel helfen.

Schrencken, Schränken, Schwanken, Geschwenke, ist eines von den vornemsten Zeichen, wodurch sich ein Hirsch in der Fährte von einem Thier erkennen und unterscheiden läßt. Dieses Zeichen macht der Hirsch, wenn er trabet, und sonsten gehet; denn die Fährte weit auf die rechte und linke Haue gehet. Die Ursache dessen ist, daß die Hirsche breit von Brust und Creutz, die Thiere aber schmäler sind, und also nicht so weit schrencken können, s. Hirsch, Fährte.

Schreyen, wird von dem Hirsche gesagt, wenn er in der Brunft brüllet, s. Hirsch, Brunft schreyen.

Schröcken, s. Schrecken.

Schröckheerd, s. Schreckheerd.

Schrot, Hagel, lat. Glareola plumbaria, franz. *Dragée*, *Lardure*, *ou Poudre de Plomb*, sind Körner von Bley gegossen, womit man nach allerley kleinem Wildpret und Vögeln schiesset. Die kleinste Sorte aber nennet man auch Duyst, siehe dieses Wort. Die Schrote recht zu giessen, dazu gehöret folgender Vortheil: Man lässet eine kupferne Schüssel, am Boden mit Löchern, gröber oder kleiner, nachdem man die Schrote haben will, verfertigen, und richtet sie über ein mit Wasser angefülltes Gefässe, zerlässet darnach das Bley, also daß es nicht gar zu heiß werde, und streuet darüber klein gepülverten Auripigment, hernach es darauf verbrennet, so läutert sich das Bley, und dieses wiederholt mahl eslichemal. Den oben auf dem Bley verbrannten Schaum nimmt man herab, und füllet die kupferne Schüssel, eines quer Fingers hoch; so kann das Bley nicht so schnell durchfallen. Wenn nun das also erlaufirte Bley abermahl

recht flüßig zerlassen ist, so rühret es allgemach in die Schüsse zergossen, da denn die Schrotkörner fein rund in das Wasser fallen. Oder man nehme eine durchlöcherte, eiserne Schmelzkelle, thue das Bley hinein, und Kohlen oben darauf, lasse es also schmelzen, und in Wasser, darauf Baumöl schwimmet, abträufen. Oder man zerlasse Bley, reinige es wohl, gieße es in eine Mulde, die mit Kreide oder Wachs wohl ausgestrichen ist, und schwinge es in derselben; so giebt es sich zu Körnern, die hernach durch einen blechernen Durchschlag gesiebet, und gleichförmig gesondert werden. Anstatt der Mulde kann man auch eine hölzerne Büchse mit einem Deckel nehmen, damit man sich nicht so leicht verbrenne.

Schrotbüchse, s. Büchse.

Schuhu, s. Eul.

Schüsselhechte, heißt man die mittlere Gattung der Hechte, welche weder zu groß, noch zu klein sind, und die besten gehalten werden; s. Hecht.

Schütten, wird von dem Mehler oder Meuler gesagt, wenn er mit einem dumpfichten Knall über den Haufen fällt. Wo solches herrühre, davon s. Kohlenbrennen, Nro. 3) a).

Schütze, heißet insgemein derjenige, der mit einem Schießgewehr fertig umzugehen weiß. Insonderheit aber wird ein solcher Jagdbedienter darunter verstanden, welchem zwar ein Revier, jedoch an der Grenze, das überwechselnde Wildpret allda fleißig wegzuschießen, anbefohlen worden. Man pflegt sie Dörfwegen meistentheils Grenzschützen zu nennen, vor welche aber eigentlich die Forstsachen nicht gehören; oder es werden auch derer Herren vom Adel, die nicht allerdings die Forstgerichtsbarkeit haben, ihre zum Weydwerk bestellten Leute Schützen genennet, weil gemeiniglich ihre meiste Kunst im Wildschiessen bestehet. Nur ist zu bedauren, daß ihrer viele nicht eben allezeit erlernte Jägerpursche, der Billigkeit nach, dazu annehmen, sondern meistens aus allzugrosser Sparsamkeit ihre Unterthanen, Knechte, Laqueyen, Schneider, Leineweber, ja wohl gar Schäfer und Schafknechte gebrauchen, sich aber dadurch bey großmüthigen und die edle Jagdkunst liebenden Gemüthern in schlechten Credit, sowohl, als ihr eigenes Interesse zum öftern durch dergleichen Pfuscher in grosse Gefahr setzen. s. a. Förster, Feldhüter, Grenzschütze, Schiessen, und Pürschen, und von denen sogenannten Flug- oder Luftschützen bey dem Worte Flugschiessen; von denen Leibschützen aber bey dem Worte Büchsenspanner; wie hingegen von denen Raub- oder Wildschützen unter dieser letztern Benennung einen besondern Artickel.

Schußpferd, s. Schießpferd.

Schurrdamm, s. Teichfischerey, Nro. I. lit. B) γ) 8).

Schutzkolbe, s. Teichfischerey, Nro. I. lit. B) γ) 3) 4).

Schwaden, s. Holzschlag, lit. B) α) β) d).

Schwädenicht, ist ein selbsterdachter Fischfang der Müller, wenn sie, wo das Wasser unter den Rädern abschiesset, und eine Grube auswühlet, aber hinwieder eine Bank vor sich aufwirft, selbige mit Pfählen beschlagen, und allerhand Flechtwerk darum machen, wohinein bey grossen Wassern allerhand Fische getrieben werden, welche bey abgehendem Wassern darinne sitzen bleiben, und den Müllern eine reiche Beute geben, den Fischern aber, so die Wasser gepachtet, grossen Abbruch thun.

Schwalbe, lat. Hirundo, Volucris vaga, Chelidon, franz. *Hirondelle*, *Harondelle*, ist ein kleiner Vogel, von einer wohlproportionirten Gestalt, und sehr schnellem Fluge, welcher einen schwarzen Rücken und dergleichen Flügel, einen weissen Bauch, einen kleinen und kurzen Schnabel, einen ziemlich langen, und in der Mitten zertheilten Schwanz, und kurze schwache Füsse hat. Aristoteles theilet sie ein in domesticas, apodes, und falcuas; Plinius in domesticas, rusticas, apodes und riparias; Scaliger in die gemeinen, schwarzen und braunen; und Gesner in domesticas, silvestres und riparias, d. i. in die Haus- Spir- Mauer- Kirch- oder Thurm- und in die Wasser- und Rheinschwalben. Die Hausschwalben, welche über dieses noch einen rothen Flecken auf der Brust haben, bauen ihre Nester von Lehmen, Spreu und Haaren, und hängen solche an die Häuser, unter die Dachtrauffen, an die Ecken der Fenster, oder inwendig in die Gebäude, und an die Balken und Unterzüge. Sie füttern solche mit Pflaumenfedern oder Schafwolle, die sie denen Schafen, da sie sich daselbst auf den Rücken setzen, ausrupfen, und bringen darinnen bis 5 Junge aus. Die Mauer- oder Kirch- und Thurmschwalben nisten allein in Kirch- und andern hohen Thürmen. Die Land- Wasser- und Rheinschwalben machen ihre Nester in Erdlöcher, an hohle Wasserufer, sonderlich aber die letztern an den Ufern des Rheins. Sie lassen sich im Frühlinge sehen, und verkündigen mit ihrer Ankunft die warme Zeit, bleiben den Sommer über bey uns, und ziehen im Herbst; die Rheinschwalben aber bereits zwischen Petri-Pauli und Jacobi, wieder davon, wohin aber, ist ungewiß.

Oefters hat man derer ganze Haufen zur Winterszeit zwischen hohen Bergen an sonnichten Oertern, oder in faulen und hohlen Eichbäumen, zuweilen an grossen Seen und Teichen, zwischen dem Rohr, auf einem Klumpen fast ganz todt beysammen liegend gefunden, welche, wenn man sie in eine warme Stube gebracht, von der Wärme gleichsam wieder lebendig worden, aber nicht lange gedauret haben. Daß aber eben diejenigen, so hinweggezogen, wiederkommen, und ihre vorige Wohnung beziehen, ist daher zu schliessen, weil man oftmals einer Schwalbe einen rothen Faden um den Fuß gebunden hat, welchen sie auf den Frühling wieder mitgebracht. Die Alten, sowohl Männlein, als Weiblein, wissen die Jungen

gen in seiner Ordnung zu füttern, oder zu speisen, daß sie allezeit dem ältesten, oder dem zuerst aus dem Ey gebrochenen zuerst, hernach dem andern in der Ordnung so, wie sie eines nach dem andern an das Licht gekommen sind, ihr Futter darreichen, auch der blinden Jungen ihre Augen mit Schwalben- oder Schellkraut-Saft öfters bestreichen, daß sie davon sehend werden.

In der Arzney werden sie vielfältig gebrauchet, und zwar soll das Herz von einer Schwalbe, mit Honig eingenommen, das viertägige Fieber vertreiben; mit Zimmet und Amomo, das Gedächtniß stärken, und den Verstand schärfen; der Mist, frisch aufgefangen, mit der Erde von dem Nest und Essig vermischt, und auf die Stirne gebunden, das Kopfweh wegnehmen. Aus Schwalbennestern wird ein heilsames Pflaster wider die Brüne bereitet, und aus der Asche von verbrannten Schwalben auf mancherley Weise Arzneyen für allerhand Gebrechen der Augen und des Hälses zugerichtet. Erdschwalben, wenn sie noch nackend sind, zerstossen, mit Bibergeil und Essig abgezogen, geben ein Wasser, so als ein treffliches Mittel wider die schwere Noth, und allerhand Weiberkrankheiten gerühmet wird.

Schwalckenbeere, Schweißbeere, wilder Schneeball, lat. Sambucus aquatica, ein Staudengewächse, welches im Vorsommer weisse träublichte Blumen hat; die am Umfange stehenden sind viel gröser, als die inwendigen, auch weisser, tragen aber keine Frucht. Die inwendigen hingegen lassen, nachdem sie abgefallen, Beeren zurücke, welche roth werden. Dieses Gesträuche wächset gern an Hecken und Zäunen, und am liebsten auf etwas feuchtem Boden. Die ist kein hohes und starkes Gewächse, hat ein gutes zähes Holz, und wird überwehen von den Schustern zu Pflöcken in die ledernen Absätze gesucht. Man hat eine Art davon in den Gärten, die aber keine Frucht träget, und deren ganze Traube in grossen weissen Blumen bestehet.

Schwalbenschwanz, s. Geyer.

Schwamm, franz. *Eponge*, ein Jägerwort, welches dasjenige bedeutet, was die Ferse der wilden Thiere ausmache.

Schwammt, Baumschwamm, heißt derjenige wilde Schwamm, welcher auf den Wurzeln und aus den Stöcken und Aesten der alten Eichen, Buchen und anderer Bäume wächset und dürre wird, welchen man auf folgende Art zubereitet: Man kochet ihn in einer scharfen Salpeterlauge, reibet ihn nach diesem wieder, und wenn er wohl trocken ist, schlägt man selbigen recht derb, so viel immer möglich; da er denn einen guten Zunder zum Feuerschlagen abgiebt. Will man ihn nochmals im Salpeterwasser abkochen; so wird er um so viel eher Feuer fangen.

Schwan, lat. Cygnus, Cycnus, Olor, franz. *Cigne*, *Ciene*, ist der gröste und schönste Wasservogel, in Gestalt einer Gans, mit einem sehr langen Halse, der zu

Gewer-

Gewächs und Ablegeminlein hat, einen hellen und rothen, im ersten Jahre aber gelblichten Schnabel, auf welchem oben unter den Augen ein schwarzer Hügel oder Knopf, in der Grösse einer welschen Nuß, zu sehen, welches ihn sonderlich zieret. Der wilde Schwan aber, welcher um ein merklichst kleiner ist, hat einen beständig schwarzen Schnabel. Beyde haben schwarze Füsse, aber schneeweisse Federn, die sie doch nicht eher bekommen, als wenn sie ein Jahr alt geworden. Denn vorhin sind sie dunkelfarbig und fast schwarz. Ihr Fleisch ist schwarz, unangenehm und unverdaulich zum Essen. Insonderheit haben die Alten ein hartes ungeschmacktes Fleisch, die Jungen aber, so noch nicht jährig sind, lassen sich eher geniessen, wenn sie mit Würznägelein gespickt, gebraten, und kalt gegessen werden. Im Sommer sind sie fleischichter und fetter, als im Winter, da sie so gute Nahrung nicht haben. Das sonderbareste an ihnen ist die Luftröhre, welche viel länger, als der Hals ist, und gebogen in der Brust liegt. Wenn ein Schwan nach seiner ganzen Länge ausgestrecket wird; so erreicht er die Länge eines Mannes, und hat dreyßig Pfund an Gewicht. Aus denen starken Kielen werden Federn zur groben oder Frachtschrift geschnitten; aus denen kleinen Federn aber, sonderlich aus den Pflaumfedern, welche man ihnen des Jahrs zweymal abrupfet, werden für grosse Herren weiche Betten verfertiget. Die Haut mit den Pflaumen gar gemacht, giebt ein zartes, warmes und dem Magen sonderlich dienendes Pelzwerk. Sie halten sich in Seen und Sümpfen auf, oder in Flüssen, die sich weit ergiessen, und grosse Austritte haben. Man pflegt sie auch gerne in Schloß- und Stadtgräben, zu halten, und ihnen daselbst hölzerne Hütten, oder Schwanenhäuslein mit Stiegen zu bauen, daß sie ausser dem Wasser in denselben abtreten können, wiewohl sie selten auf das Trockene kommen, die meiste Zeit schwimmen, und wenig fliegen. Doch dieses ist mehr von denen zahmen Schwanen zu verstehen, darunter man denen Jungen, ehe sie ein Jahr alt werden, das äusserste Gelenke derer Flügel lähmet, oder vielmehr abschneidet.

Es ist sonst der Schwan ein frommer und nützlicher Vogel, der wenig zu erhalten kostet, denen Fischen nichts thut, vielmehr allerhand schädliches in den Teichen austrottet. Sie ziehen ihre Jungen selbst auf, ohne daß man mit ihnen so viel Mühe, als mit denen Gänsen haben darf. Sie legen insgemein 5 Eyer, nachdem sie im April ihr Nest dazu gebauet, darinne sie solche in 4 Wochen ausbrüten. Die Jungen sind anfänglich gelbgrün, wie die zahmen Gänse. Im May pflegt man diejenigen sonderlich zu berupfen, welche keine Jungen haben. Ihre Nahrung ist Gras, welches sie mit ihrem langen Halse unter dem Wasser hervorsuchen. Sie leben gerne in Gesellschaft ihres gleichen. Ihre Jungen haben sie lieb, und thun keinem andern Thiere einiges Leid. Wenn aber ein Schwan von dem Adler

ler einen Feyer angefallen wird, wehret er sich so wohl, daß er oft seinen Feind übermeistert. Wann man dieses alles bedenket; so sollte die zahme Schwänenzucht, wenn man sich daselbst darauf mehr legte, wo man Gelegenheit dazu hat, viel nutzbarer, als die Gänsezucht seyn, ob man auch gleich den Nutzen eines delicaten Bratens, und des Fettes entbehren müßte; wiewohl die Jungen auch gemästet und genossen werden können. Die wilde Schwanenjagd ist in Dännemark eine besondere Lust, welche zu gewissen Jahreszeiten vorgenommen, und nahe bey den Inseln, woselbst sich die Schwanen in der See aufhalten, vollzogen wird, da denn gemeiniglich etlich 100 Stück erschossen werden. Der Schwanengesang, welchen sie kurz vor ihrem Tode sollen von sich hören lassen, ist mehr vor ein Gedichte, als eine gewisse Wahrheit zu halten. In der Arzney wird das Schmalz gebraucht, die Runzeln und Schwillen der Haut zu vertreiben.

Schwanenhäuslein, s. Schwan.

Schwanengesang, s. Schwan.

Schwanenhals, s. Fuchseisen.

Schwanenjagd, s. Schwan.

Schwangheftel, Schlagheftel, ist eine besondere Art von Heftseln, welche vornemlich bey Auslegung eines Vogelheerdes mit dem hohen Strauche gebraucht werden. s. Vogelheerd.

Schwantschel, s. Grünzling.

Schwanz, werden bey einer Parforcejagd die hintersten Hunde genennet.

Schwanzschraube, franz. *Culasse*, ist der hinterste Theil des Laufs an einem Schießgewehr.

Schwarm, s. Flug.

Schwarzamsel, s. Amsel.

Schwarzbeerbaum, wird auch derjenige wilde Kirschbaum genennet, welcher schwarze Früchte träget. Die Schößlinge werden von den Gärtnern fleißig gesucht.

Schwarzbeere, s. Heidelbeere.

Schwarzdorn, Schlehendorn, Schlehenstrauch, Zeitschlehen, wilder Pflaumenbaum, Krickenbaum, lat. Prunus silvestris, Acacia germanica, Pruneolus, Spineolus, franz. *Prunier sauvage*, eine Art von Dornsträuchern, welche gar langsam mit vielen langen, stechenden, sperrigten Dornen wächst, und deswegen gar übel zu behandeln ist. Er steht mehrentheils auf dem Felde an Gräben, Triften, Hecken, am Umfange der Landforsten; auf hohen Gebürgen gar selten. Seine Blätter gleichen den Blättern des Pflaumenbaums, sind aber viel kleiner, und eines zusammenziehenden Geschmacks. Die Blumen sind schneeweiß, wohlriechend, und von 5 Blättgen zusammengesetzt. Es kommen dieselbe niemals anderst, als mit Schneegraupeln und kaltem Winde hervor, welches dem Landmann zu seiner Gerstensaat zum gewissen Merkzeichen dienet. Die Frucht sind die Schlehen, welche auf allerley Weise nützlich zu gebrauchen, insonderheit aber einen guten Wein und Branntewein zu machen, dienen. s. *Onomatologia* deco-

oecanom. prakt. oder oekonomisch Wörterbuch, 3. Theil, p. 394. 395.

Das Holz ist gar hart, hat eine weisse, bitter riechende, und noch bitterer schmeckende Blüte, welche zu Ende des Aprils und Anfange des Maymonats hervorkommt. Die Frucht bestehet in einer Art kleiner schwarzbrauner, runder Pflaumen, welche einen gar sauren und zusammenziehenden Geschmack haben. Der in dieser Pflaume enthaltene steinigte Kern ist der Saamen, der, wie alle Dornengewächse, gar langsam aufgehet; dem ohngeachtet aber ist die Schwarzdorne allen neben ihr anwachsenden Loden nachtheilig. Man brauchet diese, wie auch die vorerwehnten Weißdornen zu Waasen, in den Gradierhäusern bey Salzwerken; bisweilen auch zu Hecken und Zäunen, wobey zu merken, daß man in Anlegung lebendiger Hecken und Zäune die Weiß- und Schwarzdornen niemals untereinander setzen müsse, weil nach wenigen Jahren die ersten von den letzten verdrucket, und dadurch Lücken oder Oefnungen verursachet werden. s. a. Schwarzdornhecken. Die Weißdorne hat zu erwehnten Absichten den Vorzug vor der Schwarzdorne; sie ist leichter zu behandeln, als diese, ihre Zweige wachsen dichter, und verworrener in einander, fangen also in Gradierhäusern mehr Sohle auf; wenn auch die Blätter abfallen, kann man dennoch schwerlich durch die daraus bestehenden Hecken und Zäune durchsehen, und sind endlich dem Gesichte nicht so gefährlich, wenn man sich ihnen in der Dämmerung oder des Nachts nähert.

Die frischen Blüten über Nacht in Bier oder Wein geweicht oder abgekocht, und davon getrunken, machen eine gelinde Oefnung des Leibes, und sind eine vortrefliche Blutreinigung. Dieselben gedörret, gepülvert, und in warmem Weine eingenommen, treiben den Stein und Harn. Das davon abgezogene Wasser ist für Heiserkeit, Husten, und den Nierenstein gut. Die Beeren oder die Rinden von den Wurzeln in Wasser, oder saurem Weine gesotten, und ein wenig Honig und Alaun darunter gethan, geben ein gutes Gurgelwasser. Einen zähen Wein in acht oder zehen Tagen wieder zurechte zu bringen, soll man Schlehen, ehe sie anfangen blau zu werden, brechen, in einem Mörser klein stossen, hernachmals an der Luft dörren, und in das Faß, darinne der Wein zähe worden, hineinwerfen, und wohl untereinander rühren. Wegen der Gleichheit dieses Strauchs mit andern Dorngewächsen s. a. Creuzdorn, Weißdorn.

Schwarzdornhecke. In dem Artickel: Lebendige Hecken, ist bemerket worden, daß die weissen Dornen zwar mehrentheils zu Hecken gebraucht werden, und daß sie sich an den meisten Orten am besten dazu schicken, daß man sich ihrer aber doch nicht durchgehends bedienen, und daß sie auch nicht allenthalben gut zu gebrauchen sind. Es giebt Boden, darinn sie nicht gut wachsen, und über dieses finden

finden sich Umstände, welche verursachen, daß selbe an Orten, wo sie sehr gut wachsen, andere Arten vorgezogen werden. dieses ist die Veranlassung anderer Gattungen von Hecken. Die schwarzen Dornen nun sind, nächst den weissen, die besten zu lebendigen Hecken. Auch sind sie den weissen sowohl, als allen andern Stauden, zu todten Hecken oder Zäunen, vorzuziehen, denn sie haben vor allen andern die meisten Dornen und Zweige, und sind daher am dauerhaftesten. Der Boden kann niemals zur Ursache angeführet werden, warum man schwarze, und nicht weisse Dornen, pflanzet; denn beyde haben in einerley Boden gute Art, und wo sich ja einiger Unterschied finden sollte; so erfordern die schwarzen einen bessern Boden; dem ungeachtet aber haben wir schon einige wichtige Ursachen angeführet, weswegen sie ein Landmann zu pflanzen habe.

Ein Landmann wird allezeit um so viel besser fortkommen, je mehr er alle Umstände und alle mögliche Vortheile in Erwägung zieht. Wir haben bemerket, daß kein todter Zaun so gut sey, als ein solcher, der von schwarzen Dornen gemacht wird. Wer also sieht, daß er bey besondern Gelegenheiten eines guten Theils von solchem todten Heckenholze nöthig haben werde, wird wohl thun, wenigstens einige von seinen lebendigen Hecken, wo nicht alle, von schwarzen Dornen zu machen, und zwar zu dem Ende, damit das Ueberflüßige, so davon abgeschnitten wird, ihm zu einem guten Vorrathe zu dem jetzterwähnten Endzwecke dienen kann.

Wenn der Landmann diese Ursache hat, seine Hecke von schwarzen Dornen zu machen; so muß er vorher seinen Boden untersuchen, denn er muß wissen, ob sein Boden sie auch tragen könne. Zuerst muß er sichs also zur Nachricht dienen lassen, daß ein sehr schlechter Boden für diese Staude nicht gut sey, und daß sie auch in einem sehr reichen Boden gar zu tiefe Wurzel schießt, und dadurch andere Dinge beschädiget. Ich habe mehr Hecken von schwarzen Dornen, als von allen anderen Stauden, fehl schlagen sehen. Dieses hat bisweilen von dem schlechten Boden hergerühret, noch öfter aber von der Unwissenheit und Ungeschicklichkeit derer, die sie gepflanzet haben. Auch habe ich öfters an andern Orten, wo eine solche Hecke gut gerathen war, gesehen, daß alle andere herumstehende Gewächse vergiengen, weil ihnen von der Hecke zu viel Nahrung entzogen ward.

Wenn ein Landmann mit einer solchen Kenntniß der Staude den Anfang macht; so wird er etwas vortheilhaftiges für sich ausrichten können. Wenn er also eine solche Hecke anlegen will; so muß er einen solchen Theil seines Landes wählen, wo der Boden reich, aber nicht tief ist. Eine Haselerde, die zween Fuß hoch auf einer Schicht von Stein oder Kley liegt, ist am besten dazu. Findet sich ein solcher Boden auf seinem Lande; so kann er versichert seyn, daß

er

er eine gute Hecke bekommt, und seinen andern Gewächsen keinen Schaden zufüget. Er muß in Pflanzung seiner Hecke auf eben die Art, die mir bey den weissen Dornen vorgeschrieben haben, verfahren, nur muß er den Graben einen halben Fuß tiefer machen, damit er anderthalb Fuß, oder mehr, in die unterste Lage hinein gehet, um den unmittelbaren Fortgang der Wurzeln in das Land zu hemmen. Sie werden sich zwar bey diesen Gelegenheiten unter den Boden des Grabens senken, und an der andern Seite wieder in die Höhe kommen, aber nicht in solcher Quantität.

Ich wollte dem Landmann wohl rathen, sich zur Pflanzung seiner Hecken von schwarzen Dornen eben so zu bereiten, als ich bey den weissen Dornen gesagt habe. (s. Lebendige Hecken.). Zuerst muß er einige Jahre vorher ein kleines Stück Landes an einer wüsten Stelle aufgraben, es mit Schlehkernen besäen, wohl verzäunen, das Unkraut, wenn die Pflanzen hervorgeschossen sind, welches aber erst das andere Jahr nach dem Säen geschehen werd, fleißig ausgäten, und sie alsdenn so lange stehen lassen, bis sie die erforderliche Grösse bekommen haben. Wenn sie solchergestalt in Bereitschaft sind; so muß man damit eben so, als mit den weissen Dornhecken, verfahren. Wenn sie sorgfältig eingepflanzt werden, und wenn das, was bey der ersten Untersuchung daran fehlet, sogleich ersetzet wird; so hat man diesen Vortheil davon, daß sie geschwinder ihre gehörige Höhe erreichen, als die weissen Dornen, und daß sie stachlichter und nicht so wohlschmeckend sind; so wird ihnen von dem Vieh auch nicht so sehr nachgestellet.

Es ist ein beträchtlicher Vortheil dabey, wenn man die Pflanzen in einer kleinen Baumschule von dieser Art aufzieht, und wenn sie in einen reichern Boden verpflanzet werden, wie billig allezeit geschehen muß; so sind ihre ersten Schossen desto kräftiger. Der Landmann thut wohl, wenn er beym Aufnehmen der Pflanzen zu seiner Hecke verschiedene in gehöriger Weite in seiner Baumschule stehen läßt, um solchergestalt einen Vorrath davon übrig zu behalten, um Oeffnungen in seiner Hecke damit zu stopfen, oder sich derselben zu einem anderweitigen Gebrauch bedienen zu können, wo sie sich besser schicken, als alle andere Arten von Stauden, zumal wenn noch nichts abgeschnittenes von der Hecke kann gebrauchet werden.

Schwarzdrossel, s. Amsel, Drossel.

Schwarzer Wurm, ein dem Nadelholz schädliches Ungeziefer. s. Holzschlag, lit. B) β) 1).

Schwarzholz, wird das Nadel- oder Tangelholz, als Tannen, Fichten, Föhren oder Kiefern genennet. s. a. Harzholz, Holzbau, Holzschlag.

Schwarzpulverholz, s. Schießbeerholz.

Schwarzspecht, s. Specht.

Schwarz-

Schwarzwildpret. Darunter werden insonderheit die wilden Schweine verstanden. s. Schwein.

Schweberohr, heißt bey dem Vogelfang der schwarze Bindfaden, so meistentheils bis 50 Ellen lang ist, und woran die Ruhrvögel bevestiget sind.

Schwebfohren, s. Forelle.

Schwefelregen, s. Aberglauben bey dem Forstwesen.

Schwein, lat. Porcus, franz. *Porc*, *Pourceau*, ist ein vierfüssiges Thier, mit einer spitzigen Schnautze und Rüssel, kurzem Halse, niedrigen Beinen, gespaltenen Klauen, und einer starken, mit Borsten bedeckten Haut. Es giebt derselben zwey Gattungen, nemlich zahme und wilde. Von den letztern ist hier die Rede.

Das **wilde Schwein**, lat. Aper, Porcus silvestris, franz. *Sanglier*, *Porc sauvage*, *Porcbaison*, wird also genannt, weil es in Wildnissen und Wäldern seinen Auffenthalt hat, und sich niemals zahm machen läßt. Ist ein beherztes und grimmiges Thier, welches, wenn es zu seinen Jahren gekommen, und seine Waffen erlangt, nicht leicht in die Flucht zu bringen ist; sondern seinem Feind tapfer und unverzagt unter die Augen gehet; wiewohl es den Menschen nicht angreift, es seye denn von ihm angeschryen oder verwundet worden. Es führet nach den Jahren seines Alters verschiedene Nahmen. Im ersten Jahre heisset es ein jähriger oder heuriger Frischling; im zweyten aber schlechterdings ein Frischling; im dritten Jahre wird das Männlein, nach der Jägersprache ein Keuler; im vierten ein angehendes; im fünften ein hauendes, und im sechsten ein Hauptschwein; das Weiblein aber, wenn es geworfen, eine Bache oder Leene, franz. *Laye*, *Laisse*, *Lée* genennet, s. Bache. Sie brunften erst im dritten Jahre; halten aber ihre Brunftzeit nicht allezeit so genau, wie andere wilde Thiere, massen oftmals ausser der Zeit dergleichen Frischlinge gefunden werden. Allein ihre ordentliche Brunst ist zwischen Martini und Andreä, und frischen selbige um Lichtmesse, tragen also mit den zahmen Sauen gleiche Zeit, nemlich vier Monate. Die Bache wirft jährlich nur einmal. Die Ferklein sind anfänglich roth und schwarz, nach nach der Quere gestreift; nachgehends werden sie allgemach dunkelbraun oder falb. Sie bringen alle Zähne mit zur Welt, die aber mit der Zeit stärker werden; darunter sind vornemlich vier, einer unten und einer oben auf jeder Seiten, die man Wehrzähne, auch Haderer und das Gewärf oder Gewehr, auch Waffen nennet. Mit den obern thun sie keinen Schaden; mit den untern aber können sie grimmiglich hauen. Die Jungen folgen der Mutter, bis sie wieder wirft; alsdenn weichen sie den Jüngern, und halten sich beysammen, ihre Nahrung zu suchen. Die Alte vertheidiget ihre Jungen aufs beste, als sie kann, und wenn sie grunzet, fahren selbige unter die Stauden oder das Laub, und liegen daselbst so lange stille, bis

die Alte wieder ein Zeichen giebt, daß sie hervor kommen sollen.

Die Schweine stehen gerne in Wäldern und Brüchen; um die Zeit aber, da das Korn und wilde Obst reif ist, tretten sie in die Felder, ihre Nahrung besser zu finden, um welche Zeit sie auch feist werden, und bis um Martinii am besten sind. Im Winter brechen sie in den Sümpfen und Wiesen nach Wurzeln und Würmern, und in Wäldern nach Fahrenwurzeln. Wo sie in Feldern und Wiesen zu wühlen anfangen, thun sie grossen Schaden. An dem Wühlen kann man des Rüssels Grösse erkennen, und an den Lachen und Pfützen, in denen es sich wälzet, wie auch an den Bäumen, an denen es sich reibet, wenn es wieder aus der Suhle aufgestanden, siehet man dessen Höhe. Ein stark alt schlagend Schwein wird an der Spur erkannt, wenn es zwischen den Klauen sehr offen und weit gesperret ist, auch viel Koth gefasset hat; ingleichem wenn beyde Laufklauen krumm gebogen gegen einander stehen, die Schalen gewölbt, und auf denen Seiten stumpf, die Ballen stark, vorwärts geschoben, und mit denen krummen Klauen angezogen sind. So sind auch hinter denen Ballen etliche kleine Runzeln, und nahe daran die Afterklauen, zu beyden Seiten breit voneinander stehend, allezeit deutlich zu sehen. Die Bache hat kleinere Ballen; so enge beysammen stehen; die Schalen sind flach und kürzer, jedoch auch krumm gebogen. Die Afterklauen sind höher, und viel näher beysammen, auch nicht so breit von einander. So hat auch die Bache einen kürzern Schritt, als der Keuler.

Ein Hauptschwein gehet auch geschränket, mit denen Ballen ein- und mit denen Klauen auswärts, und schreitet insgemein zwey gute Werkschuh lang. Die Fährte ist drey bis vier Finger breit, und der Schrank eine Spanne weit, nachdem es feiste über den Rücken ist, und die Keulen von einander gesperret sind. Das Schwarzwildpret, so noch unter drey Jahren ist, spüret sich alles, sowohl an den Hinter- als Vorderläufen, mit einer Schale länger, als mit der andern; daß sich aber ein starker Keuler, angehend oder Hauptschwein mit gleichen und runden Schalen spüren läßt, kommt daher, weil dieselben mit der Zeit die eine lange Schale nach und nach versteigen und stumpf gehen, daß sie endlich eine solche Runde der Schalen vorne, als ein Hirsch von zehen bis zwölf Enden, bekommen, mit welchen sie öfters den klügsten Weydmann, zumal auf hartem Boden, blenden und verführen würden, wenn sie sich nicht mit dem kurzen Schritte, und weiten Afterklauen, wiederum deutlich zu erkennen gäben. Die Bache schränket gar nicht, sondern gehet ganz gerade schlecht vor sich hin. Die Fährde oder Spur einer trächtigen Bache, welche schon um die Helfte ist, kann man desto leichter merken, und vor gewiß tragend ansprechen, wenn die beyde Hinterläufte eine gute quer Hand hinter denen vordern zurücke bleiben,

mit

weit von einander sind, und zu beyden Seiten auswärts stehen. Wenn auch viele Junge im Leibe sind, so sie sperren und schwer machen, schleppen sie oft einen Hinterlauft um den andern; jedoch will dieses, weil hierinnen leicht zu fehlen, gar genau observiret seyn.

Alles Schwarzwildpret oder wilde Sauen brechen, wo sie hinkommen, durch Masthölzer oder Fruchtfelder, allezeit gerade aus, fast wie in einer Furche, tief in die Erde, und um die Stämme oder Wurzeln von einem Orte zu dem andern. Sie streiffen auch den Hirsen, das Heydekorn und andere Früchte auf dem Felde. Die zahmen Sauen aber wühlen flach in die Erde hin und her auf runde Plätze, sie kauen und schmatzen auch das Getreide, und speyen es zum Theil wieder aus. Die Losung eines wilden Schweins, in der Feist- und Mastzeit, ist schleimigt beysammen, und von starkem Geruch, im Sommer von Früchten, als ein Tannzapfen gedrungen; der Bachen Losung aber ist kleckweise, jedennoch auch unterschiedlich. Die wilden Schweine haben ein scharfes Gehör; sie üben sich von Jugend auf im Hauen und Kämpfen. Die hauenden Schweine, so sich einander gewachsen zu seyn merken, fahren, wenn sie kämpfen, zusammen, lehnen sich mit dem Rücken hart an, schlagen einander auf die Vorderblätter mit dem Gewehr, hauen einander viele Ritzen und tieffe Schläge ein, daß öfters einige in solchem Streite lahm, oder wohl gar todt geschlagen werden; so es aber noch ohne dergleichen abgehet, schwellen sie auf ihren Schultern, und wenn wiederum neue Schläge dazu kommen, reiben sie sich an die harzigten Bäume, und heilen sich mit der Zeit wieder aus, davon sie eine dicke Haut kriegen, welche als ein Panzer veste verwächset. So sie aber in währendem Kampfe eines Wolfes gewahr werden, vereinigen sie sich beyde, und verfolgen den Wolf, als ihren gemeinen Feind, mit grossem Eifer. Solche Schweine, wo sie sich aufhalten, sonderlich in der Brunst, geben einen starken süßlichten Geruch von sich.

Das Lager, so insgemein in grossen Behältnissen, Brüchen und Löchern, oder grossen Dickichten ist, können sie von Moos, so sie im Rüssel herzu tragen, gar weich machen. So jemand in ihrer Abwesenheit zu diesem Lager kommt, oder hineintritt, kommen sie so balde nicht wieder, sondern machen sich ein anders, bis sie merken, daß lange Zeit an dem ersten Orte niemand gewesen, oder hingekommen. Die grossen Hauptschweine werden am Kopfe, auf der Stirne und an dem Rüssel, wie auch an den Vorderblättern ganz grau, und sind nicht so flüchtig, als die hauenden und angehenden Schweine.

Die Schweinehatz oder Schweinsjagd, wovon unten an seinem Orte ein mehrers, muß bald um Martini angestellet werden, da sie von den Eicheln, Buchekern und wildem Obst am fettesten sind; denn hernach werden sie wieder mager.

Wenn man durch Pürschen oder Schiessen wilde Schweine fällen will, muß man gute Leithunde und Saufinder haben, auch ihre Triben, Wechsel und Fährten ausspüren, alsdenn einen gelegenen Baum ersehen, davon man das ankommende Schwein sehen und treffen möge, alsdenn da hinauf steigen, und dessen erwarten. Das Rohr muß ein groß Bley schiessen, und der Schuß, wo möglich, neben dem vordern Blatte gerichtet werden. Man macht auch ein Gesässe von Korn oder Obst, läßt sie erstlich darauf gewohnen, und wenn sie es angegriffen, mag man des Morgens oder Abends, hinter einem zugerichteten Schirm, oder auf einem gelegenen Baume auspassen. Es dienet, ein paar Kugelbüchsen bey der Hand zu haben, damit, wenn der erste Schuß nicht recht geglücket, mit dem andern nachgeschossen werden könne. Die wilden Schweine werden nicht finnicht, wie die zahmen; so ist auch das Schweinewildpret gesünder und angenehmer, sonderlich von Frischlingen, daher es vornehmen Tafeln vorbehalten, und die Zimmer von den Bachen, ingleichem die Köpfe, durchgehends vor die besten Stücke gehalten werden.

Die **Vorbereitung** und übrige Zurichtung eines wilden Schweinskopfs bestehet darinnen: Wenn man den Kopf, in dem die zwey vordern Läufte zusammen genommen, und gegen die hintern gezogen werden, oben am Genicke, so weit als das Ohr langet, und an beyden Seiten der Bäge herunter geschnitten, und solche alsdenn vollends hers abgehacket; so steckt man zum Maule hinein, und oben am Genicke wieder heraus, einen Spieß, daran man über einem Lohfeuer selbigen senget, und ihn denn endlich mit glüend gemachtem Eisen vollends ganz glatt brennet, dabey aber oft mit Speck bestreichet, damit er nicht schwarzbraun werde. Zuletzt schneidet man das untere Maul los, daß es hange, und sodenn das obere auch, damit sich der Rüssel überhänget. Hierauf wird der Kopf eingewässert, sauber abgewaschen und geschenret, und zwar mit Wasser, Wein und Eßig, eines so viel, als das andere genommen, ziemlich stark gesalzen, zum Feuer gesetzet (manche streuen ihm auch vorher noch Salz und Pfeffer in das Maul); so wirft man auch allerhand Kräuter, als Rosmarin, Lorbeerblätter, Salbey, Ysop und etliche ganze Zwiebeln hinzu; ja einige thun wohl über dieses noch ganzen Pfeffer, ganze Nelken und Citronenschalen daran, und läßet man ihn so lange kochen, bis er weich genug ist. Wäre auch die Brühe eingekocht, ehe der Kopf recht weich ist; so gießet man nochmals Wein, Wasser und Eßig zu, daß er gehörig weich koche. Ist dieses nun geschehen; so setzt man ihn, sammt der Brühe, darinnen er gekochet ist, aber ja in keinem kupfernen, sondern vielmehr hölzernen Geschirre, weil er vom Kupfer gleich bitter wird, in ein Gewölbe, daß er erkaltet. Bey dem Anrichten schneidet man ihn unten gleich zu, ziehet die Haut ein paar quer Finger um den

Kopf

Kopf herum weg, daß das Weiſſe abſticht, ſtellet ihn hernach auf eine Schüſſel, beſteckt ihn mit Buchsbaum und Blumenwerk, giebt ihm eine Citrone oder ſchönen Borsdorferapfel ins Maul, und läſſet ihn auch wohl mit farbigen *Gelées* garnirt zur Tafel tragen.

Im übrigen richtet man das Schweinwildpret eben auf ſolche Art zu, wie das gemeine, ſowohl im Kochen und Einſalzen, als im Braten; nur daß man keinen ſonderlichen Speck davon macht, ſondern auch die Haut abziehet. Schweinswildpret lange und gut aufzubehalten, waſche man ſolches, wenn es drey oder vier Stunden im Waſſer gelegen, ſauber aus, lege es in einen Topf, oder, wenn es viel iſt, in einen Keſſel, nebſt ein oder zwey in Stücken zerſchnittenen Zwiebeln, gröblicht geſtoſſenem Pfeffer, Cardomomen, Zimmet, Muſcatenblumen, Salz, ein wenig Wachholderbeeren, etlichen Rosmarinſträuslein und Lorbeerblättern, wechſelsweiſe geſchichtet; gieſſe Wein, Weinezig und Waſſer, jedes den dritten Theil, daran, laſſe es zuſammen ſieden, hernach lege man das Wildpret auf ein ſauber Tuch, damit es abtrockne und verkühle; ſchichte es folgends in einen Topf, und ſchütte die Brühe, wenn ſolche auch ein wenig erkühlet, ſammt ihrer Gewürze und anderm, das darüber, der Topf muß mit einer Stürze bedecket, mit einem Teige wohl verbunden, und in einen kühlen Keller zum Gebrauch verwahret werden. Sollte die Brühe darinnen das Wildpret geſalzen, nicht ſo viel Fett haben, daß der Topf aber ganz damit bedeckt würde; ſo kann man friſches Schmalz heiß und wiederum kalt werden laſſen, und ſolches darauf gieſſen, damit das Wildpret und die Brühe völlig bedeckt bleibe, daß keine Luft dazu kommen kann. Solchergeſtalt hält es ſich ein halb Jahr und noch länger gut. Stellte es ſich aber, beſonders in groſſer Hitze, fügen, daß das Fleiſch riechend würde, darf man nur Kälberfüſſe, auf eben dieſe Weiſe, wie das Wildpret, ſieden, und die Brühe davon über das riechende Wildpret gieſſen; es muß aber zuvor etlichemal aus friſchem Waſſer ſauber ausgewaſchen, und nachgehends mit friſchem Schmalz bedecket werden.

Das Fett von wilden Schweinen wird zur Waffenſalbe genommen, dienet auch in Seitenſchmerzen, und ſtillet das Blutauswerfen, wenn es in Eſſig oder Wein eingenommen wird. Die Zähne von einem wilden Schweine gepülvert, bis zu einem Quintlein eingenommen, ſind ein eigenes kräftiges Heilmittel wider das Seitenſtechen und alle innerliche Entzündung. Es wird auch ein Salz daraus bereitet. Die davon zugerichtete Gallerte oder Gelatina dienet vortreflich im Seitenſtechen, unter das Getränke gemiſchet. Die Geilen geben eine gute Stärkung der männlichen Kräfte. Das Blut, ſonderlich von Friſchlingen, mit Krebſen, Schnecken und einigen fruchtbaren Kräutern deſtillirt, iſt wider die Zehrung und Abnehmung des Leibes ein dienliches Mittel.

Schweindachs, ſ. Dachs.

Schweinſprung, lat. Aſtragali Porcorum, ſind kleine Knöchlein in den Hinterfüſſen der Schweine. Sie werden in der Medicin wider die Beinbrüche gelobet.

Schweinfiſch, ſ. Centrina.

Schweinhatze, ſ. Schweinshatze.

Schweinjagd, ſ. Schweinshatze.

Schweinrüden, ſ. Saurüden.

Schweinſchieſſen, ſ. Schwein.

Schweinſchwerdt, wird von einigen das Fangeiſen genennet.

Schweinskopf, ſ. Schwein.

Schweinshatze, Sauhatze, Sauhetzen, Saujagd, Schweinsjagd, lat. Venatio Aprorum, franz. *Chaſſe des Sangliers*. Dieſe wird im Herbſt, da die wilden Saaten von der Eichel, Buch- und wilden Obſtmaſt feiſt geworden, am beſten angeſtellet, und die Schweine in einen mit Netzen und Tüchern umſtellten Ort zuſammen getrieben, allwo in dem Lauffe, vor die, ſo allein mit Schieſſen ſich beluſtigen, oder blos zuſehen wollen, ein Schirm aufgerichtet iſt. Die andern aber gehen auf die Schweine los, und fällen ſie mit Fangeiſen. Dieſelben müſſen aber nicht zu niedrig, ſondern von obenher geführet, mit der linken Hand regieret, und mit der rechten Hand nachgebrauſt, zugleich der linke Fuß unter die linke, und der rechte unter die rechte Hand veſt und ſtarf geſtet, das Schwein aber entweder an der Bruſt, oder hinter dem Buge gefaſſet werden. Angehende Schweine, und die darüber ſind, werden auch mit Sprengs oder Streifjagen (*par Force*) gejagt oder gehetzet. Wenn man ein ſolches Schwein im Lager beſtätiget, muß man umher nach dem beſten Laufplatze ſehen, auch wahrnehmen, wo es mit dem Kopfe zu liege, oder ſeine Ausflucht nehmen werde. Wo ein Bruch oder Moraſt nahe lieget, da müſſen die Tücherlappen vorkommen; wo es aber hinlaufen möchte, da müſſen die leichten Courshunde, und andere beiſſige Saurüden auf die Hut geſtellet werden, damit, wenn es ſich auf die Seite wendet, und vorbey ſpringen will, man es mit denſelbigen hetzen könne. Die ſchweren engliſchen Hunde hingegen, welche zum Theil wegen ihrer Schönheit geſchonet, und mit Panzern oder Jacken beſchirmet ſind, werden von weitem geſtellet. Der Jäger, und die er bey ſich hat, müſſen alle zu Pferd ſeyn, und gute Hirſchfänger bey ſich haben.

Wenn nun der Saufinder, ſo hintergelaſſen worden, vorſtehet, und das Schwein anbillet; ſo führet es entweder heraus, oder es ſperret ſich, und bleibet liegen. Solchenfalls muß ein mutiger Saurüde an daſſelbige abgeſchicket werden. So bald das Schwein ausreißt, wird es mit leichten Handen gehetzet, daß es bald einkriegen, herumſtricken, und, ob es ſchon wieder ſtehlauft, deutſch das Buch nicht ſuchen darf. Offt fechten es auch die beſten

dessen Hunde lahm und zu Schanden, bis die schweren Hunde zu Hülfe kommen, solches anpacken, und zu beyden Seiten an den Ohren halten, daß es sich nicht rühren kann; da denn der Jäger mit dem Hirschfänger absitzet, und dem Schweine einen Fang giebt, welcher Fang, weil man nicht leicht durchbohren kann, unter dem Vorderblatte geschehen muß. Dieses ist eine sehr lustige Jagd; wobey jedoch derjenige, so Schweinsköpfe haben will, nach dem gemeinen Sprüchworte, Hundeköpfe daran wenden muß; weil viele durch die Schweine lahm, oder gar todt geschlagen werden; auch die Jäger, wo sie nicht gute Fürsichtigkeit brauchen, öfters nicht verschonet bleiben. s. a. Folge Jagd.

Schweinsjagd, s. Schweinshatze.

Schweinslager, s. Schwein.

Schweinslosung, s. Schwein.

Schweinsnetze, s. Saunetze.

Schweinsprung, s. Schweinssprung.

Schweinspürsche, s. Schwein.

Schweinsspur, s. Schwein.

Schweinswildpret, s. Schwein.

Schweiß, wird von den Jägern das Blut der wilden Thiere genennet.

Schweißbeere, s. Schwalkenbeere.

Schweissen, heißt bey den Jägern so viel, als bluten.

Schweißhund, ist nächst dem Leithunde der nöthigste und nützlichste Jagdhund, massen ohne denselben das von einem unachtsamen Weydemann zu Holz geschossene Wild wohl schwerlich würde gefunden, vielmehr aber von Krähen, Füchsen und andern Thieren verzehret werden, oder auch in der warmen Sommerszeit in wenig Stunden verderben müssen, mithin denen Menschen nicht zu Nutzen kommen. Zu solchem Ende wird der Schweißhund, so bald ein Stücke Wild angeschossen ist, daß solches in der Angst vor Schmerzen in einer Furie weit fortläuft, auf der Fährde oder ausgelassenem Schweiß angeführet, und weil dasselbe, indem es insgemein weydewund, oder durch den Wanst, Mastdarm oder Gescheide getroffen worden, hiervon je länger, je kränker und matter wird, und wenn man ihm Ruhe lässet, in dem nächsten Behältnis sich niederthut und verbirget; so gehet man ihm mit dem Schweißhunde nach, und suchet in der Stille so lange, wenn es auch schon wieder zu Holze gegangen wäre, bis man es mit allen Ein- und Ausgängen beschlossen, und gleichsam bestätiget hat. Hierauf kann man den Hund, welcher eben wie der Leithund, geführet wird, an einem reinen Orte anbinden und ruhen lassen; und sodenn mit dem Pürschrohr hineinschleichen, um das Wild anzutreffen, welches, weil es immer kränker wird, sich gleichsam gutwillig ergiebt, auch letzlich ganz nahe kommen läßt, daß man es vollends niederschiessen kann. Solches ist an denjenigen Grenzen, da man der Nachfolge nicht bes-

rechtiget iſt, und weder mit der Büchſen, noch mit dem Hunde das angeſchoſſene Wild über die Grenze verfolgen darf, ſehr dienlich. Iſt aber die Grenze weit abgelegen; ſo kann das Thier mit einem losgelaſſenen Blendlinge verfolget werden, und weil ein angeſchoſſenes Wild die geſunden verläſſet, und vor Schmerzen, den Brand zu löſchen, ſeine Flucht gemeiniglich nach dem Waſſer nimmt, hinein ſpringt, und vor dem Hunde ſtehet; ſo kann der Schütze, des Hundes Anſchlagen und Laut vernehmen und hören, ſodenn nachfolgen, es hinterſchleichen und ſchieſſen.

Sonſten hat man noch eine Art Schweißhunde; wenn nemlich von däniſcher mittelmäßiger Art eine Hündin mit einem Jagdhunde beleget wird; ſo fallen die Junge von ſehr gutem Geruch und werden auch Blendlinge genennet, welche aber auf der Fährde nicht gerne laut werden. Man hat ſie gerne von rothbrauner Farbe, und pflegt ſie ebenfalls, wie die Leithunde, jedoch ohne Zuſpruch, an einem Leinſchen auf der Fährde des Wildes zu arbeiten, daß ſie ſowohl die Fährde, als den Schweiß ſuchen, welches eine Menage vor einen Grenzſchützen iſt, der viel Hunde zu halten nicht vermag. Ein ſolcher Hund wird auch insgemein zum Schießhunde, hinter dem Schützen herzukriechen, abgerichtet, daß er, ſo bald geſchoſſen wird, nach dem Schweiß das Wild verfolge, und entweder erlege, oder wiederum ſtändig mache, weswegen man ſie gerne etwas flüchtig hat, einen angeſchoſſenen Hirſch oder Thier einzuholen, oder die Sauen herumzurücken und ſtändig zu machen, bis man mit dem Schuß ankommen, oder ſie beſchleichen kann. Sind alſo gleichſam, als halbe flüchtige Pürſchhunde zu gebrauchen.

Schwerdtſtangen, ſind bey dem Vogelheerde Stangen, welche ſo dicke, als ein Arm ſind, und 7 Fuß über der Erde ſtehen, oben aber breit und ganz dünne geſchnitten ſind, daran die Oberkleinen mit den Stäben hinten und vorne anſchlagen müſſen.

Schwimmer, ſ. Falke.

Schwingen, heiſſen in der Jägerey mehrentheils die Flügel an dem Federwildpret. Die alleräuſſerſte von den Pennen, oder gröſten Federn an denen Flügeln, inſonderlich des Falkens, heißt die Schwing, oder Schwungfeder.

Schwingen, lat. Librare in altum, franz. *Planer*, wird von den Vögeln, und abſonderlich von den Falken geſagt, welche hoch in die Luft fliegen oder ſteigen, und ſich in ſelbiger eine Zeitlang erhalten.

Schwingfedern, Schwungfedern, heiſſen die gröſten, dickeſten, ſtärkſten und längſten Federn an den Flügeln der Vögel und andern Federviehes, welche ihnen hauptſächlich dazu dienen, ſich vermittelſt derſelben in die Höhe, und durch die Luft zu ſchwingen.

Schwöhlholz, iſt dasjenige Holz, ſo den Pechbrennern zu Bereitung des Pechs angewieſen wird.

Schwungfedern, ſ. Schwingfedern.

Schwunſch, ſ. Grünzling.

Sciurus, ſ. Eichhorn.

Sclopetum, ſ. Büchſe.

Scrollus. ein Flußfiſch, ein gut Theil kleiner, als ein Bärſch, röthlicht auf dem Rücken, an den Seiten grünlicht, und mit vielen rothen Flecken gezeichnet, und unten an dem Bauche weiß. Er findet ſich im Donauſtuß, und iſt gut zu eſſen, wird aber zur Arzney gar nicht gebraucht.

Scuriolus, ſ. Eichhorn.

Secbeaux, ſ. Gründling.

Sechsſtänder, werden von den Vogelſtellern diejenigen alten Finken genennet, welche zu Sangfinken eingeſetzet werden. Hierzu erwählet man ſolche, die am Halſe ſtahlgrün ſehen, rothe Brüſte und 6 weiſſe Federn im Schwanze haben. Wollen ſie zwar etwa das erſte Jahr auf dem Herde nicht recht ſingen; ſo kann man doch verſichert ſeyn, daß man das andere Jahre recht gute Sangfinken an ihnen bekommen werde.

Seeamſel, Meeramſel, iſt ein Vogel, faſt in der Gröſſe eines Miſtlers, welcher viel Schwarzes an ſich hat, an der Bruſt aber ſprenglicht iſt, faſt wie ein Staar. Er iſt anderſt nicht, als auf Krammetsvögelheerden zu bekommen, und ſehr gut zu eſſen, wird aber, weil er keinen Geſang hat, ſelten eingeſtellet. Wer aber dem ungeachtet ſolches thun wollte, kann ihn, wie die Krammetsvögel, zu Kleyen ſo in Milch geweicht worden, gewöhnen. Es iſt dieſe See- oder Meeramſel ein ganz anderer Vogel, als unſere Waſſeramſeln, welche man ſonderlich im ſpäten Herbſt und im Frühlinge, wenn das Wetter aufgehet, ziemlich lieblich ſingen höret. ſ. Amſel.

Seebarſch, ſ. Sander, Barſch.

Seeforellen, ſ. Forelle.

Seehecht, ſ. Hecht.

Seekarpfen, ſ. Karpfe.

Seelen, ſ. Gangfiſche.

Seeparſch, ſ. Sander.

Seerachen, ſind eine von der gröſten Art Enten, am Leibe ganz weiß, am Kopf aber ſchwarz. Sie verſchlingen in den Teichen die gröſten Fiſche, welche ſie in dem Magen und Rachen behalten, bis ſie von unten nach und nach verdauen, und das andere nachrücken können. Zum Schuß ſind ſie ſchwer zu bringen, weil ſie niemals rechten Stand halten.

Seeſchwalbe, ſ. Meve.

Segmentum Ligni, ſ. Scheit.

Sehen, Sehne, werden von den Jägern des Haſen Augen genennet.

Seidenſchwanz, Böhmlein, Böhmerlein, lat. Garrulus Bohemicus, iſt ein Vogel, welchen man nicht alle Jahre zu ſehen bekommt, indem er manchmal in vier, fünf und mehr Jahren bey uns nicht durchſtehet. Wenn er ſich aber auch bey uns einfindet; ſo ſtreichet er in ungemein groſſen Haufen, und wird

sodenn mit den Krammetsvögeln gefangen, weil er noch viel begieriger, als diese, auf die Beeren fället, bleibet aber auch über sechs Wochen nicht bey uns. Seine Leibesgestalt ist an der Grösse, wie ein Kernbeisser, ausser daß er um etwas länglichter aussieht. Auf dem Kopfe hat er eine erhabene Kuppe oder ein Büschlein, welches er im Sitzen merklich in die Höhe recket, und ist an den Augen und unter dem Halse schwarz gezeichnet. Sein Schnabel ist länglicht, wie aller Wurm- und Beerfressenden Vögel, und kohlschwarz. Auf den Enden oder Spitzen etlicher Flügelfedern sitzen hoch Ponceaurothe Stiftlein, wie ein Leimsaamenkorn groß, nicht anderst, als ob sie nur hinangeklebet, und sonsten nicht zu den Federn gehörig, sondern überflüßig wären. Die Farbe dieser Pünktlein ist so hoch, daß kein Mahler eine höhere rothe Farbe zuwege bringen kann. Im Schwanze hat er ziemlich lange schwarze Federn, die am Ende hochgelb sind; im übrigen ist er an der Farbe einem Häher oder Holzschreyer gleich. Sein Fleisch ist zart und lieblich zu essen, als ob es gewürzt wäre; daher es auch an einigen Orten von dem gemeinen Mann das Pfeffervögelein genennet wird.

Seine Nahrung sind rothe Vogel- und Wachholderbeeren; doch kann man ihn auch in einem Zimmer mit klein geschnittenen Möhren oder gelben Rüben erhalten. Er muß aber frey herum fliegen; denn im Käfige dauret er nicht. Einige nennen diesen Vogel auch den Sterbevogel, welches vermuthlich daher kommet, weil man sich insgemein von fremden Vögeln allerhand Vorbedeutungen zu machen pflegt. Man glaubt insgemein, daß diese Vögel aus dem Königreich Böhmen kommen, daher sie auch den Namen Böhmlein oder Böhmerlein erhalten; sie sollen aber in Böhmen sowohl, als an andern Orten, fremde Gäste seyn. Eine ganz andere Gattung aber sind die am gehörigen Orte schon beschriebenen Rothbrüstlein oder Rothschwänzlein, welche von einigen sonst auch Seidenschwänze genennet werden.

Seiche, s. *Hadot*.

Selbgeschoß, Selbstgeschoß, Selbstschuß, ist ein also zugerichtetes Feuergewehr, daß ein niedriges Stücke Wild, als ein Schwein, Wolf, Fuchs und dergleichen bey finsterer Nacht, durch Berührung des daran befindlichen Zugfadens solches losbrennet, und sich dadurch selbst fället. Ein solcher Selbschuß wird von drey oder vier starken kurzen Läuften in ein länglichtes Holz geschäftet, die Zündlöcher zusammen gefüget, und ein klein Feuerschloß daran gemacht. Merket man nun einen Wolf oder Fuchs, oder ein wildes Schwein, oder sonst was, das der Mühe werth ist, uns dran will etwan vor Kälte nicht gerne vergebens auspassen, oder man kann auch vor Finsterkeit nichts sehen; so wird dieses Selbgeschoß mit kleinen Laufkugeln ordentlich geladen, und an den verlangten Ort gebracht, eine härene Schnur von fünf bis sechs Ellen lang über die Steige gezogen,

gen, oder vor dem Luder angebunden, nach dem Selbgeschoß gezogen, und am Abzuge leise angeknüpfet. Wenn man nun in der Mitten desselben solches nach der Höhe des Thieres gerichtet, und den Zugfaden hinter den Stift geleget hat; so spannet man das Rad, schüttet Zündkraut darauf, und setzet den Hahn ganz mählich zum Losdrücken, ziehet, ohne denselben zu berühren, leise auf, und decket eine starke Holzrinde darüber; so ist es fertig. Wenn denn in der Nacht etwas, es sey, woher es wolle, kömmt, und an den Faden rühret; so gehet alles los, und wird dasselbe entweder gleich liegen bleiben, oder doch nicht weit laufen. Des Tages, so man nichts vermuthet, kann man wohl hingehen, die Rinde sachte aufheben, den Hahn zurücke schlagen und abspannen, und endlich auch wieder vor der Nässe zudecken; so kann weder dem Viehe, noch einigem Menschen, der ihm etwan zu nahe kommt, Schaden geschehen; und daferne künftige Nacht was zu vermuthen, kann es, wie vor gemeldet, wieder aufgestellet, und vor der Nässe bedeckt werden.

Selbstgeschoß, s. Selbgeschoß.

Selbstschuß, s. Selbgeschoß.

Selchholz, s. Telchholz.

Semen, Piscium, s. Laich, Rogen.

Senkreussen, s. Fischreussen.

Sentis Canina, s. Dornrose.

Seuva; Veuva, Chiens; Iuvala; Chiens courre vaux. Chiens, sind im französischen bey der Forcejagd gebräuchliche Redensarten, womit die Piqueurs den Hunden zurufen, und sie dadurch ermuntern, hinter dem flüchtigen Wilde frisch darein zu jagen.

Sepes, s. Zaun.

September, Herbstmonat, lat. September, franz. *Septembre*, ist der neunte Monat des Jahres, in welchem der Herbst seinen Anfang nimmt, wenn nun den 22sten Tag desselben die Sonne in die Waage tritt, und damit zugleich die andere Tag- und Nachtgleiche oder das Aequinoctium autumnale macht. Dieser Monat hat 30 Tage, und die Arbeiten bey dem Forst-Fisch- und Jagdwesen sind folgende:

α) In den Wäldern und Gehölzen hat der Förster auf denen in den nächstfolgenden Monaten zu machenden Feuerholzschlägen die Bau- und Nutzstämme fällen, ingleichem auf solchen die Streu hacken und wegschaffen zu lassen; ferner Tannenzapfen zu brechen, auch Bucheckern, Eicheln, den Saamen von Erlen, Birken, nämlich der zeitigen oder weichen Art, sammeln zu lassen. So sind auch die in dem vorhergegangenen Frühjahr gemachten, und dieser Herbstsaat bestimmten Gehaue zuzubereiten. Man kann auch zugleich das Windfällige und dürre, oder anderes dem Walde hinderliches Holz wegräumen und aushauen. Um Martä Geburt aber, oder kurz hernach, werden auch die Wälder besichtiget, wie die Eicheln, Bucheckern oder das wilde Obst darinnen gerathen, damit man sich mit der Schweinmast darnach richten kann.

β) Bey

β) Bey der Fischerey muß man noch bey Zeiten die Behälter und Einsätze räumen und zurichten, weil nunmehr die Fischereyen in den Teichen allgemach vorzunehmen. Denn um alt Bartholomäi gehet insgemein die Fischzeit an. Man muß daherv die zum Fischen gehörigen Netze, Fischwathen, Hahmen, Ritschergen, Fasse, Tonnen, Wannen, Körbe, Kannen, Wag und Gewicht u. d. g. hervorsuchen, und alles auf das genaueste visitiren, damit, wo etwas daran zerrissen, oder zerbrochen ist, solches in Zeiten ausgebessert, oder von neuem angeschaffet werden könne. An denenjenigen Orten, wo man im April Fischreussen in Flüssen und Bächen setzen will, kann man jetzt hinter die Fischkörben von den Steinen, Sträuchern und Stöcken einen Fall voraus machen, daß die Hechte, welche bey solchem Geräusche und Schäumen gerne sind, lieber eingehen. Nach Michaelis gehen die Fische wieder in die Tiefe, daher man sich mit der Angelschnure darnach richten, und dieselbe etwas verlängern muß. Es gehet nemlich jetzo der Fisch insgemein eine Elle niedriger im Wasser, als im vorigen Monate, wornach die Angelschnure zu bekielen. Im October noch eine halbe Elle niedriger; die übrige Zeit im Jahre aber bis wieder in den Frühling hinein, gehet er auf dem Grunde. So wird auch in diesem Monate bis wieder hinauswärts das Krebsfangen eingestellet.

γ) Bey der Jagd und dem Weyhwerk ist folgendes zu merken: In dieser Zeit ziehet sich meistens das bisshero vertheilte Wildpret aus denen hin- und wieder liegenden Hölzern nach grossen Wäldern und Schägen zusammen; der Hirsch aber, nachdem er sich gut und feiste befindet, tritt in die Brunst; daher man nunmehro Brunsthirsche schiessen oder pürschen kann, weil sie anfänglich noch feiste sind, und ehe sie von Nieren abgenommen haben. Die Dachse sind nunmehr auch feiste, und gehen des Abends meistens theils auf die Felder, wo Rüben sind, und wenn Obst gerächt, in die Feldgärten, daher ihnen jetzo am besten des Nachts mit Hunden beyzukommen. So ist auch sonsten jetzt die gelegenste Zeit zum Hetzen und Jagen, weil nunmehr die Dächse von Laurentii bis Thomä, die Füchse von Michaelis bis Lichtmesse, die Hasen von Jacobi bis Matthäi, die Marder von Michaelis bis den ersten Merz, und die Biber von Michaelis bis Ostern, zu jagen, zu schiessen und zu fangen erlaubt sind.

Nunmehr muß sich der Vogelfänger, von Egidii oder alt Bartholomäi an, bis vierzehen Tage oder drey Wochen nach Michaelis, täglich auf dem Vogelheerde finden lassen, dabey denn zu mercken: Wenn es einen trockenen Sommer giebet, so giebets auch einen guten Vogelfang; ist aber der Sommer naß, so ertrinken viele Junge in den Nestern, sonderlich die Lerchen, und alle Vögel, so auf der Erden brüten. Von alt Crucis an müssen auch die Maschen oder Dohnen zum grabem Vogelfange zugerichtet, und zugebereet seyn; sonderlich richtet man in den dunklen Thälern

lern um diese Zeit die Henkbogen auf die Drosseln und Amseln. Vierzehen Tage vor Michaelis fangen die Lerchen an, zu streichen, welche auf den Feldern, wo es viel Haberhalme und andere Stoppeln giebet, fortfliegen, und über Nacht darauf bleiben; da sie denn mit denen sogenannten Kleb- oder Tagenetzen wohl zu fangen sind. Im Neumonden sind sie am besten zu fangen, je dunkler es ist, je besser es ist. Man fänget auch nunmehr die Lerchen mit dem Nachtnetze; es muß aber dunkel und der Mondschein unter der Erde seyn. Vierzehen Tage vor und nach Michaelis ist der beste Finkenstrich. und geschiehet deren Fang auf zweyerley Art: Entweder in Gärsten und kleinen Wäldlein, oder auf freyem Felde nach Art des Gereuthvogelfangs, welches letztere auch viel besser ist, zumal man auf diese Weise, nebst den Finken, Emmerlinge, Quäker, Kernbeisser, Grünlinge, Stieglitze, Hänflinge, und andere Vögel mehr fangen kann; da man hingegen bey den Gartenheerden sich über die Finken blos mit Emmerlingen und Quäkern begnügen muß. So gehet ingleichem in diesem Monate der Amsel- und Drosselstrich an. Man fänget auch durch diesen Monat die wilden Tauben, und Turteltauben. Auch der Wachtelfang hält sich in diesem Monate noch gut; denn jetzt sind sie fett; nach diesem verstreichen sie bald aus dem Lande.

Gleichergestalt kann man in diesem, wie im vorigen Monate, mit der Karrenbüchse, oder dem Schießkarren auf die wilden Gänse angehen; denn jetzt versammeln sie sich zum Abzuge. Man fähret auch fort, Rebhüner zu fangen. Weil sie aber nunmehro stark zu werden, und weit zu fliegen beginnen, da man ihren Fall nicht wohl beobachten kann: so ist nun, weil sie ohnedem den Tirassen nicht mehr halten, und in die Steckgarne ungerne eingehen, der allerbeste und lustigste Fang mit dem Hochgarne vorzunehmen. Dasselbe wird ungefähr anderthalb hundert Schritte lang, und achtzehen Schuh hoch, an den Ort gerichtet, wo man weiß, daß sie aus dem Holze bey ganz spätem Abend auf den grünen Saamen, oder bey anbrechendem Tage von der Saat wieder gegen das Holz und anderes Gebüsche zufallen. Dabey jedoch ein geschickter Jäger, wenn er nicht etlichemal umsonst stellen will, zuvor erforschen muß, ob die Hüner in ihrem Falle nicht einen Umschweif nehmen, nemlich nicht gerade zu auf den Saamen, sondern vorher einen andern Weg hinaus auf das Feld niederfallen, und erst von dort aus auf den Saamen zustreichen, als welches sie an etlichen Orten zu thun pflegen; da denn das Garn anderst gerichtet, und sie ungeachtet ihres Umschweises betrogen werden müssen. Endlich schießt man auch in diesem Monate die Haselhüner mit dem Pfeiflein, wie im Merz; sie kommen aber nicht so gerne, weil sie nicht geil, sondern kitt- oder volkweise beysammen sind. Man kann sie in den Wäldern, wo viel Brombeer- und Ebereschenbeeren sind, welche sie gerne fressen, aufsuchen.

Serin, s. Zeisig.

Setzen, sagt man von den Rehen und Hasen, wie auch von den Sauen,

Sauen, und anderm Wilde, wenn sie Junge zur Welt bringen, und wenn solches geschiehet, heisset es die **Setzzeit**, wovon bey Beschreibung jeder Sorten dieser Thiere gehandelt ist.

Setzlinge, s. **Karpfe, Satz.**

Setzteiche, s. **Karpfenteiche.**

Setzzeit, heißt in dem Jagdrechte, und bey den Jägern diejenige Jahreszeit, da das Wild nicht allein trächtig zu seyn, sondern auch Junge zu werfen pfleget. Es ist aber während derselben nicht allein nach denen mehresten Landesordnungen überhaupt alles Jagen verboten, sondern auch daher das Jahr selbst in **offene** und **verbotene** Zeiten getheilet, wovon die **ersteren** diejenigen heissen, da das Jagen nachgelassen, die **letztern** aber, da solches nicht verstattet wird. Und zwar sind, soviel die **letztern** betrift, vornemlich in Sachsen die **Jagdzeiten** und **Termine** dergestalt determiniret, daß 1) mit den **hohen Jagden**, die sonsten nach der alten Zeit jedesmal von Pfingsten angegangen, auf den ersten Sonntag nach Trinitatis, und 2) mit denjenigen, so besonders auf **Johannis** veraccordiret worden, auf den sechsten Sonntag nach Trinitatis der Anfang gemacht. 3) mit den **Mittel-** und **Niederjagden** aber, welche man vorhero alsbald um Bartholomäi vorigen Calenders exerciret, bis auf den Tag Egidii angestanden und 4) mit sämmtlichen **hohen Mittel-** und **Niederjagden**, so sonst, vermöge der Landsordnung, und getroffenen Vergleiche, mit Fastnachten vormals ihre Endschaft gewonnen, bis auf den Sonntag Invocavit fortgefahren, und alsdenn erst beschlossen werden soll. **Chur-Sächsisch Mandat** von 1702. Diese Verordnung ist nachgehends in dem Mandat von 1712 dergestalt erläutert worden, daß 1) mit dem **Schiessen des Rothwildprets** auf den ersten Sonntag nach Trinitatis der Anfang gemacht; 2) von denjenigen hingegen, so alten Herkommens nach auf **Johannis** veraccordiret worden, damit auf den sechsten Sonntag nach Trinitatis. 3) Mit dem **Reh-** und **Schwarzwildpret** aber, sammt Exercirung der Niederjagden, und was darunter gehörig, auf den Tag Egidii angefangen; und 4) mit allem **Jagen, Schiessen** und **Hetzen**, auf den Sonntag Invocavit der Schluß und Endigung gemacht werden solle.

Sevum Cervi, cervinum, s. **Hirschtalch.**

Sicke, s. **Siecke.**

Sie, s. **Siecke.**

Sieb, lat. Cribrum, franz. *Crible*, *Sas*, gebrauchet man auch, die Sperlinge, Emmerlinge u. d. g. Vögel zu fangen, die sich um die Scheunen aufhalten. Man stellet unter den Rand des Siebes einen Span, an solchen wird ein Bindfaden gebunden, mit welchem man in der Stube auflauret, und wenn Vögel unter dem Siebe sind, den Span wegziehet. Unter das Sieb werden Körner und Spreu gestreuet.

Siecke, Sicke, Sie, wird das Weiblein von denen Vögeln genennet.

Stille,

Stille, heisset ein ins Dreyeck zusammengeschlungenes starkes Bändlein, oder ein subtiler Riemen von einer Nessel, daran ein kleiner Ring von eisernem oder messingenem Drate mit eingeschlungen ist. Wie diese an einem Vogel, wozu sie eben bestimmet sind, vest zu machen, davon s. Anstillen.

Siiurus, s. Wels.

Silva, s. Forst, Wald.

Silva cædua & non cædua, s. Fällen.

Silva cordua & non cordua, s. Abholzen.

Simius, Simis, s. Affe.

Singe, s. Affe.

Singedrossel, s. Drossel.

Sitta, s. Häher.

Sitzen, sagen die Jäger vom Hasen, wenn er im Lager lieget, oder sich darein drücket.

Smilax Arbor, s. Eibenbaum.

Sömmeriger Satz, heißt die Karpfenbrut, so ein Jahr im Streckteiche gestanden. Wenn er wohl gerathen, heißt er Faustsatz, weil, wenn man solchen in der Faust hält, an einer Seite der Kopf, und an der andern der Schwanz herausreichet. s. Satz.

Sömmern, wird von denen grossen, weitästigen, und ihre Wurzeln weit ausbreitenden Bäumen gesagt, welche, so weit, als ihre Wurzeln und Aeste gehen, kein Getreide, Gras, Kraut oder andere Gewächse unter sich auf- und in die Höhe kommen lassen. Denn der Wipfel von denen Bäumen benimmt ihnen die Sonne, die starken Tropfen, so bey Regenzeiten davon fallen, verderben das Gras und Getreide, vornemlich aber das junge Unterholz, und die grossen starken Wurzeln ziehen alle Feuchtigkeit und Nahrung zu sich, und von diesen ab; denn soweit, als ein Oberbaum seine Aeste wirft, so weit breitet er auch insgemein unten seine Wurzeln aus. Jedoch haben diejenige Bäume, so mit Herzwurzeln versehen sind, hiebey etwas besonderes, weil sie ihre Wurzeln nicht so weit umher laufen lassen; sondern vermittelst der der Herzwurzel, welche gerade unter sich in die Erde gehet, die Nahrung aus der Tiefe an sich ziehen, und also den Wiederwachs, Unterholz und Gräserey gerne um sich leiden, und aufkommen lassen. Wo Felder nahe an grossen Hölzern sind, da reflectiret die Sonne so stark von den Bäumen ab, und dämmet dergestalt in gedachte Felder hinein, daß alles Getreide davon verbleichet und verschwindet; so frisset auch das Baumlaub Gras und Getreide hinweg, und verdämmet es, daß nichts davon aufwachsen kann. Die Bäume, so am allerstärksten Sömmern, sind die Buche, der Eschenbaum, die Linde und der Nußbaum.

Sohlhölzer, s. Eiche, Lit. D.) 2)

Sommerdrossel, s. Drossel.

Sommereiche, s. Eiche.

Sommerlatte, heißt bey dem Laubholze der junge Wuchs, so nach Abholzung eines Gehaues von Stöcken und Wurzeln ausgeschlagen,

gen, und einen Sommer lang in die Höhe geschossen. In ein junges Gehaug soll kein Vieh, es habe Namen, wie es wolle, getrieben werden. Denn es verbeisset, vertritt und zerbricht die jungen Sommerlatten, wodurch nicht allein auf etliche Jahre Schaden am Wiederwuchs geschiehet, sondern es verdirbet auch meistentheils dadurch der Stock, und schläget nicht wieder aus. Von einer Sommerlatte eines zuvor abgetriebenen Stammes lässet sich kein gutes Oberholz oder Baustamm ziehen. Denn ein solches Stücke Holz wird wegen des alten Stocks mit der Zeit, und wenn der Baum stark wird, inwendig meistens wandelbar, dahero man sich bey Erziehung des Bauholzes darnach zu richten, und des Säens zu bedienen hat, s. a. Lattenholz.

Sommerleite, s. Leite.

Sommerstand, der Focken und Hirsche, wie auch anderer wilden Thiere, ist unter eines jeden eigener und sonderlicher Beschreibung angezeiget.

Sonnenuhr, Sonnenweiser, Sonnenzeiger, kann ein Weydmann, dem allerdings zu wissen nöthig ist, wie viel es an der Uhr seye, wenn er im Holz oder Felde ist, sich selbsten also machen: Man nehme einen geraden Gras oder Strohhalm oder ein Räthlein, etwan von 8 oder 9 Zoll lang, halte die Hand ganz flach, lege selbige zwischen den Daumen auf der flachen Hand also, daß der Halm dahin, wo das erste Gelenk vom Daumen ist, und accurat auf die Lineam vitalem (Lebenslinie), so über der flachen Hand nach dem Daumen zu auslauft, zu liegen komme, inwendig 6 bis 7 Zoll über der flachen Hand hinein stehe, und mit dem Daumen gehalten werden könne. Am richtigsten ist es, wenn man Vormittags die rechte, und Nachmittags die linke Hand zum zeigen nimmt. Wird diesemnach Vormittags die rechte Hand gebrauchet; so muß solche, wie gedacht, ganz flachgerade mit dem Halm oder Räthlein gehalten werden, daß die Spitzen der Finger accurat gegen Westen, oder der Sonnen Niedergang zeigen, und Süden oder Mittag gerade vor der Hand seye. Der Schatten dieses Halmes oder Räthleins zeiget denn die Stunden nach der Uhr also an: Fället der Schatten auf die Spitze des Zeigefingers; so ist es um 6 Uhr; erstrecket sich solcher an die Spitze des Mittelfingers, so folget 7 Uhr; kömmt der Schatten des Halms an den folgenden Goldfinger, so ist es 8 Uhr; auf dem Berg, so der äussersten Gelenke des kleinen Fingers 9 Uhr; auf dem andern Gelenke dieses Fingers 10 Uhr; und auf dem dritten Gelenke um 11 Uhr; um 12 Uhr fällt der Schatten gerade dem Zeigerrüthlein über die flache Hand herunter. Wird Nachmittags ferner hierzu die linke Hand gebrauchet, und selbige mit den Spitzen der Finger gerade nach dem Aufgang der Sonnen gehalten; so zeiget der Schatten auf dem dritten Gelenke des kleinen Fingers 1 Uhr; auf dem mittelsten Gelenke 2 Uhr; auf dem dritten 3 Uhr; nach der Spitze des Goldfingers 4 Uhr; auf dem Mittelfinger, 5 Uhr; und auf dem Zeigfinger 6 Uhr.

Bekanntermassen sümmern die Bäume auf der Nord- oder Mitternachtsseite mehr, als auf der Süd- oder Mittagsseite; mithin legen sie dort mehr Holz an, als hier; dahero an den meisten Bäumen von aussen zu sehen, daß sie nach Norden zu höhere Seiten haben, auch die Rinde viel rauher anzusehen, und anzugreifen; es wächset gleichfalls an derselben Seite der meiste Moos. Wenn nun einer im Feld die 4 Weltgegenden wissen will; so muß er sich zu den Bäumen wenden, an solchen nach jetziger Vorschrift die Nordseite suchen, sich mit dem Gesichte gerade vor dieselben stellen, welchemnach er die Mittagsseite vor sich, zur rechten Hand aber den Abend, und zur linken den Morgen hat, und siehet. Diesemnach weiß einer, der sich vorgedachtermassen nach der Sonnen richten will, wie er Nord, Süd, Ost und West unterscheiden soll. Ja dieses Merkmaal hat auch bey Nacht, wenn Mond und Sterne unsichtbar sind, seinen Nutzen. Denn wenn man nur etliche Bäume, besonders Eichen, begreifet, und den an der Nordseite gewachsenen starken Moos, und die da befindliche rauhe Rinde observiret; so ist hieraus ebenermassen die Lage der Weltgegenden zu erkennen.

Ferner kann der Hut eines Mannes, zum Erfahren, wie hoch es am Tage sey, folgendergestalt dienen: Nimm den Huth, stelle selbigen auf einen geraden Platz des Erdbodens, oder recht gleich auf die flache Hand, daß die Sonne in den Huth scheinet; denn wird sich finden, daß der Schatten Mittags um 12 Uhr gerade den halben Huthkopf einnimmt, und accurat an das Centrum oder den Mittelpunkt des Hutkopfes reichet. Will einer nun ferner die andern Stunden wissen; so nehme er einen ganzen Tag vor sich, sehe alle Stunden an einem ordentlichen oder angemachten Sonnenzeiger nach, setze den Huth, wie gedacht, auf einen geraden Platz, und mache nach dem Sonnenweiser Marquen an den Huth; so wird solchergestalt eine bequeme Sonnenuhr fertig.

Annoch bemerket man auch die Zeit der Stunden, durch seinen eigenen Schatten, sowohl wenn im Frühjahr das Aequinoctium etliche Wochen vorbey ist, als auch vor dem Aequinoctio des Herbstes, da, wie bekannt, der Mensch in der Mittagsstund seinen eigenen Schatten mit einem Schritt überschreiten kann, und also sowohl Vor- als Nachmittags der Schatten länger fällt. Wenn demnach die Sonne über dem Aequatore, und nach dem Nordpol in den Tropicum Cancri ihren Lauf hat; so trift es mit der Schattenüberschreitung richtig ein; je mehr aber die Sonne nach dem Südpol rücket, je länger ist auch der Schatten des Menschen in der Mittagsstunde. Wer nun ein fleißiger Aufmerker des Sonnenlaufs ist, kann sich wenigstens einigermassen nach seinem Schatten richten, und über dieses zur Frühlings-, Sommers-, Herbst- und Winterszeit auch nach seinem Augenmaaße, so er der Sonnen Auf- und Niedergang observiret, bald hiernach die Stunden des

Tages richtig eintheilen lernen. Bey Mondenscheine gehet solches gleichfalls ziemlichermassen an, wenn man den Eintritt des neuen Mondes in Acht genommen hat, da denn nachhero dessen Aufgang bald nachzurechnen; anerwogen der Mond mit seinem Aufgang täglich eine Stunde zurück bleibet, welchemnach von einem Tag zum andern leichtlich die Stundenrechnung hiernach zu machen ist.

Sonnenweiser, s. Sonnenuhr.

Sor, wird bey den Falkenierern von einem Vogel gesagt, welcher noch kein Jahr alt ist, und da er noch sein erstes Gefieder hat, welches roth ist. Jedoch wird dieses Wort blos von den sogenannten Passagiers gebraucht, siehe Falke.

Sorbus, s. Arlesbaum.

Sorbus silvestris, silvestris alpina &c. s. Ebreschenbaum.

Sorbus minor, torminalis &c. s. Elsebeerbaum.

Souche, s. Stamm, Stock

Spachtenzäune, heissen die Zäune mit spitzigen Pfählen, so um die Felder und Krautgärten gemacht werden, das Wild abzuhalten. Dergleichen aber werden in den Churſächsischen Landen, gleichwie auch die Winkelhecken nicht gestattet, sondern dagegen nur Reihehecken gehalten, und nach der Erndte müssen sie bey 2 Neuschock Strafe niedergelegt werden.

Spängroschen, s. Spangroschen.

Spaltadern, sind in dem Holze, sonderlich in denen Fichten, Tannen und Kiefern, die Adern, worin man bey einem quer abgesägten Baume sehen kann, wo es sich am leichtesten spaltet.

Spangroschen, Spängroschen, heißt bey dem Forstwesen das Geld, so diejenigen entrichten müssen, welche Erlaubnis bekommen, bey dem Holzschlagen die Späne zu sammeln, oder das dürre Holz zu lesen und einzutragen. Hiebey müssen die Forstbedienten Obsicht haben, daß dergleichen Leute keine Beile oder Hackmesser mit sich führen, und damit an frischem Holze Schaden thun.

Spannpflock, heißt bey dem Weydwerk ein starker Hestel, oder zugespitzter Pflock, woran die Leinen am Ende eines gestellten Garns gebunden und vest gemachet werden. Sie müssen deswegen stark seyn, weil das Garn mit Gewalt auf denselben in seinem gehörigen Stande gehalten wird.

Sparrholz, heissen die Bäume, welche sich zu Sparren schicken. Diese sollen im Walde ausgezeichnet, und von dem Jägermeister, Forstschreiber, oder wer sonst deswegen verordnet ist, angewiesen werden. Es sollen aber die Käufer solches Holz, nach der Churfürstlich-Sächsischen Forst- und Holzordnung von 1560. §. 3 bahr bezahlen, und bald aus denen Wäldern wegschaffen.

Spatz, s. Sperling.

Specht, lat. Picus, franz. Pivert, ist ein wilder Waldvogel, davon es sehr viele, bey uns aber im-

sonderheit fünferley verschiedene Gattungen giebt, und die auch im Sommer und Winter bey uns bleiben. Dahin gehöret:

1) Der Schwarzspecht, sonst auch der Krähespecht, ingleichem die Hohl- oder Holzkrähe genant, ist unter denselben der grösseste, in der Grösse einer Krähe, hat rabenschwarze Federn, und eine schöne rothe Platte auf dem Kopfe. Der Schnabel ist auch schwarz und lang, hinten her dick, vornen aber spitzig zulaufend, in Gestalt eines zugethanen Reißzirkels, von sonderbarer Stärke, daß er in das Holz arbeiten, und mit seiner, wie eine Pfrieme gestalteten Fingers langen Zunge, die Würme heraus holen kann. Dieser Specht hat, wie die andern Spechtarten alle, vor andern Vögeln darinnen etwas besonders, daß er nicht, wie dieselben, an den Füssen vorne drey Krallen oder Klauen, und hinten nur eine hat; sondern er ist von der Natur vorne nur mit zwey, hinten hingegen auch mit zwey Klauen versehen, und zwar sind die äussersten beyden merklich länger und stärker, als die innern, damit er sich, wenn er an den Bäumen auf- und abläuft, desto vester anklammern, und einhäckeln kann. Hiernächst sind diese Art Spechte auch darinnen, gleich denen Elstern und Fasanen, von andern Vögeln unterschieden, daß im Schwanz die mittelsten Federn die längsten sind; da hingegen bey andern Vögeln die äussersten Schwanzfedern länger, als die mittlern seyn. Diese ihre Schwanzfedern sind so hart und steif wie Fischbein, mit welchen sie sich an dem Baume sträuben und fortschieben können. Der Schwarzspecht hecket in hohlen Bäumen, dahinein er ein zirkelrundes Loch arbeitet, und hat gemeiniglich drey bis vier Junge. Er ziehet nicht weg, wie andere Vögel, sondern bleibet den Winter über da, und ernährt sich meistens mit Ameisen und Bienen. Er kann nicht leicht gefangen werden, wo man ihn nicht bey Nacht in seinem Neste ertappet. Doch wird er auch, wiewohl sehr selten, bey den Leimgestellen betrogen, indem er an solchen als dürren Wipfeln seine Nahrung suchen will, und also behangen bleibet.

2) Der Grünspecht, lat. Picus viridis, franz. *Pic verd*, *Picuerd*, giebt dem Schwarzspecht an Grösse wenig nach, und ist, zumal der Hahn, recht sittiggrün, und wie der Schwarzspecht, roth auf dem Kopfe; die Sicke oder das Weibgen aber ist nicht so schön grün, sondern etwas bläsſer, hat auch nicht so viel rothes auf dem Kopfe. Sonst ist dieser Vogel in allem an Gestalt wie der Schwarzspecht, suchet seine Nahrung auf solche Art, bringet auch also seine Jungen aus, und ziehet wie jener zur Winterszeit nicht hinweg. Man saget sonst von dem Grünspecht, daß er, wenn man ihm das Loch seines Nests verkeile, die Springwurzel zu höhlen pflege; und müsse man nur, wenn man derselben habhaftig werden wolle, ein rothes Tuch unter den Baum breiten, da er denn solche Würzeln fallen liesse.

3) Der Bunt- oder rothen Spechte finden sich dreyerley Arten, so alle am Kopfe, der mit einer schönen rothen Platte gezieret ist, auch am Rücken und Flügeln schwarz, doch so, daß die schwarzen Flügfedern mit vielen weissen Flecken besprenget sind; der Bauch aber ist weiß, und unten, wo der Schwanz ansänget, am Ende des Bauchs, siehet man eben so schöne rothe Federn, als auf dem Kopfe zu sehen sind. Die erste Art von diesem Bunt- oder Rothspechte gleicht an der Grösse ungefehr einem kleinen Neuntödter; die andere aber ist nicht grösser, als ein Kernbeisser; und die dritte ist kaum so groß, als ein Feldsperling.

4) Der **Blauspecht**, welcher in Oesterreich **Kleiber** genannt wird, ist kleiner, als die vorigen, und etwann wie ein Eisvogel, an Farbe, sowohl oben am Kopfe, als am Rücken, und gar im Schwanze hinaus, graublaulicht; der ganze untere Leib aber von der Kehle an ist ziegelröthlicht oder wie ein rothes Band, das die Sonne ausgezogen, und so abfärbig worden, daß man kaum mehr merket, ob es roth gewesen oder nicht. Er hecket, wie jene, in hole Bäume, und suchet seine Nahrung auf denen Bäumen im Gewürme, ziehet auch Winterszeit nicht weg, sondern suchet alsdenn zu seiner Nahrung die todten Fliegen: weswegen er auch öfters in die Gebäude und Gemächer einkriechet, und ist auch auf dergleichen Art bahhaft zu werden. Dieser Blauspecht gehet auf die Hanfkörner in die Meisenschläge.

5) Der kleineste unter allen aber ist der **Grauspecht**, sonst auch das **Baumläuferlein**, oder **Baumkletterlein**, der **Baumreiter** und **Baumhacker**, ingleichem **Knieper**, und weil er die Nüsse recht artig aufzuhacken weiß, der **Nußbicker**, oder **Nußpicker** genannt, lat. Picus Martius, franz *Pieumard*, *Pieumard*, *Pimard*, *Grimpereau*; dieses Vögelein ist nicht grösser, als ein Weidenzeisig oder Zaunkönig; in Ansehung seiner Farbe aber von der Kehlen an, am ganzen Leibe hinunter weiß, am Kopfe und über den ganzen Rücken hin aber braunsprenklicht, nicht anderst, als die Waldschnepfen am Rücken zu seyn pflegen. Er ist den ganzen Tag nicht müssig noch stille, seine Nahrung zu suchen, welche ebenfalls im Gewürme bestehet, hat ein dünnes und vorne krummes Schnäbelein, und brütet seine Junge, deren gemeiniglich viere sind, auch in holen Bäumen aus. Er kommet im im späten Herbst aus dem Walde zwar in die Gärten, ist aber doch schwer zu fangen, wo man ihn nicht, wie die Buntspechte, nur zufälliger Weise mit Leimspindeln bekömmt, die man an den Stamm dicker Bäume halb Manns hoch stecket, und also drehet, daß sie fast am Stamme anliegen. Man möchte sie auch zur Zeit, wenn sie Junge haben, bey dem Loch, worinnen sie nisten, mit Leimspindeln bekommen können.

6) Der **Mauerspecht** ist etwas seltem. Er hält sich in Städten und alten Mauren auf, allwo er sich von den darinnen befindenden Würmern nähret. Er ist

ist ein wenig grösser, als ein Sperling, hat einen langen Schnabel, und kurze Füsse, beyde schwarz, auf dem Rücken graue, am Hals und Bauche weißlichte Federn, und einen kurzen Schwanz. Das Fleisch der Specht ist nicht gar zart, sondern etwas zähe, jedoch dabey noch von ziemlichem Geschmack, sonderlich im Winter, da sie am fettesten sind.

Speckenten, s. Ente, Peifenenten.

Speckmaus, s. Fledermaus.

Speisefische, sind von weicher Art und dauren nicht lange nach ihrem Ausfischen; dahero sie viel geschwindere Vorsorge nicht nur zum Versetzen, sondern auch zum Verführen nöthig haben, als die Karpfen, grossen Hechte und andere Fische; wannenhero bald mit ihnen nach der Küche zugeeilet werden muß, daferne kein Abstehen erfolgen, der Koch solche lebendig in die Hände bekommen, und also zum Verspeisen zubereiten soll, welchemnach sie denn insbesondere den Namen Speisefische erhalten haben. Die Perschken sind die weichsten unter allen diesen sogenannten Wassercreaturen, dahero man nach ihnen, wenn sie nebst andern ausgefischet, und auf die Prackbank geschüttet werden, zuerst greifen 7 und selbige in Eymer, oder dergleichen hölzerne Gefässe, worinnen schon etwas reines Wasser befindlich ist, schaffen muß. Sind ihrer Viere zimlich genugsame, und dabey Tonnen zum Verführen vorhanden; so schüttet man diese Perschken erst noch in andere Fässer, spület solche mit frischem Wasser ab, und setzet sie endlich gemächlich in die Tonnen.

Die Quappen und Aalraupen sind von gleicher Zärtlichkeit, und müssen auch bald zuerst bewahret und eingesetzet werden. Kleine Hechte können mehr vertragen, als jene Speisefische. Solche thut man bey grossen Teichfischungen in besondere Tonnen alleine, sonst aber unter andere, nachdem sie gleichfalls abgespület worden. Denen Hechten folgen die grossen Carauschen, und Schleyen, welche beyde auch dauerhafter, als erstere zwey Sorten sind; doch ist die Schleye dießfalls der Carausche noch vorzuziehen. Man kann diese unter einander, oder auch jede Sorte besonders, in Tonnen setzen; wegen der Carauschen aber ist noch zu erinnern, daß diese in Hältern leicht fleckicht und schwammicht werden, weil sie keine Rundung im Leibe haben, sondern dünne sind, und sowohl bey dem Ausfischen als Tragen ein weit mehreres Drücken und Quetschen, als die Schleyen, erleiden.

Weißfische gehören auch hieher, davon die grösten zum Speisen, bey dem Fischen der Teiche, ausgesetzet bleiben. Solche sind zwar weicher Natur; weil sie aber nicht unter die guten zu zählen, sondern nur als ein geringer, schlechter Fisch, ja bey grossen Fischereyen als ein Schwein- und Hundefutter angesehen werden; so wird zuletzt an sie gedacht, und vielmahls das arme Volk damit abgefüttert. Die kleinsten von jetzt genannten Fischen, so zum Verspeisen nicht groß genug sind, sollen billig, in Ansehung ihres

zarten Wesens, den Vorzug haben, und bey dem Teichfischen zuerst in Eymer, Kannen und kleine Fässer, worinnen rein Wasser ist, gelesen werden. Sie sind aber vor den grossen Fischen, so sie bedecken, nicht bald zu finden; dahero wohl gethan ist, daß selbige möglichst durch die Waathmuschen gelassen, und nicht mit auf den Practitisch gebracht werden. Was jedoch davon hieher kömmt, muß man bald in Gefässe thun, und in besonderes Wasser, bis nach geendigtem Fischen, setzen, sodenn aber wieder in die Teiche bringen.

Zum Abfahren der Speisefische gehöret, daß hierzu allemal die besten bespannten Wagen, der schwache Zug aber zur Karpfenfuhre genommen werde; denn diese stehen das langsame Fahren besser aus, als jene. Wenn die Wagen mit den Speisefischen, Karpfen, nebst Hechten zugleich an den bestimmten Ort ankommen; so müssen erstere allezeit vor denen Hechten und Karpfen behutsam abgeladen werden. Am besten ist es, wenn man das Fischfaß mit den Speisefischen oder Hechten bis neben den Hältern schaffen, und allda die Fische aus dem Fasse recht gelinde in eine Streuschwinde, worein zuvor etwas Gras oder Stroh eingebreitet worden, schütten, und alsobald ins Wasser bringen läßt.

Sperber, lat. Nisus, Nyfus, Accipiter, Fringillarius, franz. *Nise, Nyse, Eparvier, Esparvier, Epreuier*, ist ein Raubvogel, welcher zwar kleiner, als der Habicht, aber demselben mit Horsten, Abstrichen, und Wegstehen in allem gleich kommt, s. Habicht. Den Nahmen Sperber führet eigentlich das Weiblein; denn das Männlein, so etwas kleiner ist, heisset man Sprinz, oder Sprenzger. Die besten sind die, so sich in den hohen Gebirgen aufhalten. Sie sind braun auf dem Rücken, und haben auf der Brust schwärzlichte Flecken, wie die Krummschnäbelvögel; einen kleinen runden Kopf, einen kurzen, dicken, dunkeln und ziemlich krummen Schnabel, mit einem weißgrünlichten Kreis umgebene Augäpfel, einen länglichten und starken Hals, lange und spitzige Flügel, gelbe Fänge mit scharfen und spitzigen Klauen. Die Schultern der Flügel sind grau und breit, und die Schwingfedern sowohl als der Schweif, stark und schwarz. Sie sind sehr muthig, nisten gerne auf Tannen, und legen drey Eyer. So lange das Weiblein brütet, bringet ihr das Männlein den Raub zu. Und zwar sind ihr Raub vornemlich Rebhüner, die noch nicht vollkommen groß sind, wie auch junge Fasanen, Birk- und Haselhüner, zu welchen sie vor allen andern Raubvögeln Schaden thun, weil sich die Sperber im Holze zwischen und um die Bäume sehr geschickt durchschwenken können. Die Sperlinge können sie auch recht gut fangen, und in Furcht bringen, und zum Baitzen derer Wachteln sind sie recht wohl abzutragen; daher sie auch von einigen Wachtelhabichte, die ganz grossen aber insbesondere weißgesperberte Habichte, oder auch Isländer genennet werden.

Ein guter Sperber soll im Fluge schnell, im Fangen geschick-

schicklich, im Wiederkehren willig seyn, und sich auch gerne häublen, aufsetzen, abnehmen und äsen lassen. Sie werden getragen, aber nur auf Feldhüner, Wachteln, Lerchen und kleinere Vögel, und bisweilen aber auch wohl zum Hasenbalgen gebrauchet. Sie sind von gutem Gedächtniß, und so ihnen Verdruß geschiehet, setzen sie allen Gehorsam auf die Seite, und wollen vielmehr mit Liebe als Furcht gehalten seyn. Ihrer besondern Tugenden halben sollen sie das Privilegium haben, daß, wo unter vielen Falken ein Sperber mit zu Markte getragen wird, die andern alle mit ihm zollfrey durchgehen. Wie man sich des Sperbers bediene, die Emmerlinge zu fangen, davon s. Emmerlinge.

Sperber, Sperbergarn, franz. *Eprevier*, heißt bey der Fischerey eine Art von Garnsäcken, welche fast die Gestalt der sogenannten Reussen haben, und nachdem sie zu grössern oder kleinen Fischen gebraucht werden sollen, aus weitern oder engern Maschen bestehen.

Sperberbaum, Sperbaum, Speerbaum, Sperbeerbaum, Sperbirnbaum, Sporapfelbaum, Eschenzitzenbaum, Speyerlingsbaum, lat. Sorbus Sativa, franz. *Cormier*, ist ein Baum, der sowohl in den Gärten zur Zierde, als in denen Feldern und Wäldern gefunden wird; wie man ihn also antrift in dem Herzogthum Würtemberg und denen angrenzenden Landen. Seine Blätter bestehen aus 7 bis 8 Paaren, geendet mit einem einzeln, die alle an einem Stiel stehen. Es ist wahr, daß sie vieles denen an dem Eschen- und Vogelbeerbaum gleichen; aber man halte diese dreyerley Blätter zusammen; so wird man an dem Sperberbaumlaub sogleich bemerken, daß es gegen das Eschenlaub viel schmäler, auf dem Rücken weißlicht, und in seinem Umfang eingekerbet ist; und da die Blättlein an dem Vogelbeerbaum meistens ganz bis auf deren Stiel gekerbet sind; so laufen hingegen diese zarte Einschnitte an dem Sperber nur von oben herein bis auf das halbe Laub.

Es blühet dieser Baum weiß, krauselicht. Auf diese Blüte erscheinen länglichte, oder auch runde Früchten, die man nach ihrer Gestalt ganz gut in Aepfel und Birn eintheilen kann; daher sie auch der gemeine Mann hier zu Land entweder Aepfel- oder Birnsperbel nennet. Sie sind bald gröser, bald kleiner, wie alle andere Baumfrüchten von einer Art, je nachdem der Baum in einem guten Boden stehet oder gewartet wird.

Gegen dem Herbst werden diese anfänglich grüne Früchten gelb, und diejenige, so aussen an denen Aesten und gegen der Sonne stehen, bekommen auf einer Seite eine schöne rothe Farbe. So lieblich aber die Farbe von aussen, so rauh, herbe und von einem bittern und zusammenziehenden Geschmack sind solche, daß man sie als Vexierobst auf die Tafel stellen kann, und in diesem Zustand sind sie in der Medicin dienlich, den Blutfluß und Durchlauf zu stillen. Ob sie gleich gerne

auf dem Baum hangen bleiben, bis sie braun und mithin teig geworden; so werden sie doch im Herbst beyzeiten abgenommen, weil sie vielen Nachstellungen unterworfen sind. Man hänget sie sofort Büschelweis auf, oder leget sie eine Zeit lang auf Stroh, da sie dann bald teig und mürbe werden, und zum essen taugen. Sie schmecken gut, wer sie essen mag. Man bereitet daraus einen Saft und Latwerge, man dörret sie, u. s. w.

Die in das Wasser gelegte Sperber geben ein mittelmäßig Getränke. Wann man aber dieser Früchten in Menge hat, und das Wasser weglassen kann; so sollen sie einen stärkern Cider, als der von den Aepfeln, geben. Die Kraft und Wirkung dieser Frucht S. in Tabernemont. Kräuterbuch. S. 1427.

Der Sperberbaum wird nicht allein hoch, und nach dem er an einem ihm tauglichen Ort stehet, zu einem ziemlich grossen Baum, sondern er breitet auch seine Aeste weit um sich her, wann er frey stehet. Wiewohl er etwas langsam wächset; so tauget er doch zu Schlagholz, und wegen seiner angenehmen Blätter und Früchte in die Alleen. Seine Rinde ist an jungen Bäumen glatt und von bleichgelber Farbe, und wächset sehr gerne auch an kalten Bergen und im steinigten Grunde.

Das Holz ist hart und vest und dienet zu Verfertigung mancherley Hausgeräthes. Es suchen solches die Tischer zu einzulegenden Arbeiten und Einfassungen ihrer Habels; die Büchsenmacher zu Flintenschäften; die Drechsler und Müller zu Spindeln und Zähnen. Insonders ist es dienlich zu Schrauben in Pressen und Keilern, zu allerhand Walzen u. s. w. Ob dieses Holz, wann es in die Kornhäusen gesteckt wird, die Kornwürmer nicht aufkommen lasse, ist von uns niemalen probiret worden.

Die Fortpflanzung dieser Bäume geschiehet durch Setzlinge, oder durch gesammelten Saamen. Dieser ist platt, braun, in der Grösse eines Birnkerns. Es finden sich in einer Frucht, die jederzeit 5 Saamengehäuse hat, 2 bis 5 Körner, so mit einer zähen Haut umhüllet sind.

In Italien sind sie sehr gemein, woselbst auch verschiedene Species und vielerley Abänderungen angetroffen werden, die man durch Ausstreuung des Saamens ganz wohl erzielen kann. Es geschiehet dieses am besten auf folgende Weise: Man setzt den Saamen im Frühjahr in ein temperirtes Mißbeet, hält die Pflanzen vom Unkraut rein, und begiesset sie bey trockenem Wetter; man vergesse aber nicht, denselben freye Luft zu lassen, damit sie sich nicht zu stark treiben und verderben. Gedachtes Mißbeet wird nur allein zu dem Ende gemacht, damit dardurch das Aufgehen des Saamens befördert werden möge. In diesem können sie bis um die Mitte des Merzen im folgenden Frühjahr bleiben, wo man sofort ein warmes und leichtes Stück Feld zurechte machen muß, um sie darein Reihenweise, je 2 Schuh weit von einander,

ander, verpflanzen zu können. Da sie gar gerne lange Stockwurzeln bekommen; so hebe man solche mit Vorsicht aus, und bringe sie bald möglichst an die ihnen angewiesene Stelle, daß die Wurzeln nicht trocken werden. Man halte sie den Sommer über vom Unkraut rein, und lege im Winter, zur Beschirmung ihrer Wurzeln, oben auf die Erde etwas Gestrüde. Im Frühling kann man um ihre Stämmlein den Boden etwas aufgraben, und das Gestrüde darunter mischen. In dieser Baumschule können sie 3 bis 4 Jahre stehen bleiben, hernach dahin gesetzet werden, wo ihre bleibende Stätte seyn soll. Die beste Pflanzzeit ist im Merzen kurz zuvor, ehe sie zu treiben anfangen. Und obwohlen wir solche öfters an kalten Bergen und auch auf steinigtem Grunde wild wachsend finden; so ist es ihnen doch zuträglicher, wann der Boden warm ist, und so lieget, daß denen Setzlingen die kalte Winde nicht schaden können. Solchergestalt werden sie gut fortkommen und in wenigen Jahren Früchte bringen. Da aus denen von Saamen erzogenen Bäumen verschiedene Früchten herfürkommen; so kann man von der verlangten Sorte pfropfen und okuliren, oder sie auf Wildlinge ihrer Art versetzen, die man hier und da in denen Waldungen findet. Dieß ist der eigentliche Sperbaum. s. a. Ebeschenbaum, Aselbeerbaum. Man hat aber noch einen andern Baum, der genennet wird:

Der wilde Sperberbaum Arlsbeerbaum, Arlesbeerbaum, latein. Sorbus torminalis, franz. *Alisier*. Diesen muß man bey den meisten Pflanzkundigern, z. Ex. bey Caspar und Johannes Bauhinus, bey Tournefort, du Hamel, Haller u. s. w. unter dem Geschlecht Crataegus nachsuchen.

Unser Arls, oder Elsbeerbaum hat einwärts ausgeschnittene Blätter, so daß rings um das Blatt fast allezeit sieben grosse spitzige Zähne stehen, und außenherum fein gezahnt sind (folio septangulo.). Sie haben einige Gleichheit mit denen Blättern des Ahorns, nur daß sie kleiner sind. Andere vergleichen sie dem Nebenlaub oder Wasserhollunder, wie Zwinger und Aldrovandus. Herr von Heppe, Ruhm und Käpler haben sie als bekannte Dinge, nach ihrer Figur zu beschreiben, mit Stillschweigen übergangen.

Die Gestalt der Blüte, so mit dem Knospenlaub mancher Orten erst im späten Mayen zum Vorschein kommt, ist bey nahe der am Vogelbeerbaum gleich, nur daß sie nicht so gar weiß, und etwas braunborstig aussiehet. Die Büschel oder Trauben weiß wachsende länglichte Beere, werden im Herbst bräunlicht. In jeder stecken meistens 2 länglichte und braune Saamenkörner.

Von dem Wachsthum und Stärke dieses Baums sind die Forst- und andere Scribenten nicht einerley Sinnes. Ihre Aussage wird aber wohl zu vereinigen seyn, wann man den Boden, die Lage und das Clima in reife Ueberlegung ziehet. In

denum Herzogl. Würtembergischen Waldungen wächset dieser Baum hin und wieder so stark, daß man Weberspindeln daraus verfertigen kann. Es kommt nur darauf an, daß er an einem guten Ort stehet, und in seiner Jugend nicht zu viel Ungemach erleiden müssen. Junge Bäume bleiben ziemlich lang mit einer glatten Rinde bedeckt. Das Alter bringt Runzeln.

Es suchen dieses Holz die Drechsler und Schreiner, weil es sich wegen seiner Härte sehr glatt arbeiten läßt. Ob schon Herr du Hamel vorgiebt, daß es keine Farbe habe; so findet man es doch öfters schön gestreift, von röthlichtem Ansehen oder brauner Farbe. Herr Kuhn schreibet daher aus der Erfahrung: Es ist ein solch hartes Holz, daß man bey dem Abhieb des Baumes seine Härte merken kann, indem, wann man über den weissen Umkreis inner der Rinde, auf das bräunlichte Holz hinein kommt, dasselbe solchergestalt hinwegspratzet, daß es keinen grossen Spahn giebt. Dieses Holz ist demnach zum Brennen zu kostbar, hingegen zu Schreinerarbeit desto nützlicher.

Obgleich dieser Baum häufig in Wäldern aufgehet, stark von der Wurzel ausläuft, und wenn er in Zeiten gehauen worden, aus dem Stock wieder ausschläget; so wollen wir uns doch nicht auf die Selbstbesaamung verlassen, sondern zur Herbstzeit die braune Beere sammlen (welche oft sehr lange hangen bleiben), und sie auf einen hierzu bereiteten Platz aussäen. Wann gedachte Beere verfaulet sind, so gehen die Körner gewiß an (man kann sie aber auch vorhero zerquetschen), der Saame wird unfehlbar unter allem Holz anwachsen. Zur Noth lässet er sich in allerhand Boden anziehen, er mag seyn wie er will; doch ist jedem begreiflich, daß er in einem guten schneller, als in einem schlechten gedeyhet. Er kommt auch gut fort im Schatten, unter Eichen und anderm Laubholz. Man kann sich also desselben bedienen, um die leeren Plätze in denen Hölzern mittlerer Grösse damit zu besetzen. Er ist, wie Herr Döbel behauptet, denen Gehauen nicht schädlich, sondern auf denen Schlägen wohl zu dulden, weil er nicht sonderlich verdruckt. Ingleichem tauget er auch zu Schnaitelbäumen, weil er viele Reise treibet und dabey schnellwüchsig ist. s. a. Arlesbaum.

Zu Absicht desselben Beere, ist der Nutzen folgender: 1) da sie theils nach Michaelis reif, und wie die Mispeln und Sperber, teig werden; so bringet man sie zu Kauf auf die Märkte, und werden von vielen Menschen mit grossem Appetit genossen. Bey dem Abbrechen derselben auf alten Bäumen, hat schon mancher sein Leben gewaget, weil die Aeste bey dem Biegen wie Glas springen. 2) Wenn es keine Vogelbeere giebt; so sind sie zu dem Einbeeren sehr gut, indem die Weindrosseln und Krammetsvögel, sie ungemein lieben. 3) Sie sind anmuthig säuerlich, doch zusammenziehend, und werden wieder den Bauchfluß sehr gerühmet. Man kann sie auch auf-

ausdorren, und zum dienlichen Gebrauch verwahren. Einige räuchern sich mit denen gedörreten Beerstielen, und finden davon Linderung im Zahnweh. 4) Gehören sie mit zur Mast.

Speyergarn, s. Sperber.

Sperling, Spatz, lat. Passer, fr. *Passereau, Moineau, Guillary*, ein kleiner Vogel, wovon es vier Arten giebt. Hof- oder Haussperlinge; Feldsperlinge; wilde oder Wald- und Holzsperlinge; und Rohrsperlinge. Von den beyden letztern Arten s. Waldspatz und Rohrsperling. Sie sind so bekannt, daß sie keiner Beschreibung bedürfen. Nöthiger ist es, Mittel zu ihrer Ausrottung vorzuschlagen, da sie aller Orten, im Feld und in denen Gärten den gröſten Schaden anrichten. Peter Kretschmar in seinen ökonomischen Vorschlägen, welche zu Leipzig 1744 heraus gekommen, hat ausgerechnet und gezeiget, daß in einem Lande von 190 Städten und 4000 Dörfern, jährlich die Sperlinge 4,400,000 Thlr. kosten, wenn man auf jede Stadt 1000 Sperlinge, und auf jedes Dorf jährlich 500 rechnet. Es können aber junge und alte auf folgende Art ausgerottet werden: Wenn man Sperlinge ausnimmt; so muß das Nest allezeit gänzlich zerstört werden. Denn wenn man dasselbe nur herunter schmeißt, und es auf der Erden, wo es hingefallen ist, liegen läßt, so wird den Sperlingen ein grosser Theil Zeit und Arbeit in Zusammentragung der Materialien zu Erbauung eines neuen Nestes erspart. Die alten, welche sich in der Nähe befinden, gehen unmittelbar darauf wieder zu Werke, und tragen ein Stück nach dem andern wieder weg, bis sie das Nest wieder an seinen vorigen Ort, oder an eine sichrere Lage gebracht haben. Daher ist es am besten, wenn man die Nester derselben verbrennt. Da aber viele von diesen verschlagenen Vögeln auf sehr hohe Bäume und Häuser bauen; so kann man nicht leicht zu ihren Nestern kommen. Und auch in niedrigen Oertern stecken zuweilen ihre Nester so tief darinnen, daß man nicht mit der Hand hinzukommen kann. In diesem Falle ist das Sperlingsnetz nöthig.

Dieses Netz hält ein Mann in seinen Händen, entweder des Morgens sehr frühe, oder des Abends sehr spät, wenn die alten Vögel in ihren Nestern sind. Und wenn das Nest so hoch ist, daß man von der Erde nicht hinauf reichen kann; so nimmt man eine Leiter, und lehnt sie an die Häuser, Scheunen, Taubenhäuser, und dergleichen Oerter, wie auch an die Getreidseimel und Heuschober, bey welchen es besser seyn würde, wenn sie mit Stroh gedeckt wären. Wenn nun das Netz dicht angelegt ist; so klopfet man, und machet einen Lerm, wodurch sie heraus, und ins Netz zu fliegen genöthiget werden. Auf solche Art kann man eine grosse Menge Sperlinge, sowohl im Sommer als im Winter vertilgen. Man kann auch dabey ein Lockesig halten, mit welchem man, wenn man mit einem andern Sperlinge versehen ist, der zum Lockvogel dient,

dient, ihrem Geschlechte auch Abbruch thut.

Ferner kann man ihnen Fallen stellen, welche auf einen Baum, Hecken, oder Mauer gesetzt werden. Diese Fallen können auf folgende Art gemacht werden: Man nimmt vier Mauerziegel, welche man auf die schmale Seite solchergestalt setzt, daß sie ein Viereck formiren, und fast zusammen schliessen. Nachgehends stellt man oben drüber einen andern viereckigten Ziegel, vermittelst zweyer oder dreyer Stängen, muß, welche man inwendig anbringt. Wenn man nun ein wenig Getreyde auswendig um die Falle herum, und inwendig hinein streuet; so werden die Sperlinge dadurch angelockt, sich auf ein aufgestektes Stängen zu setzen, welches sie losdrücken, und sich, indem der Ziegel zuschlägt, fangen. Hierzu kann man noch die Leimruthen setzen, welche auf den Platz, wo die Sperlinge gemeiniglich sitzen, oder nahe bey denselben gelegt werden.

Jedoch halten andere unter allen Arten, die Sperlinge auszurotten, das Schiessen vor die beste. Denn 1) ihre Nester zu zerstören, und die Eyer wegzunehmen ist nicht hinlänglich, weil man die Nester nicht alle finden kann, und zu den meisten schwer zu kommen ist; und sie auch gleich wieder andere bauen. 2) Sie durch Netze zu fangen, macht sie gar zu scheu und achtsam; 3) Sie bey der Nacht in Viehställen, oder andern Orten, wo sie ihr Nachtlager nehmen, zu fangen, indem eine Person sich in einen Winkel mit einem bedeckten Licht stellt, damit nur ein kleiner Theil erleuchtet wird, die andere Person die Sperlinge mit einer Stange austreibt, und eine dritte sie haschts und ergreift, ist zu mühsam, und kommt nicht viel dabey heraus; so wie auch 4) bey dem Fang derselben mit den Netzen im Winter u. s. w. welches alles bey dem Schiessen nicht ist.

Es wird aber hierzu erfordert: 1) eine Büchse von stemmlich grossem Caliber, und kleiner Schrot, den man aber ja nicht zu sparsam nehmen muß; 2) muß man für die Sperlinge eine lange Reihe Spreu und darüber dünn Korn streuen. Diese Reihe muß 20 bis 12 Ellen lang seyn. Sie kann 20 bis 30 Ellen von der Thür, oder dem Ort, woraus man schiessen will, angefangen werden, nachdem die Büchse den Hagel wirft. An dem nächsten Ende muß sie eine viertheil Elle breit seyn, in der Mitte drey Viertheil, und am weitesten Ende 2 Viertheil. Im Winter, wenn es nur kürzlich geschneyet hat, und alles bedeckt ist, und die Misthaufen unter dem Schnee zugedeckt sind, machet man Anstalt, daß einen halben Tag, etwa den Vormittag, kein Stall rein gemacht wird, und die Schweine nicht heraus kommen. So kann man Ihnen oder zwey gute Schüsse thun, von denen man meistens alle Sperlingsarten bekommt.

Die schädliche graue Sperlinge können im Sommer 8 oder 14 Tage vor, und 8 Tage nach Johannis vermindert werden, da

da die Jungen nur erst ausgeflogen sind, denn da sind sie am meisten gesträssig und am wenigsten scheu, sich auf das gestreute zu sammeln. Die gestreute Aesche wird am besten in einem Garten gemacht, besonders wann die Alten drey Wochen oder einen Monat vorher sich gewöhnet haben, mit den Küchlein und jungen Enten daselbst zu fressen. Ein rein gemachter Gang ist bequem dazu, vornemlich wenn auf einer oder beyden Seiten daran Zuckerschotten gesäet sind, damit die Sperlinge sich unter das Schottengesträuch begeben können, und nicht fortfliegen dürfen, wenn sie von einem vorbeystiegenden Raubvogel erschreckt werden. Jeden zweyten oder dritten Tag kann man schiessen, nachdem sie wohl auf die gestreuete Atzung gewöhnt sind, und sich häufig dabey versammelt haben, aber nicht eher, und man darf nicht fürchten, daß nicht die Sperlinge, die einmal da sind genähret worden, mit grösserer Gesellschaft wieder kommen sollten, auch nachdem man schon zu schiessen angefangen hat. Solchergestalt kann man auf einen Schuß 40, 50 bis 60 bekommen. Aber eher, als zuletzt im Brachmonat, oder im Anfang des Heumonats, muß man keinen Schuß an weniger, als 20 wenden. Bekommt man diese ganze Zeit über 300 Sperlinge; so wird man in der ganzen Zahl kaum 10 bis 12 alte Hähne finden, ob ihrer wohl nach Proportion wenigstens 55 seyn müssen. Denn, wenn man von diesen 300 Sperlingen 12 alte Hähne, und eben so viel alte Sticken, welche den jungen völlig ähnlich sehen, abziehet; so bleiben 276 Junge übrig; rechnet man von diesen 5 auf eine Brut, so kommen 55 Bruten heraus, welche eben so viel alte Hähne erfordern, obwohl nur 12 von selbigen geschossen werden. Die Ursache ist, allem Ansehen nach, daß die Alten vorsichtiger sind, sich schiessen zu lassen, als die Jungen, und eben deswegen soll man mit dem Schiessen bis nach der Mitte des Sommers verziehen, da die Junge ausgewachsen haben, und nur erst ausgekrochen und noch nicht schlau sind.

An manchen Orten werden zwar die Sperlinge auf verschiedene Weise zur Speise bereitet, aber von vielen weder für delicat noch gesund gehalten, in Betrachtung, daß ihr Fleisch trockne und wärme, wie der meisten andern kleinen Vögel ihres, dem Menschen keine gute Nahrung noch Geblüte gebe und mache, sondern den Leib versperre, zur Dörrsucht disponire, und zur unmäßigen Liebesbrunst anreitze; doch mögen die fette junge Sperlinge denen magern Alten, und welche erst von einer Krankheit genesen sind, wohl mehr nützlich seyn, worzu insonderheit die Brühe davon, weil sie den Leib anfeuchtet, und den Bauch erweichet, gelobet wird. Doch soll dieser Vögeln Fleisch wider die fallende Sucht, Trommelsucht, Lendenstein und Gliederkrankheit ein Hülfsmittel seyn.

Der Spatzenmist oder Koth ist, so er warm nach dem Abfallen von den Vögeln bald über die Haut gestrichen wird, eines der besten Mitteln vor die

Gens

Sommersprossen. Er soll auch mit Oel aufgewärmet, allerley Zahnschmerzen, so er in das Ohr der schmerzhaften Seite geflösset werde, kräftiglich lindern; und mit Schweinenschmalz aufgestrichen, die Hauptsucht benehmen, gleichfalls Haare, an dem Ort, wo solche ausgefallen, wieder wachsend machen. Zu welchen einige noch setzen, daß dieser Koth in Weine getrunken, der Mannheit zuträglich; mit Speichel zerrieben und so auf den Magen geleget, solchen sehr stärke, und das Erbrechen hemme, pulverisirt aber, wie der Mäuse Koth, lartire, und den verstopften Leib öffne. Die Gebeine von einem Sperling, schreibt Doct. Roschwitz in seiner vollständigen Apothecke, kommen in das epileptische hispanische Pulver. Ueber dieses soll der Sperling, sonderlich aber das Geschlechte, so Zaunschlieferlein heissen, roh mit Salz verschlucket, oder zu Aschen verbrannt, und ein jedesmal ein Quintlein davon in Petersilienwasser oder Meth, vornemlich zur Herbst- und Frühlingszeit eingenommen, den Menschen vor dem Nieren- und Blasenstein sicherlich präserviren, auch sonst zu jederzeit den schon lang verhaltenen Urin zuverlässig befördern; welches alles auch eben so kräftig prästiret, wenn man ein solches Vögelein sonder Blutvergiessen erstlich rupfet, hernach ausnimmt, mit Petersilie, Salz, gepülverten Wachholderbeeren und Ligno nephritico oder Grießholz befüllet, alsdenn mit Rheinwein in einem wohl zugedeckten Hafen kochet, dem Patienten etliche Morgen früh nacheinander nüchtern zu essen, und den erkühlten Wein davon zu trinken giebt.

Spermata, s. **Pappel.**

Spiegel, wie er zum Lerchenfang gebraucht wird. s. **Lerchenfang.**

Spiegelenten, s. **Ente.**

Spiegelgarn, Spiegelnetze, spiegelichte Netze, sind eine Art von Jagdnetzen, so aber eigentlich nicht zum Fangen, sondern nur zum Abhalten und Abwehren des Wildes gebrauchet werden. Die Maschen oder Schmasen sind so groß, als an den Saunetzen. Die Leinen sind in der Stärke, wie die hohen Tücherleinen. Bey jeder Furkel muß eine Windleine seyn. Ein solches Netz stellet so lang und so hoch, als ein Tuch, und hat man derselben bey theils Herrschaften sechs oder acht Stücke, welche bey fünf bis sechs Schuh weit von den Tüchern, so weit der Lauf der Schweinshatze gehet, gestellet, und die Furkeln dieser Netze mit den Furkeln der Tücher, vermittelst der Windleinen, so nicht länger, als vier Ellen seyn dürfen, veste zusammen gebunden werden, solchergestalt, daß, wenn ein ganzer Rudel wilder Schweine im Hetzen angekaufen kommen, und durchbrechen wollen, die dahinter postirte Bauren mit Prügeln und Sabeln dieselben zurück treiben können. Es müssen aber diese Spiegelgarne sehr steif angezogen werden, damit man sich im Fall der Noth an denselbigen in die Höhe schwingen kann, um dem erhitzten Anlaufe der hauenden Schweine zu entgehen. s. auch **Prellnetze.**

Spiegelichte Netze, s. Prellnetz, Spiegelgarne.

Spiegelkarpfen, s. Karpfe.

Spiegelleine, heißt bey den Vogelstellern die Leine, welche an dem bey dem Lerchensang gebräuchlichen Spiegel befestiget ist, und womit sie denselben, so, wie es ihnen gut dünket, drehen und wenden können. s. Lerchenstreichen.

Spiegelnetze, s. Spiegelgarne.

Spielhahn, Grügelhahn, lat. Grigallus, Tetrax, ist ein Vogel, dessen es zwey Arten, gibt, grosse und kleine. Die grössere Art wird lat. Grigallus major, und im Deutschen ein Birkhahn genennet, und ist so groß, wie eine Gans, hat einen glatten Kopf, und einen krummen, ungleichen und schwarzen Schnabel, davon am gehörigen Orte weiter nachzusehen. Die kleinere Art aber, lat. Grigallus minor, und im Deutschen eigentlich Spielhahn, oder Grügelhahn genannt, ist einem Rebhuhne gleich, jedoch viel dicker. Beyde nähren sich mit Körnern und Früchten, und sind trefflich wohl zu essen. Ihr Fleisch ist zart und wohl verdäulich; sie fallen in warmen Ländereyen ein, und halten sich an düstern Orten auf. Da sie viel flüchtiges Salz und Oel führen; so eröfnen sie, und sind gut vor das Reissen in den Lenden.

Spierapfelbaum, ist ein Baum, der unter das laubtragende Holz gehöret, und mit dem Quitschenbaum in allen Stücken eine grosse Aehnlichkeit hat. Nur wird der Stamm höher, stärker und weit älter, und wächst auch viel langsamer. Das Holz ist besser zum Brennen und Verkohlen. Er kömmt nicht häufig in den Forsten vor. Die Früchte haben gleich den Elzebeeren einen herben Geschmack.

Spiesse, der Hirsche, s. Geweyhe, Spiesser.

Spiessen, der Leinen, s. Leinen anbinden.

Spiesser, Spiessert, Spießhirsch, lat. Subulo, Cervus bimus, franz. *Daguet*, wird ein schlechter oder junger Hirsch genennet, der sein erstes Gehörne noch träget, oder nur 2 Spiesse aufgesetzet hat, ohne andere Enden. s. Hirsch, Hirschkalb, Kalb, Geweyhe.

Spiessert, s. Spiesser.

Spießhirsch, s. Spiesser.

Spießlerche, Krautvögelein, eine Art Lerchen, grauer Farbe und schmächtig. Sie liegen gerne an den Rändern, wo sie auch ihre Jungen ausbrüten. Sie geben nur einstimmigen Laut, fallen in die Kraut- und Kohlfelder, und kommen unvermerkt weg. s. Lerche.

Spillbaum, s. Faulbaum, Schießbeerholz, Spindelbaum.

Spindelbaum, Spillbaum, Hahnehödlein, Hahnehödleinsbusch, Pfaffenholz, Pfaffenhödlein, Pfaffenhütlein, Pfaffenmützen, Pfaffenröslein, Zweckholz, lat. Evonymus, Anonymus, Evonymus vulgaris granis rubentibus, Carpinus, Tetragoni-

nia Theophrasti, Fusanus, franz. *Fusain*, *Bonnet de Prêtre*, ist eine Art von Buschholz, welches gerne an Hecken, Zäunen und Gräben wächset, selten in hohen Gebürgen, sondern nur in Vorbergen und Feldhölzern. Seine Blüten sind weiß, von widrigem Geruch, und ein viereckigtes, hochrothes Behältnis hat die orangelben Saamenkörner in sich. Es kommt dieser Baum zu einer ziemlichen Stärke, und wenn er im 6, 8 oder 10ten Jahre abgehauen wird; so treibt er ziemlich frischwachsende Stammloden. Das Holz ist vest, geblich, und zu seiner Drechslerarbeit, besonders Spindeln, woher die Staude auch den Nahmen führet, geschickt; gleichwie es auch Zweckholz heisset, weil sich die Schuhmacher desselben zu Pflöcken oder Zwecken in die Absätze bedienen. Wegen seiner zähen Vestigkeit kann es auch zu Ladestöcken für das Gewehr gebraucht werden; übrigens dienet es zu Waasen und Feuerholz. Von dem Stamm, der eine graue zähe Rinde hat, und 4 bis 5 Zoll, selten aber drüber stark wird, werden die besten Reißkohlen gebrannt. Die Früchte, oder Beeren, welche sich den Hoden eines Hahns vergleichen, resolviren und erweichen, und purgiren über sich und unter sich. Die Blätter sammt der Frucht sind den Ziegen und Schafen tödtlich, wo sie dieselben nicht zum wenigsten von unten und von oben purgiren. Wenn ein Mensch der Früchte 3 bis 4 verschlinget; so wird er davon purgiren, und sich brechen. In Lauge abgesotten, und das Haupt damit bestrichen, tödten sie die Nüsse und Läuse auf demselben, und heilen auch die Krätze; das Haar aber färben sie gelb. Die Blätter und Früchte dieses Spindelbaums führen viel Oel, fires und wesentliches Salz bey sich. Sonst geben auch wohl einige dem Faulbaume, ingleichem der Rüster, und dem Schießbeerholze (davon am gehörigen Orte weiter nachzusehen) den Namen Spindel- oder Spillbaum.

Spineolus, s. Schlehendorn.

Spinetum, s. Dorn.

Spinnwebengarn, ist eine Art von einem hohen Netze, womit man den Rebhühnern, und andern Vögeln nachzustellen pfleget. Es giebt derselben entweder einfache und doppelte, oder dreyfache. Die einfachen haben Rinken, welche in einer Seime laufen, und sind etwan achtzig oder hundert Schuh lang, und sechszehen oder achtzehen bis zwanzig Schuh hoch. Die doppelten und dreyfachen sind wie die Streckgarne beschaffen. Dieselbigen werden mit Stangen hoch aufgerichtet und gestellet, nach Gelegenheit, so viel derselbigen vorhanden, ohngefehr kurz vor der Dämmerung, wenn sich Tag und Nacht scheidet; alsdenn werden die Hühner gesuchet, und aufgetrieben. Diese Garne kann man zu allerley Sorten von Vögel, grossen und kleinen gebrauchen, und werden auf einerley Art gestellet; nur daß sie zu den wilden Enten, Schnepfen und Rebhühnern, etwas stärker, als zu kleinen Vögeln, seyn müssen. Sonderlich kann denen Wachteln, sie seyn verschlagen oder nicht, fast

faſt auf keinerley Weiſe beſſer Abbruch geſchehen, als wenn nur noch einzelne Frucht ſtehet; da ſtellet man dieſe Gärnlein, ſo viel derer vorhanden, macht eine Schnure mit Lappfedern, und untermengten Schellen, dieſe Schnure ziehen ihrer zwey, allmählich nach dem aufgerichteten Garne. Wenn nun die Wachteln dem Schellengeräuſche entfliehen wollen, ſo fallen ſie in die Garne. Und ſo wird es auch auf Wieſen in langem Graſe gemacht.

Spint, ſ. Splint.

Spinus, ſ. Zeiſig.

Spinus albus, ſ. Weißdorn.

Spionhund, iſt eine Art von Hünerhunden, und muß er auch gut reviren und ſuchen, als ein Hünerhund, nur daß man ihn gewöhnet, kurz zu ſuchen. Er muß aber auch billig rein dreſſiret ſeyn, nur daß man ihn nicht vollkommen zum Vorſtehen halten kann, weil man ihn ſowohl zum Holze, als Felde ſuchen, auch wohl einen Haſen mit laufen läßt, und beſonders, daß er die Raſanen, wo etwan wilde vorhanden ſind, auf und zum Fluge jage, und vor ſelbigen ſtehe und verbelle, daß ſie alſo vor ihm zu ſchieſſen ſind, oder daß er auch in langem Getreide, da man ſelbiges nicht allemal überſehen kann, die jungen Hüner, Faſanen oder Wachteln aufjage, und man ſelbige vor ihm ſchieſſen könne. So muß er auch ferm apportiren, und gehet es alſo mit dem Spion vor der Flinte zu ſuchen, und dergleichen Federwildpret, wie gedacht, zu ſchieſſen, überaus gut und geſchwinde von ſtatten. Uebrigens läßt ſich auch der Spionhund im Waſſer und überall gebrauchen. Sonſt aber wird ſelbiger von einigen auch der Faſanenheller oder Faſanenhund genennet. ſ. a. Faſanenhund, Spürhund.

Spiræa Theophraſti, ſ. Mehlbaum.

Spirſchwalben, ſ. Schwalbe.

Spitzſchwänzichte Enten, ſ. Ente.

Splint, Spint, lat. Alburnum, franz. *Aubier*, *Houbier*, iſt derjenige Theil, ſo ſich zwiſchen der Rinde und dem harten Holz eines Baums befindet. Wenn man von einem Baum die Rinde völlig hinwegnimmt; ſo ſiehet man das Holz. Dieſes iſt ein veſter Körper, der den Bäumen zur Stütze und Erhaltung dienet. Daher auch einige Naturforſcher geſagt, das Holz ſey bey den Bäumen dasjenige, was die Beine bey den Thieren wären. Man unterſcheidet den hölzigen Cylinder, welcher den Haupttheil vom Stamme und den Zweigen macht, in vollkommen ausgewachſenes Holz und in den Splint. Der Splint iſt ein mehr oder weniger dicker Creis von unvollkommenem Holze, welches unter der Rinde liegt, und das eigentlich ſogenannte Holz umgiebt. Wir bemerken, daß a) die Holzlagen weich ſind, ehe ſie zu veſtem Holze werden; b) daß ſie nicht auf einmal von der Weiche, die ſie anfänglich haben, in die Härte des vollkommenen Holzes übergehen. c) Daß ſie die vollkommene Härte, deren ſie fähig ſind, erſt nach vielen Jahren bekommen. d) Daß in einem jungen Baum alle Holzlagen, nemlich die ſehr ſichtbare

Holzlagen, die den jährlichen Zuwachs anzeigen, von ungleicher Stärke, Härte und Dichte seyen. e) Daß die innern die härtesten, und die äussern die weichsten sind. Die Verhärtung der Lagen geschiehet also stuffenweise, und von der weichsten Holzlage, bis zur härtesten, findet man einen unmerkten Fortgang. Nur gleich bey dem ersten Ansehen, erblicket man einen sehr merklichen Unterschied, und diese Verschiedenheit in der Dichte machet die Ungleichheit zwischen dem Holz und dem Splint. Wenn, zum Exempel, eine Eiche quer durchgeschnitten wird; so siehet man unter den innersten Rindenlagen einen mehr oder weniger dicken Circul von weissem, weichen und leichten Holze. Und dieses ist der Splint, der das vollkommene Holz umgiebt, welches ganz leicht durch seine Dichte, Schwere und Farbe zu unterschieden ist.

Da die Natur niemals einen Sprung macht, sondern alles nach und nach bewerkstelliget; so hat man sich nicht zu wundern, daß das Holz seine Härte auch nach und nach bekommt. Aber es ist sehr sonderbar, einen Theil dieses Holzes eine gewisse Zeitlang im Stande der Unvollkommenheit, und als ein Mittelding zwischen Holz und Rinde, zu sehen, das aber sogleich zu einem vollkommenen Holz wird. Indessen kann dieses fast an allen Bäumen wahrgenommen werden. Die Eiche, die Ulme, die Kiefer, die Tanne, haben einen vom Holze sehr verschiedenen Splint. Es ist auch etwas ganz sonderbares, daß der Splint von dem grossen Ebenbaume, (Cytisus Alpinus) weiß, sein Holz aber eine ins braune fallende dunkelgrüne Farbe hat. Es ist aber der Unterschied zwischen Holz und Splint nicht allezeit so sichtbar, sondern bisweilen so gering, daß man glauben sollte, es hätten gewisse Hölzer, als die Pappel, die Linde, die Esche, die Erle und Birke, gar keinen Splint. Es kann auch wohl seyn, daß einige dieser Bäume, von der Mittelpunctlinie an die Rinde dieses unmerklichen Fortgang behalten, ohne daß dieser sichtbare Unterschied zwischen dem Holz und Splint wahrzunehmen ist.

Die alten Botaniker, welche sich über diesen Unterschied unter Holz und Splint verwunderten, verglichen diese Substanz mit dem Fett der Thiere. *Mr. du Hamel*, aber hält dieselbe mit *Malpighi* und *Grevv*, für ein wahres Holz, das seine vollkommenheit noch nicht erlanget hat. Der Splint ist wirklich innerlich so beschaffen, wie das Holz; er bestehet aus Wassergefässen, aus dem Zellengewebe, aus eigenen Gefässen, und aus Luftröhren, welche Lagenweis geordnet sind, wie in dem Holz, von dem der Splint nicht wesentlich unterschieden ist, weil aus demselben Holz wird, wann er mit der Zeit eine grössere Dichte erlanget. Da auch übrigens zwischen dem Holz und Splint, sich nichts neues erzeuget; so muß man nothwendig schliessen, daß das vollkommene Holz seinen Zuwachs an Dichte nirgends anders her bekommen kann, als durch die Verwandlung des

Splints in vollkommenes Holz. Es iſt etwas ganz ausgemachtes, daß ſo, wie die Holzlagen deſto härter ſind, je näher ſie ſich dem Mittelpunct befinden, der Splint auch deſto veſter iſt, je näher derſelbe am Holz liegt. Alſo kann man für eine allgemeine Regel halten, daß die Holzlagen von ihrer erſten Bildung an, immer dichter werden, bis ſie endlich anfangen, einzugehen. Ohne Zweifel giebt es eine beſtimmte Zeit, da eine ziemlich merkliche Veränderung in dieſen Lagen vorgehet, um den Unterſchied zwiſchen Holz und Splint zuwege zu bringen.

Man könnte fragen: wie viel Jahre darzu gehören, um den Splint in Holz zu verwandeln? Dieſe Frage iſt nicht ſo leicht zu beantworten. Denn man ſiehet gewiſſe Bäume von der nämlichen Sorte, die nur ſieben oder acht Lagen vom Splint haben, da andere achtzehen bis zwanzig derſelben zeigen. Herr von Buffon und du Hamel, haben bemerket, daß die geſunden und lebhaften Bäume viel dickern Splint haben, als die ſchwachen: in dieſen aber eine beſtändige Anzahl Lagen vom Splint anzutreffen ſeye, als in jenem. Dieſes, ſo an ſehr vielen Bäumen bemerket worden, beweiſet, daß der Splint in den lebhaften Bäumen ſich geſchwinder in Holz verwandle, als in den ſchmachtenden. Aus den Beobachtungen erwähnter Naturforſcher laſſen ſich folgende Sätze veſte ſtellen: 1) in allen Fällen, da der Baumſaft in größerer Menge in einen Baum, oder in einen Theil des nämlichen dringet, ſind die Holzlagen oder die Splintlagen darinnen dicker. Nach der Menge des Baumſaftes, welche auf die Säfte des Erdreichs, auf die geſunde Beſchaffenheit des Baumes, auf die vortheilhafte Lage, auf ſein Alter, oder die Stellung der Zweige oder der Wurzeln ankommt, 2) nach der Splint ſich deſto geſchwinder in Holz verwandle, je häufiger der Baumſaft in den Körper des Baums, oder auch nur in einen Theil des nämlichen Baumes dringet.

Splittbäume, Splittholz, Splitterholz, heiſſen bey dem Forſtweſen diejenigen Bäume, welche ſich vor andern gut ſpalten laſſen, und daher vornemlich zu Schindeln und Dachſpänen gebraucht werden. ſ. Schindelſtamm.

Splitter, Sprenkel, Schiefer, lat. Feſtuca, franz. *Eclat de Bois, Echarde, Fetu*, ſind die dünnen und ſpitzig zulaufenden Späne von zerbrochenem Holze. Wenn man, wie es leicht und oft geſchiehet, ſich einen ſolchen Splitter in den Finger ſticht; ſo darf man nur Hertzogswilch, oder auch Haſenſchmalz darauf binden, ſo ziehen ſie den Splitter heraus, gleichwie auch Speck dazu dienlich iſt.

Splitterholz, ſ. Splittbaum.

Splittholz, ſ. Splittbaum.

Spongia Uliginoſa Roſſe, ſ. Dotterroſe.

Sprätzling, ſ. Aeſche.

Sprehe, ſ. Staar.

Sprehn, ſ. Staar.

Sprenckel, s. Bügel.

Sprengel, s. Bügel.

Sprengjagen, s. Schweinshatze.

Sprengmast, s. Mast.

Sprenzgen, s. Schnerl, Sperber.

Spreussel, s. Splitter.

Springel, s. Bügel.

Springen, geschiehet von den Fischen auf zweyerley Art. Einmal pflegen sie im Teich gegen die Nacht und in der Nacht aufzuspringen, welches ein Zeichen ihrer Gesundheit ist. Sodenn wenn die Karpfen noch bey gelinden Tagen in die Hälter gebracht werden; so pflegen öfters einige auf das Land zu springen; da sie sich also vom Hälter entfernen und verlohren gehen. Dieses zu verhüten, muß man so lange hohe Bretter vor dieselbe anschlagen, bis sie des Orts gewohnen.

Springfuß, s. Eichhorn.

Sprinz, s. Sperber.

Sprinzel, s. Bügel.

Sprößlinge, Sprassen, heißen die kleinen und zarten Reiser, welche an den Stämmen der Bäume und Stauden an- und ausswachsen.

Sprossen, s. Sprößlinge.

Sprossen, heissen auch die Enden oder Zinken an dem Hirschgeweyhe. s. Geweyhe.

Sprosser, Sproßvogel, ist der Name einer besondern Art Nachtigallen, welche keinen so rothen Schwanz haben, und um ein merkliches grösser sind, als die gemeinen Nachtigallen. Ohnedem ist ihr Gesang nicht so schön, und werden sie nur darum geachtet, weil sie fast die ganze Nacht hindurch schlagen. s. a. Nachtigall.

Sproßvogel, s. Nachtigall, Sprosser.

Sprünge, werden von den Jägern der Hasen Füsse genennet.

Spühlbank, bey der Fischerey, s. Teichfischerey, Nro. II. a.

Spüllbaum, s. Spindelbaum.

Spüren, nachspüren, lat. Investigare, franz. *Quester*, *Queter*, wird insonderheit von den Spür- und Jagdhunden gesagt, wenn sie das Wild aufsuchen, und demselben nachgehen. s. a. Spur.

Spühhund, lat. Canis indagator, sagax, investigator, investigabilis, franz. *Chien de Quête*, *Limier*, ist ein Jagdhund, der das Wild auf der Spur aufsuchet. Dergleichen sind die im gehörigen Orte beschriebenen Sporhunde, und auch die Lyrschiesshunde, daß jenen an dem Hängeriemen geführet werden, diese aber losgegeben, und die eigentlichen, oder insbesondere sogenannten Jagdhunde, oder *Chiens courans*, welche an ihrem Orte gleichfalls weiters nachzulesen. Alle diese Hunde überhaupt haben einen solchen guten Geruch, daß sie auch dem einzigen Wilde allein nachfolgen, dem sie zuerst nachgesuchet, und demselben es mag auch dasselbe sich durchwinden, wie es will, so lange nachsuchen, bis sie dem Jäger

Jäger in die Hände fällt, s. a. Spionshund.

Spuntpfähle, s. Teichfischerey, Nro. I. lit. B) γ) i).

Spur, lat. Vestigium, franz. *Passée*, *Trace*, *Pied*, *Erres*, heißt bey der Jägerey die Fähte, d. i. die Fußstapfen und andere Zeichen, woran der Gang des Wildes abzunehmen, und welchem man also nachgehet, um es aufzutreiben. Dergleichen Spur suchen heisset insonderheit einen Spurgang oder Spurritt thun, d. i. wenn man jemand aussendet, im Schnee einen gewiessen Weg oder Flügel zu reuten, daß er nachsehe, ob ein Wölfe spüren, und wohin sie die Köpfe gewendet. s. a. Fährte.

Spurgang, s. Spur.

Spurritt, s. Spur.

Spurschneiden, heißt die Spur im Treibeheerde machen.

Squalus, s. Alckfisch.

Squatus minor, s. Häfelin.

Squallus, s. Altfisch.

St. Martinsvogel, s. Eisvogel.

Staar, Staby, Sprehe, Sprehn, lat. Sturnus, franz. *Etourneau*, *Sansonnet*, ist ein Vogel, in der Grösse einer Amsel oder Drossel, hochbeinicht, hat eine ziemlich breite Brust, und einen nicht allzulangen gelblichten Schnabel. Am Kopf, Rücken, Flügeln, Schwanz, Brust und Bauch ist er scheckicht, nämlich schwarz und weißdüpficht; doch mit dem Unterschiede, daß die Männlein an dem Kopfe ganz wenig Weisses haben, und also fast ganz schwarz aussehen; ingleichem haben die Männlein um den Hals, und ziemlich weit hinunter an dem Rücken, schöne glänzende Federn, wie an den dunkelfarbigen Tauben zu finden; am ganzen Leibe sind auch die weissen Pünctlein bey den Männlein viel kleiner, als bey denen Weiblein, welches sonderlich an der Brust sehr merklich ist, also daß die Weiblein daselbst viel weisser, als die Männlein scheinen. Die Jungen aber haben nicht gleich eine schwarze, sondern eine lichtgraue Farbe, und erlangen nicht eher der Alten Farbe, bis sie das erste Jahr zurücke geleget.

Sie brüten in hohlen Bäumen, sonderlich aber in Aspen; und weil dieser Vogel gerne seines gleichen um sich hat; so geschiehet es oft, daß etliche Paar auf einem Baume zu gleicher Zeit brüten, gleichwie etliche Paar Sperlinge an einem Hause nisten. Ja sie sind so begierig, auf einem Baume ein Loch zur Brut zu finden, daß sie auch so gar willig in die Kästlein brüten, die man ihnen zu solchem Ende an die Bäume hinauf nagelt. Sothane Brut verrichten sie in einem Jahre zwey, auch wohl zum drittenmale, und haben selten unter sieben bis achte bey einer Brut; dahero sich nicht zu verwundern, wenn sie ihren Strich so zahlreich halten; denn sie ziehen im Herbste in grosser Menge beysammen. Sie nehmen ihre Nachtruhe nicht in den Wäldern, ob sie gleich ihre Brut darinnen verrichten, sondern im Rohr in den Teichen, suchen

auch ihre Nahrung nicht in dem Walde, sondern allein in Feldern und Wiesen. Solche bestehet in allerley Gewürmen und verfaulten Graswürzelein; sie gehen auch den Hollunderbeeren, absonderlich aber den Weinbeeren gerne nach, nicht ohne Schaden der Weinberge.

In Häusern muß man den Staaren, wenn man sie frisch und gesund erhalten will, nicht lauter gekochtes Fleisch, zumal feines, das sehr gesalzen ist, vorgeben, sondern sie öfters mit Würmen und Heuschrecken, wie auch mit allerhand Beeren, als Erdbeeren, Heidelbeeren, Himbeeren, Kirschen, Drosselbeeren, Ebereschen- und Hollunderbeeren versehen und füttern, nächst welchen sie jedoch sowohl gekochtes, als rohes Fleisch, Brodt und anders bekommen dürfen. Der Staar ist einer der artigsten Vögel, die man hier zu Lande hat; massen er leichtlich kirre zu machen ist, und alsdenn mit allerley lustigen und lächerlichen Stellungen spielet, auch allerley Stimmen der Menschen und Thiere nach machen, und alle Lieder, so ihm vorgepfiffen werden, auf das accurateste nachpfeiffen lernt. Ob er nun wohl solchergestalt unter allen Vögeln etwas zu lernen der geschicklichste ist; so passiret er hingegen vor den unbeständigsten. Denn gleichwie er in wenig Stunden offtmals ein anderes Vogelgeschrey oder Gesang trefflich wohl nachmachen lernt; also ist es ihm auch nichts ungewöhnliches, daß er, was er etliche Jahr getrieben, wann er etwas neues hört, auf einmal verlässet, und dem neuen anhängt; dahero ein Staar, der ein schönes Lied pfeiffet, vor allen Vögeln, oder allen andern Dingen, die er nachmachen könnte, wohl verwahrt werden muß. Etwas besonders ist an diesem Vogel, daß auch die Weiblein, ob sie schon nicht so fleißig pfeiffen, doch solches zu lernen tüchtig sind.

Staarenfang, welcher bald nach St. Johannis angehet, geschiehet sowohl bey der Nacht als bey Tage.

1) Wenn man sie bey der Nachtzeit fangen will, muß man erstlich ein grosses Netz von achtzig bis hundert Schuh lang, und sechzig oder siebenzig Schuh breit, nebst zweyen hohen Seitenwänden verfertigen, deren eine jegliche auf die Seite, wo das Netze am längsten ist, gerichtet wird. Ueber diese kommt das grosse breite Netz, statt des Himmels; und damit selbiges füglich zugehe, so wird es sowohl, als der Strick, daran es bevestiget ist, mit Ringen versehen; die Ringe aber sollen über anderthalb Schuhe von einander nicht stehen. Darnach nimmt man zwey grosse Stricke, beschmieret sie aufs beste mit Seiffen, damit sie schlüpfrig, auch zum Zuzuge glatt und bequem seyn. Alsdenn nimmt man vier starke Stangen, bevestiget dieselben im Wasser auf das Beste, machet die vier Enden des Netzes daran veste; so ist das Netze im Stande, gestellet und gezogen zu werden. Kommt nun der Abend herbey, daß die Staare einzufallen Lust haben; so muß man sie ein wenig wegjagen, bis die Dämmerung einbricht, und

sie bey sothaner Finsterniß den auf sie gerichteten Zug und Netze nicht wahrnehmen können. Nachdem nun einige zu diesem Weydwerk gehörige Personen die besondern Haufen der Staare hin und her aufs und in das grosse Lager, wo das Netze gerichtet, eingetrieben haben; so gehen ihrer viere an die vier besagte Stangen, deren zwey, ein jeglicher eine vordere Stange, zum Zuzuge haben muß. Wollen sie nun das Netz zuziehen, so geben sie mit der hierzu gelegten Losungsschnur durch Zeichen die Losung; darauf ziehen sie so stark und gerade, als sie zu ziehen vermögen, die angeknüpfte und mit Seiffen bestrichene Stricke, binden sie auf das eiligste mit dem grossen Netze los, daß es über das Wasser und über den Schilf fallen kann, laufen anbey schnell den Seitenwänden zu, drucken sowohl diese als den Himmel, allerwegen nieder, und sehen insgesammt um und um fleißig zu, wo die Staare durchbrechen wollen, daß daselbst gewehret wird. Etliche pflegen die gefangenen Vögel auf der Brust zu würgen; weil aber solchen Vögeln der Schweiß auf der Brust zusammen rinnt, davon sie sich nicht halten und gut bleiben können; so ist es am besten, wenn man ihnen vorne am Untermaule oder an der Kehle die Aederlein entzwey drückt, und zerknirschet, denn so können sie auch den Schweiß oder das Blut durch den Mund von sich gehen. Den folgenden Morgen werden die erwürgten Staare auf einen Rasen geleget, getrocknet, ausgeweydet und zusammen gehängt, darauf die nassen Spreu ausgebrettet, vom Koth und Schilfstoppeln gereiniget, getrocknet, und, wo Löcher hinein gekommen, ausgebässet.

Etliche stellen auch wohl das Netze in einen Winkel des Teichs vor der Staaren Lager, auf sechs oder acht Stangen, und verwahren dasselbige um und um an dem Himmel und an den Seitenwänden. Wenn nun die Staare des Nachts in ihr Lager gefallen, und die Vögel im ersten Schlaf sind, ziehen sie hinter ihnen eine Schnur mit Schellen her, und treiben also die Staare mit Gewalt unter die Gayne, werfen sodenn die Vorderstangen geschwind nieder, und hernach auch die andern, daß das Garn auf sie fällt und sie bedecket. An einigen Orten sollen sie auch bey der Nachtzeit mit dem Hahmen nebst einem Lichte gefangen werden. Der Hahmen wird nemlich in oder hart an das Wasser geleget, und auf beyden Seiten Flügel gestecket; gleichwie an dem Rebhünerzeuge. Hinter dem Hahmen wird auf einem in die Erde geschlossenen Pfahle oder Stocke eine Leuchte oder Laterne mit einem Lichte gesetzet, und hernach, wenn es recht dunkel worden, die Staare obberzehlter massen mit der Schnur und Schellen getrieben; so gehen sie nach dem Lichte, und kommen in den Hahmen.

2) Die Staaren bey Tageszeit zu fangen, bedienet man sich zweyer Wände, welche wohl verdecket und grün seyn müssen; denn es ist ein Vogel, der, wenn er das geringste merket, nicht so leicht mag betrogen werden.

Hierauf braucht man dazu zwey lebendige Ruhrstaare, und ausgestopfte Bälge von todten Staaren, welche man neben das Netze hinstellet. So bald ein Flug vermerket wird, ziehet man die beyden Ruhrstaare an; die fliegenden erblicken hierauf nicht nur diese zwey, sondern auch die aufgesteckten todten, welche sie vor lebendig halten, und fallen bald ein.

Stabholz, Staffholz, Stavholz, heißt ein zugerichtetes Eichenholz, woraus die Dauben zu allerley Fässern gemacht werden.

Stadtröthling, siehe Rothschwänzlein.

Stände, s. Fasanerey.

Ständer, heißt die aufrechtstehende Rinne an einem Teich, wodurch derselbe vermittelst der Vorsetzbrettigen angespannet und abgelassen werden kann. siehe Münch.

Staffholz, s. Stabholz.

Stafferatten, ist eine Art Fischsetze mit Stangen oder Stäben aufgespannet, um dadurch in gewisser Breite gezogen werden zu können.

Stahr, s. Staar.

Stallung, s. Zweigrecht.

Stamm, Schaft, lat. Caudex, Stipes, Truncus, franz. *Souche*, *Tronc*, heisset eigentlich das Stück an einem Baum, so zwischen der Wurzel und den Aesten befindlich ist. s. a. Baum, Abästirung eines Baums. Insonderheit bedeutet das Wort Stamm, lat. Stirps, franz. *Futoie*, *Futaye*, die jungen in der Baumschule aus Kernen erzeugten Bäumlein. s. Baumschule. Wilde Stämme oder Wildlinge aber heisset man dies jenige, so in Hölzern und Wäldern von sich selbst wachsen. Die in der Baumschule gezogene sind besser, indem dauerhaftere, gesündere und frischere Bäume daraus entstehen.

Stammende, s. Höllende.

Stammgeld, Anweisegeld, ist in grossen Waldungen gebräuchlich, da des Jahres 2 Anweisetäge, einer im Frühling, und der andere im Herbst gehalten werden. Hier wird den Handwerkern das Nutzholz angewiesen, wovor sie den Förstern ein gewisses Geld geben müssen. Eine Herrschaft hat aber Acht zu geben, daß der Bediente hiebey keine freye Hand habe, damit die starken Bäume nicht zu mittlern, und die mittlern zu Schalholz gemacht werden. Auch ist genaue Aufsicht zu halten, daß die Käufer die angewiesenen Stämme, nicht nach eigenem Gefallen mögen fällen lassen, damit solches nicht in bestwachsendes Holz geschlagen, und dieses davon verderbet werden möge.

Stammholz, heissen die gerade in die Höhe gewachsenen Bäume im Gegensatz des Schlagholzes der Sträucher und Stauden. s. a. Oberholz.

Stammloden, s. Loden.

Stammwasen, nennet man ein laubtragendes Holz, welches von den Stämmen eines Holzes, das jung abgetrieben worden, gezogen

gen wird. Sie sind an einigen Orten so gut, als das beste Feuerholz, und fället dieses gemeiniglich in Landforsten und Feldbüschen vor, die laubtragendes Holz haben, und jung abgetrieben, vom Stamme mit sehr häufigen und schnellwachsenden Loden wieder ausschlagen; denn bey Nadelholze, so vom Stamme nicht wieder ausschlägt, und nur allein vom Saamen durch mißliche und kostbare Arbeit unmittelbar fortzubringen, auch nach zwanzig bis dreyßig Jahren erst in den besten Wachsthum zu kommen anfängt, wäre es übel gethan, solches jung wegzunehmen. Dergleichen laubtragende Oerter treibt man alle zehen, zwölf bis fünfzehen Jahr ab, dabey folgendes zu bemerken:

a) Man thut sicher, daß man solch schwaches Unterholz, so bald zu Ende des Winters der Schnee weggehet, hauet, damit man vor dem Ausbruche der Knospen fertig werde, sonst verbluten sich die Stämme zu sehr, und die Wasen werden von schlechter Güte. Mitten im Winter ist es mißlich, schwaches und junges Holz, oder vielmehr Buschwerk zu hauen. Fallen heftige, trockene Fröste mit abwechselndem Schnee- und Thauwetter darauf; so dringet das wilde Wasser in die abgehauenen Stämme ein, die Wurzeln leiden Schaden, schlagen auch wohl gar nicht wieder aus. Will man ja das etwan darzwischen stehende Bau- und Geräthholz von dauerhafter Güte haben, und zu dem Ende die Hauung vor dem Eintreten oder Verdickerung des Saftes vornehmen, welches bey annoch stehendem Unterholz nicht wohl thunlich ist; so wird am sichersten die Fällung im Herbste, so bald das Laub gelb wird, und häufig abzufallen beginnet, vorgenommen. Es müssen sodann die jungen Stämme etwas höher, als gewöhnlich, abgehauen werden; so trocknen die Stämme oben ab, ehe der harte Winter einbricht, und der oben erwehnte Schaden ist nicht zu befürchten.

b) Das Abhauen im Frühjahre muß kaum einer halben queren Hand hoch über der Erde geschehen; so treiben die Wurzeln frische Loden, jede Lode schlägt um sich her frische, zarte Wurzeln, und jede dieser Wurzeln treibt bey der nächstfolgenden Hauung wieder Loden, so daß sich der ganze Boden mit solchen fruchtbaren Wurzeln endlich durchziehet. Hauet man hergegen die jungen Stämme zu hoch ab, so kommen die Loden, vornehmlich wenn es etwas späte im Frühjahre geschiehet, insgesammt über der Erde am Stamme herauf; fähret man mit solchem Hauen zum zweyten und drittenmale fort, so verhärtet sich der Stamm, wird mosicht, fängt endlich gar an, zu verstocken, die Wurzeln verhärten sich mit der Zeit, treiben die Nebenwurzeln schwach und tief; so ist es um den fernern Ausschlag vom Stamme und von der Wurzel, gleichwie bey überständigem Holze, geschehen; es sey denn, daß in Zeiten die Stämme nahe an der Wurzel abgehauen werden, dadurch sich

denn solche zu Zeiten wieder erfrischen. Wird das Waßholz in der Absicht im Herbste gehauen, daß man das Baumholz zum Bauen in gehöriger Güte haben will; so müssen aus nun erwehnten Ursachen die Stucken über einer queren Hand hoch über der Erde bleiben, und erfolget alsdenn der Ausschlag der Lohe wie vorhin. Hieraus ist zu ersehen, in wie weit diejenigen Recht haben, welche behaupten wollen, daß ein Stamm nicht mehr denn ein, höchstens zweymal wieder ausschlage, und wie weit deren Vorgeben gegründet sey, welche behaupten, daß das Ausschlagen und Wuchern der erfrischten, oder immerfort nach nicht gar vielen Jahren abgehauenen jungen Stämme ohne Aufhören fortwähren könne. Durch Uebeständigkeit, durch Hauen zur unrechten Jahreszeit, sonderlich, wenn es einigemal hintereinander geschiehet, durch ungeschicktes Hauen, kann der beste Ausschlag von Stamm und Wurzeln verderben, durch gehörige Behandlung aber beständig erhalten werden.

c) Mit dem Oberholze verfähret man, wie im Artickel Holzschlag gesagt worden; ausser daß man weit mehrere Laßreisser kann stehen lassen, weil solche schwach, und wegen der bald wieder vorfallenden Hauung zeitig genug Luft gemacht werden kann, daß deren grosse Anzahl dem Unterholze nicht schädlich wird. Selbst mehrere Oberständer und Bäume schaden so viel nicht, wenn man nur schwaches Waßenholz ziehen will, weil das Unterholz so lange im Wachsthume bleibt, bis es die Aeste des Oberholzes erreichet, welches in diesem Falle nicht höher wachsen darf. Nur rauhes Oberholz mit weit ausgebreiteten niedrigen Zweigen darf nicht stehen bleiben.

Ein auf diese Art behandelter Ort kann dem Viehe im dritten, vierten, höchstens im sechsten Jahre ohne Bedenken eingegeben werden. Die Stammloden entwachsen dem Anfalle deßelben nicht nur in kurzer Zeit, sondern sie kommen auch so gar häufig hervor, daß kaum der zehente Theil davon kann stehen bleiben, und schadet gar nicht, vielmehr ist es einer solchen Dickung zuträglich, wenn das Vieh die schwächern zwischen den stärkern stehenden Loden einzeln abschlägt, weil jene den Wachsthum dieser nur aufhalten, und endlich doch vergehen müssen. Gras pfleget in dergleichen Oertern sechs bis acht Jahre lang im grösten Ueberfluß zu seyn, und wo dieses ist, wird das Kuhvieh den Loden nicht leicht Schaden thun, wenn es nicht in einem grossen Haufen enge beyeinander gehalten wird.

Ein erfahrner und verständiger Forstmann kann nicht nur den Wachsthum des Holzes, sondern auch die Verlängerung der Weide befördern, wenn er in Zeiten durch einen ausgehobenen Durchtrieb mit den Hornviehheerden, im Vorsommer die schwächern Loden, wenn erst eine hinlängliche Anzahl der Stärkern dem Viehe entwachsen ist, tilget. Hierzu aber gehöret grosse Aufmerksamkeit und Beurtheilung.

Saamen-

Saamenloden sind bey solchem Betriebe nicht wohl fortzubringen, sie bleiben gegen die andern gar sehr zurück, sind viel zärter, und stehen allezeit zwischen den Horsten. Will man deren Verheissung abwenden; so muß man die Viehhetzen in den ersten Jahren nicht vor dem Ende des Julii, da die Spitzen der zarten Loden den wässerigen Saft verlohren, und bereits zähe und holzigt, die Blätter aber spröde werden, hinein lassen. Alsdenn aber nimmt die Dickung der Stammloden so überhand, daß die gar geringen Saamenloden darunter ersticken. In solchem Falle ist kein anderer Weg, einständig Holz in die Höhe zu bringen, als durch Pflanzen junger wohlgewachsener Stämme.

Stand, lat. Latibulum, franz. *Gite*, nennen die Jäger denjenigen Ort, wo sich das Wild aufhält. Viele der wilden Thiere halten sich zu gewiessen Zeiten in den Waldungen an einem Ort so beständig auf, daß sie der Jäger alle Tage zu gewiessen Stunden allda antrift, und seine wieder dieselben gerichtete Absichten nach Belieben werkstellig machen kann. s. a. **Lager**.

Standarte, s. **Ruthe**.

Stange, lat. Pertica, franz. *Perche*, ist eigentlich nichts anders, als eine Art von Latten, nur mit diesem Unterschied, daß die Latten viereckigt, die Stangen aber rund sind. Sie werden zu Errichtung mancherley Zäune, Verfertigung des Gerüste bey Erbauung der Häuser, oder sonst zu nöthigen Angelegenheiten in Haushaltungen gebraucht; als zu Feuerhacken, zu Stielen in allerhand eiserne Gabeln und Hacken; zum Aufhängen und Abtrocknen der Wäsche, zum Anlauf des Hopfens, und anderer Gewächse, ingleichem zu andern Gelegenheiten mehr. Welchergestalt nun solche nutzbar zu hauen, daß dem Holzungen kein Schaden widerfahre, suche bey Schirr- und Schlagholz. Zu Zaunstangen sollte aus den Gebüschen gar kein gerades junges Holz, noch solches, das frische Kronen, oder Wipfel hat, sondern nur lauter krummes, dürres, und dasjenige, so wegen des anbey stehenden starken Nebenholzes nicht fortwachsen kann, gehauen werden; welches aber Unterhauen, denen ohne Anweisung Stangen zu holen, erlaubet wird, selten beobachten, sondern solche nehmen die geradesten, und die am besten gerissen werden können, am liebsten. Hopfenstangen sollen gerade seyn, dergleichen auch gar füglich zu erlangen, ohne daß man die, so im besten Wuchs stehen, abhauen darf, wenn nur die überflüssigen aus dicken Gehägen genommen werden; zumal dergleichen, so 20 Jahr alt sind, viele Hopfenstangen alljährlich hergeben, und demnach darf man nicht zum Schaden des Holzes hauen.

Stangen, werden auch bey den Jägern die einzelnen Sprossenhörner, oder Enden am Hirschgewyhe genennet, s. **Gewyhe**.

Stangenholz, heißt bey dem Forstwesen das zum Stangenmachen dienliche Holz, welches sonst auch Lattenholz genennet wird, s. **Stange, Lattenholz**.

Stallilinium, ſ. Ablaß.

Stallo venatorii, ſ. *Relais*.

Staude, Staudengewächſe, Geſtäude, Strauch, Geſträuche, Strauchwerk, lat. Frutex, Arbuſtum, franz. *Arbriſſeau*, *Buiſſon*, iſt ein holziges Gewächſe, welches aber nicht zur Höhe eines Baumes gelanget, auch nicht einſtämmig wächſet, ſondern mit vielen Nebenſproſſen aufſchieſſet. Man theilet dieſe Staudengewächſe nicht ohne Grund in ganze und halbe Stauden ein. Ganze Stauden ſind von geringerer Höhe, Dicke und Alter, als die Bäume; und wenn auch einige derſelben den Bäumen zuweilen ziemlich gleich kommen, ſo ſind es doch gar ſeltene Fälle, und noch ſeltener findet man Stauden von ſolcher Höhe, Dicke und Alter geſund; ſie ſind meiſtens hohl und inwendig faul. Man ſieht hieraus gar leicht, daß die Grenze zwiſchen Bäumen und Stauden nicht ganz genau beſtimmet werden kann, indeſſen wird man von dieſer Unterſcheidung einen groſſen und augenſcheinlichen Nutzen wahrnehmen. Die geringſten Gattungen von Stauden, welche faſt dem Kraute gleich kommen, werden halbe Stauden genannt. Sie unterſcheiden ſich vom Kraute, daß ſie von der Wurzel an etliche Fuß hoch einen Holzſtengel treiben, welchen man durch das Abſcheelen der Rinde erkennt, und erreichen dieſe halbe Stauden nur ein Alter von 2, 4, bis 8 Jahren. Man nennet dieſe beyden Arten Holz insbeſondere auch Buſchwerk, Buſchholz, in weitläuftigerem Verſtande aber zieht man allen, was nicht über 6, 8, bis 10 Fuß hoch wächſet, dieſen Namen. Ihr Gebrauch zu Hecken und Zäunen, und wie ſie dabey zu warten, ſ. Dornroſe.

Staudenſchnapper, iſt ein kleiner Vogel, in der Gröſſe einer Hauſmeiſe. Das Männlein iſt am Kopfe ſchwarz, unter den Augen ſchön weiß, am Rücken hinab bis auf die Mitte iſt es auch ſchwärzlicht, hernach wird es bräunlicht, bis dahin, wo der Schwanz angehet, da es wieder weißlichte Federn hat. Der Schwanz iſt zur Helfte dunkelſchwarz; an der Kehle iſt es ebenfalls kohlſchwarz, wie am Kopfe; an der Bruſt aber iſt es hoch ziegelroth; weiter hinunter iſt es wiederum weiß, bis zu dem Schwanze. Der Schnabel iſt ſehr ſubtil, und wie die Füſſe ganz ſchwarz. Das Weiblein hingegen hat nichts von allen dieſen Farben, und iſt nur über und über dunkelbraun, wie die Weiblein den Rothſchwänzlein. Der Geſtalt nach kommt dieſer Vogel einem Rothkehligen gleich. Denn er hat eine breite Bruſt, und macht, wenn er ſtehet, eben ſolche Geberden, wie daſſelbe. Er iſt der erſte unter allen Wurmfreſſenden Vögeln, der im Frühlinge zu uns kommt, oder er iſt der erſte mit, der ſich ſchon im Merz auf den Gipfeln der Stauden ſehen und hören läßt. Er brütet in dicken Stauden, beſonders im Wachholdergebüſche, nur auf der Erden, oder doch kaum Spannenhoch, machet aber ſein Neſt ſehr dichte und dauerhaft, mit Moos, Wollen, und was er in der Nähe findet. Er hat meiſtens

4 bis 5 Junge, nähret sich mit allerley Ungeziefer, Fliegen, Schnecken und Gewürme, und ziehet frühzeitig im Herbste mit andern Vögeln hinweg.

Stavholz, s. Stabholz.

Stechapfel, s. Stechpalmen.

Stechbaum, s. Stechpalmen.

Stechpalmen, Stechbaum, Stechapfel, Christdorn, Walddistel, Zwieseldorn, Hülsenbaum, Hülschenholz, Kleesebusch, lat. Agrifolium, Aquifolium, Hexaculeata, franz. *Houz*, *Hous*, ist ein Strauch, der sich gar selten auf Gebürgen, sondern meistens in flachen Landforsten, Heiden und Angern findet. Wie alle Vegetabilien, also ist auch diese Pflanze in ihrer Art unterschieden. Theils, sonderlich diejenigen, die entweder in denen Gärten einer besondern Cultur geniessen, wachsen gleichsam Palmenartig in die Höhe, erlangen auch mit der Zeit eine zu ihrem Wachsthum proportionirte Stärke; andere bleiben dünne und niedrig, oder gar strauchicht, je nachdem sie Raum und Luft zu wachsen haben, oder verdränget und verdumpfet werden. Theils haben natürliche vergoldete, andere versilberte, noch andere scheckichte, und endlich die wilden, die wir hier hauptsächlich vor Augen haben, dunkelgrüne, recht laquirte Blätter. Wie denn auch einige mit ganz glatten Blättern versehen seyn sollen, da sich doch die meisten ihrer Art, sonderlich die wilden, sehr stachlicht darstellen, und einer unbehutsamen Hand nur empfindend begreiflich

1) Ihre nähere Beschreibung anbelangend; so ist die Wurzel sehr zasericht, und ob sie gleich bey jungen Stämmen anfangs sehr weit auszulaufen scheinet; so hält sie doch bey stärkerm Wachsthum gar bald inne, erstärket sich, und wird zuletzt gar knollicht, höckericht und uneben, läuft übrigens meistens nur zur Seiten aus, und greifet nicht sonderlich in die Tiefe, wie man denn an allen ausgerotteten Pflanzen niemals keine Pfeilwurzel beobachtet hat. Das Holz derselben sollte sich seiner aderichten braunen Farbe sowohl, als der Vestigkeit wegen, zur Tischlerarbeit eben so gut, als das von den Nußbaumwurzeln, gebrauchen lassen. Der Stamm dieses Baumgewächses wächßt gemeiniglich in einem sehr geraden Schafte in die Höhe, ohngeachtet selbiger, wenigstens in der Jugend, gleich von unten auf mit Zweigen besetzt ist. In der Mitte desselben läuft in den ersten Jahren eine ordentliche, obwohl gar enge Markröhre in die Höhe, welche sich aber nach und nach gänzlich verlieret, und endlich in einen braunrothen sehr vesten Kern verwandelt wird, welcher sich auch von Jahren zu Jahren verstärket. Das Holz selbst ist von einer gelblichten Weisse, fast auf Buchenart, und dabey, sonderlich wenn es recht trocken geworden ist, von ausserordentlicher Vestigkeit, daß es sich auch alsdenn nicht gerne arbeiten läßt, ob es wohl sonsten, und wenn es noch grüne heißt, sehr weich und schnitzbar unter dem Messer, dabey sehr zähe ist, und seiner saserichten Natur ohngeachtet, nicht gerne spaltet. So lange es

fung ist, ist es auch sehr biegsam, auch noch, nachdem es trocken geworden; wenn es aber stark gewachsen, oder getrocknet ausgearbeitet ist, pfleget es eher zu brechen, als allzuviel nachzugeben, worinnen es der Natur des Buchenholzes ziemlich nahe kommt. Die Rinde ist hastig, zähe, sehr glatt, schleimicht, ziemlich stark, und in der Jugend laubgrün. Im Alter aber wird sie grau, überkommt hier und da, sonderlich unten am Stamme, oder in den Absetzen, Moosflecke, bersten auch wohl gar auf, daß man also auch hier die wahrhafte Buchennatur wahrnehmen kann.

Der Gestalt nach wächst dieser Baum, wenn er in der Wildniß ihm selbst überlassen ist, nach Unterscheid, ob er frey stehet, oder von andern Bäumen überschattet wird, entweder Pyramidenförmig, oder strauchartig. Da inzwischen derselbe sowohl das Ausputzen verträgt, als auch sonst die Gartenscheere sehr wohl annimmt; so läßt er sich in alle Gestalten zwingen, die man ihm geben will, zumal seine an sich zähe und sehr biegsame Aeste, gleich am untersten Stamme und von der bis in die äusserste Spitze, in sehr reicher Anzahl ausschlagen, und nicht leicht eher abfallen, bis sie durch ein übersteigendes Wachsthum in freyer Luft dazu gezwungen werden. Daß man solche Stämme also auch hierinnen nach Buchenart tractiren kann.

Die Blume dieses Gesträuches wächst in kleinen, weissen, oder vielmehr nur weißlichen zarten Blättern, inwendig mit proportionirten grünlichtgelben Fasern versehen, fast unansehnlich, als nicht unangenehmen Geruchs. Aus dieser erfolget die Frucht, welche in Beeren bestehet, welche anfangs grasegrün, hierauf nach den unterschiedenen Graden der Reife gelblicht, endlich roth, und zuletzt bräunlichtschwarz werden. In der Grösse sowohl, als übrigen Gestalt kommen selbige mit den Ebischbeeren ziemlich genau überein. Sonst giebt es auch noch Bäume dieser Art mit anderst gefärbten Beeren. Uebrigens bestehen diese Beere unter der Haut, gleich den erwehnten Ebischbeeren in einer gelblichten fleischigten Substanz, welche süßlicht, und etwas eckel riechet, und sehr viscös ist. In derselben findet man, und zwar in jeder Beere, ordentlicher Weise vier länglicht: sehr harte und steinigte neben einander gesetzte Saamenkörner, welche mit ziemlicher Gewalt müssen entzwey geschnitten werden, ehe man das in denselben enthaltene pußartigte Wesen zu Gesichte bekommen kann.

Von den übrigen Eigenschaften dieser herrlichen Pflanze noch etwas zu gedenken, so blühet dieselbe im Vorsommer, und zwar von Walpurgis an bis Viti und weiter hin. Die Beeren aber werden im ersten Jahre nicht reif, sondern müssen zwey Sommer zu ihrer Zeitigung haben, welche sie endlich im zweyten Jahre um Martini herum erlangen. Wie nun dieses Gewächse Sommer und Winter seine Blätter behält, also findet man auch an demselben immerzu reife und unreife Beere, welche eben wie die

Büschen, gleichsam in Büschen und traubenweise wachsen. Kann also wohl jemanden etwas angenehmers in die Augen fallen, als wenn er im härtesten Winter auf einem über und über mit gefrornem Schnee bedeckten Felde dergleichen aufs allerlebhafteste grünende Stauden oder Bäumgen, mit ponceaurothen Beerentrauben prangen siehet. Gewiß, wer über die Schönheiten der Natur nicht ganz unempfindlich ist, der muß über diese seltsame Pracht derselben gänzlich entzücket werden.

Vom Boden, den sie zu ihrem Wachsthum verlanget, schreibet Herr Hohberg: sie nehme mit guter und schlechter, feuchter und trockener Erde, so wohl im Schatten, als an der Sonne vorlieb. Gleicher Meynung ist Herr Ellis, doch hält er dafür, daß sie sich in gutem Boden um so viel verbessere, als sie sich in schlechtem verringert. Was Herr Walm davon urtheile, siehe Stechpalmenbuchen.

Zum Saamen nimmt man die um Martini reif gewordene Beere gegen Weyhnachten ab, zerdrücket selbige, nach Herrn Ellis Anweisung, ein wenig, daß das dichte Wesen etwas davon kommt, legt solche den Winter über in naßen Sand, und bringt sie im Frühjahr in das dazu ersehene Land, wo sie gleichwohl noch ein gantzes Jahr durch liegen, ehe sie aufgehen. Wo sie aber einmal Wurzel geschlagen haben, besaamen sie sich auch durch die aufgefallene Beere von sich selbst, dergestalt, daß sie hernach schwerlich vertilget werden können. Zur Fortpflanzung hat man dreyerley Wege. Entweder das Versetzen der jungen Schößlinge aus der Wurzel, welche aber nicht zu alt, und noch nicht tragbar seyn dürfen, sonsten sie nicht leicht bekommen. Oder das Ablegen von alten Stämmen, wenn man die Zweige derselben in die Erde biegt, und mit den Häken befestiget, da man sie herauch, wenn sie Wurzel geschlagen haben, abschneiden, ausheben, und weiter versetzen kann. Oder das Einlegen, da man kleine wachsbafte Zweige abschneidet, solche dir längs hin in die dazu verfertigten Gruben legt, und mit Erde überdecket, welche Art der Fortpflanzung aber sehr mühsam ist. Sonsten kann man sich auch des Pfropfens oder Ablactirens bedienen, um eine rarere Art derselben auf eine schlechtere fortzubringen.

Man siehet kaum glauben, wie vielfältigen Nutzen diese Pflanze darreichet; zur Anmuth verpflanzet man solche sonderlich die raren Sorten derselben, in die Gärten, auf Lustplätzen, da man ihnen denn durch die Scheere und durch den Schnitt alle selbst beliebige Figuren geben kann. Will man sie recht hoch, und auf wahrhafte Palmenart ziehen, so setzt man sie in grosse Töpfe, da man sie denn desto beser abwarten kann. Künstler machen die Tischler, Drechsler und andere Künstler allerley saubere Arbeit davon. Ein Decoct von der Wurzel dieses Baumes, erweichet und befestiget die erhärtete und zerbrochene Glieder. Zerstossene Rinden der Wurzeln aufgelegt, heilen den Bruch. Aus der Rinde des

kommt

kommt man edlen guten Vogelleim. Die Blätter in Wasser gesotten, vertreiben den Husten und Seitenstechen. Gepülvert und eingenommen, dienen sie wieder die Gelbsucht. Frisch aufgelegt, vertheilen sie allerley Geschwulst, und kühlen auf hitzigen Beulen. Die Beere frisch gegessen, treiben den Stein. Getrocknet und gestossen, heben sie die Colic. Ob übrigens diese Pflanze an sich warmer und trockner, oder aber kalter und feuchter Eigenschaft sey, darüber kann man noch nicht einig werden. Daß aber selbige vom Donner nicht gerühret werde, und auch Häuser und Menschen davor sicher, gehört sonder Zweifel unter die Mährlein.

Es können auch davon die verwahrsamste lebendige Zecken und Gehege angeleget werden. S. Stechpalmenhecken. Es geschehe nun solches durch die in darzu gezogene Graben eingestreueten Saamenbeeren, oder durch dahin gelegte junge Zweige, oder aber durch Einpflanzung junger Schößlinge selbst; so wird solches einerley seyn, wenn man nur zu seinem Zweck kommt. Ein Gartenverständiger wird damit schon selber umzugehen, auch die Zeit, Witterung, Grund und Boden, und übrige Verpflegung, gehörig zu beobachten und einzurichten wissen. S. Stechpalmenhecken. Nur daß die öftere Wässerung nicht vergessen, demächst die jungen Stämme, so lange als ihre Blätter noch weich und zart sind, von allem Vieh wohl verwahret werden; wenn sie erst erstarket sind, werden sie sich schon selbst defendiren. Da man nun hierzu fast ohne alle Kosten durch den, an den Orten ihres Wachsthums umsonst zu habenden Saamen, oder auch wohl durch junge Stämmgen gelangen kann, wenn man sonst nur will; dergleichen Hecke aber auch einem Unempfindlichen selbst im Winter den angenehmsten Anblick von der Welt verursachen muß, auch diese Pflanze wohl eben nicht leicht einiges Clima respuiren dürfte; so sehen wir nicht ab, warum man nicht auch hierunter dem klugen Beyspiel anderer Länder nachahmen wollte.

Stechpalmenhecken, Waldbüschelhecken, sind von einer Art Stauden, die auf sehr schlechtem Boden wachsen, worauf die weissen Dornen entweder gar keine, oder doch sehr schlechte Art haben. Dieses ist aber nicht die einzige Ursache ihres Werthes. Nichts giebt eine stärkere oder bessere Verzäunung ab. Sie wachsen aber im Anfange sehr langsam, wie denn ein jedes Ding seine Vortheile und auch sein Nachtheiliges hat. Ich habe, schreibt Herr Kalm, alte Stechpalmenhecken gesehen, die ein sehr schlechtes Ansehen hatten; andere aber waren auf eine solche Art gewachsen, daß sie gar nicht genutzet werden konnten. So gehts es aber auch mit allen andern Hecken, die, wenn man sie nicht gehörig abwartet, nach einem gewiessen Alter unnütze werden.

Stechpalmen erfordern einen leichten und trockenen Boden, und wachsen auch an den unfruchtbarsten Oertern gut. Was von dem Gause gesaget worden, daß er

er auf trockenem Sande, oder auf bloſſem Kieſe wächſt, das gilt auch von den Stechpalmen; doch iſt dieſer Unterſchied dazwiſchen: Genſt hat auf ſandigtem, eine Stechpalmenhecke aber auf kieſigtem Boden, beſſere Art. Es findet ſich aber auch noch eine andere Aet eines Bodens, der in vielen Theilen Englands nur gar zu gemein iſt, und das iſt der ſteinigte. Die Hagendornen vergehen darinn, und ſelbſt die Wurzeln des Genſts werden davon verbrannt. Die Stechpalmen aber kommen gut darauf fort: und dieſes iſt auch die einzige Staude, die ſich zur Einſchlieſſung auf einem ſolchen Boden ſchicket. Man kann ſie auf vielen andern Boden gebrauchen; keine einzige andere Art aber kann auf ſolche Boden gebrauchet werden. Sie hat gern Wärme und Trockenheit um die Wurzeln, und ſie würde beynahe auf einem Felſen wachſen.

Die Stechpalme iſt eine von den Stauden, deren Saamen zwey Jahre in der Erde liegt. Man hat aber ein Mittel, dieſer Langſamkeit zu Hülfe zu kommen. Die beſte Art, die Pflanzen davon zu ziehen, iſt dieſe: Man ſammle die Beeren, wenn ſie völlig reif ſind, und anfangen abzufallen, man lege ſie auf ein groſſes grobes Tuch, reibe ſie gelinde aneinander, um ſie zu brechen, und wiſche den zähen Saft von dem Saamen ab. Sie dürfen eben nicht ſo ganz genau gereiniget werden, und es läßt ſich ein groſſer Theil dieſer unnützen Materie mit leichter Mühe wegſchaffen. Wenn der Saamen ſolchergeſtalt gereiniget iſt: ſo miſche man ihn mit etwas trockenem Sande, fülle einen groſſen Gartentopf mit dieſer Miſchung an, und grabe ihn in die Erde. So laſſe man ihn von dem Herbſte an, da die Beeren geſammlet worden, bis zum Anfange des folgenden Septembers liegen. Alsdenn nehme man den Topf heraus, mache ein Beet von guter leichter Erde, ſäe den Saamen darein, und bedecke ihn mit ein wenig von derſelben Erde, die darüber geſichtet wird. Den folgenden Frühling wird der Saame hervorſchieſſen, und, wiewohl etwas langſam, wachſen. In den erſten drey oder vier Jahren kommen dieſe Pflanzen nicht ſonderlich weit.

Dieſes iſt die Methode, die Stechpalmen zu ziehen. Es iſt aber die Frage: ob es nicht beſſer wäre, eine kleine Baumſchule davon anzulegen, oder auch die Stechpalmen da zu ſäen, wo ſie ſtehen ſollen? Dieſes kommt auf den Boden an, worinn ſolche Hecke angeleget werden ſoll. Iſt derſelbe ſchlecht und ſteinigt; ſo iſt es am beſten, ſie darauf zu ſäen. Iſt er aber etwas beſſer; ſo iſt die beſte Methode, eine kleine Baumſchule davon anzulegen, und ſie alsdenn zu gehöriger Zeit zu verſetzen.

Es ſind beym Säen der Stechpalmen auf dem Boden ſelbſt einige Vorſichtigkeiten nothwendig. Iſt der Boden gar zu ſteinigt; ſo wird der Saame verbrannt, ehe er Wurzel ſchlägt. In ſolchem Falle muß man die Stelle, wo die Hecke ſtehen ſoll, ſehr tief aufpflügen laſſen, um zu ſehen, ob nicht von unten zu einige gute

Erde herauszubringen ist. Findet sich solche nicht; so muß der Landmann die Kosten daran wenden, etwas gute Erde, zur Erhaltung des Saamens, dahin führen zu lassen. Wenn man alsdenn gesäet hat: so muß an denen Seiten ein guter und dauerhafter Zaun gemacht werden, weil es eine ziemliche Zeit währet, ehe die Pflanzen so stark wachsen, daß sie sich selbst zum Schutze dienen können.

Ist der Boden etwas besser und fähig, einer darinn versetzten Pflanze Nahrung zu geben; so ist das beste Mittel, eine Baumschule von den Stechpalmen anzulegen, und sie so lange darinn zu behalten, bis sie eines Mannes Daumen dick geworden sind; alsdenn kann man in einer gelinden und feuchten Witterung verpflanzen. Einige Zeit hernach müssen sie Schatten haben, und gewässert werden, wenn trockene und schwüle Witterung ist. Alsdenn werden sie veste Wurzel schlagen, und wenn einige davon auszugehen scheinen; so muß man sie dichte an der Erde wegschneiden, da sie sich denn gemeiniglich wieder erholen.

In solchem Falle müssen sie eben sowohl, als wenn sie aus dem Saamen hervorwachsen sollen, an beyden Seiten eine todte Hecke haben, denn es währet auch alsdenn eine ziemliche Zeit, ehe sie zu ihrer Stärke kommen, und wenn sie noch jung sind, sind die Schafe sehr begierig darnach. Sind sie aber erst stärker gewachsen; so brauchen sie keines andern Schutzes, denn die Stacheln ihrer Blätter sind zureichend dazu. Einige mischen, wenn der Boden darnach ist, weisse Dornen unter ihre Stechpalmenhecken. Sie setzen 4 Pflanzen von weissen Dornen und eine von Stechpalmen ein, und so, wie die Stechpalmen wachsen, ziehen sie die weissen Dornen heraus. Der Nutzen der weissen Dornen ist, die Hecke desto eher in die Höhe zu bringen. Wenn die Dornen ausgezogen sind, und die Stechpalmen alsdenn zu dünne stehen; so werden da, wo die Oefnungen sind, die Stechpalmen gelegt, und auf solche Art wird die Hecke verdicket.

Wenn eine Stechpalmenhecke von Saamen errichtet ist; so müssen die jungen Schossen, wenn sie zween oder drey Zoll hoch sind, verdünnet werden, und man nur die geradesten, stärksten und schönsten sitzen lassen. Hernachmals muß man sie sorgfältig von allem Unkraute rein halten; auch wird es nicht undienlich seyn, zu Zeiten die Erde zwischen ihnen und den Hecken durch Gräben umzurühren. Dieses ist ein gewisses Mittel, ihr unmittelbares stärkeres herausschiessen zu befördern. Auf diese Art kann eine Stechpalmenhecke mit einem gewissen glücklichen Erfolge errichtet werden. Alles, was derselben vorgeworfen werden kann, ist ihr langsamer Wuchs, und daß man Sorge tragen muß, sie, wenn sie jung ist, abzunehmen; in allen andern Stücken aber übertrift sie alle übrige Arten von Verzäunungen.

Keine Hecke ist so schön und so stark. Wenn sie gut gewachsen ist, scheint sie vielmehr eine Mauer, als eine Hecke zu seyn, und das Vieh kann ganz

aus

und gar nicht dadurch dringen: sie bleibt in solchem vortreflichen Zustande auch viele Jahre. In dem Artickel: lebendige Hecken haben wir bereits bemerket, daß Hecken nicht nur zu Verzäunungen, sondern auch zum Schutze der Gewächse und des Viehes dienen. Keine Hecke ist in dieser Absicht so gut, als eine Stechpalmenhecke. Es kann kein Auge hindurch dringen, und kein Wind dadurch wehen. Alles in dem Umfange derselben befindliche wird wie ein Garten, der mit einer Mauer umschlossen ist, beschützet. Auch ist das Holz der Stechpalmen, wenn es zu einem gewissen Alter gekommen ist, von sehr gutem Werthe. Die Cabinetmacher kaufen es für einen beträchtlichen Preiß, und von der Rinde desselben wird Vogelleim gemacht. Wenn man alle diese Vortheile, so man von den Stechpalmenhecken haben kann, zusammen nimmt; so muß man sich wundern, daß sie in einem Lande, wo sie doch überhaupt so gut wachsen, so wenig gepflanzet werden. Ich hoffe, diese Anmerkungen, die in der That die Erfahrung zum Grunde haben, und durch wiederholte Ausübungen bestätiget werden, werden ihren Gebrauch künftig allgemeiner machen.

Soll eine Verzäunung dick und stark seyn; so ist solches von Stechpalmen am besten zu erlangen, sie wachsen auch zu einer ziemlichen Höhe. Blos im Anfange hat man Mühe damit, und zwar mehrere, wenn man sie verpflanzet, als wenn man sie da, wo sie stehen sollen, aus dem Saamen hervorwachsen läßt. Bey den letztern wird wenig mehr Sorgfalt, als bey den schwarzen Dornen, oder andern Arten erfordert. Die einzige damit verknüpfte Unbequemlichkeit ist diese, daß so viel Zeit dazu erfordert wird, ehe sie so weit heranwachsen, daß sie brauchbar werden. Mit den jungen Pflanzen muß man, wenn die Witterung unfreundlich ist, eben so, wie mit den Gartenpflanzen umgehen. Man muß ihnen Schatten und Wasser geben, bis sie Wurzel schlagen, nachgehends aber erfordern sie nicht mehr so viel Mühe.

Es ist wunderlich, daß die Stechpalmen, welche zu Feldhecken am besten, zu Gartenhecken aber am schlechtesten geschickt sind, dennoch in England fast blos in den Gärten gebrauchet, auf den Feldern aber hintangesetzet werden. Allein, es ist nun einmal so, wie denn nichts über die Gewalt der Gewohnheit geht. Eben dasjenige, was sie auf dem Felde vorzüglich machet, ist eine Ursache, daß sie in einem Garten nicht so gut sind, und das besteht darinn, daß sie so grosse Blätter haben. Diese gefallen auf einem Felde dem Auge, und machen die Verzäunung um so viel dicker, und sie haben auf selbigem allezeit ein schönes Ansehen, weil sie niemals beschnitten werden. In Gärten aber muß man sie beschneiden, denn da muß alles in gehöriger Form gehalten werden, und das Beschneiden einer Staude mit so grossen Blättern, als die Stechpalmen haben, ist gar nicht gut, weil sie ein so schlechtes Ansehen darnach bekommen.

Die Einbildung hat die Leute zu das Buntmachen der Stechpalmen sehr verliebt gemacht, und man giebt sich daher viele Mühe, durch Pfropfen den Blättern weisse und gelbe Ränder zu geben. Man hält solches für schön, in vernünftigen Augen aber haben solche Blätter ein kränkliches Ansehen. Man mag sie immerhin schön nennen; allein derjenige, der freywachsende Stechpalmen in ihrem eigenen starken und gesunden Grün, so wie ihre volle Zweige von dem Winde spielen, gesehen hat, kann die beschnittenen und bunten Stechpalmen nicht anders, als für sehr schlecht verbessert ansehen.

Wenn eine Stechpalmenhecke aus den Pflanzen einer Baumschule soll errichtet werden: so muß man vor allen Dingen dahin sehen, daß es in keiner trockenen oder kalten Witterung geschehe. Das Ende des Aprils, mitten in den warmen Regengüssen, ist die beste Zeit dazu. Es kann aber auch gar füglich am Ende des Augusts geschehen, wenn das Wetter nur wölkicht und kühl ist, und dann und wann Regengüsse fallen. In solchen Witterungen lassen die Pflanzen auf einmal gute Wurzeln schiessen, und und schlagen nachgehends selten fehl.

Stecken oder **Stehen**, ist eine Weydmännische Redensart, welche insonderheit nur von einem Hirsch gebraucht wird, um dadurch anzuzeigen, wo er sich aufhalte. So sagt man: der Hirsch steckt oder stehet in dem und dem Revier, nicht aber: er liegt darinne.

Steckgarn, s. Flachgarn.

Stecknetze, s. Flachgarn.

Stehen, s. Stecken.

Steigen, ein Wort, das von unterschiedenen Dingen, und auf verschiedene Weise gebraucht wird. So sagt man in der Jägersprache a) **Steigen**, aus dem Wasser steigen vom Fischotter; s. dieses Wort. b) **Steigen**, zu oder vom Baume steigen oder treten, vom Auerhahn und andern gleichmäßigen Vögeln. c) **Steigen**, franz. *Noüer*, *Leve cul*, vom Falken, wenn er sich in die Höhe schwinget; s. Falke, Loßlassen.

Stein, ein Jägerwort, welches sie von dem Gewächse, das unten an den Köpfen der Thiere kraus um das Gehörne herumgehet, gebrauchen.

Steinadler, s. Adler.

Steinamsel, s. Amsel.

Steinbeer, s. Heidelbeer.

Steinbeisker, oder **Steinbeisser**, s. Beisker.

Steinbeisser, lat. Cinclus, franz. *Govion piquant*, ist ein kleiner Vogel, in der Grösse einer Heydelerche, mit eben einer solchen breiten Brust, und einem Schnabel wie dieselbe, langen Flügeln, und sehr kurzem Schwanze. Er siehet von Farbe aus, wie ein Neuntödter von der grossen Art, ausser daß er nicht schwarz oder schwärzlicht ist, sondern anstatt dessen eine Aschen- oder blauliche Farbe hat. Er ist nemlich am Kopfe graulicht, oder von einer Farbe, die das Mittel zwischen blau und grau ist; und diese Far-

Farbe gehet weis über den Rücken hinunter, die Flügfedern hingegen sind schwarz. An den Flügelbeinlein oder Schultern hat er etwas weisses, und eben so recht hellweis ist er über den Schwanz, welches, wenn er an der Erden hinflieget, sehr in die Augen fällt. Der Schwanz ist halb graulicht, und halb dunkelweiß, der Schnabel ist schwarz; die Kehle aber und der ganze untere Leib sind weiß; die Füsse hingegen sind kohlschwarz. Das Weiblein hat, das Weisse über den Schwanz ausgenommen, nichts von allen diesen Farben, sondern ist bräunlicht, wie eine Lerche; doch so, daß man unter den bräunlichten Farben keine schwärzlichte Streifen findet, wie die Lerchen haben. Er brütet an der Erde, und hält sich gern bey Steinbrüchen, oder wo er die nicht hat, nur an steinigten Wegen auf.

Steinbock, lat. Capricornus, Ibex, Capra silvestris major, franz. *Capricorne*, ist eine wilde Ziegenart, die sich auf dem höchsten Alpgebürge aufhält. Er ist den Gemsen ziemlich gleich, aber seine Hörner sind breit, lang, hinterwärts gestreckt, und so groß, daß sie dem Thiere bis auf das Creuz reichen, und eines bis drey Maaß Wasser halten kann. Mit diesen Hörnern schwenzt er sich von einem Felsen zum andern, und wenn er sich von einer Höhe herabstürzt, weiß er die Hörner so artig vorzukehren, daß er am Leibe von dem Falle nicht beschädiget wird. Es ist ihm kein Thier an Fertigkeit zu laufen, zu springen, und die gähesten Felsen zu besteigen, gleich. Wenn man einen jungen Steinbock fänget, und im Hause auffüttert; so wird er endlich so zahm, daß er mit dem Viehe auf die Weide gehet, und wiederkömmt. Sein Haar ist dunkelfarb, und sein Fell dienet vortreflich gegen die Winterkälte. Er hat einen langen schwarzen Bart, und sein Leib ist gröser, als der ordentlichen Ziegenböcke ihrer. Das Weiblein ist kleiner, lichter an Farbe, ohne Bart, und hat auch kleinere Hörner. Wenn der Steinbock von dem Jäger verfolget wird, und einen bequemen Raum zum Anlauf vor sich siehet; so rennet er auf den Jäger loß, und stürzt ihn vom Felsen hinab. Seines Schweißes oder Blutes ein Theil mit sechs Theil Most gekocht, davon des Morgens, Mittags und Abends im Bade, drey Tage nach einander, getrunken, vermag, den Blasenstein, und führet ihn in einem Saufe aus.

Steinbuche, s. Buche.

Steineiche, s. Eiche.

Steinesche, s. Esche.

Steineule, s. Eul.

Steinfletsche, **Steinklatsche**, ist ein kleiner Vogel, welcher der Grasmücke nicht allein von Gestalt merklich beykommt, nur daß er ein klein wenig wichtiger, und als Bauche weisset als jener ist; sondern auch mit seinem Fluge, seinem Laute und übrigen Thun eben so, wie die Grasmücke, geartet ist. Doch ist diese Steinklatsche lieber auf Brachäckern, dürren Leeden und Steinritzen, als auf Wiesen, wie jene. Sie brütet auch ihre Jungen an solchen Orten bey der Erde in Lö-

chern aus, woselbst sie, wenn man dieser ihrer Brut unwissend zu nahe kommt, dieselbige mit ihrem vielfältigen Hin- und Herfliegen, auch Auf- und Niederschlagen mit dem Schwanze, und vielem Locken, sogleich verräth; wiewohl sie dieselben in den Steinen dergestalt verblendet zu setzen weiß, daß man Mühe hat, sie zu finden. Es hat dieser Vogel gemeiniglich vier weisse, und unvermerkt gesprenkelte Eyer. Er nähret sich und seine Jungen mit nichts, als Gewürme; und ziehet zur Herbstzeit, wie andere Vögel, mit weg; und zwar so, daß sie eben nicht die letzten sind; im Frühjahre aber finden sie sich zu rechter Zeit wiederum ein.

Steinforellen, sind nichts anders, als die sonst sogenannte Wald- oder Bachforellen, s. Forelle.

Steingeiß, s. Gems.

Steingeyer, s. Geyer.

Steinhänfling, s. Hänfling.

Steinhuhn, s. Schneehahn.

Steinkauz, s. Eul.

Steinklatsche, s. Steinflatsche.

Steinlinde, s. Linde.

Steinmarder, s. Marder.

Steinbeißker, s. Beisker.

Steinrödel, s. Steinröthel.

Steinröthel, Steinröthling, Steinrödel, ist ein schöner und lieblich singender Vogel, welcher in Niederösterreich und Tyrol gefunden wird, und in Steinfelsen und alten hohen Gemäuren nistet. Er ist in der Grösse einer Weiß- oder Zippdrossel. Das einen subtilen und länglichten Schnabel, ist am Halse und an der Brust schön himmelblau, etwas dunkler, als der Eisvogel, auf dem Rücken und an den Flügeln aber schwärzlicht. Er wird gefangen, wenn man einen seines gleichen, oder in dessen Ermangelung, ein Käutzlein in einem Käfig aufsetzet, und da herum Leimspindeln steckt, so bleibt er daran hängen. Den frischgefangenen muß man erstlich die Flügel binden, solche in ein mit Papier vermachtes Häuflein einsetzen, und ihnen klein gehacktes, von Hayt und Geäder gereinigtes Schafherz, oder von unten beschriebenem Geäße ein wenig vorgeben, bis er es selbst zu fressen anfängt.

Sie brüten des Jahrs dreymal, nemlich im April, zu Ende des Mayen, und im Julio, und haben jedesmal zwey, drey, auch bisweilen vier Junge. Dieselben müssen allein durch die Jäger und Gemsensteiger ausgenommen werden. Das rechte Geäse vor die Steinröthel zu machen, nimmt man von weissem Kichermehle zwey Pfund, und der schönsten auserlesenen süssen und geschälten Mandeln ein Pfund, zerstösset solche in einem Mörser, thut drey Unzen frische Butter in ein küpfernes wohl verzinntes Becken, mischet das Mehl und die gestossenen Mandel dazu, setzet es auf ein Kohlfeuer, rühret es mit einem hölzernen Löffel wohlum, thut zwey Eyerdottern, ein wenig Safran, und wenn die Butter zu schmelzen anfängt, etwas ausgelassenes Hauig dazu, und rühret es stets um, daß sich alles recht untereinander vermen-

ge und körnicht werde. Darnach nimmt man ein Sieb, nachdem die Körner werden sollen, und reutert es durch. Was nicht durchgehen will, wird aufs neue wieder gesotten, und abermal durch das Sieb getrieben. Dieses Geäße zu erhalten, wird Honig darauf gegossen; so hat man vor einen Vogel auf ein halb Jahr lang genugsam Futter.

Steinröthling, s. Steinröthel.

Steintaube, s. Taube.

Steinziege, s. Gems.

Stellen, Aufstellen, wird bey dem Jagdwesen, Vogel- und Fischfang gesagt, wenn die dazu gehörigen Tücher, oder Netze und Garne mit Leinen oder Forkeln also ein- und aufgerichtet werden, daß sich die begehrten Thiere oder Fische, desto eher darinn verwickeln und fangen mögen, s. a. Nachstellen.

Stellen, Gestellen, wird auch gesagt, wenn die Jagdhunde ein wildes Schwein anfallen, daß es Stand halten und mit ihnen streiten muß.

Stellflügel, s. Flügel.

Stellgrädlein, ist ein in dem Erdboden gegrabener Raum, worein die Stellstäbe bey einem Vogelheerd geleget werden.

Stellstab, heißt bey den Vogelstellern ein Stock, der ein gerichtetes Garn leitet und führet, wenn die Vögel mit der Wand gefangen werden sollen.

Stellstangen, s. Forkeln.

Sterbvogel, s. Seidenschwanz.

Stich, heißt im Teich- und Garstenbau die Tiefe von einer halben Elle, also daß sechs Stiche drey Ellen tief ausmachen. Sonst aber verstehet man durch das Wort Stich gar öfters auch die sogenannten Fischgruben oder Gräben in den Teichen, welche fischbar gemacht werden, worein sich die Fische zusammen ziehen, und daraus sie nach einander geschwinde zu fangen. Solche Stiche zum Fischfangen oder die Fischgruben sind besonders dazu nöthig, daß die Fische zur Winterszeit Tiefen haben, darinnen sie sich vor Kälte und Frost bewahren können. Die Hauptstiche oder Fischgruben sind gemeiniglich an und vor den Dämmen und Wasserbetten, wo es nicht der lockere Boden und Sand verhindert, weil man sonsten um dessen willen den Stich ein wenig mehr in den Teich einziehen muß, am allerbequemsten anzulegen; denn den kunstlich oder das daraus gegrabene Erdreich kann man bey dem Bau und Renovierung allezeit bequem auf den Damm bringen; auch ist dieser das vestere nahe anliegende Erdreich, auf welches man mit dem Fischen bey der Abfischung am besten kommen und handthieren kann. Die zum Verwägen nöthigen Waagen werden hier errichtet. Wer über den Verkauf die Obsicht hat, kann an solchem Orte alles wohl besorgen, und das Heraustragen der Fische aus dem Teiche ist am Damme auch eher möglich zu machen, als an denen Orten, wo nicht das Land darüber der Zufluß zum Teiche erfolget, von lauter Sand bestehet. Wenn die Teiche groß sind; so erfordern sie auch geraume Stiche; weil diese zur Zeit der Fi-

schereyen dienlich, und auch sowohl im Sommer als Winter den Fischen zu ihrer Erhaltung zuträglich sind. Im Sommer dienen solche zu ihrer Abkühlung, zumalen wenn deren Grund reine ist; sie können sich auch vor den Raubvögeln besser darinn verstiefen; und wenn auch im Winter alles ausgefrieret, bleiben doch die Stiche und Fischgruben von rechter Tiefe vom Frost befreyet.

Stichel, welche man bey dem Jagdwesen zu dem Garn- und Lappenstellen brauchet, sind nichts anders, als eine Art von Pflöcken, oder kleinen Pfählen, die nur von einem runden Stücke Holz gemacht, von unten her aber mit einer eisernen Spitze versehen sind. Jedoch ist diese eiserne Spitze nicht so stark, als ein Pfahleisen, weil zu diesem kleinen Zeuge nicht so grosse Löcher, als wie zu den hohen Tüchern, nöthig, und also auch diese mit solchen Stichelu gar geschwinde gemacht sind. Ueber dieses sind solche Stichel auch bey dergleichen geschwinden Arbeit leichter fortzubringen.

Stichelеisen, s. Pfahleisen.

Stichenling, s. Stichling.

Stichling, Sticherling, lat. Pungitius, Spinachia, Piscis aculeatus, franz. *Epinoche*, ist ein kleiner und schmaler weisser Fisch, welcher von den spitzigen Stacheln, damit ihn die Natur am Bauche und Rücken, wie auch an den Floßfedern versehen hat, den Nahmen führet. Er wird kaum zwey Zoll lang, und ist schlecht vom Geschmacke, hiernächst aber auch deswegen verdrüßlich zu essen, weil an den vielen kleinen Stacheln, welche man nicht mit essen kann, viel und lange zu klauben ist; dahero sie fast gar nicht geachtet werden. In den Teichen aber nähren sich die Hechte und Forellen desto besser davon. Sie sind in Flüssen, Landseen und Teichen, besonders bey warmer Witterung, häufig auf der Fläche des Wassers zu sehen. Wo sie häufig gefangen werden, kann man auch fein junge Enten damit aufziehen und fett machen. Sie streichen im Monate May.

Stiefel, bey dem Jagdwesen, s. Forkeln.

Stieglitz, Distelfinke, latein. Carduelis, Cardelus, französ. *Chardonneret*, ist einer von den schönsten Vögeln, die wir in Deutschland haben. Der vordere Theil des Kopfs ist recht hoch Ponceauroth, und diese Röthe gehet um den Schnabel herum. Wo das Rothe auf dem Kopfe aufhöret, gehet ein breiter schwarzer Strich bis auf den hintern Theil des Kopfs. Dieser breite schwarze Strich ist mit Weiß eingefasset, welches sich hinab unter die Augen, und gar bis an die Brust erstrecket, jedoch von der rothen Kehle angenehm unterbrochen wird. Das hintere Theil des Kopfs ist ebenfalls Kohlschwarz, und wo dieses aufhöret, folget ein kleines dunkelweisses Flecklein, und darauf fänget eine angenehme ziemlich hellbraune Farbe an, und nimmt den ganzen Rücken ein, bis nahe an den Schwantz, da dasjenige weisse Flecklein kommt, welches so viel Vögel mit einander gemein haben. Der Schwantz ist Kohlschwarz,

schwarz, und hat an einer jeden Feder, vornen an der Spitze, ein blaßweisses Pünctlein; die äussern Federn am Schwanze aber, bey einigen auf jeder Seiten zwey, bey andern auf jeder Seiten drey, sind mit schneeweissen Spiegeln gezieret. Die Flügelfedern sind ebenfalls Kohlschwarz, und theils derselben an der Spitze mit weissen Flecken versehen; mitten aber haben sie so hochgelbe Streiffen, daß sie schöner nicht gemacht werden können. An der Kehle, so bald das um den Schnabel gehende Rothe unter derselben aufhöret, sind sie weiß, und fangen sich so bald unter der Kehle schöne rothbräunlichte Federn an, welche zwar sich um die ganze Brust, und noch etwas weiter erstrecken, aber dazwischen überall das Weisse hervor schimmen lassen, bis unten am Bauche, ziemlich nahe an der Brust, solche schöne schneeweisse Farbe den Platz allein behält, und bis zum Schwanze währet.

Das Weiblein hat eben auch alle diese Farben, aber in geringerm Maaß; denn bey dem Weiblein ist der rothe Fleik am Kopf weder so schön roth, noch so breit; so ist auch das Weisse auf den Seiten nicht so schön hell, sondern siehet etwas schmutzig aus. Sonderlich ist es daran zu erkennen, daß die Flügbeinlein oder Achseln des Männleins vom Leibe an, bis hinaus an das Ende des Flügels, mit kohlschwarzen Federn bedecket sind; dahingegen das Weiblein von dem Leibe an, bis über die Helfte der Flügelbeinlein, nur braune Federn hat. Ferner ist zwar der schneeweisse Schnabel im Winter, sowohl bey dem Männlein, als Weiblein, oben auf der Spitze mit einem schwarzen Streiflein bezeichnet; dieses vergehet aber bey dem Männlein durch das Gesänge, bey dem Weiblein hingegen bleibt es das ganze Jahr, es müßte denn schon etliche Jahre alt seyn. Seiner Leibesgestalt und Grösse nach ist dieser Vogel einem Hänfling gleich; wiewohl es zweyerley Stieglitze giebt, davon die kleinere Art einem Hänflinge nicht ganz gleich kommet, auch nicht so schön, als die grössere Art, von Farben ist. Sein Schnabel ist länger, als ein Hänflingsschnabel, vornen zwar eben so spitzig, aber etwas gebogen, daß man sonst bey keinem sich mit Körnern nährendem Vogel dergleichen finden wird. Im übrigen ist dieser Vogel sehr kurzbrüchicht, und mit einem ziemlich kurzen Schwanze versehen.

Sein Aufenthalt ist in Wäldern und Gärten, in welchen letztern er am liebsten ist, und ausser der Brutzeit die Gewohnheit hat, manchen Tag einen ziemlich weiten Weg dem Fraß, über Felder und rauhes Gebürge, wo viel Disteln wachsen, nachzustreichen, und denn wiederum seinen Weg zurück und herwärts zu nehmen. Sein rechter Strich geschiehet zwischen Bartholomäi und Michaelis, und der Wiederstrich im Frühling im Merz; verhält sich aber nicht viel anders, als der Hausperlingsstrich; massen, ungeachtet solches Hinwegstreichens, im Winter doch so grosse Schaa-

ren gesehen werden, als man im Herbst gehabt hat. Er bauet sein Nest meistens mitten auf die hohen Bäume, auch wohl auf blossen Hopfenstangen, und zwey bis drey Manns hoch jungen gepfropften Bäumen, und pfleget solches auf das äusserste der Aeste hinaus, aber so veste zu setzen, daß es vor allem Sturm und Ungewitter sicher ist. Auswendig bauet er meistens mit grünem Baummoos, wie der Finke; inwendig aber siehet es ganz anderst aus, und ist viel zärter; wie denn der Stieglitz so gar gewisse in den Wiesen stehende Blumen, die wie Federn aussehen, an statt der Wolle nimmt, weil sie nicht weniger weich sind, als dieselbige. Das Weiblein brütet zwey- bis dreymal den Sommer über, und brütet vier bis fünf Junge aus, die anfänglich nicht so schön von Farben, wie die Alten, sondern grau, wie eine Sperlingsficke aussehen, ausser daß sie gleich die gelben Federn in den Flügen bekommen. Nach der Brut versammlen sich die Stieglitze in grossen Hauffen; erzeigen sich auch, wie alle solche Vögel sehr begierig zur Lock, und singen das ganze Jahr, ausser wenn sie sich mausen. Sie baden sich im Wasser, und tragen ihren Jungen das Geätz im Kropfe zu, so, daß sich zu verwundern, wie man die Stieglitze unter die Finken zehlen, und Distelfinken nennen mag, da doch solche Eigenschaft, anderer zu geschweigen, genugsam anzeiget, wie weit dieser Vogel von dem Finkengeschlechte unterschieden sey.

Ihre Speise ist in der Freyheit der Saame von Disteln, sonderlich von den rothen, ingleichem von Kletten, Mohn, Hanf, Salat, Hirsen und andern solchen Gewächsen, deren Saamen auf Stengeln stehet, wie auch die kleinen grünen Läuse oder Würmlein, so man im Sommer an Pflaumen- und andern Bäumen auf den Blättern findet, mit welchen sie sonderlich die Jungen ätzen. In dem Vogelhause nehmen sie mit purem Hanf vor lieb; jedoch ist besser, weil man es leicht thun kann, daß man ihnen alles dasjenige auch gebe, was sie in ihrer Freyheit genossen. Wenn man sie, da sie neun oder zehen Tage alt sind, aus dem Neste nimmt, und mit eingeweichtem Rübsen- oder Rübsaatsaamen, aus dem man Oel zu schlagen pflegt, noch besser aber, mit in Milch geweichter Semmel, oder auch mit frischen Ameiseyern anfüttet, thun sie es an Zahmigkeit fast allen Vögeln zuvor. Weil es aber am besten, daß man nur einen nehme, als welcher viel zahmer wird, wenn er keine Cameraden hat; so ist zu wissen, daß auch im Nest die Männlein dadurch von den Weiblein unterschieden werden, daß diese am Kopfe und Rücken viel schwärzlichter, die Männlein hingegen viel lichtbrauner anzusehen sind. Die Alten lieben ihre Jungen dergestalt, daß, wenn man einen Nestling bekommen, denselben in einen Vogelbauer thut, und täglich fortrückt, die Alten ihm bis in das Haus folgen, und ihn so lange ätzen, bis er selbst fressen gelernet.

Sie

Sie werden mit Klobes, Leimruthen und Schlagwaden, auch mit Sprenkeln gefangen. Wenn ein Stieglitzmännlein zu einem Canarienweiblein gelassen wird, begatten sie sich, und zeugen eine Bastart- oder Zwitterart, Canaristieglitz genannt, die um den Kopf einem Stieglitz, am Leib aber einem Canarienvogel gleichet, und ein vermengtes, doch liebliches Gesänge hat.

Stieglitz, nennet man auch eine gewisse Art kleine Fische, die fast in allem, wie die bereits an gehörigem Orte beschriebenen Ellritzen, gestaltet, vorne aber etwas runder, und hinten hinaus schmäler sind; sonst stehen sie auch in denen Bächen gerne zwischen Ellritzen. Ihr Kopf und der Rücken sind durchaus schön buntfleckicht; weshalben ihnen auch nach dem buntfleckichten Stieglitzvogel eben dieser Name beygeleget wird. Sie suchen sich zwar mehr unter den Ufern, und in der Tiefe zu verbergen, als die Ellritzen; sie werden aber doch mit selbigen vielfältig gefangen. Ihre Laichzeit ist im Maymonat; sie vermehren sich aber nicht so gar stark, als die mehrerwähnten Ellritzen. Sie haben zwar auch einen ziemlich guten Geschmack, jedoch dieser ihrem nicht gleich.

Stieleiche, s. Eiche.

Stint, Stinz, lat. Apua, Aphya lacustris, Apua Phalerica, ist ein kleiner Fisch, etwan vier Zoll lang, und einen halben Zoll breit, welcher einen spitzigen Kopf, einen dunkelbraunen ins Blaue spielenden Rücken, und weissen Bauch hat. Flossfedern führet er zwar an den Kiefen, zwey mitten am Bauche, eine unten am Bauche, und eine auf dem Rücken; der Schwanz aber ist gespalten. Er hält sich nur in Seen und Teichen auf, und liegt das ganze Jahr auf dem Grunde im Schlamme. Wenn er aber im Merzen laichet; so tritt er in die Höhe, und schwimmet in solcher Menge mit einander, daß man ihn Hahmenweise fangen, und herauslangen kann. Solches geschiehet auch im Herbst gegen Martini zu. Sein Fleisch ist weich, mager und ungeschmackt, hat einen widerlichen Geruch, und giebt wenig Nahrung, und kann dahero nicht mit unter die gesunden Fische gezehlet werden; weswegen er auch nicht sonderlich geachtet wird, es sey denn zu Amsterdam und Hamburg, wie auch zu Bremen, allwo er häufig sowohl gekocht und gebacken, als auch gebraten gegessen wird. Man nennet ihn daselbst Spierling, und sonst auch Heuringe.

Stinz, s. Stint.

Stipes, s. Stamm.

Stock, lat. Truncus, franz. *Tronc*, *Souche*, heißt ein Stümmel, so von abgehauenem Holz in der Erden überbleibet. Tannen- Kiefern- und Fichtenstücke schlagen selten wieder aus, dahero am besten gethan ist, die Stockscheitschläger, oder Roder werden, so bald dergleichen Bäume gefället, zum Ausroden der Stöcke angeleget, zumal da dieser ihr Holz, so es frisch, sich besser zerschlagen läßt, als wenn die Stöcke Jahr und Tag gestanden,

ſtänden, und ſolchemnach ſehr worden. Die Löcher müſſen wieder zu, und gleich gemachet werden; auch ſollten die Forſtbedienten eingeſammelten Holzſaamen vorräthig haben, die Flecke, wo gerodet, damit beſtreuen, und ſolchen vermittelſt eiſerner Rechen umhacken laſſen. Werden die Stöcke erſt gerodet, wenn nun ſelbige wieder junges Holz aufgeſchlagen, iſt es dieſem ſehr ſchädlich; daher müſſen die Stöcke ſolchem Umſtande nach ſtehen bleiben, bis das Holz ziemlich aufgewachſen, und die Wurzeln der Stöcke abgefaulet, damit man ſolche leichtlich, und ohne Schaden der jungen Bäume, aus der Erden heben kann. Wo dieſes Ausbrechen der Stöcke denen Forſtbedienten als ein Accidenz zugeeignet iſt, muß der Herr des Holzes darauf ſehen, daß die Stockſchmatzen nicht zu lang gelaſſen, und die Holzhauer in dem harten Holze, beſonders zu Beobachtung dieſes, angewieſen werden. Weil auch die Ausrottung der Stöcke ein ziemliches zur Erhaltung der Wälder und Waldungen beyträget, in Betracht ſolche, wo Stockholz zum Feuern vorhanden, keine Bäume hergeben dürfen; ſo iſt um ſo vielmehr nöthig, ſolche werkſtellig zu machen. Friſches Stockholz von Eichen, Ahorn, Lennen, Rüſtern, Ilmen, Kiefern, Fichten und Tannen giebt hiernächſt gute Kohlen; Buchen, Erlen, Aſpen und Birken hingegen ſind diſfalls wenig, oder gar nichts nütze, zumal wenn deren Stöcke länger als ein Jahr in der Erde geſtanden. Die Kiefernſtöcke bleiben gemeiniglich zu Kienß, und vor die Pechhütten, um Pech daraus zu machen, ſtehen, müſſen jedoch auch friſch gebraucht werden, wenn Nutzen erfolgen ſoll.

Stockadler, ſ. Adler.

Stockbarſch, **Hauptbarſch**, **Stockpärſche**, nennen einige die gröſſere Art vom Bärſchen, ſo in den Flüſſen zu finden.

Stockgarbe, ſ. Forſtgarbe.

Stockgarn, ſ. Flachgarn.

Stockgüter, ſind ſolche Oerter oder Plätze, wo vormals Holz geſtanden, die aber nun als Aecker oder Wieſen genützet werden. Was der Forſtherr vor ein Recht darauf habe, davon ſ. Stöckenrecht.

Stockkohlen, **Grubenkohlen**, ſind kleine Kohlen, welche von etwas ſtarken Waſenhecken in Gruben verkohlet werden. Vor einigen hundert Jahren wuſte man bey den Eiſenhüttenwerkern von Hohen- und Blauöfen noch nichts, ſondern man brauchte zu Schmelzung des Eiſenſteins die Zerrenn-heerde, und weil hierzu keine grobe und Mittelkohlen, ſondern nur ſehr kleine Kohlen gebraucht werden könnte, die noch geringer, als Quandel ſind, ſo verkohlte man etwas ſtarke Waſenhecke, welche man Grubenkohlen nennete, weil das Verkohlen derſelben in Gruben, welche in die Erde gegraben würden, geſchahe. Konnte man ſolche Waſenhecke nicht hinlänglich haben; ſo ſchlug man, wie einige alte Nachrichten lauten, die gröbern Kohlen zum Gebrauch vor die Zerrennheerde mit Dreſchflegeln entzwey; nachhero aber ſehr

sehr reichhaltige und guterige Eisenstein abgewommen, und der strengere, auch geringhaltigere sich auf diese Weise nicht mehr schmelzen ließ; so gerieth man auf die Erfindung der Zerrennöfen, Blauöfen, und endlich der jetzo meistens im Gebrauch seyenden hohen Oefen, wobey keine andere als Mittel- und grobe Kohlen zu gebrauchen stehen; wannenhero das Grubenkohlen wenig mehr üblich, noch auch weiter erforderlich ist.

Indessen kann das Grubenkohlen in einigen Fällen annoch nützlich gebraucht werden. Der gewöhnlichste Fall ist, wenn in grossen gebürgigten Forsten so viel Hecke vorfällt, daß sie, wegen der Entlegenheit vom Lande und des kostbaren Fuhrlohns, nicht verkauft werden kann; alsdenn kann man solche Hecke vor die Schmiede, welche kleine Sorten von Nägeln, und andere gar kleine Eisenwaare machen, mit einigem Nutzen verkohlen. Nicht weniger, wo sehr guter, doch so wenig Eisenstein vorhanden ist, daß darum kein hoher oder Blauofen angelegt werden kann, oder auch, wenn ein ausserordentlich gutes, nicht nur zähes, sondern auch dichtes Eisen, welches auf dem Zerrennheerde am besten, und zuverläßigsten gemacht wird, nöthig ist; da macht man zu dessen Behuf Grubenkohlen. Zu welchem Ende der Köhler eine Grube in die Erde gräbt, welche oben 6 bis 7 Fuß weit, und ungefehr 4 Fuß tief ist, und unten etwan einen Fuß schräge zusammen läuft, oder enger wird. In diese wirft er die in Wasen gebundene Hecke, zündet solche an; so bald die Flamme nicht mehr dampfig ist, sondern klar zu werden beginnet, wirft er frische Hecke nach, stosset solche so dichte nieder, daß nur das Feuer nicht ausgedämpfet werde, bis endlich die Grube auf zwey Drittheile mit Kohlen angefüllet ist. Nachdem nun die zuletzt aufgeworfene Hecke fast aufhört, eine Flamme zu geben; so bewirft man solche mit Stübbe und Erde; da sich denn die Grube nach Ablauf von Tag und Nacht kühlet. Die herausgezogenen Kohlen breitet der Grubenköhler auseinander, und löschet das etwan darinnen noch befindliche Feuer, welches sich sofort äussert, aus. Diese Kohlen werden vor dem Gebrauche durch einen Röder oder gröbliches Sieb geschlagen, dadurch die zum Feuern brauchbare Kohlen von der Stübbe geschieden werden.

Zu einem Fuder Grubenkohlen gehöret eine unglaubliche Menge Hecke, und von einem Fuder gehet durch das Aussieben fast die Helfte ab, welche zur Feuerung nicht brauchbar ist; die übrigen sind überdem sehr leicht und mürbe, weil das schwache Reisholz der strengen Flamme zu lange ausgesetzt gewesen, und können nicht weit, am wenigsten bey sehr regenhaftem Wetter, ohne zu verderben, verfahren werden. Das schlimmste dabey ist, daß ein vorsichtiger Forstbedienter nicht gestatten kann, Grubenkohlen bey etwas anhaltendem trocknem Wetter zu machen, damit das durch die heftige Flamme in die Höhe getriebene Laub und Nadeln, indem solche vom Winde weit fortgetrie-

getrieben werden, die in der Nähe stehenden Oerter nicht anzünde.

Wegen dieser und anderer Unbequemlichkeiten kam das Stockkohlen auf. Zu dem Ende wurde das stärkste unter dem Wasenholze oder Reisig ausgehauen, oder ausgestocket, davon ordentliche Meiler gemacht, und solche in Miehlern gewöhnlicher massen verkohlet; wobey, wie aus obigem erhellet, die Miehler kleiner als gewöhnlich, auch das Feuer weit geschwinder geführet werden muß. Diese Kohlen heissen Stockkohlen, und sind mit den Stuckenkohlen, welche an einigen Orten auch Stockkohlen heissen, nicht zu verwechseln. Es thun solche den Kleinschmieden ungemein gute Dienste, erfordern aber fast noch einmal so viel und sehr dicht liegende Meiler, als die gewöhnlichen Stangen- und Baumkohlen. Zudem sind solche sehr kostbar, da das Ausstocken viele Zeit und Mühe erfordert. Die Absicht beym Anfange des Kohlwesens, die Stätten durch das Verkohlen der Stockmeiler abzuwärmen, gaar zu machen, und dadurch an dem gewöhnlichen Meilerholze ein ansehnliches zu ersparen, fällt ganz und gar weg. Gegen ein gewöhnliches Kohlholzmeiler, das dadurch gewonnen wird, gehen gewiß zwey Stockholzmeiler verlohren, die in Ansehung der Unkosten weit mehr werth sind.

Durch das stärkste dieses Stockholzes wird denen Kohlholzmeilern das Schmalholz genommen; welches doch sonderlich bey Baumholzmeilern zum Ausstümpeln, Ausschmeilen und Schichten sehr nöthig ist, und wo es fehlet, eine sehr schlechte Auskohlung, der Güte und dem Maaße nach, unvermeidlich verursachet. Durch Ausstockung des Schwächern werden ferner die Waasen fast ganz unbrauchbar gemacht, und ist der Rest zur Feuerung kaum so gut als Stroh, und tief in den Forsten nicht das Aufbinden werth. Endlich so ist nicht möglich, im Frühjahr mit dem Ausstocken zeitig genug fertig zu werden, daß man beym Anfange des Hauptkohlwesens die Stätten damit abwärmen könne; wollte man aber die zu spät ausgestockten Meiler bis aufs künftige Jahr liegen lassen; so würde dieses schwache Holz indessen gröstentheils verderben, und weil man mit der Hauung des Kohlholzes fortrucket, ein dem jungen Anwachs schädliches, und viele Kosten erforderliches hin und wieder Schleppen solcher Meiler nöthig seyn.

Stockraum, heißt im Forst ein abgeholzter Platz, wo die Stöcke noch stehen. s. Gehau.

Stockrecht, s. Stöckerrecht.

Stockscheite, heissen diejenigen Scheite, welche von denen in der Erde stehen gebliebenen Stöcken geschlagen werden. Diese Stöcke werden mit grosser Mühe ausgegraben, von den kleinen Wurzeln gereiniget und hernach gespalten. Stockscheite zu machen, ist eine saure Arbeit, und muß man daher vor eine solche Klafter 2 bis 3 mal mehr, als vor eine Klafter Kernscheite zu machen, geben.

Stöber, Stöberer, franz. *Pillart, Querelleur*, heißt ein Hund, welcher bey dem kleinen Weydewerke gebraucht wird, Hasen, Rebhühner, Schnepfen und andere Vögel in Feldern zu suchen und aufzutreiben. Dazu nimmt man meistentheils die von einem Hühnerhunde und Dachskriecher gefallenen Zwitter, welche das Suchen und Revieren von Natur an sich haben. Sie sind gemeiniglich buntscheckicht an Farbe, und müssen nicht weitläuftig in den Feldern herum streichen, sondern nur kurz vor dem Weydmanne auf 10 bis 20 Schritte revieren, aufsuchen und fortstöbern, damit die Windhunde, den Hasen einzuholen, nicht zu weit laufen müssen, der Falkenier auch seinen Vogel recht anbringen könne, und nicht fehl stossen lasse, oder der Weidemann mit seiner Flinte einen weiten Hasen nicht fehlen möge. Denn die weitläuftigen Stöber überschnellen nicht allein leichtlich die Fährde, sondern lassen auch manches Huhn, Schnepfe oder andere Vögel unberührt sitzen, die sie aus Unachtsamkeit nicht suchen, vielweniger auftreiben.

Man nimmt meistens zwey bis drey oder vier Stöberhunde mit sich, das Feld allenthalben reinlich auszusuchen; man muß sie aber vorher hin und wieder von einander zu suchen angewöhnet haben, damit, wenn gleich einer etwas findet, die andern dennoch ihr Suchen fortsetzen; wiewohl es anfänglich schwer hält, daß sie nicht gleich einstimmig zusammen fortjagen sollten. Es muß ihnen aber dieses nicht mit Schlägen, sondern mit guter Art abgewöhnet werden; sonst würden sie nicht voneinander, sondern beysammen, oder einer hinter dem andern suchen lernen, und also nur einer Dienste thun, auch manches solchergestalt sitzen lassen.

Stöberer, s. Stöber.

Stöckerrecht, Stockrecht, heißt der Zehenden, und andere Abgaben, welche dem Forstherrn von Plätzen, wo vormals Holz gestanden, entrichtet werden müssen.

Stöhr, Stör, lat. Acipenser, Acipensis, Sturio, Stora, franz. *Esturgeon, Eturgeon, Etourgeon, Creac; Porcelette*, ist einer von denjenigen Fischen, die ordentlich im Meere wohnen, aber aus demselben in die Flüsse und Ströhme, und zwar nicht ohne Unterschied in alle, sondern nur in die gröstern, als in die Donau, Elbe, Oder, Weichsel u. d. g. ausstreken. Die beyden ersten lateinischen Nahmen sind sein rechter Nahme, die andern beyde aber nach dem Deutschen gedichtet. Doch scheinet der Nahme **Stöhr** vom **Stöhren** und **Nachsuchen** herzukommen, weil sein Rüssel lang, und zum Nachsuchen bequem ist. Neben diesem langen, starken, und spitzigen Rüssel, hat er auf jeder Seite vier, mit einem harten Deckel verwahrte Kieffen, und fast unter den Augen, am Untertheile des Rüssels, ein so kleines Maul, ohne Zähne, daß er allein saugen muß, wenn er seine Nahrung suchen will. Vor demselben hängen gleichsam zur Beschützung vier Zasern, als ein doppelter Bart. Der Bauch ist flach

flach und weiß, der Rücken aber eckicht und dunkelgrün, welche Farbe an den Seiten lichter wird. Die Flossfedern sind weißlicht; zwey sitzen neben den Kiefen, zwey am Bauche, eine unterhalb des Bauchs an dem Schwanze, und eine auf dem Rücken, nicht weit vom Schwanze. Längst dem Rücken und auf beyden Seiten ist er mit starken knorrichten Schilden, in fünf Reihen, dermassen verwahret, daß man ihn daselbst mit dem schärfsten Degen nicht leichtlich verwunden kann. Vom Kopfe lauft durch den Rücken bis an den Schwanz, zu Bevestigung des ganzen Fisches, eine Fingers dicke Senne, welche insgemein Stärke genannt, und von den Köchen bey seiner Schlachtung ausgerissen wird.

Sein Fleisch ist weiß, gelinde und nahrhaft, dem Munde lieblich, und dem Magen angenehm, aber darneben ihm fast schädlich, weil sein Fett etwas beschwerlich ist. Er wird entweder stückweise gebraten, oder mit einer Senf- oder Butterbrühe zugerichtet, oder in Pasteten eingeschlagen. Man siedet ihn auch ab, und legt ihn trocken auf eine Serviette. Ueber den gesottenen Stör ist auch eine Sosse von halb Butter und halb Wein, nebst etwas Weinessig, einem zerschlagenen Eyerdotter, etwas gerieben Brodt und Corinthen wohl durchkocht, nicht nur angenehm, sondern auch piquant. Die in dem Meere wohnen, sollen viel kleiner seyn, als die in die süssen Wasser kommen, als woselbst sie merklich zunehmen sollen; wie sie denn zu 12 auch 16 bis 18 Fuß lang gefangen werden. Wegen ihrer besondern Stärke, so sie im Rüssel und Schwanze haben, müssen sich die Fischer eben so starke Netze, als man zur Hirsch- und wilden Schweinsjagd gebraucht, anschaffen, wenn sie auf seinen Fang ausziehen.

Stöhrstange, s. Fischtrampe.

Stör, s. Stöhr.

Störente, s. Ente.

Störstange, s. Fischtrampe.

Stösser, s. Stoßvögel.

Stopfen der Hunde, was es bey der Parforcejagd seye, und wozu es nütze, davon s. Parforcejagd.

Stora, s. Stöhr.

Storch, Storck, Adebar, Ebeher, Ebiger, lat. Ciconia, franz. *Cicogne*, ist ein grosser Vogel, welcher eine zwischen dem Kranich und Reiher mittelmäßige Grösse, sonst aber gemeiniglich weisse und schwarze Federn, sehr lange, dürre und rothe Füsse, wie auch einen langen, rothen und dicken Schnabel, aber eine gar kurze, und nach Plinii Meynung gar keine Zunge hat. Die jungen Störche hingegen haben graue Füsse und auch solche Schnäbel. Eigentlich aber giebt es derselben zweyerley Arten, weisse und ganz schwarze. Die weissen mit schwarzen Fittigen sind gemein, halten sich gerne nahe an, ja auf den Häusern, in Städten und Dörfern auf, nisten gerne auf den Dächern und Schorsteinen, oder gestümmelten hohen Bäumen.

men. Die ganz schwarzen aber sind lieber in den Wäldern. Sie nähren sich von allerley Ungeziefer, Fröschen, Schlangen, Eydexen und dergleichen, so sie auf nassen Wiesen, in Morästen und Sümpfen zusammen suchen, fressen auch die Brut der Lerchen, Wachteln und Feldhühnern, wo sie dergleichen finden; besonders sind sie den Bienen sehr schädlich, welche sie in denen Wiesen von den Blumen dermassen häufig ablesen, daß man ihrer oftmals ganze Hände voll bey denselben gefunden hat.

Ihre Brut währet drey Wochen, und bringen sie meistentheils drey bis vier Junge aus, denen sie erstlich lauter halb zerquetschte Speise an Kröten, Fröschen, und andern dergleichen vorlegen, bis sie so stark werden, selbsten etwas zu zerreissen, da ihnen denn von den Alten die ganzen Stücken in dem Schnabel zugetragen werden. Wenn man einen jungen Storch aufziehet; so kann man ihn gewöhnen, daß er des Tages auf die Wiesen nach seinem Futter ausgehet, und des Abends wieder zurücke kommt; es wäre denn ein Ungewitter, Platzregen oder Sturmwind zu erwarten, da sie frühzeitiger nach Hause kehren. Zu Hause giebt man ihnen abgestandene Fische, Frösche, und das mitgenommene aus jungen Hühnern, Tauben, und anderm Geflügel zu fressen.

Gegen den Herbst ziehen sie weg, und kommen im Frühlinge wieder zum Vorschein. Man hält es vor ein gutes Zeichen, wenn sie gerne horsten, dahingegen soll dem Hause ein nahes Unglück

bevorstehen, wo sie ihr Nest, ausser der gewöhnlichen Zeit ihres Abzuges, verlassen, oder gar wegtragen. Ihr Fleisch ist schwarz, und taugt nicht zum Essen. In der Arzney dienet die Asche von dem Storche oder das flüchtige Salz in eine Essenz gebracht, wider den Gift und Pest, wie nicht weniger die aus seinem Blute bereitete Latwerge. Der Koth mit Wasser eingerühret, dienet wider die schwere Noth. Der Magen, oder wie die sauere Haut davon, gedörret und gepülvert, ist ein kräftiges Mittel wider den Gift. Das Herz vertreibt das Zittern in Gliedern, und stillet das Podagra, welches auch die aus der Haut bereitete Socken thun. Ein besonderes Oel von Störchen wird also verfertiget: Man nimmt einen oder zween Störche, die Nestlinge sind, schneidet ihnen die Kehlen ab, und fasset das Blut in eine zinnerne Kanne, rupfet die Störche sauber, zerschneidet sie klein, und thut sie sammt dem Magen und Leben, welche nicht in das Wasser kommen dürfen, zu dem Blute, gießt darauf ein, oder wenn die Störche schon etwas groß sind, zwey Pfund Oel, setzet die Kanne in einen Kessel mit Wasser, lässet es mit einander wohl sieden, schlaget es durch ein Tuch, und setzet es an die Sonne in einen Becken; so setzt sich das Oel oben, und mag es denn abgenommen werden. Es ist vortrefflich für alle Geschwulst, auch für die Schmerzen des Podagra. Anfänglich hat dieses Oel einen sehr widerwärtigen Geruch, welcher aber mit der Zeit vergehet, und leidentlicher wird.

Sonſt rühmet man von dem Storche abſonderlich 1) die Liebe der Alten gegen ihre Jungen, und dieſe wiederum gegen jene; 2) die Treue gegen ihren Hauswirth, 3) die Dankbarkeit gegen ihre Gutthäter, 4) die Keuſchheit, und 5) die Wachſamkeit. Daß ſie aber in gewiſſen Königreichen, z. Ex. in Engelland, ſich nicht aufhalten ſollen, wird von vielen nur für ein einfältiges und offenbar falſches Mährlein erklärt. Dieſes aber hat man doch als etwas beſonders angemerket, daß ſie auf den Inſuln, ſo etwas weit vom veſten Lande abgelegen ſind, nicht zu finden. Nicht beſſer iſt die Meynung, welche man zwar mit vielen albernen Geſchichten oder Gedichten behaupten will, daß die Störche von uns in die warmen Morgen- oder Mittagsländer ziehen ſollen; welches inſonderheit *Jo. Praetorius* in einer Diſſ. de Crotaliſtria tepidi temporis hoſpita, oder von der Storchs Winterquartier, nach der Länge widerlegt, und erweiſet, daß ſie nicht anderſt, als die Schwalben, bey uns überwintern. Indeſſen kann man doch bis auf den heutigen Tag noch nicht mit rechter Zuverläßigkeit ſagen, wohin ſie eigentlich ziehen, oder ſich verbergen, wenn ſie ſich im Herbſte bey uns verlieren. Zwar gehet der meiſten Meynung dahin, daß ſie ein wärmeres Land ſuchten. Hingegen berichtet auch *Campo-fulgoſus*, daß man in Lothringen bey einem See öfters groſſe Haufen halbverſtorbener Störche gefunden habe, die aber ſogleich wieder lebendig geworden, ſo bald man ſie in ein dabey gelegenes warmes Bad geſtecket und erwärmet.

Storch, ſ. Storch.

Stoßfalcke, ſ. Falcke.

Stoßgarne, nennen einige auch die Abſtechgarne.

Stoßgeyer, ſ. Geyer.

Stoßvögel, Stöſſer, heiſſen überhaupt alle diejenigen Raubvögel, welche ſich mit Gewalt aus der Luft auf die geſehene Beute von andern Thieren gähling herunter ſtürzen. Hieher gehören die Adler, alle Arten der Geyer, Habichte, Falken, Täuben, Vogelkrimmer, Sperber, u. d. g.

Strafbücher, wie ſie zum Beweiß der forſtlichen Obrigkeit dienen, ſ. Forſtgerechtigkeit, Lit. E) a).

Straſſenbaum, ſ. Teichfiſcherey, Nro. I. lit. B) γ) 2).

Strauchfang, ſ. Strauchheerd.

Strauchheerd, Buſchheerd, iſt eine Art von Vogelheerden, welche auf das freye Feld, jedoch nicht allzuweit von einem Walde angeleget, und allerley Arten kleiner Vögel, als Finken, Zeiſige, Quäcker, oder Gügler, Hänflinge, Stieglitze, und dergleichen, mit 30 bis 40 Schuh langen Wänden, gefangen werden. Man ſtecket nemlich drey viel Schritte lang, und anderthalb Schritte breit, grüne Waldſträuche und Büſche, wovon auch dieſer Heerd den Nahmen führet, in die Erde, und zwar ſein veſte zuſammen, damit der Wind nicht vermögend ſeye, ſolche zu verwehen. Ueber gedachte Büſche richtet man eine Wand von einer ziemlichen Breite, daß ſie nicht allein füglich über den ganzen

Busch und Strauch, sondern auch noch etwas auf die Erde fallen und schlagen kann. So bald nun ein Flug Vögel ankömmt; so fädet er, weil sonst keine andere Bäume in der Nähe sind, auf die Sträuche, und wird mit der über die Sträuche fallenden Wand eiligst beräcket. Weil aber der Vogel, wenn sonst keine andere Wand mehr vorhanden wäre, gar leicht durchwischen könnte; so wird noch eine Beywand zu Hülfe genommen, die aber nur blos auf die Erde geleget, und nicht verdecket oder eingeschlagen wird; dahingegen die andere breite Wand nicht unverdeckt liegen kann, und daherro, wie die Garne bey denen Waldheerden, nothwendig eine Garngrube haben muß. Unter diese Beywand kommen die Vorläufer, um die beyden Wände aber die Lockvögel, deren Käfige mit grünen Zweiglein bedecket werden. Einige von der Locke stecket man auch auf Stänglein, und zwar etliche Schritte vom Strauche entfernet, damit sie, wenn die fremden Vögel den Gesang der einheimischen nicht so weit vernehmen sollten, ihr Geschrey desto besser in die Ferne erschallen lassen. Es haben zwar einige den Gebrauch bey Strauchheerden, ihre Locken auch zuweilen unter die Büsche im Heerde zu setzen. Allein dieses ist nicht wohl rathsam, noch verträglich. Denn die Lockvögel werden durch vieles Zuziehen erschrecket und scheu, verbittern sich selbst im Locken und Singen, und schaffen also bey dem Strauchfange wenig Nutzen.

Die darzu gehörige Hütte wird nun über eine ausgegrabene Grube mit etlichen Büschen verfertiget. Weil aber der Vogel sich oft auf die Hütte eher, als auf die Sträuche zu setzen pfleget; so haben einige Vogelsteller in Gewohnheit, dürre Aeste auf selbige zu legen, den heran fliegenden Vogel dadurch von der Hütte abzuhalten, und hingegen denselben auf die grünen im Heerde stehenden Sträuche zu treiben. Es haben auch wohl die Vogelsteller statt der Sträuche ehedem vielmal nur Disteln, Kletten und andere Gesämkräuter aufgestecket. Nachdem sie aber befunden haben, daß der Vögel nicht sowohl zu dem Gesäme und Fressen, als bey dem Grünen zu dem Gesange sich nahe; so haben sie solche in Sträuche verwandelt, zumal da durch Kletten und Disteln nur Unkraut in die Felder gebracht wird, welche Arbeit die Eigenthumsherren der Felder gerne unterlassen sehen, weil das Unkraut auch ohne Pflanzung mehr als zu sehr wächset.

Dieser Strauch- oder Büschefang hebet sich um Bartholomäi an; man stellet von früh Morgens bis ohngefähr um 9 oder 10 Uhr, oder bis auf den Mittag. Nach Michaelis, wenn es bald trifft, und der Vogel nicht gern mehr auf den Busch fallen will, lassen manche Vogelsteller ein oder auch etliche Fuder Mist auf einen hierzu bequemen Acker führen; denselbigen ziehen sie fein nach der Länge der Wände, wie sonst der Busch zu seyn pfleget; sie stecken auch wohl einzelne Reiser darauf; da fällt denn der kleine Vögel auch wieder ein, und werden also damit noch viele Vögel gefangen.

Strauchwerk, ſ. Staude.

Strauſsbeere, lat. Ribes, Ribeſium ſilveſtre, iſt eine wilde Johannisbeere, welche mit der in den Gärten gezogenen ganz überkommt, nur daß die Blätter und das ganze Gewächſe etwas kleiner ſind. Da dieſe Staude kaum etliche Fuß hoch wird, und keine weitausgebreitete Zwrige hat, folglich nur gar wenigen Schatten machet, auch gemeiniglich nur einzeln ſteht; ſo thut ſie dem Auswachſe des Holzes keinen Schaden. Die Beeren ſind von herbem Geſchmacke, und haben die Saamenkörner in ſich. Man weiß davon keinen andern Gebrauch, als von anderer geringen Hecke zu machen.

Streheſtangen, ſind bey dem Jagdweſen eine Art von Stangen, die inſonderheit bey Aufſtellung der Jagdzeuge oder Tücher gebraucht werden, und die gewöhnlich drey Fuß lang ſind, an beyden Enden aber eiſerne Scheeren oder Rinken haben, wodurch die eine Stellſtange am Prellgarne, und die andere am Tuche geſtochen werden, damit das Tuch und das Prellgarn gegeneinander, als wie eine Mauer halten.

Streckteiche, ſ. Karpfenteich.

Streich, ſ. Strich.

Streichen, wird von den Fiſchen geſagt, wenn die Milcher und Rogner zu gewiſſen Jahrszeiten an ſeichten Orten in Flüſſen, Seen, und Teichen ihren jungen Saamen und Brut von ſich laſſen, welcher hernach durch die Sonnenwärme lebendig wird. ſ. Strich.

Streichen, Zug der Vögel, lat. Volatus, Migratio avium, franz. *Vol des Oiſeaux*, bedeutet das Davonziehen der Vögel, welches dem Wiederzug entgegen ſtehet. ſ. Wiederzug. Solch Streichen geſchiehet mehrentheils im Herbſt, von einigen früher, von einigen auch ſpäter; viele ziehen auch gar nicht hinweg, oder bleiben doch einzeln bey uns. Zu ſolchem Abſehen werden die Vögel in drey Claſſen eingetheilt, nemlich,

α) In Vögel die gar nicht hinwegſtreichen. Solche ſind der **Emmerling**, deren im Winter viel mehrere geſehen werden, als in unſerer Gegend gebrütet worden. Der **Gimpel**, welcher nur von einem Walde in den andern ſtreichet, und an der Zahl nicht ſonderlich abnimmt, als endlich dadurch, daß ihm der Fraß zuletzt fehlet, und er aus groſſen Haufen ſich in kleine zerſchlägt, um hin und wieder in Stauden ihm anſtändige Beeren zu ſuchen. Die **Krähe**, welche im Winter nur darum in geringerer Anzahl geſehen wird, weil ſie, des Fraſſes halber, dort und da auf Straſſen und Miſtſtätten ſich zerſtreuen, und ihres gleichen verlaſſen muß, um ſich des Hungers zu erwehren. Der **Krametsvogel**, welcher vielmehr im Winter bey uns Quartier ſuchet, als von uns gehet. Der **Krummſchnabel**, **Creutzvogel** oder **Grünitz**, welcher nicht hinweg, ſondern nur von einem Walde zum andern ſtreichet, und ſich aufhält, wo er Holzſaamen auf den Fichten findet, auch wider aller anderen

Vögel Gewohnheit im December Junge ziehet, welche denn im Frühlinge von uns hinweg streichen, zu der Zeit, da andere Vögel wieder zu uns kommen, und darauf im Herbste, wenn Holzsaamen vorhanden ist, zu der Zeit sich wieder einstellen, da andere Vögel von uns gehen. Der Rabe, welcher ebenfalls nicht der Jahrszeit halber ein Land verlässet oder suchet, sondern allein des Frasses wegen. Das Rebhun, welches im Herbst ungefehr drey Wochen vor Martini, und denn wiederum im Frühlinge zu Anfange des Merzen, zwar streichet, aber also, daß die Alten aus bergichten Orten mit ihren Jungen sich sich nur in ebene Felder, jedoch öfters viel Meilen Wegs weit hinwegbegeben, und im Frühlinge mit Verlassung ihrer Jungen, wiederum nach Hause kommen; da denn die Jungen sich ebenfalls Orte zur Brut erwählen, und am liebsten mit Gebüschen bewachsene Berge auslesen, wodurch erfolget, daß man an waldichten Orten im Winter der Rebhüner zwar beraubt wird, auf ebenen Feldern aber zu solcher Zeit deren desto mehr hat, und denn im Frühlinge an einem Orte so wenig als an dem andern einen Abgang spüret. Der Sperling, mit welchem es, sowohl mit dem Haussperlinge, als mit dem Feldsperlinge, eben die Beschaffenheit hat, wie mit dem Emmerlinge. Das Zaunkönigslein, welches man an allen denjenigen Orten, wo man es im Sommer singen höret, auch im Winter findet.

β) In Vögel, die gröstentheils hinweg streichen, als da sind: die Amsel, welche in sehr geringer Anzahl nur da und dort eine, wo Beeren stehen, sich sehen läßt. Und ist dieses sowohl bey denen Amseln, als bey andern dergleichen Vögeln merkwürdig, daß fast gar keine Weiblein, sondern lauter Männlein im Winter gesehen werden. Wer sich die Mühe nimmt, an Orten, wo allerhand Beere wachsen, mit Schlingen, oder mit einem grossen auf Amseln gerichteten Meisenschlage zu stellen, der wird den Winter über leichtlich sechs oder sieben Amseln fangen; er darf es aber vor was besonders achten, wenn er darunter ein Weiblein bekommt. Und eben dieses trägt sich auch mit Finken, und Rothkehligen und andern mehr zu. Die gelbe Bachstelze, welche in sehr geringer Anzahl, dort und da eine, auch im Winter gesehen wird. Das Braunellein, mit welchem es eben die Bewandtnis hat, wie mit dem Rothkehligen. Die Dohlen, welche sich im Herbste in so grosser Anzahl, als die Krähen sehen lassen; im Winter aber dermassen abnehmen, daß man leicht etliche hundert Krähen im Reysen auf Fahrstrassen antrift, ehe man nur eine oder zwey Dohlen darunter siehet. Die Elster, welche im Winter nur einzeln gesehen wird. Der Finkel, welcher, wenn es Schnee hat, einzeln auf die Misten einfällt, wenn aber kein Schnee lieget, in denen Vorhölzern des Frühlings erwartet. Der Grünling, welchen man ebenfalls, wenn Schnee ist, nur einzeln zu sehen bekommt. Der

Hänfling, dieser lässet sich zwar nicht einzeln sehen, es müßte denn etwan den ersten Tag, da es geschneyet, geschehen; sondern er ist entweder, wenn der Schnee vom Felde gehet, in grossen Hauffen bey uns, oder er verschwindet, wenn tiefer Schnee fällt, auf einmal. Doch sind die Hauffen, die man im Winter siehet, so groß nicht, als diejenigen, welche im Herbste nach der Streichzeit fast ganze Felder bedecken. Der Häher, welcher ganz einzeln herum flieget, und die Eicheln suchet, die er zuvor im Herbste unter die Wurzeln vergraben hat. Die Meise, welche so Männlein, als Weiblein, in etwas grösserer Anzahl, als andere hinwegstreichende Vögel, sich sehen lassen, so, daß deren oft sechs bis sieben beysammen sind. Der Mistler, welcher an etlichen Orten, wo Mistelbeeren auf Tannen, Linden und Aepfelbäumen wachsen, daselbst seine Wohnung aufschlägt, und wo einer einen Baum einnimmt, keinen seines gleichen neben sich leidet, wo aber keine solche Misteln wachsen, lassen sie sich einzeln unter denen Krammetsvögeln finden, und ruffen bey schönen Tagen, so bald im Februar, ihrer Cameraden baldige Ankunft mit Singen, aus. Das Rothkehligen, welches sich ebenfalls einzeln in denen Stauden und Gärten, wo die Sonne stark hinscheinet, sehen lässet, und nahe an die Häuser hinanflieget, auch dardurch diejenigen, so es können, und wissen, wie man es fangen soll, gleichsam einladet, ihm ein Quartier in der Stube zu geben. Der Specht, welcher zum Theil, sonderlich der Grünspecht, nahe zu denen Häusern flieget, zum Theil aber, sonderlich die Hohlkrähe, oder der Schwarzspecht, im Winter sowohl, als im Sommer, in tiefen Wäldern bleibet. Der Stieglitz, mit welchem es fast gänzlich eine Beschaffenheit hat, wie mit dem Hänfling. Der Zeisig, oder das Zeislein, so zwar in grossen Schaaren im Winter auf Erlenbäumen lieget, es sind aber solche Schaaren, wie bey Hänflingen und Stieglitzen, doch nur das übergebliebene von denen, so vorher im Herbste, obschon in kleineren Schaaren, hinweggestrichen.

γ) In Vögel, die ganz und gar hinwegstreichen. Unter diesen machet im Herbste den Anfang die Rhrinschwalbe, welche meistens zwischen Petri Pauli und Jacobi sich verlieret, wenigstens selten nach der Mitte des Julii noch gesehen wird. Dieser folget der Kirschvogel bald nach, sonderlich in denen Jahren, in welchen die Kirschen zeitig reif werden, und bald vergehen. Die Gerenthlerche verweilet sich denn auch nicht mehr lange, deren Strich sich bald um Jacobi anfängt, ob sie schon kurz zuvor erst die Brut beschlossen; es währet aber solcher Strich fort bis Bartholomäi; und zu gleicher Zeit machen sich auf den Weg der Guckguck, nachdem er wohl vier Wochen zuvor zu schreyen aufgehöret, und unterschiedliche andere kleine Staudenvögel, als da sind: der gemeine Dornreich mit mehrern ihm an Farbe und andern Eigenschaften nicht ungleichen Vögeln, wobey zu gedenken, daß man

man unter verschiedenen Vögeln, die bald nacheinander streichen, nicht gewiß und eigentlich sagen könne, welcher dem andern vorgehe. Denn viele lassen sich zwar an ihrem gewöhnlichen Orte nicht mehr sehen, sind aber doch noch im Lande, und bleiben länger, als andere, welche erst nach ihnen von ihrem Stande, den sie in der Brut gehalten, sich hinweg begeben. Also siehet man die Nachtigall oft noch Bartholomäi noch, nachdem sie schon um Johannis ihren Ort verlassen; hingegen ist der Storch zu solcher Zeit vollkommen hinweg, ob man ihn gleich zu Ende des Julii, ja wohl noch den achten und neunden Augusti auf dem Neste sitzend gesehen. Diesen folgen die Steinbeisser, Rothschwänzlein, Wendehälse, oder Natterwindel, und dergleichen Vögel, die sich vom Gewürme nähren. Im Septembermonat kommt alsdenn gleichsam der ganze Schwarm der streichenden Vögel, sowohl derer jenigen, welche nur zum Theil vorstreichen, von welchen schon Meldung geschehen, als derer jenigen, so ganz und gar hinweggehen. Unter diesen machen den Anfang die sogenannten kleinen Neuntödter, welche im October meistens schon fort sind. Hingegen der kleine schwarzköpfichte Dornreich, oder sogenannte Mönch, hält sich etwas länger auf, und genießet der zeitigen Hollunderbeeren, wamit er wider die Natur seiner andern Cameraden, die auch deswegen so lange nicht bleiben können, gerne vorlieb nimmt. Diesem folgen die Bachstelzen, und die Weißdrossel; alsdenn verlieren sich allgemach die Wachteln mit den Heckschnarren; diese begleiten die Schwalben und Heydelerchen, folgends die Turteltauben, wilde Tauben, Wiedhopfe, und die kleinen Mispelein, oder Weydenzeisige. Sodann verlieren sich die Rothschwänzlein, Kibitze, Moos- und Waldschnepfen, Kornlerchen und Staare. Diesen folgen diejenigen Vögel, von denen man sagen kann, daß sie vielmehr zu uns her, als von uns wegstreichen, weil sie im Sommer wenig, und an etlichen Orten ganz und gar nicht, bis erst in dem Winter gesehen werden, als da sind: der Quäcker oder Gögler, der Gimpel oder Blutfinke, das Gräßlein, oder wie es auch sonst genennet wird, das Meerzeißlein, oder Zitscherlein, welcher Vogel sich zwar bey uns oft in neun Jahren gar nicht, alsdenn aber in unsäglicher Menge mit Schaaren sehen läßet; der Krammetsvogel, die Rothdrossel, die See- oder Meeramsel, und der Seidenschwanz.

Streichkarpfen, s. Karpfe.

Streichnetze, s. Nachtgarn.

Streichteiche, s. Karpfenteiche.

Streiffen, Gestreift, sagt man, wenn denen Raubthieren, als Wölfen, Luchsen, Dachsen, Füchsen u. d. g. der Balg abgezogen, und sie also zerwürket werden.

Streiffjagen, heisset, wenn man entweder auf grosses Wildpret

einige Netze stellet, und darauf gutreiben läßt, oder wenn man Hirs mit Hunden in das freye Feld zeucht; und was man antrift, auf eine oder die andere Weise fället. Dieses wird mehrentheils im Herbst und Winter vorgenommen. s. Garn, Schweinshatze.

Streurechen, † Laub.

Strich der Vögel, s. Streichen, Wiederstrich.

Strich, bey der Fischerey, s. Fallgänge.

Strich, Streich, Brut, wird der junge Saamen der Fische, insonderheit der Karpfen genennet, welcher, wenn er zwey Sommer und einen Winter geständen, auf den Herbst des andern Jahres heraus gefischet, und alsdenn zweyjähriger Saamen genennet wird. Den Strich soll man seiner Schwäche halben, und weil er noch gar zu zart und weich ist, den ersten Sommer oder Herbst nicht fortsetzen; denn er pfleget solchenfalls gemeiniglich einen Unfall zu bekommen, und zu sterben. Dahero am rathsamsten, man lasse ihn auf seiner ersten Stelle zwey Sommer wachsen; so erstrecket er sich, und kann nachmals viel besser verführet, und in die gehörigen Orte zum Erstrecken gesetzet werden. Wenn aber die Teiche nahe hinter einander sind, und man den Strich gern in die nächsten Teiche haben will; so darf man ihn nur zugleich mit dem dem Wasser hineinlaufen, und gemächlich gehen lassen, weil er obgedachtermassen kein hartes Tractament erleiden kann, s. a. Brut, Saamen.

Strich, der Vögel, s. Streichen.

Strichgarne, Strichnetze, sind eine besondere Gattung von Fischergarnen, welche jedoch nur vornehmlich zum Forellenfange gebraucht und also gemacht werden: Man strickt von Hanfgarn ein spiegelichtes Garn, nach Proportion des Wassers, worinne man es beständig brauchen will. Also richtet man hiernach sowohl die Höhe, als die Länge desselben ein; die Spiegel oder müssen auf 9 Zoll weit, von einem Knoten zum andern gerechnet, seyn. Ferner muß hierzu ein Jungarn von gutem und vestem Zwirne gestrickt werden. Die Maschen werden einen Zoll weit, und nach Erfordern auch enger. Jedoch ist nicht rathsam, gar enge Zeuge zu führen, wenn man die Wasser mit Fischen in gutem Stande erhalten will, damit die kleinen sein durchgehen können. Nach diesem bindet man das Garn auf eben solche Art ein, als wie man sonst mit denen Hünersteckgarnen zu thun pflegt. Hierbey ist aber auch die Breite des Flusses in Obacht zu nehmen. Man bindet es nemlich entweder blos an beyden Seiten an einer Stange ein, oder säget nach Erfordern in der Mitten noch eine zu der zwey Stangen hinzu. Vornemlich aber muß das Jungarn fein viel Busen haben.

Wenn man nun damit streichen oder fangen will; so steckt man entweder das Garn, wie ein Steckgarn, durch das Wasser quer durch, und recht dichte auf den Boden ein, und fänget sodenn eine Ecke davon im Wasser gegen das Garn an, zu jagen; so fahren die Forellen in das Garn hinein, und bleiben also darinne

bey

bekleben. Oder man streicht auch in der Nacht, wenn es recht dünkel ist, mit diesem Garne, welches jeder zwey in Flusse hinunterwärts ziehen. Wenn nun das Wasser anfängt, dicke zu werden; so will die Forelle hinaufwärts nach dem frischen und reinen Wasser, kommt aber also in das Garn, und fängt sich. Sonst hat dieses dreyfache Garn auch noch einen grossen Vorzug vor den einfachen Wathen oder Garnen. Denn wenn ein Fisch in dasselbe einmal hineinkommt; so kann er so leicht nicht wieder heraus, welches doch bey den einfachen gar vielfältig geschiehet.

Strichzeit der Vögel, siehe Streichen.

Strick, franz. *Lesse*, bedeutet insonderheit in der Jägersprache so viel, als eine Koppel Jagdhunde, welche bey der deutschen Jägerey aus dreyen, bey der französischen aber nur aus zwey Hunden bestehet. Also sagt man: mit einem Strick, oder mit 2 Strick Windhunden auf das Hasenhetzen reuten, das ist, mit 3 oder 6 Windhunden, u. s. w. Es wird aber deswegen also genennet, weil allezeit 3 Hunde mit dem Hetzriemen oder Hetzstrick zusammen gehalten oder gekoppelt werden. S. a. Koppel.

Strix, s. Eul.

Ströhmkrebse, s. Stromkrebse.

Stromkrebse, Ströhmkrebse. Flußkrebse, lat. Astaci fluviatiles, sind diejenigen Krebse, so sich in Ströhmen, Flüssen, und Bächen aufhalten, und vor allen andern den Vorzug haben. Sie werden in rothschälichte und Steinkrebse unterschieden. Jene bekommen durch das Sieden eine schöne rothe oder rothschwärzlichte Farbe; diese aber sehen, wenn sie gesotten sind, weiß- oder bleichroth. In der Dünner, nahe bey Olten, Soldhurnergebiets in der Schweitz, sollen Krebse gefangen werden, welche von Natur und ungesotten roth aussehen, und daselbst bisweilen zur Kurzweil unter die gesottenen vermischet werden, wie davon D. Johann Jacob Wagner in seiner Helvetica curiosa gedenket. Merkwürdig ist von den Krebsen, daß sie mit dem Monde ab- und zunehmen, und sonderlich zu der Zeit im Jahre gut seyn, wenn der Monat kein R hat, nemlich im Majo, Junio, Julio und Augusto; wiewohl sie in der Weitzenblüte am allerbesten geachtet werden.

In denen Bächen und Flüssen werden sie von etlichen, so wohl von denen meisten, mit den Händen gefangen, und unter denen in das Wasser reichenden Stöcken und Wurzeln der Bäume, auch unter denen Steinen aus ihren lettichten und tiefen Löchern hervor gesucht. Man bedienet sich auch der Reussen und Körben dazu, worein man einen Köder von geschundenen Fröschen, oder in Honig gerösteten Fischgedärmen, oder von gebratenen Schöpsenfleische zu legen pfleget, weil sie dadurch angereitzet werden, desto lieber einzugehen. Etlicher Orten fängt man sie in den seichten Bächen auf nachfolgende Weise: Die Breite des Bachs wird mit dicht aneinander gestossenen Reussen besetzet, die von einer Seite zur

andern reichen; wiewohl auch etliche nur zwey oder drey Reussen in der Mitte nehmen; die Fischer aber gehen mit langen Stangen an dem Ufer daher, und rütteln und bewegen damit alle im Grunde liegende Steine, stören auch wohl in die angetroffenen Löcher. Damit nun die Krebse sich dieser Verdrießlichkeit entschlagen mögen; so gehen sie aus ihrer Höhlen hervor, fallen aber darauf in die eingelegten Reussen, und werden also öfters in seiner Anzahl gefangen.

Sie werden auch absonderlich an solchen Orten, wo man wegen der Wasserschlangen nicht gerne mit den Händen krebsen will, folgendergestalt gefangen: Man nimmt nemlich sechs oder acht kleine und über das Crenze etwan eines guten Schuhes breite Garne; an jedwedes derselben bindet man einen Reif, schneidet sich auch so viel schuhlange Stecken ab, und bindet einen jeden Reif mit seinem Garne zu dreyen unterschiedenenmalen und in gleicher Weite von einander, also, daß, wenn das Garn gerade hin auf den Boden geleget wird, der Stock nicht anderst in die Höhe stehen muß, als wenn er in die Erde gemäre gestossen worden. Wenn diese Garne alle so angebunden sind, schnitzet man sich schmale und lange Stäblein, die sowohl den Grund erreichen, als auch noch einer Spanne lang über das Wasser heraus ragen; an diese ködert man die hintern Viertel von abgestreiften Fröschen an, und leget sie nach einander an dem Ufer des Wassers hinein, daß die obern Spitzen der Stäblein heraus sehen. Diesem Aase nachgehen die Krebse, welche allerorten vorhanden sind, alsbald zu gehen, und sich daran hängen, welches man gar leicht an dem Zittern des Stocks abnehmen kann. Wenn man dieses vermerkt, so kann man den Stab allmählich in die Höhe heben, und indem man mit dem Garne oder Ketschergen darunter hält, den Krebs an die Luft bringen, welcher aber, indem er seine Retirade wieder in das Wasser nehmen will, alsbald herab und in das Garn fällt.

Eine noch bessere und heqvemere Invention sind die Krebsketschergen, worinnen sich die Krebse selber fangen, siehe Ketscher. Des Nachts, absonderlich bey Donnerwetter, gehen die Krebse in den Landseen und Flüssen sehr nach dem Ufer zu. Wenn man alsdenn mit einer brennenden Fackel oder Lichte daran auf und nieder gehet; so siehet man die Krebse stehen, und kann sie mit der Hand ergreifen, welche Art zu krebsen das Krebsleuchten heisset, aber wo sie nicht von einem Eigenthumsherrn zur Lust vorgenommen wird, insgemein verbothen wird.

Wenn man Krebse in stehende Seen oder Teiche versetzen will; so muß man zu der Zeit, da sie Eyer haben, etliche schöne in einen ziemlich weit geflochtenen Korb thun, und in das Wasser setzen, es muß aber ein harter und kein sumpfichter oder moderichter Grund seyn. Sie müssen auch Löcher oder Bäume am Ufer, oder grosse Steine darinnen haben; so kriechen die Jungen aus dem Korbe, bleiben in dem Wasser,

ser, und vermehren sich darinnen. Wo aber der See groß ist, muß man sie an etlichen Orten also versetzen. Man kann die an Stöcke gebundenen Körbe nach drey oder vier Wochen wieder heraus nehmen; wiewohl Krebse in Karpfenteiche, ingleichem, wo Dämme oder Mühlwehren sind, zu setzen, darum nicht für rathsam gehalten wird, weil sie den Dämmen durch ihr Graben leichtlich schädlich seyn können; zu dem vertreiben sie auch die jungen Karpfen von der Weide, und wenn sie Brut in ihre Löcher bekommen, so fressen sie solche.

Man kann die Krebse lange erhalten, wenn nur nicht ein Donnerwetter über sie kommt; und wenn sie gut bleiben sollen, giebt man ihnen junge Brennesseln, oder Laub von Bäumen, ingleichem, wenn man in das Behältniß, darinnen sie sind, überbrühete, aber nicht gar weiche Möhren oder gelbe Rüben wirft, daß sie davon fressen, so werden sie schön und fett erhalten. Wenn man Krebse über Land trägt; so thue man frisches und grünes Gras oder Brennesseln in die Körbe. Will man solche mästen; so muß man schöne, grosse, frische und unverletzte auslesen, und sie gar mählich in ein Gefäß thun, und in einen Keller setzen; folgenden Tages in ein gutes starkes Bier ein Ey schlagen, die Krebse damit besprengen, und also verdeckt stehen lassen. Andere besprengen allein das Gefäße, darein man sie thun will, also mit Bier, und des Abends mit Milchrahm oder Sahne, daß sie davon weiß werden, aber doch nicht darinnen schwimmen; so naschen die Krebse den Rahm auf, werden feist und wohlschmeckend davon. Man muß sie aber des Morgens wieder mit frischem Fließwasser abspülen, und hernach die todten oder schwachen und matten Krebse davon auslesen. Und damit kann man zwey oder drey Wochen also fortfahren, so werden sie sehr wohlgeschmack davon.

Struppicht, rauh, nennet man ein kurzästiges Holz.

Stuckenrhoden, s. Rhoden.

Stuckhäue, s. Holzschlag, lit. B) β) 2).

Stüben, s. Gangfische.

Stümpfe. Wenn die Jäger die Fährte eines Hirsches beurtheilen; so sagen sie: hier findet sich die Stümpfe. Nemlich die Fährte des Hirsches ist stümpfer, als des Thiers seine, dessen Schalen spitziger sind.

Stürbe, s. Fischtrampe.

Stürzen, Gestürzt, wird in der Jägerey vom Hirsch gesagt, wenn er über einen Haufen schlägt; dann heißt es: er stürzt, nicht aber, er fällt.

Stundenweiser, s. Sonnenuhr.

Stundenzeiger, s. Sonnenuhr.

Sturio, s. Stöhr.

Sturnus, s. Staar.

Stutz, Stutzrohr, ist eine Art einer Flinte, deren Lauf aber viel kürzer und weiter ist, als der gewöhnlichen Flinten; absonderlich ist er vorne sehr weit, und wird mit mehr, als einer Kugel geladen.

Sucher,

Sucher, ſ. Taucher.

Sulzlecke, ſ. Salzlecke.

Sumac, ſ. Gerberbaum.

Sumach, ſ. Gerbaum.

Sumach obſoniorum, ſ. Gerberbaum.

Sureau, ſ. Hollunder.

Sylva, ſ. Forſt, Wald.

Sylva cædua & non cædua, ſiehe Fällen.

Sylva cordua & non cordua, ſiehe Abholzen.

T

Tabbert, ſ. Birke, Meuler.

Tæda, ſ. Kiefer.

Täucher, ſ. Taucher.

Tagegarne, ſ. Riebenetze, Lerchengarne, Lerchenſtreichen.

Tagelerche, ſ. Lerche.

Tagenetze, ſ. Riebenetze, Lerchengarne, Lerchenſtreichen.

Tagesſchlafe, Tagesſchläfe, Tagesſchlaffe, iſt ein Vogel, der dieſen Nahmen mit gutem Rechte führet, indem er ſich, wie die Eule, des Tages gar nicht, als wenn er geſchreckt wird, ſehen läſſet, und ſich gern in hohle Bäume, auch unter die Gebüſche und Stauden im Holze, woſelbſt er ſich jederzeit aufzuhalten pfleget, verbirget. Seine Geſtalt iſt von Gröſſe, wie der Kibitz, und er hat auch eine ſprecklichte Farbe, auſſer daß er bräunlicht mit dunkelgrau vermenget iſt, und alſo faſt wie eine Waldſchnepfe ausſiehet; dahero man ihn auch, wenn er auf der Erden ſitzet, ſo wenig, als dieſe in das Geſichte bekommen kann; dabey er auch einen kurzen Schnabel hat, welcher nach dem Kopfe zu breit wird, wie die Thurm- oder Mauerſchwalben zu haben pflegen, womit er die Mücken, Fliegen, Käfer, und dergleichen fliegendes Gewürme deſto bequemer wegfangen kann, welches er bey dem Tages- und Nachtwechſel, als um welche Zeiten er ſich ſo wohl des Abends, als Morgens allezeit ſehen läſſet, ſonderlich emſig ſuchet. Seine Brut beſtehet in vier ſprenklichten Eyern, in Geſtalt und Form der Eiſtereyer, welche er insgemein auf Schlägen und andern lichten Plätzen, in weniges Geniſte zu legen und wohl zu verbergen weiß. Er gehet zur Herbſtzeit, wie viele andere Vögel, auf dem Zuge, doch unvermerkt, mit weg.

Taiſſon, ſ. Dachs.

Talus Cervi, ſ. Hirſchſprung.

Tangel, ſ. Nadel, Nadelholz.

Tangelbäume, ſ. Tangelholz.

Tangelholz, Tangelbäume, Nadelholz, heißt dasjenige Holz, welches, anſtatt der Blätter, Tangeln oder Nadeln hat. Das nadeltragende Holz, welches bishero in Deutſchland wild gewachſen, hat 3 beſondere Eigenſchaften:

1) Es bleibt das ganze Jahr hindurch, auch im härteſten Winter grün, und verlieret nur einen Theil der alten Nadeln im Frühlinge, wenn der neue Trieb und die jungen Nadeln ſich zeigen; den einzigen Lerchenbaum müſte man,

man, wenn man solchen als ein einländisches Gewächse betrachten wollte, ausnehmen.

2) Es schläget, wenn es abgehauen wird, es sey jung oder alt, nicht wieder vom Stamme aus. Man lasse sich aber durch die aus dem Saamen entstehende Lohden, welche man insbesondere beym Nadelholze Anflug nennet, nicht in Irrthum verleiten. Dieser Anflug setzet sich gar gern in dem Moose, das an den Stucken, oder Stöcken der abgehauenen Bäume befindlich, und verursachet oft unerfahrne zu glauben, als ob die Stämme wieder ausgeschlagen wären. Wenn auch ein junges Nadelholz dergestalt abgeschnitten wird, daß unten noch ein oder etliche Zweige stehen bleiben; so pflegen solche, anstatt sich seitwärts auszubreiten, mit ein oder etlichen Schäften in die Höhe zu schiessen, woraus aber niemals ein Baum von gutem Wachsthum wird, indem er unten allezeit eine Krümme, oder ein Knie behält. Es kommt demnach das hiesige Nadelholz nur allein durch den Saamen fort.

3) Fast alles Nadelholz setzet im Schafte gegen Norden mehr Holz an, als gegen Süden, so daß die Ringel oder Jahre daselbst viel stärker sind. Man nennet solches an einigen Orten das Spanrücken, da im Gegentheil das Laubholz seine Jahre gegen Süden stärker ansetzet.

Die hier zu Lande befindlichen Gattungen sind: 1) die Fichte oder Rothtanne. 2) Die Weißtanne oder edle Tanne. 3) Die Kiefer. 4) Der Eibenbaum, Ibenbaum, oder wilde Taxbaum. Endlich kann man auch anfangen, 5) den Lerchenbaum dazu zu setzen. Diesen hat man erst seit einigen Jahren durch Säen und Pflanzen in merklicher Anzahl fortgebracht, und ist unumhro an vielen Orten fast vor ein einländisches Holz zu achten.

Tanne, Tannenbaum, Tannenholz, Tennen, Danne, Dannenbaum, lat. Abies, franz. Sapin, ist ein Waldbaum, der unter das sogenannte schwarze Holz gehöret, von dem Saamen gleich aus in die Höhe wächset, und unter dem Tangel- oder Hartholze, wie die Eiche unter dem Laubholze, vor den vornehmsten Baum gehalten wird. Der fruchtbarste Boden vor die Tannen ist ein kaltes, lockeres, mehlichtes und feuchtes Erdreich, daher solche auch gemeiniglich auf den kalten Waldgebürgen am besten wachsen. Sie würzeln zwar ziemlich lang und breit um sich, doch nach Proportion ihrer Höhe und Schwere nicht so tief, daß kein Sturmwind ihrer mächtig werden könnte, daher solche Ungewitter oft einen dergleichen grossen Stamm, zugleich durch diesen aber viele andere über den Haufen werfen, mit der völligen Wurzel ausreissen und solchemnach grossen Schaden thun. Ihr Fortpflanzen muß nun dem Saamen geschehen, weil nach deren Fällung oder Abhauung weder Stamm noch Wurzel ausschläget. Weißtanne wird ein solcher Baum oftmals wegen der silberfarbigen Schaale und seines weissen Holzes, auch zum Unterscheid der Rothtanne oder Fichte

genennet, je älter aber die erstere wird, je mehr ist sie morsch und brüchig. Auf gutem Boden wächset ihr Stamm, wenn ihm Zeit gelassen wird, sehr stark und dicke, dabeſt, wie gedacht, in gerader Linie überaus hoch durch Kraft des Gipfels, weil sich solcher, wie übrige Bäume, immer den untersten Zweigen entziehet, sie abwirft, und in die Höhe gehet. Dieser ist von aromatischer, öhlichter Substanz, starkem Geruch und gleichsam die Seele des Baumes, daher es auch geschiehet, daß die Tanne wenn solche von den Harzschabern fleissig mitgenommen, und ihr also das Harz in Menge abgenommen wird, sie entweder verdirbet, oder doch am Wachsthum Schaden leidet, deswegen die Forstbedienten fleissig Achtung geben, und diesem Mißbrauch wehren sollen. Die Zweige sind nicht dicke, breiten sich auch nicht gar zu weit aus, welchemnach Tannenbäume sehr dichte stehen können, und dennoch einander am Wachsthum nicht hindern. Sie wachsen aufwärts, sind darinnen von der Fichte und Kiefer unterschieden, haben schmale, harte und spitzige Nadeln wie der Tangel, welche wegen des aromatischen, balsamischen Baumsafts den ganzen Winter durch grünen, sie fallen auch nicht zugleich ab, sondern es werden alle mählig im April, May und Junio die alten von den jungen abgestossen.

Ihr Saame wächset in den sogenannten Tannzapfen, lat. Coni, franz. *Pignons*, *Cônes*, welche länglichter und spitziger Gestalt, auch ziemlich groß, um und um mit übrigen und harzigen Schuppen, gleich der Fichte ihren, dem Ansehen nach, umgeben sind, zwischen denen der kleine Saame stecket, woraus die Tannen fortgepflanzet werden.

Solche Zapfen stehen aufwärts, deswegen unterscheiden sich auch diese von den fichtenen, welche abhängend wachsen, und um des Saamens willen nimmt man sie vom November bis zum Martio nach Belieben ab, legt dieselben etwan in eine warme Stube auf eine ohnweit dem Ofen gemachte Flechte, daß sie sich daselbsten aufthun, und den Saamen fallen lassen. Tannenzapfen aber, welche bereits unter dem Baume liegen, sind hierzu nichts nütze, sondern leer, denn ihr Saame ist bereits verlohren gegangen. Der Unterscheid dieses Saamens gegen der Fichte ihrem bestehet unter andern darinnen, daß der fichtene im Frühjahre des andern, dieser aber im Herbst desselben Jahres, da er gewachsen ist, ausfliget, vom Winde fortgeführet wird, nicht in mehlichter oder körnichter, sondern in lauter harzigter Materie bestehet, wie Terpentin riechet, und dahero vor der Fäulung lange in der Erde dauren kann.

Damit nun aber der gesammelte Saame nicht verderbe, leget man ihn an einen trockenen Ort, welcher weder zu warm noch kalt, nimmt zu Ausgang des Aprils (im abnehmenden Monden sprechen einige) feuchte Sägespäne, oder Erde aus Maulwurfshaufen, die weder zu naß noch zu trocken, und mischet zu einer Metze Saamen, 4 Metzen Erde, oder Sägespäne, setzet

setzet, wenn es in einem Keller oder Gewölbe, 4 bis 5 Tage lang stehet, hierauf in die umgepflügte oder umgehackte Erde, und eyget es mit Saamen, oder bringet ihn so mit dem Egen unter, da denn gar leicht Tannenreiser in Menge aufgehen, welche nämlich im zweyten und dritten Jahre, wenn sie zu dicke stehen, mit Bezeichnung ihrer Distance, wie sie gestanden, anders wohin gesetzet kann.

Die Natur versiehet den Tannenbaum mit einem Herzwurtze, daher er sich bey Sturmwinden noch eher als die Fichte erhalten kann; er träget auch an manchen Orten vor andern Bäumen die meisten Mispeln auf seinen Zweigen, welches eine Fettigkeit des Baums ist, so erhebt sich in Form eines Cavallerieschusses, jedoch grün, mit Blättern, gleich des Wartlacks seinen, herausstreibt, die ein sonderbares gutes Gesäße vor das rothe Wildpret sind, und vom Landmann Winterszeit bey vorfallendem Futtermangel nicht ohne Lebensgefahr, dem Vieh zum besten, herunter gebrochen werden. Auch präparirets der Vogelsteller seinen Leim daraus.

Weil dem Tannenbaum durchs Abköpfen seines Gipfels, und Abschälung der Rinde, Tod und Verderben verursachet wird; so ist unter andern Beobachtungen in denen Wald- und Forstmanuscripten auch diese eine der vornehmsten, daß man die Gipfel von denen Tannen nicht zu Wehrn oder Bierzeichen, sondern vielmehr von dergleichen Nestig geflochtene Kränze gebrauchen solle; ingleichen auch die Forstbedienten, auf das muthwillige Schälen der stehenden und guten Tannen sonderlich Achtung geben, und solches weder Gerbern, Färbern noch andern Leuten leichtlich erlauben sollen, sintemahl ja solchergestalt der vielfältige Nutzen, welchen Laub und Leute von solchen Bäumen zu gewarten haben, geschwächet wird.

Sein Holz dienet nicht nur zum Einheitzen, Kochen und Brennen, sondern auch beym Bauwesen, und ist vor andern zu Balken vortreflich gut. Nicht weniger stellet es Rinnen, Röhren und Bretter her, ingleichen können Bottige, Fässer und andere Böttiger Geschirre wegen seiner Dauerhaftigkeit daraus gefertiget werden, auch Schindeln und Dachspäne, weil sichs leichte und wohl spalten lässet. Geigen- und Instrumentmacher brauchen solches Holz zu allerhand Resonanzböden, und zum Schiffbau giebt es vornemlich die Masten her. Die obersten Sprossen der Tanne sind ein gutes Hausmittel vor den Scorbut: Man kocht eine gute Handvoll in ein Maaß Wasser und ein Maaß Wein bey gelindem Feuer, drückt es aus, und giebt auf einmal 4 bis 6 Loth.

Tannenhäher, s. Häher.

Tannenharz, Weißharz, hat einen Geruch fast wie Weyhrauch. Es dienet zur Artzney vor Menschen und Vieh. Ein Loth davon in Wein eingenommen, reiniget die Nieren, und treibt den Stein. Es wird auch zu Heilung der Wunden und Schäden gebraucht.

Tannenhirsch, s. Damhirsch.

Tannenholz, s. Tanne.

Tannenmeisle, ſ. Moosmeisen.

Tannenzapfen, ſ. Tanne.

Tannbock, ſ. Damhirſch.

Tanngeiß, ꝛc. ſ. Damhirſch.

Tannhirſch, ſ. Damhirſch.

Tannkützle, ſ. Damhirſch.

Tarda, ſ. Trappe.

Tarin, ſ. Citronella.

Taſchenmäuler, ſ. Ente.

Tatze, Patte, Pfote, lat. Pes, franz. *Pate*, *Patte*, heißt der Fuß eines Thiers, inſonderheit eines Bären.

Taube, lat. Columba, franz. *Pigeon*, ein bekannter und gemeiner Vogel, wovon man zwey Hauptgattungen hat, nemlich zahme Tauben, lat. Columbas domeſticas, und wilde Tauben, lat. Colombas agreſtes, ſilvaticas. Die letztere, wovon hier eigentlich die Rede iſt, theilet man wieder in drey Gattungen, in Ringeltauben, Holz- oder Höhltauben, und Turteltauben.

1) Die Ringeltaube, lat. Palumbes, Palumbes torquatus, iſt um ein merkliches gröſſer, als die gemeinen Haus- und Feldtauben. Sie hat einen blauſpiegelichten Hals, und einen weiſſen Ring um denſelben, davon ſie auch den Nahmen führet, ſchöne graue Federn am Obertheile des Rückens, welche weiter hinunter nach dem Schwanze zu, mit demſelben Aſchenfarb werden, einen weiſſen, und zum Theil auch Aſchenfarbenen Bauch, rothe Füſſe, und dergleichen Augen, einen gelblichten Schnabel, und an den Flügeln etwas weiſſe Federn. Sie macht ihr Neſt von wenigem Heuiſſe auf einen ſtarken Aſt einer Eiche oder Tanne, bringet aber niemals mehr als zwey Junge, und gemeiniglich einen Tauber und Täubin, aus. Es iſt ein ſehr ſcheuer Vogel, der weder im Felde, noch in dem Holze anderſt nicht, als im Äſtlen, wenn ſie von den neuen Feldern auf dürre Bäume gerne ſitzen, oder bey dem Neſte, oder bey der Tränke ſind, wohl zu ſchieſſen iſt.

2) Die Holztaube, latein. Livia, iſt an Gröſſe unſern gemeinen Feldtauben, ſonſten aber der vorigen gleich, nur daß ſie keinen Ring um den Hals hat, und etwas blaulichter an Federn ſiehet, nicht weniger im Heulen unterſchieden iſt, indem dieſe geſchwinder, als jene heulet. Ihre Brut iſt jener gleich, auſſer daß dieſe allezeit in die hohlen Bäume, wie ein Eichhorn niſtet, und brütet, auch davon Hohltaube und Lochtaube, lat. Cavernalis; diejenige aber, die in alten Mauren ſich aufhalten, Steintaube, lat. Saxatilis, genennet wird.

3) Die Turteltaube, lat. Turtur, iſt unter den wilden Arten die kleineſte, in der Gröſſe, wie eine kleine türkiſche oder Lachtaube, jedoch auf dem Rücken etwas bräuner, und am Bauche weiſſer; im Schwanze iſt jede Feder unten am Ende mit einem weiſſen Striche bemerket, welches, wenn ſie im Fliegen den Schwanz aufeinander breitet, ein weiſſen Cirkul giebt, wovon ſie bald zu erkennen iſt. Sonſten

sten brütet sie, und trägt ihr Geniste auf einen Baum, bringet auch gleich so viel Junge aus, als die Ringeltaube. Sie wird oft so fett, sonderlich, wenn sie gemästet wird, daß sie in ihrem Fette erstücket.

Alle diese drey Arten bleiben gar eine kurze Zeit bey uns, und verändern ihren Aufenthalt nicht; sondern wohnen sowohl den ersten Monat ihrer Ankunft, als den letzten im Walde, aus welchem sie hinaus auf die Felder fliegen, wie unsere gemeine Flugtauben aus denen Städten und Dörfern hinaus auf die herumliegende Felder ihrer Nahrung halber einfallen. Die Loch- oder Hohltaube kommt im Merz; die Ringeltaube meistens einen ganzen Monat später; und die Turteltaube stellet sich gar erst um Walpurgis ein. Diese drey Arten von Tauben sind im Sommer am besten bey ihren Nestern zu fangen, wenn man sie lebendig haben will, oder bey denen Tränkkennen, oder aber bey Salzlecken, welche man vor das rothe Wildpret machet, und dabey eine Vogelwand auf solche Weise hinschläget, daß sie über die Salzlecke hinüber reiche.

Man fänget auch die Turteltauben mit verdeckten Wänden und kleinen Sangvögeln, wenn man gleich keine Locktauben hat. Selten aber trift man solche in grosser Menge an; jedoch wo die Wolfsmilchkräuter häufig wachsen, deren Knöpflein sie gerne fressen, da sind sie oft zu hunderten beysammen zu finden, und alsdenn gut mit Schleiffen zu fangen. Man fängt sie auch bisweilen mit Leimruthen unter einem Bäumlein, darauf ein Lockvogel gesetzet wird. Das Fleisch aller dieser wilden Tauben, wenn sie alt geworden, oder sehr fett sind, ist unverdaulich, und daher ungesund; die jungen aber werden vor niedlich und gesund gehalten.

Taubengehäge, werden da angelegt, wo die Tauben auf die alten Eichen und Aspen fallen, oder zum Theil in die hohle Bäume zu brüten pflegen. Hierzu werden innwendig kernfaule, und hohle Kiefern, oder Aspen ausersehen, und davon Taubenhöhlen zwey und einen halben Schuh lang geschnitten, die innwendig so weit sind, daß eine Taube reinlich darinnen sitzen kann; das innwendige faule Holz wird ausgesäubert; alsdenn von Brettstücken Boden und Decke so daran gemacht, damit kein Wasser hinein laufen kann, und neben dem Höhlerloch muß ein Stänglein zum Aufsitzen befindlich seyn. Dergleichen Höhler nun werden gemeiniglich auf die Eichbäume vest angemacht, daß sie der Wind nicht herunter schmeisse, und zwar in Menge; dahinein gewöhnen sich die wilden Tauben bald, wenn sie zumal mit Schüssen verschonet bleiben, und mit guten Beitzen tractiret werden. Hierzu macht man Kasten, zwey bis drey Schuh lang, auch so breit, und 8 Zoll hoch, schläget eine Kirrsulze hinein, und die Kästen damit so voll, daß es in der Mitten hoch wie ein Berg wird. Solche Kästen bleiben zu ihrer Erhaltung an sichern Orten mit Stangen, zum Abhalten des Hut- und andern Viehes, ver-

waheret, beständig stehen, und werden im Frühjahr mit frischer Beitze angefüllet. Im ersten Jahr läßt man die Jungen alle ausfliegen, damit sie künftig wieder kommen, hier brüten, und sich vermehren, wozu die Verwechslung der alten Höhler mit neuen viel beyträget. Das Wildpret solches Geflügels, und besonders der Ringel- sowohl als der Hohltauben ist delicat, und wird von denen Aerzten vor sehr gesund, ja gesünder, als das zahme Taubenfleisch, gehalten.

Tauchbeerengarn, s. Tauchgarn.

Tauchente, s. Taucher.

Taucher, Tauchert, Täucher, Täucherlein, Tauchente, Sucher, Wasserhuhn, Rohrhühnlein, lat. Mergus, Colymbus, Colimbas, Comlimbis, Fulica, franz. *Merge, Plongeon, Rale, Ralle*, ist ein bekannter Wasservogel, welchen einige vor eine Bastartart von Enten halten; obgleich ein grosser Unterschied zwischen ihnen ist, indem sie einen spitzigen Schnabel, wie etwan die Amseln und Krammetsvögel, andere Füsse, und auch keinen solchen Steiß, wie die andern Enten, haben. Es giebt ihrer vielerley Gattungen, die aber wenig von einander unterschieden sind. Insgemein haben sie einen schwarzen oder braunsprenklichten Rücken, einen weissen oder silberfarbenen auf grau ausgehenden Bauch, und kurze hinterwärts stehende Füsse; daher sie auch beschwerlich gehen, und sich meistentheils auf dem Wasser in Seen und Flüssen aufhalten. Der Schnabel ist oben schwarz, auf beyden Seiten roth, und der Untertheil fast ganz blutroth. Ihre Brut bestehet meistens in sechs Jungen, welche die Alten gleich mit auf das Wasser führen, und sie mit Wassergewürme und kleinen Wurzeln ätzen.

Den Nahmen haben sie daher bekommen, weil sie, ihre Nahrung zu suchen, unter das Wasser tauchen, und lange darunter bleiben können; daher sie auch sehr hart zu schiessen sind, massen sie, so bald sie nur das Feuer vom Zündkraute sehen, sich so schnell unter das Wasser begeben, daß der Schuß ohnfehlbar verlohren ist. Wenn auch gleich zuweilen ein Taucher von einem guten Schützen getroffen wird, und er bleibt nicht gleich auf der Stelle todt; so führet er doch unter das Wasser, ergreift den Schilf mit dem Schnabel, und stirbt also im Wasser. Sie nähren sich mit allerhand Wassergewürme, und ziehen, wie andere Vögel, zur Herbstzeit weg; doch findet man derselben öfters noch zur Winterszeit auf denen offenen Flüssen. Ihr Fleisch ist schwarz und hart, und tauget wegen seines pfuhligen Geschmacks nicht wohl zum Essen. Wenn man diesen Vögeln rupfen will, halten die Federn ungemein hart; so man sie aber etlichemal, indem sie noch warm sind, in kalt Wasser tauchet, lassen sie sich eher ausraufen. Wenn sie aber in heisses Wasser gesteckt werden, sollen sie noch härter halten. In der Medicin soll das Herz gedöret und gepülvert, in Wasser eingenommen, das viertägige Fieber vertreiben; die Leber aber

in Oel gebacken, mit wenigem Salz gegessen, ein kräftiges Mittel seyn, die von einem tollen oder wütenden Hunde Gebissenen wieder zurecht zu bringen. Wenn diese Vögel des Morgens frühe schreyen; so soll es ein Ungewitter bedeuten, und wenn sie stets die Flügel winden, und sich tauchen, Wind und stürmisches Wetter anzeigen.

Tauchgarn, Tauchbeerengarn, Tauchpeerengarn, Tauchnetze, Tauchhahmen, Taupel, Quadernetze, franzöſ. *Truble*, ist ein Fischgarn, Karpfen und andere, so grosse als kleine Fische, damit zu fangen. Es ist viereckigt gestricket, und also sechs Schuh oder drey Ellen lang, und auch so breit, ist oben offen, unten aber mit einem gestrickten Boden versehen, und hat grosse, zwey Zoll weite Maschen oder Schmasen. Dieses Garn wird mit seinen Wänden an zwey creuzweise übereinander vest gemachte hölzerne Bügel gebunden, und, wenn man es brauchen will, eine gute Hand voll grosser Regenwürmer, welche in der Mitte dergestalt zusammen gebunden sind, daß sie sich mit dem Kopf und Schwanze regen können, oben an das Bügelcreuze dergestalt angehängt, daß ermeldte Regenwürmer in den Tauchpeeren oder Taupel einen halben bis ganzen Schuh hoch hinein hängen; darauf nimmt man eine lange Stange, welche sich jedoch nicht gerne biegen lässet, bindet einen Schuh weit von ihrer äussersten Spitze, den Tuchpeeren mit einem Stricke also daran, daß zwischen der Stange, und denen creuzweise übereinander gehenden Bügeln, nicht mehr, als zwey oder drey quer Finger breit, Raum bleibe, das man den Tuchpeeren nach Belieben umdrehen, und denselben also desto besser einsetzen könne.

Wenn er besagtermassen fertig ist; so lässet man ihn mit einem kleinen Geräusche in das Wasser untersinken, da denn die Fische, die gerne wissen möchten, was dieses sey, gegen dem Garne, und zwar die kleinen Fische zuerst, hinzu schwimmen, und wenn sie die in der Mitte desselben hangende, und sich regende Erd- oder Regenwürmer ersehen, um selbige sich herum versammeln und sie auffressen; die Alten hingegen, die schon listiger sind, streichen etwas weiter davon herum, bis sie sehen, daß die Jungen ohne einige Hinderniß ein Gräß gefunden, da sie denn herzuschwimmen, die kleinen verjagen, und, wenn sie anbeissen, durch schleuniges in die Höhe rücken des Garns gefangen werden. Wenn etwas in der Taupel oder dem Tauchpeeren ist, kann man solches daraus abnehmen, wenn die Stange, daran er hänget, sich beweget; alsdenn muß man ohne Zeitverlust, weil der Karpf sich nicht lange darinnen verweilen wird, dieses Garn mit der Stange, so man in Händen hat, eiligst in die Höhe heben, und an das Land bringen. Etliche binden ein wenig gebratene und mit Speck bestrichene Leber, nebst einem Stein mitten in den Boden der Taupel, daß sie einen Sack machen; so sollen die Fische desto lieber drauf zu gehen.

Tauchhahmen, s. **Tauchgarn.**

Tauchnetze, ſ. Tauchgarn.

Tauchpeerengarn, ſ. Tauchgarn.

Taupel, ſ. Tauchgarn.

Taxbaum, ſ. Eibenbaum.

Taxe des Holzes, ſ. Holztaxe.

Taxirung der Waldungen, wird nach dem alten Schlendrian folgendergeſtalt angeſtellet: Man gehet oder reutet um einen Wald nach ſeinem ganzen Umfang herum, und wenn das Glück noch gut iſt; ſo durchſtreichet man denſelben, einigemal die Quere und die Länge. Ein jeder von denen zu ſolcher Taxe erforderten Commiſſariis, Förſtern und alten Holzhauern, u. ſ. w. gehet in einer gewiſſen, gemeiniglich ziemlich weiten Entfernung von dem andern, auf die gemeldete Art, die zu taxirende Waldungen durch; und wenn dieſes nach guter hergebrachter alter Gewohnheit geſchehen iſt; ſo fällen ſie nach dem, was ein jeder von ihnen, von Bäumen dieſes Waldes, bey ſeinem Spazierengehen ohngefehr flüchtig und obenhin bemerket hat, ihr gemeinſchaftliches Urtheil von dem Werthe ſolcher Holzung, ohnerachtet es ſchlechterdings ohnmöglich iſt, daß ein jeder die Bäume, ſo er im Vorbeygehen geſehen, merken, und im Sinne behalten, vielweniger ſie zu gleicher Zeit im Kopfe zu Klaftern oder Maltern berechnen könnte.

Es iſt leicht zu begreifen, daß auf dieſe Art ein Wald ohnmöglich richtig und zuverläßig nach ſeinem wahren Beſtand oder Werth taxiret werden kann. Es iſt unläugbar, daß man durch den groſſen Umfang ſehr betrogen werden könne, und es kommt uns eben ſo vor, als wenn ein Feldherr die Stärke ſeines Feindes aus dem groſſen Bezirk ſeines Lagers beurtheilen wollte, darinn dieſer vielleicht kaum einige wenige Regimenter ſtehen hat, die ein gewieſſes Manoeuvre auszuführen, öfters mit Fleiß die Gröſſe einer anſehnlichen und zahlreichen Armee nur vorſtellen müſſen. Mit eben ſo wenig Gewißheit läßt es ſich von dem Beſtand oder Werthe einer Waldung aus ihrem Umfange und Gröſſe ſchlieſſen.

Es iſt gar ein groſſer Unterſchied bey dem Taxiren zu machen, zwiſchen einem Wald, in welchem innwendig, zur Schande und Beſchimpfung ſeines Auſſehers, die gröſeſten und beträchtlichſten von Holz entblößten Plätze angetroffen werden, die ſtatt der Bäume mit Gras bewachſen ſind, und Graſereyen und Hutweiden ausmachen: und wiederum zwiſchen einem ſolchen, worinn dergleichen traurige Folgen einer unerlaubten Forſtwirthſchaft nicht zu finden ſind, ſondern, der ſeinem ganzen Umfang nach, durch und durch mit Holz und Bäumen beſtanden iſt.

Ein eben ſo beträchtlicher Unterſchied findet ſich ferner zwiſchen einer Waldung, deren Bäume allenthalben dichte und enge ſtehen, und einer ſolchen, wo ſelbige im Gegentheil einzeln, weitläufig, und hier einer und dort wieder einer angetroffen werden.

Ferner muß ein vernünftiger Förſter den Werth einer Waldung

dung schätzen, nach der unterschiedenen bessern oder schlechtern Beschaffenheit seines Holzbodens, wie in folgenden Regeln bemerket werden wird.

Und wenn wir noch weiter gehen wollen; so findet sich abermals, ein grosser Unterschied des Werthes zwischen einer Holzung, deren Bäume tauglich und wohlgewachsen sind, die eine mögliche Höhe und Stärke haben, und also in gutem Wachsthum stehen: und zwischen einem Holze in dem wir blos elende und verbuttete Stämme, deren jährlicher Wachsthum sehr wenig oder gar nichts beträget, wahrnehmen.

Daß auch endlich der gröſsere oder geringere Vorrath des jungen Anfluges und des sogenannten Zuwachses oder Wiederwuchses den Werth einer Waldung vermehre oder vermindere, ist leicht zu erachten. Es müssen aber sehr hellsehende Commissarii oder Förster seyn, die alle diese jetzt erzehlte Eigenschaften eines Waldes, bey dem oben beschriebenen Spaziergang in demselben, so gleich und auf einmal übersehen, und entdecken können, besonders da sie nach diesem alten Schlendrian mit der Taxierung einer schon ziemlich grossen und beträchtlichen Waldung gemeiniglich in ein paar Tagen fertig werden.

Wer etwas taxiren will, der muß zuvor seinen Gegenstand wohl untersuchen. Nun sind zu Untersuchung eines Forstrevieres verschiedene Umstände in Betrachtung zu ziehen. Wann also zuförderst gewiesse Stücke vest gesetzt sind, und als unwidersprechlich angenommen werden; so sind alsdenn die Folgerungen leicht zu machen.

Exempel erläutern die Sache. Wir wollen annehmen, daß ein Forstrevier, welches untersucht werden soll, ohngefehr aus 14000 Morgen Waldes bestehe; wir nehmen weiter an, daß 2000 Morgen aus Tannen, und 12000 Morgen aus hartem Holze, als Eichen, Buchen, Birken u. s. w. bestehe.

Hier müssen wir folgende Principia vest setzen, a) in wie viel Jahren jede Art Holzes abgeholzet werden solle, oder b) wie alt jede Art Holzes seyn muß, bevor wir solches für haubar halten können?

A. Was das Tannenholz anbelangt, so sind 80. Jahre (wann es nicht auf gar zu hohen und kalten Gebürgen stehet) hinlänglich, allerhand Sorten von nöthigem Bau- oder Blochholz anzuziehen. Wir rechnen aber diese Zeit von denen Jahren des Anflugs oder der Besaamung an.

B. Bey dem Harten- oder Laubholze aber kommt es auf die Frage an: ob es als Baum- oder Stangenholz tractiret werden solle? Sind es Baumholzörter und zwar Eichen; so kann die kürzeste Zeit auf 200 Jahre gesetzt werden. Von Büchen Baumholz aber würde eine Zeit von 120 Jahren hinlänglich seyn.

Stangenholz hingegen, welches wieder aus dem Stock aus-

schlagen soll, darf bey Rothbüchen nicht über 40 Jahre alt werden: und bey Eichen, Hayn büchen, Birken, Eschen und allen andern Sorten Holzes sind, nach Unterschied des Bodens, 30 bis 35 Jahre hinlänglich.

Wir schreiten nun zur Untersuchung selbsten, und machen den Anfang mit denen

Tannenrevieren.

Hierbey müssen zuvor diejenigen Forstbedienten und Bauholzhauer, so dabey gebraucht werden sollen, wohl unterrichtet, und allenfalls besonders darauf beeydiget werden, daß sie alles, nach ihrem besten Wissen und Vermögen, also aufzeichnen und angeben wollen, als sie es wirklich vorgefunden.

Zu Abzehlung derer Bäume werden 1) nicht weniger als 12 Personen zu nehmen seyn, mit welchen des Tages wenigstens 400 Waldmorgen durchgesucht werden können. Gedachte Personen müssen holzgerecht, vernünftig und revierkundig seyn, sie mögen hernach aus Förstern, Holzhauern oder Zimmerleuten bestehen. Mehr als 16 Personen sind nicht anzulegen, weil es sonsten demjenigen, der die Sache dirigiret, schwer fallen möchte, dieselbe in der Ordnung zu erhalten.

2) Diese Leute werden wie bey einem Treibjagen, etwa 20 bis 30 Schritt, einer von dem andern, angestellet, je nachdem die Bäume in einer Revier nahe oder weit von einander stehen. Es ist denenselben aber die Regel zu geben, daß sie fein langsam und Schritt vor Schritt fortgehen, damit ein jeder seinen Nachbar beobachten, immer in gleicher Weite von demselben bleiben, und nur auf einer Seiten, entweder rechts oder links, auf jenen zehlen könne. Gleichwie aber die Grenzen der Reviere nicht allezeit, sondern selten gerade Linien machen; so muß sich der erste nach dem Flügelmann richten: der zweyte nach dem ersten, und so ferner einer nach dem andern, damit sie niemalen zu weit auseinander kommen. Bey diesem Geschäfte müssen die Abzehler sich des unnöthigen Plauderns enthalten, weil sonsten dadurch mancher Baum übersehen, oder unrecht angezeichnet werden kann.

3) Das Aufzeichnen der vorgefundenen Bäume kann in Schreibtafeln oder Papier, am füglichsten aber auf einem 4 Seiten glatt gehobelten Pfahl oder Stock geschehen, und mit Rothstein, sogleich, wann 5 oder 10 Stämme gezehlet, ein Strich auf der Seiten des Stocks, wohin spiche classificiret, gemacht werden. Weil aber der starken Sorten gemeiniglich nicht so viel vorfallen, daß 5 oder 10 gezehlet werden können; so kann nur bey jedem vorfallenden Stamm ein Strich gehörigen Orts angezeichnet werden.

4) Förderlamst sind die grossen Reviere und Berge, so viel immer möglich, in kleine Abtheilungen, nach denen daselbst befindlichen Wegen, Wassern, Gründen oder Thälern zu bringen, und mit besondern Nahmen zu belegen.

belegen. Man kann solchen Nebenabtheilungen den Nahmen der Gegend, gegen welcher sie gelegen, geben. Z. Ex. wann der sogenannte Fohrenberg durch einen scharfen Rücken getheilet wird; so ziehet der eine Einhang etwa gegen Norden, der andere gegen Süden. Je mehrere und kleinere Abtheilungen können gemacht werden, je besser kann man auch nachgehends den Haushalt darüber einrichten.

5) Die auf jeder solchen kleinen Abtheilung befindlichen Stämme werden besonders gezehlet. Und da gemeiniglich in Ansehung der Stärke vielerley Sorten in einem Reviere vorfallen; so werden solche zu Erleichterung der zehlenden Personen, damit dieselben bey denen mancherley Gattungen nicht zu sehr irre werden, in 4 Classen getheilet.

6) Man kann die Zehlung mit denenjenigen Stämmen anfangen, so z. Ex. 6. Zoll im Diameter stark seyn, folglich die Classification folgendergestalt einrichten, daß zu der

Ersten und geringsten Sorte gerechnet werden, die von 6 bis 9 Zoll inclusive.

Zu der zweyten: von 10 bis 15 Zoll.

Zu der dritten: von 16 bis 21 Zoll.

Zu der vierten: von 22 Zoll, und darüber.

Oder die geringste Sorte: von 2 Spannen. Die zweyte von 3 und 4 Spannen. Die dritte, 5 und 6 Spannen. Die vierte, 7 Spannen, und darüber.

Einige Holzgerechte, damit sie bey dem Taxiren der Bäume, nach denen zu gebenden Klaftern urtheilen können, theilen die Hölzer nach Beschaffenheit ihrer Stärke und Länge in gewisse Sorten ein, und benennen sie meist nach dem Gebrauch, worzu sie füglich angewendet werden mögen.

Diese Sorten der Bäume sind, wann wir von denen schwächern unter ihnen anfangen, und bis zu denen stärkern in der Ordnung fortgehen, folgende: Man findet nemlich in denen Waldungen, ausser denen schwachen Schläg- und und Hopfenstangen, Schalholz und Stocken, die zusammen genommen von denen Förstern, bey Taxirung der Wälder, unter dem allgemeinen Nahmen des Zuwachses oder jungen Wiederwuchses mit verstanden und angenommen werden:

1) Rüststangen,	15.	Stämme	2	Klafter.
2) Röhrhölzer,	5.	—	1	—
3) Baustämme,	3.	—	1	—
4) Schindelsparren,	3.	—	1	—
5) Ziegelsparren,	2. 3.	—	1 2	—
6) Balken,	3. 1.	—	2 1	—
7) Bretbäume,	1.	—	1½	—
8) Trogbäume,	1.	—	6	—

Deren Stämme betragen klaftern

7) Der eine Flügel gehet allezeit auf der Scheidung eines jeden vorzunehmenden Reviers; würde man aber nicht auf einmal ein Revier bestreiten können; so muß auf dem andern Flügel ein Mann mit einer Art oder Beil vorhanden seyn, der hinter dem letzten Taxator eine Anpläckung an die Bäume macht, damit im Rückgang wiederum der eine Flügel auf solche Pläckung und Kennzeichen zurückgehen mag.

8) So bald ein Revier geendiget ist; so werden die gezehlten Stämme von demjenigen, der die Sache dirigiret, oder von dem Schreiber, in ein dazu bereitetes Manual, unter dem gehörigen Nahmen des Reviers, eingetragen. Die auf denen Stöben aufgeschriebene Bäume, werden, so bald solche richtig angezeigt worden, abgeschnitten, und zu Zehlung eines andern Reviers gehörig vorgerichtet.

9) Zu deutlicher Beschreibung jeden Reviers wird auch nöthig seyn, sogleich bey Endigung des Abzehlens, die durchgehende zu befragen: a) ob blos so Plätze, Hörste, geringe Picktannen, kurzes, oder struppichtes oder höllreiches Holz: wie auch b) Brüche, oder c) sonst etwas besonders darinnen vorgefallen? d) wie der Boden beschaffen? e) wie weit der Ort von jener Stadt oder Dorf entlegen? u. s. w. damit alles ordentlich angemerket werden möge.

10) Nachdem auch diese Untersuchung auf den Zuwachs mit gerichtet ist; so muß denen Taxirern besonders aufgegeben werden, daß sie nicht alle Stämme, so unter denen grössern Tannen befindlich, und nächstens unterdrücket werden, mit in die Zehlung bringen. (insbesondere aber bey denenjenigen Oertern, so in 20 bis 30 und mehr Jahren, haubar werden sollen); sondern nur diejenige, so mit dem Gipfel heraus gewachsen und zum Fortwuchs Hofnung machen. Es muß auch bey ganz jungen Revieren von Picktannen wenigstens ausgezeiget werden, ob solche nur horstweise oder gedrungen beysammen stehen? Ob es Picktannen von 6, 10 oder 20 Schuh hoch sind?

11) Bey abgetriebenen Revieren ist zu beobachten, ob wieder Anflug vorhanden? ob auch noch Stucken zu roden oder Stumpen zu graben sind? oder ob verangerter Boden sich befindet?

12) Wir wollen annehmen, was einige behaupten, daß ein Tannenrevier vor haubar zu halten, wann der dritte Theil des vorgefundenen Holzes aus 16, 20 bis 30 Zoll im Diameter haltenden Bäumen bestehet.

13) Der Zuwachs des Holzes könnte wohl ein Jahr dem andern zum besten,

auf gutem Boden, in 3 Jahr 1 Zoll,
auf mittlerm, in 4 Jahr 1 Zoll,
auf schlechtem, in 5 Jahr, 1 Zoll gerechnet werden.

Jedoch sind die gar zu dürren, hohen, kalten und bruchigten Oerter davon ganz ausgenommen.

14)

14) Ob nun zwar der Zuwachs des Holzes vorbeschriebener massen, seine Richtigkeit haben möchte; so lässet sich dennoch nicht auf ganze und volle Oerter schliessen, daß Stamm vor Stamm also nach dem Zuwachs zu rechnen; indeme bey der Zählung ohnmöglich so genau zu beobachten ist, daß 2 Stämme, so zwar von gleicher Stärke, dennoch nicht gleichen Fortwachs haben können, weil der eine mehr Platz erfordert, und dem andern vielleicht wegen des ihm zunahe stehenden stärkeren, bereits der Zuwachs genommen wird.

15) Es lässet sich aber nach einiger Erfahrung und Beobachtung, der Zuwachs und die Zeit, da man ein Revier für haubar halten will, wohl folgender Gestalt bestimmen.

a) Wann wir die Zeit der Hauung auf 50 Jahre hinaus setzen; so kann alsdann von der vorgefundenen Anzahl der Bäume

die dritte zu der vierten Classe,
$\frac{9}{10}$ der zweyten zu der dritten,
und $\frac{9}{10}$ der Ersten zu der zweyten gerechnet werden.

Z. Ex. wir finden jetzo.

10 Stämme IV. Classe.
150 Stämme III. Classe.
1000 Stämme II. Classe.
2000 Stämme I. Classe.

Setze also:

10 Stämme IV. Cl.	kommt zu der 4ten	
150 St. III. Cl.	bleibt $\frac{1}{10}$ zweyte Classe	100 St.
160 St. 4te Cl.	von der Ersten	1800 St.
900 St. als $\frac{9}{10}$ der 2ten zur 3ten		1900 II. Cl.
1060 III. u. IV. Cl.	der übrige $\frac{1}{10}$ der Erst. Cl.	200
2100 I. u. II. Cl.		Summa 2100 St. I. u. II. Classe.
3160 in Summa		

Macht also die dritte und vierte Classe ohngefehr den dritten Theil der ganzen Summe aus, und ist folglich nach unserm Grundsatz, wie oben gedacht, haubar.

b) Wann wir die Zeit der Hauung auf 40 Jahre hinaus setzen, so kann gleichfalls noch

die dritte zur vierten Classe
$\frac{8}{10}$ der zweyten zur dritten, und
$\frac{8}{10}$ der Ersten zur zweyten gerechnet werden.

Hierzu möchte sich folgende Proportion der Stämme schicken:

2000 St. der Ersten,
1000 St. der zweyten,
260 St. der dritten,
40 St. der vierten Classe.

c) Die Zeit der Hauung in 30 Jahren fest zu setzen, nehmen wir

$\frac{4}{5}$ der dritten zur vierten,

$\frac{7}{10}$ der zweyten zur dritten,

$\frac{7}{10}$ der ersten zur zweyten Classe.

Und könnte folgende Proportion der vorzufindenden Stämme hierzu dienlich seyn, als:

2300 St. I. Cl.
1500 St. II. Cl.
300 St. III. Cl.
125 St. IV. Cl.

d) Die Zeit der Hauung in 20 Jahren würde folgende Veränderung der vorgefundenen Bäume machen,

da

$\frac{1}{2}$ oder $\frac{1}{3}$ zur IV. Cl.

$\frac{1}{3}$; der 2ten zur 3ten,

$\frac{2}{3}$; der I. zur II. Classe

mit folgender

Proportion:

2400 St. I. Cl.
1200 St. II. Cl.
400 St. III. Cl.
200 St. IV. Cl.

e) In zehen Jahren die Hauung zu setzen, würde man die vorgefundene Stämme

$\frac{1}{10}$ der III. zur IV.

$\frac{1}{4}$ der II. zur III. wie auch

$\frac{1}{4}$ der I. zur II. Classe nehmen, worzu nachfolgendes Exempel dienet:

2200 St. I. Cl.
800 St. II. Cl.
600 St. III. Cl.
600 St. IV. Cl.

16) Bey Anschlagung oder Taxirung der Bäume selbsten, können von jeder Classe Proben gemacht werden, wie viel Malter oder Klafter nach jeder Landesart und Gewohnheit, ein solcher Baum in sich fasse? Und alsdann würde dennoch wiederum zu unterscheiden und zu bemerken seyn: ob es hölzreich oder gering, kurz und struppichtes Holz sey? wornach gleichfalls die Taxation einzurichten ist.

17) Endlich wird auch jedem Revierförster eine Tabelle, so wie die Zehlung in jedem Ort geschehen, zugestellet werden müssen, damit er von Wochen zu Wochen jeglichen Orts, den Abgang, entweder durch Entwendung der Diebe, Trockniß oder Windstürme ꝛc. eintragen könne, und damit derselbe bey nächst erfolgender Hauung sehen möge, wie die Taxation gegen den Erfolg eintreffe, oder was nach dem erfolgten Abgang annoch zu hoffen stehet. Uebrigens wird ein Vernünftiger bey diesem Entwurf leicht einsehen, daß die Anwendung desselben mit Rücksicht auf die verschiedene Beschaffenheit der Forste zu machen seye, und daß noch mancherley Ausnahmen dabey vorfallen können.

Taxus, s. Dachs.

Taxus arbor, s. Eibenbaum.

Teda, s. Kiefer.

Teer, s. Theer.

Teich, Fischteich, Weiher, Weyher, lat. Piscina, franz. *Piscine*, *Estang*, *Etang*, *Vivier*, ist ein geraumer Umfang eines stehenden Wassers, von verschiedener Breite, Grösse und mannigfaltigem, vor die Fische dienlichen

lichen Boden, darinnen man gewisse Fische halten, und das Wasser nach Gefallen, und wenn es die Nothdurft erfordert, ablassen kann. Deswegen denn auch ein Teich ordentlicher Weise mit einem Damm umgeben, hiernächst aber mit Ablauf, Ablaß, oder Abzug, Kessel, Flutbetten, Fall, Zapfen oder Ständer, Schützen, Wasserbänken, Rechen, Rinnen, und andern zum Teichbau gehörigen Stücken versehen, und vor die Fluten verwahret ist. Er ist darinnen von einer See unterschieden, die man nicht ablassen kann; an der Grösse aber von denen Einsätzen und Fischbehältern, die nur enge und kleine sind. Die Eintheilung der Teiche ist mancherley. Erstlich giebt es Teiche, welche sich selbst besaamen, aber nicht ganz können abgelassen werden, sondern von den zufliessenden Bächen oder Flüssen, wie auch bisweilen von innerlichen Quellen, sich immer wieder anfüllen, und frische Fische einführen, welche darinnen ihre Nahrung und Wachsthum finden. Die andere Art bestehet in Teichen, welche man mit Sätzlingen ordentlich besetzen muß. Diese haben zwar auch von Bächen, Quellen, oder Feldwassern ihren Zugang, müssen aber ordentlich entweder mit Karpfen, Karauschen, Hechten, Forellen, oder andern Fischen besetzt werden.

Bey der erstern Art, die sich selber besetzen, und doch nicht abgelassen werden können, ist der beste Rath, wenn an dem Orte, wo sich der meiste Fall befindet, durch vorhergehende Abwägung, so es die Tiefe nicht hindert, eine Stolle gemacht wird, damit, nach Ablassung des Wassers, alsdenn die Besetzung auch richtig angestellet werden könne. Wo aber dieses sich nicht will thun lassen, hat man darauf zu sehen, was vor Art Fische der Teich am nützlichsten trage, entweder Karpfen, Hechte, Forellen ꝛc.; mit welchen man ihn zu besetzen hat, jedoch mit der Obacht, daß man unter dem Eise dem Hecht und Bärsch, auch andern Raubfischen, so viel möglich, wehre, und solche zu tilgen suche.

Zu Verhütung des Schadens bey grossen Gewittern, daß die Fluten nicht in die Teiche fallen, muß ein Schutz gemacht werden, welchen man im Fall der Noth in die Höhe ziehen, und dergestalt stellen kann, damit nicht mehr, als nöthig, einfliesse, welches denn, wenn der Teich in der Nähe ist, leicht zu thun. Wo man aber bey dergleichen Fluten wegen der Weite nicht bald zum Teiche kommen kann, muß man vorhero das Schutz- oder Vorsatzbret in solcher Höhe aufziehen, damit nicht mehr, als nöthig, hinein fliesse, das übrige aber beyweg falle. An solchen Teichen, da nicht alles Wasser durch den Ständer gehen kann, muß ein Flunder oder Flutbett von Holze, oder, welches besser, von Quadersteinen oder Werkstücken gemacht werden. Damit auch das Wasser unter dem Flutbette nicht den Damm auswasche, muß solches hineinwärts im Teiche wohl verwahret, und wo es einen grossen Fall hat, mit Wasserbäu-

ken

ken verſehen werden. Wenn auch bey einem Teiche groſſe Fluten zu befürchten, muß man oben auf das Fluder einen Rechen ſetzen, damit die durch den Einfluß hinein gekommenen Fiſche nicht wieder hinaus ſteigen können.

Der andern Art Teiche, nemlich die mit einer gewiſſen Art Fiſche beſetzt werden müſſen, ſind vornemlich dreyerley, als Karpfenteiche, Hechtteiche, und Forellenteiche, von welchen allen an ſeinem Orte insbeſondere gehandelt worden. Kleine Teiche werden Einſätze, und Behälter, Hälter, oder Fiſchhälter genennet. Jene dienen, die Fiſche, die man nach Fiſchung der Teiche nicht alſobald verthun kann, einzuſetzen, bis ſie nach und nach weggebracht werden; dieſe aber ſind näher am Hauſe, ganz klein, und werden gebraucht, die Fiſche, ſo zur täglichen Nothdurft dienen ſollen, bey der Hand zu haben, ſ. Fiſchbehälter.

Einen neuen Teich ſoll man nicht auf einmal anlauffen laſſen, ſondern nach und nach, damit der Damm ſich allgemach ſetze, und beveſtige. Es iſt auch gut, wenn das angelauffene Waſſer ein- oder mehrmal wieder abgelaſſen wird, damit der rohe und wilde Geſchmack aus dem Boden gezogen werde. An Beveſtigung des Dammes iſt auch viel gelegen, weil ſonſt, wenn er etwan ausreiſſet, viel Arbeit und Koſten verlohren gehen. ſ. Damm, Teichfiſcherey. Der Ablaß aber wird, wo der Teich am tiefſten iſt, um ein paar Zoll tiefer, als der Boden des Teiches, eingelegt. Die Rinne hierzu wird am beſten von Eichenholz ausgehauen, und muß etwas vor dem Damme hinaus in den Teich reichen, damit der Zapfen oder Ständer in das Waſſer komme, und nicht jedermann dahin langen könne. Wo aber ein allzuſtarker Zufluß zu beſorgen, wird ein Flutbette mit einem Rechen in ſolcher Höhe, als das Waſſer ſtehen bleiben ſoll, angeleget, damit das Ueberwaſſer dardurch ablauffen möge. Wenn ein Teich allezeit mit Waſſer angefüllet bleibt; ſo verſauert der Boden, die trächtige ſüſſe Erde wird verzehret, und die Fiſche finden nicht genug guter Nahrung. Dieſes zu verhüten, ſoll man, wenn der Teich im Herbſte abgelaſſen wird, ſelbigen abziehen, und auf den Frühling umackern, mit Hirſen, Wicken, Gerſte oder Haber, und wenn ſolche Früchte abgeſchnitten ſind, ſelbigen nochmals, wenn man will, mit Rüben beſäen, davon aber nur etwas nehmen, das übrige mit Kraut und Wurzel ſtehen, und den Teich alſo wieder anlauffen laſſen. Einige laſſen zwar ihre Teiche zwey Jahr ruhen, düngen und beſäen ſie mit Waitzen. Solche Beſtellungen geben auch den Fiſchen friſche Nahrung, und bringen die Koſten reichlich wieder. Iſt aber der Grund moraſtig und zum pflügen untüchtig; ſo darf man denſelben nur ein Jahr trocken liegen laſſen, damit der Froſt im Winter, und der Sonnenſchein im Sommer, den Boden verjüngere und beſſer mache.

Was den Anschlag der Teiche bey einem Gut anbetrift; so ist dabey die Centnernutzung nicht gebrauchlich, weil 1) selbige nicht gerechnet werden kann, 2) die Fische im Wasser oft ersticken, 3) man auch vielmals unwichtigen Satz bekommt; sondern der Anschlag ist vielmehr, nach den Schocken zu machen, und ist bey gutem gewächsigen Boden das Schock auf 15 Gr. 9 Pf. Nutzung, und 18 bis 20 Gülden Erbkauf, nachdem das dazu gehörige Gut Erb- oder Obergerichte hat, anzuschlagen. Wo aber Teiche wüste liegen, und nicht zugerichtet sind, wird nur die Helfte gerechnet, weil doch Grund und Boden noch etwas zu geniessen. Wer sonsten Teiche, oder Weiher zu kaufen Lust und Gelegenheit hat, der soll sich vor allen Dingen erkundigen: ob die Dämme, Rechen und Abläße im baulichen Stande, und ob sie nicht mit Rohr und Schilf bewachsen sind? ob sie in einer Nähe beysammen liegen, daß die Fische in einen zusammen gebracht, und nachmals mit desto geringerer Mühe und Kosten gefischt und abgeführet werden können? wie der Grund beschaffen? ob er leimig, kieſig, oder morastig ist?. ob die Fische darinnen wohl wachsen? ob die Fische auch moosig oder nach dem Moraste schmecken? ob das Vieh täglich oder doch öfters zur Tränke dahin getrieben werde, als wovon die Fische gutes Wachsthum und Nahrung haben? ob sie an der Sonne und Sommerseite, oder im Schatten und Walde liegen? weil die Fische dorten besser wachsen, hier aber wegen der Kälte, und von denen Fischgeyern und andern Raubvögeln abgefangen zu werden, in Gefahr sind, die Fische auch, wegen des darinn gefallenen und nachher verfaulten Laubes und der Blätter von denen Bäumen, gerne abstehen; ferner ob Brunnenflüsse darein flieſſen und zu Forellen taugen? ob sie auch in dürren und heissen Sommertagen stets Wasser genug halten? oder ob sie nur von Schnee- und Regenbasser angefüllet werden, und also bey lange anhaltender Dürre austrocknen? ob des Wassers Art und Eigenschaft leide, daß die Fische an andere Orte versühret, und auch in andern Wassern erhalten werden mögen? ob gute Einläße und Fischbehälter, die im Winter nicht zufrieren, vorhanden sind, die Brut, Sätzlinge und Speisefische darinnen zu erhalten? ob die Fische in der Nachbarschaft ihren guten Vertrieb haben? ob die Teiche, wegen der dareinflieſſenden Gewässer, sich selbst besetzen, oder ob selbige besetzt werden müssen? indem es nicht ein geringes Vortheil ist, wenn ein Teich an einem fischreichen Wasser also gelegen ist, daß man dasselbe nach seinem Gefallen in den Teich lassen, oder auch davon abweisen kann? ob nicht etwan auch die wilden Wasserglüsse und Flüsse die Dämme durchreiſſen, oder sonst die Fische durch Ueberschwemmung aus den Teichen heben, und andern Teichen und Wassern zuführen können? und was dergleichen mehr ist. s. a. Ablaß, Ablassen, Anlassen, Teichgeber.

Das sind die besten Teiche, die einen guten leimichten Grund haben, oder deren Grund von

Thon,

Thon, wie die Hafnererde iſt, daraus die Höfen gemacht werden. Dann dieſelbige Erde iſt den Fiſchen gut und geſund, davon können ſie ihre Speiſe und Nahrung haben, daß ſie fett und wohlſchmeckend werden, und auch leichtlich wachſen und zunehmen. Es ſollen Teiche auch nicht an trucknen, ſondern feuchten oder naſſen Oertern angelegt werden, und da nicht eine harte dicke, ſondern eine feine lucke und dünne Erde iſt; und ſolches mehr um der Karpfen, denn um anderer Fiſche willen, die ſich am meiſten von der Erde erhalten. Sonderlich ſind die Teiche gut, die einen fetten Grund haben von Laim, Thon, item, von Mergel, gruben Sande, Kis und Steinlein, doch mit untermengeter fetter Erde. Dann wo nur ſchlechter Sand, Kis und ſteinichter Grund iſt, da iſt es den Fiſchen nicht gut, ſonderlich den Karpfen. Es ſind auch die Brunnquellen den Teichen nicht ſo gar gut, es wäre dann, daß man Fohren, Grundeln und dergleichen Fiſche drinnen hätte, die gerne im friſchen Waſſer ſind. Der kothigte ſchlammigte Grund iſt auch nicht allezeit gut. Flache Teiche, die in der Mitten nur ein wenig geſenkt, und doch gar breit und lang ſind, die ſind wohl am beſten. Item, die gewieſſe Zuflüſſe haben, und ſich aufs Regenwaſſer nicht allein verlaſſen müſſen. Man pflegt auch die Teiche in Form eines halben Cirkels zu machen; dann das iſt die beſte Art. Wann ſie etliche Jahr Fiſche getragen oder gehabt; ſo läßt man ſie darnach, wie ſchon gedacht, gar ablaufen und ledig ſtehen, und ſäet Getreyde drein, folgends läßt man ſie wieder anlaufen, und beſetzet ſie wieder mit Fiſchen, ſo nehmen die Fiſche wohl drinnen zu, und werden bald groß.

Wenn man einen Teich über 9 Jahre beſetzt, und niemalen ruhen läßt; ſo pflegen die Fiſche mager zu werden; denn wann das Waſſer in den Teichen immerzu ſtehen bleibet; ſo machet es dieſelbige alt und vor der Zeit kraftlos, entziehet und verderbet den beſten Saft und Nahrung, ſo daß die Fiſche endlich wenig oder gar nichts mehr darinnen finden. Deswegen, nachdem man ſie das vierte oder fünfte mal gefiſchet, ſoll man ſie liegen und ruhen laſſen, und man kann verſichert ſeyn, daß groſſer Nutzen daraus erwachſen werde; denn wann das Waſſer abgelaſſen, und der Teich oder Weyher den Winter über recht ausgefroren und getrocknet, kann man denſelben nachgehends im Frühling mit Sommerfrucht, Gerſten, Hirß, Wicken, Erbſen oder Haber, mit groſſem Nutzen beſäen, und wann alles wohl beſtellet, auch ſonſt die Witterung gut iſt, hat man eine reiche Erndte zu hoffen, und alsdenn kann man wieder dreyjährige Beſatzung darein thun, da man dann in zweyen Jahren eine gute und nützliche Fiſcherey zu gewarten hat.

Wann aber die Teiche gar ſehr geſchwächet, und in Abgang gekommen, muß man ſie nicht nur ein und zwey, ſondern auch wohl drey Jahre liegen und ruhen laſſen. Das erſte Jahr kann man den Boden und Waſen nur fein leicht umſtoſſen, düngen, und mit leichter Frucht, als

als Hirs, Heydel, oder Wicken besaamen. Das andere Jahr kann man ihm besser zusprechen, und eine stärkere Frucht nehmen, als Roggen oder Waitzen. Im dritten Jahr kann man wieder etwas anders darauf bauen, und auf solche Weise einem verdorbenen Teich aufhelfen, daß er zur Fischerey wiederum sehr nützlich und tauglich wird. Etliche pflegen in schlechte und ausgemergelte Weyher Mag- oder Mohnsaamen zu säen, und lassen alles beyeinander im Teiche bleiben, oder auch Rübsaamen, und lassen die Rüben meistentheils unausgezogen darinnen stehen; man muß aber in solchem Stück die Gelegenheit des Orts wohl in Acht nehmen, und zusehen, daß die Schweine nicht darzu kommen können.

Teichaufseher, Teichinspector. Wenn grosse Herren Teiche, Weiher und Hälter zu Fischereyen anlegen lassen; so werden hierzu vielerley Handarbeiter gebraucht, welche nothwendig einen Mann vor sich haben müssen, dem sie zu gehorsamen schuldig sind, damit nicht Unordnung und Schaden erfolge. Dergleichen Befehlshaber erhalten gemeiniglich den Titel eines Teichinspectors, und wissen, was zur Erbauung derer Wassersammlungen, darinnen man Fische erziehet, nöthig; welchergestalt die hier erforderlichen Dämme gefertiget werden müssen, und was sonst allenthalben zu Abwendung besorgender Schäden, und zu Werkstelligmachung des verlangten Nutzens erforderlich. Diesemnach muß ein solcher Mann fürsichtig und geschickt, wachsam und sorgfältig seyn, zu rechter Zeit gegen die Arbeitsleute gehörige Strenge, und auch eine beliebige Zucht zu gebrauchen wissen. Ueberhaupt aber soll ein Teichinspector, gleich dem Teichmeister, Wissenschaft haben, alles, was ihm anvertrauet ist, in guten Stand zu setzen, und auch darinnen erhalten. s. a. Teichfischerey, Nro. II. 1).

Teichbau, Teichbaukunst, ist eine Kunst, einen Teich oder Weyher gehörig anzulegen. Hier hat man,

1) auf der Teiche Grund zu sehen, was er für Fische haben und dulden kann. Denn wo viel Schlamm und Koth ist, da sind die Schleyen, Aale und Karpfen gerne (wiewohl man sie auch in den sandichten Seen findet, und da es einen leichten Grund hat), dann in leimichten Gründen werden sie gerne fett und gut. In steinichten und sandichten Flußwassern sind die Grundeln, Stritzen, Kaulhäupter, Forellen und Krebse gern. Wo das Land enge, grüblicht, sandicht, sumpficht, oder sonsten also geartet ist, daß es kein Getreyde tragen will, da muß man Teiche oder Seen dahin machen, daß also kein Plätzlein gefunden werde, das sich ein Hauswirth nicht wüßte zu Nutze zu machen. Darnach muß man auch Achtung aufs Wasser geben, dann nach dem muß man sich sehr richten.

Erstlich daß der Teich das ganze Jahr durch allezeit sein gewiß Wasser haben kann, daß er nicht austrockne. Ferner muß

man

man sehen, daß man von oben in den Teich Wasser leitet und führet; oder an den Seiten, wie es die Gelegenheit des Orts am besten leiden kann. Fürs dritte, muß man sehen, wohin das Wasser den Hang am meisten hat; dann darnach muß man sich mit dem Damm des Teichs richten, wann man denselbigen machet, daß er nicht zu stark, oder zu schwach gemacht werde. Fürs vierte, soll man Teiche an denen Oertern anlegen, da sie von Quellen und Brunnen einen guten Zufluß haben. Sind aber Quellen in den Teichen selbst; so ist es um dasto besser, immassen dieselbe des Winters ein warm Wasser geben, welches die Teiche nicht gefrieren läßt, daß also die Fische darinnen nicht ersticken. Fürs fünfte, so ist es am besten, an dem Ort einen Teich anfangen, da man nicht erst tief graben darf, damit der Teich Wasser haben und behalten kann; sondern, daß man nur einen Damm vorne vor machet, der das Wasser aufhält, sonsten gehet so viel auf die Teichgräben, daß ein Teich in zwanzig Jahren kaum wieder bringet, was man aufs Graben gewendet hat.

Die alten Römer haben vor Zeiten viel Geld auf Teiche und Seen gewandt, daß sie um ihre Forwerge sonderliche Lust, und neben der Lust auch grossen Nutzen davon haben möchten, wie dann die Teiche treflichen Nutzen, ja oft in einem Jahr mehr Nutzen bringen können, dann sonst die andere ganze Nahrung; wer sich nur recht darein zu schicken weißt, und die Teiche recht anrichten und warten kann. S. a. Teichfischerey, Nro. III. In Summa, Teichnutzung beruhet auf drey Puncten, als nemlich am guten Boden, am steetem frischem Zufluß, und gutem Saamen.

a) Nach genuer Erkundigung alles dessen, schreitet man zur Errichtung des Damms. Es werden aber Dämme geschüttet, mit vester, guter, starker Erde, und hart eingetreten, zu Zeiten werden auch Weyden darauf gesetzet, sonderlich, wenn nicht rechte gute Erde zum Damme genommen worden, daß die Wurzeln das Erdreich fein zusammen halten. Auch muß man auf den Seiten, wo es die Noth erfordert, zwey oder mehr Flusrinnen machen, daß im Nothfall das übrige Wasser, wenn das zu sehr und zu häufig zulieffe, abschiessen könte. Sie müssen aber wohl verwahret werden, daß der Fisch nicht mit wegkommen kann. Man muß auch sehen, da das Wasser in den Teich lauft, ein Zäunlein vormachen, daß der Fisch nicht hinaus tretten kann, und von Leuten mag aufgefangen werden. Vor dem Zapfenloch muß es auch mit einem starken Gitter verwahret werden, daß der Fisch nicht mit weglaufe, wenn man den Teich abläßt. Es machen auch etliche, noch unter dem Damm, etwann einen Schritt oder 6 unter dem Damm, einen feinen dichten Zaun von Reisig vor, daß der Fisch nicht wegkommen kann, wann er gleich durch das Zapfenloch mit weggienge. Es muß auch das Zapfenloch mit einem guten grossen starken Mönch

(wie

(wie mans nennet) wohl verwahret seyn, daß das Wasser im Ablauffen die Erde des Dammes nicht wegreisse. Will man nicht am Ende des Damms Flutrinnen machen; so setzet man doch etliche Münche (das sind hohle breite Hölzer) an den Damm, wie man sonsten ans Zapfenloch pfleget zu setzen, damit das übrige Wasser dadurch abschiessen kann, und den Damm nicht einreissen möge. Dann Teiche müssen einen guten und genugsahmen Zufluß von Wässern und lieblichen Bächlein haben, die von forne auf allen Seiten dazu geführet werden. Alle Teiche müssen also gemacht werden, daß das Wasser allezeit zu und abschiessen kann, sonderlich wo grosse Zuflüsse seyn. Etliche Teiche haben kleine Zuflüsse, und müssen sich allein vom Regenwasser erhalten, die sind gerne trübe, aber wo mans nicht verbessern kann, da muß man sich damit behelfen, wenn sie nur Fische haben können.

Die Höhe des Damms muß so beschaffen seyn, daß sie nicht weniger dann eine Elle, und nicht viel mehr dann zwey Ellen über das Wasser reiche, oder höher dann das Wasser seye. Darnach muß ein Damm nicht gleich aufgehen, sondern er muß unten breit seyn, und darnach immer schmäler und schmäler werden. Denn so hoch er ist, so breit muß er unten seyn, und muß unten im Grunde dreymal so breit und dicke seyn, als er oben ist. Unten zum Grund des Dammes muß man sein settes und zähes Erdreich nehmen, das man etwan mit einem Pflug abschneidet, und darnach den Grund des Dammes damit sein hart und dicke macht, daß das Wasser nicht durchdringen kann. Darum muß ein Hauswirth immer bey den Arbeitern her seyn, und sie darzu treiben und anhalten, daß sie das Erdreich mit den Füssen und Instrumenten sein veste eintretten und stampfen. Es muß aber unten bald gemessen werden, wie breit man den Grund machen will, und darnach die Oerter, da man Flutrinnen machen, oder Münche setzen will, daß das übrige Wasser aus den Teichen abschiessen kann. So muß man ihn auch inwendig gegen das Wasser sein flach machen, daß die Fischer mit den Netzen da ziehen, und die Fische heraus fangen können. Darnach schneidet man den Grund des abgemessenen Dammes ab, und gräbt ihn aus, drey Ellen breit und dicke, wenn es gut oder mittelmässig Land ist, und bringet das selbige ausgegrabene Erdreich wieder in die Grube, die man mit dem Ausgraben gemacht hat, und tritt und stösset sie fein veste ein, daß das Wasser dadurch nicht dringen kann. Man menget auch das andere Erdreich mit ein, so man mit Spaten im Teich ausgräbet, und mit Karren oder Radewern zuführet. Darnach fähret man immer fort, und schüttet den Damm nach dem Maas immer höher, und tritt und stampfet das Erdreich veste ineinander, daß ja nichts hohl bleibe, sonsten reisset es das Wasser mit Gewalt wieder weg, und ist alle Mühe und Unkosten vergebens. Weiter muß das Werk immerfort gefördert werden, daß der Damm fein

gleich in die Höhe gebracht wird, und nicht an einem Orte erhöhet, und an einem andern Orte erniedriget bleibe. Dann dieß verhindert darnach, daß das Erdreich nicht dichte aufeinander kommt, sondern Höhlen und Lucken im Damme bleiben, welche darnach das Wasser leichtlich vollends durchreissen kann.

Das nächste Wasser, das man am ersten haben kann, das muß in die Teiche geführet werden, aus den nächsten Flüssen, Bächen, Brunnen, Pfühlen, oder Seen, mit Gräben oder Rinnen, und müssen dieselbige Wasser schüssig seyn, daß sie hinunterwärts zu den Teichen von sich selber laufen, und nicht durch fremde äusserliche Hülfe müssen hineingetrieben und gezwungen werden. Dann wann der Fluß mit dem Teiche gleiche Waage hat, und der Fluß nicht höher dann der Teich ist; so muß man ein Instrument, Schleusse, Flutrinnen, ein Rad mit einem Haufen Kästen, haben, die das Wasser schöpfen und wieder ausgiessen, und also mit Gewalt fort in die Tiefe treiben. Kann man aber das nicht haben; so muß man sie mit Regenwasser erhalten, und wann alsdann grosse Ungewitter sich erheben, grosse Platzregen und andere Regen und Ergiessungen kommen; so muß man Gräben haben, dadurch dieselbige auch von fern in die Teiche kommen und laufen können. Es ist aber viel an den Wassern gelegen, die man in die Teiche führen will. Dann Regenwasser ist ein unfruchtbar und ungewisses Wasser, das keine Fische mit sich bringet, und bisweilen ausen bleibet, daß die Teiche austrocknen müssen. Das Gebürgewasser, so von zerschmolzenem Schnee herunter kommt, oder sonsten aus dem Gebürge quillet, ist ein kühl, unfruchtbar und schnell laufendes Wasser, das die Karpfen im Sommer nicht gerne haben; aber das gemeine Landwasser, das sein langsam fortfleußt, und in der Sonnen fein laulicht wird, und mancherley Fische oder Saamen mit sich führet, ist wohl für die Teiche das beste und nützlichste Wasser. Darum ist am besten, man führe das Wasser aus den Flüssen von ferne in die Teiche, die bringen einem junge Fische mit, und haben ein fein lieblich laulicht Wasser, das den Fischen lieblich und angenehm ist. Doch muß man sich vorsehen, daß in solchem Flußwasser keine Hechte seyen, sonst würde es Hechte mit in die Teiche bringen. Hechte, Barsen und Welse sind böse Gäste in den Teichen, dann sie fressen einem die andere Fische auf, und machen wüste Teiche.

Sehr gut ist es, wann einer etliche Teiche, achte, zwölfe oder mehr, nacheinander und übereinander hat, also, wann man erstlich den untersten gezogen und ausgefischet hat, daß man darnach den nächsten darüber abgehen läßt; so lauft der unterste Teich wiederum voll, und entgehet etwas von Fischen mit; so kommen sie in den nächsten und folgenden Teich. Also kann man sie darnach alle nach einander ablassen und ausfischen. Wann man einen neuen Teich angeleget hat; so muß man im Anfang das Wasser nicht so gar häufig

häufig und schnell hinein laufen lassen, weil der Damm noch gar locker und dünne ist, und sich das Erdreich noch nicht vest genug gesetzet hat; sonst rinnet und dringet das Wasser durch, und läuft durch, wie durch ein Sieb, und bekommt endlich den Schwung, und reisset den ganzen Damm ein; sondern man muß es ganz gemächlich, zu unterschiedenen Zeiten, und auch fein mässig erstlich hinein lauffen lassen; so wird sich der Damm durch Abwechslung der Feuchte und Trockenheit nach und nach senken, und endlich vest ineinander wimmern, und fein stark und dauerhaftig werden. Darum ist es am besten, man lasse den Teich zum ersten nur halb voll Wasser lauffen, und wann das eine Weile gestanden; so lasse man wieder ander neu Wasser hinein laufen, daß es das alte abtreibe, damit es nicht vom neuen Grunde des Teichs und der Zäune oder Bäume, die man inwendig an den Damm gemacht, eine Bitterkeit oder Geruch bekomme, davon die Fische sterben. Also soll man es auch mit denen Hältern machen, darein die Fische gesetzt werden. s. a. Teich, Teichgräber, Teichfischerey,

Teichbaukunst, s. Teichbau.

Teichbaumeister, s. Teichgräber.

Teichbesetzen, franz. *Empoissonner*, heißt den Satz oder Saamen in die Teiche bringen. Man pfleget dieses in zweyerley Zeiten zu thun, im Lenzen und Herbste. Im Lenzen ist es so gut und gelegen, daß, was man da vor ein jung Kärpflein antrifft, wann es gleich nur ein, zwey oder drey Jahr alt wäre, so bleibt es doch lebendig, und kann mit gutem Nutzen in die Teiche versetzt werden. Im Herbst aber ist die Versetzung des Saamens nicht so gewiß und gut, wegen des Winters, welcher alsdann gar nahe vor der Thür ist, und von wegen der Wasser, die zur selben Zeit etwas ungestümmer sind, als im Lenzen; darum kann man im Herbst die Kärpflein, so jünger dann zwey oder drey Jahr sind, nicht wohl mit Nutzen versetzen. Dann im Lenzen suchen sie bald ihre beste Nahrung im Teiche, und brauchen diese den ganzen Sommer durch; und nehmen also in den warmen Tagen wohl zu. Aber im Winter verkriechen sie sich in ihren Kammern und Löchern, darinnen sie den Winter durch sich unterhalten, und kommen nicht wieder hervor in die Teiche zur guten Weyde, bis wieder in den Frühling, wachsen und nehmen derowegen auch nicht so bald zu. Darum ist es viel besser, man lasse die ausgefischten Teiche den Winter über von Fischen ledig, und besetze sie erst im Frühling, als daß man sie im Herbst besetzen wollte. Es wäre denn, daß es die höchste Nothdurft erforderte, daß man mit dem jungen Saamen sonsten Niegends hin wüßte.

Es sollen aber die jungen Kärpflein frühe in der Kühle versetzet werden, wann es fein stille, und nicht windig ist; denn die Mittagswärme und das Windwehen schadet ihnen sehr, sonderlich wann der Süd- und Mittagswind wehet. Darnach muß man die Fässer mit den jungen

Setzlingen nicht so gar voll füllen. Dann wann sie so gar gedrang fortgeführet werden; so reiben sie die Schuppen an einander ab, und sterben darnach die Fische desto leichter. Am besten ist es, man schneide die Fasse mitten entzwey, und fülle ein jedes Theil halb mit Wasser, und thue die Setzlinge darein, daß also mit ihnen das halbe Faß vollends voll werde, und führe sie also mit Fleiß zu den Teichen, darein sie sollen versetzt werden. Darnach muß man sie fein langsam und bescheidentlich wiederum aus denen Fässern nehmen, und sie nicht hart aus dem Faß auf die Erde fallen lassen, sondern man muß vor das Loch oder vor dem Spunde des Fasses ein Netzlein oder eine Leinwand halten, und sie ganz gemächlich darein schütten, und darnach in die Tiefe hinein tragen, und in den Teich lassen. s. a. Satz, Teichfischerey, Nro. I. lit. B) 7) 11) 12) 13) 14).

Teichbrauchung, s. Teichfischerey, Nro. II. 5).

Teichbuch, s. Fischbuch.

Teichdamm, s. Teichbau.

Teichfische, s. Fisch, Teich.

Teichfischen, Fischerey in den Teichen, erfordert anfangs das Ablassen des Teiches. Wenn man aber einen Teich ablassen will; so muß das Zapfenloch wohl verwahret seyn, daß mit der Flut kein Fisch wegkomme, sonderlich wann unter dem abgelassenen Teiche kein anderer Teich ist, darein die feldflüchtigen Fische kommen. Darum machen etliche oben einen Zaun vor, und unten, da das Wasser heraus läuft, stellen etliche nach Gelegenheit auch einen grossen Hamen vor. Wann man aber einen Teich ablassen will; so soll man erstlich nicht zu viel, sondern gar wenig Wasser laufen lassen, und erstlich den vierten Theil eines Brets ziehen, ferner ein halb Bret heben, darnach also fort und fort ein ganz Bret ziehen, damit das Wasser vor dem Ablaß gar sachte und gemach hernach folge, auch der Fisch herunter in den Zug folgen, und hernach kommen, und nichts dahinten im Graben und Gruben stehen und liegen bleiben möge. Da man dann grosse Mühe hat, ehe man sie heraus fischen kann. Man muß auf dem Teichdamme, nahe bey dem Teichlapfen, grosse Fässer mit reinem Wasser stehen haben, daß man darein die Karpfen besonders, die Hechte besonders, die Speißfische besonders, und die Krebse auch besonders thun, vom Koth abwaschen und reinigen, und von dannen in den Fässern auf der Axe in unterschiedliche Hälter führen und bringen, und aus denselben wiederum verkauffen, und verspeisen kann. Wann die Teiche gar gar groß sind, darinnen es viel grosse Haupthechte gibt; so muß man die Hechte zum ersten heraus fischen, dann die thun Tag und Nacht grossen Schaden unter den andern Fischen, beissen, beschinden, beslossen, fressen und verschlingen grosse Karpfen, und richten sie also zu, daß sie nicht lange stehen können.

Zwo Zeiten sind im Jahr, darinnen man die Teiche ablassen und

und fischen soll, der Frühling und Herbst, aber im Frühling ist es am besten, wie zuvor auch gemeldt. Wenn man aber einen Teich fischen will; so muß man bald alles bey der Hand haben, was zum Fischen gehörig, ein groß Netz, zween Hamen, einen grossen und kleinen, damit man die Fische aus dem Teich in die Fässer trägt. Der grosse Hamen soll weite Löcher haben, daß die kleinen Fische durchfallen, und die grossen allein darinnen bleiben können. Zu den kleinen Fischen muß man einen mit engen Löchern haben, sonderlich zum Saamen. Man muß auch dreyerley grosse Fässer haben, da man in eines die Hechte, in das andere die Karpfen, in das dritte die Speißfische thun kann. Hat es auch Krebse und Schleyen im Teiche; so muß man für die auch sonderliche Gefässe haben. Und die Karpfen, die man anderst wohin versetzen will, sollen alsofort zu den andern Teichen oder Hältern und Küchenteichlein geführet werden.

Hiernächst muß man Siebe, Reussen und geflochtene Körbe haben, damit man die kleinen Fischlein heraus sähet, daß das Wasser von ihnen lauffen kann, und man sie mit den Händen angreiffen darf. Es muß eine Hütte auf dem Teichdamm seyn, darinnen Tag und Nacht jemand sey, der die Fische hütet, damit sie nicht gestohlen werden; ein Hund und ein Rohr sind auch gut dabey. Zu dem soll man etliche Pfähle auf dem Damme oder sunsten im Rande gesteckt haben, daran man das Netz hänget, daß es nicht verfaule.

Wo es immer möglich, so soll man allein frühe, weil es noch kalt ist, fischen; denn die Fische können die Sonne oder Wärme nicht wohl vertragen. Die Hechte, welche oben auf dem Wasser empor gehen, soll man erstlich / oben wegfangen, die Karpfen, welche sich gerne auf dem Grunde aufhalten, soll man darnach aufsischen, die kleinen zuerst, darnach die grossen. Es muß aber gute Achtung darauf gegeben werden, daß die Karpfen, so unten auf dem Grunde im Koth liegen, mit den Füssen nicht vollends in den Schlamm oder Koth getretten werden. Auch soll man fein säuberlich mit den Fischen umgehen, sie nicht hart drucken, biegen oder werfen, damit sie fein frisch bleiben, und nicht krank werden.

Teichfischer, s. Fischer.

Teichfischerey, bedeutet insbesondere das Geschäfte, welches kurz vorher unter dem Artickel: Teichfischen beschrieben worden. Ueberhaupt aber wird alles darunter begriffen, was zur Anlegung, Besetzung und Unterhaltung der Teiche nöthig. Obwohlen hievon schon ausführlich gehandelt worden; so wird es doch nicht undienlich seyn, wenn wir noch eine andere Art, diese Dinge zu behandeln, beyfügen, wovon ein wohlerfahrner Landwirth einen besondern Entwurf gegeben, und daraus er den grossen Nutzen der Teichfischerey gezeiget hat. Er schreibet davon also:

Ueberhaupt ist die Fischerey als ein sehr nöthiges und nützliches Stück bey einem Gute anzusehen. Wo volkreiche Städte und Landschaften in der Nähe sind, muß die Teichfischerey der wilden Fischerey besonders vorgezogen werden. Sie bringet auch wirklich mehrere **Vortheile**, als Aecker und Wiesen, welches wir hernach durch eine kleine **Berechnung** darthun wollen. Jetzt solle zuförderst eine kurze Anleitung zu **Anlegung nutzbarer Teiche** gegeben, und sodann die **Wartung** derselben beschrieben werden.

I. Was die **Anlegung der Teiche** anbetrift; so hat man dabey den **Ort** und die **Gelegenheit** dazu vor allen Dingen wohl zu untersuchen.

A) In dieser Absicht wird man insonderheit auf die **Natur des Wassers** und auf die **Beschaffenheit des Bodens** sein Augenmerk richten müssen.

α) **Ueberhaupt** sind nicht alle Wasser allen Arten der Fische dienlich, und alle Fische stehen nicht in allen Wassern. Man hat auf ihre Quellen zu sehen. Das Wasser, so aus Gebürgen entspringt, ist gemeiniglich kalt. Versammelt sich ein solches Wasser in einer Tiefe nahe an dem Ausfluß; so schicket sich diese Sammlung von Wassern ganz wohl, einen Teich zu Forellen, Aschen und Krebsen anzurichten. Hingegen ist nicht rathsam, so so nahe an den Quellen einen Teich zu Karpfen, Hechten u. d. g. anzulegen, man müßte denn das Bächlein eine gewiesse Weite fortfliessen lassen, damit dasselbe von dem innern mineralischen Wesen, so das Wasser im Fliessen aus der Erde an sich ziehet, geläutert werde. Denn alle Wasser bringen bey ihrem ersten Ausfluß den Geschmack und das Wesen mit, so sie in dem Erdboden, darüber sie fliessen, angetroffen. Das Wasser, so aus den Bergwerksstollen, und von denen Bergwerkspucherichen abläuft, ist also denen Fischen nicht zuträglich, weil dasselbe das mineralische Wasser von den Silber- und Kupfererzen an sich nimmt. Führet man aber dieses Wasser eine gewiesse Weite von dem Berg- und Hüttenwerk ab; so wird aus oben angeführter Ursache, auch dasselbe den Fischen nicht undienlich werden.

Alle gebürgische Wasser sind also kalt, und an den Quellen sehr mineralisch. Sie sind auch im Sommer kalt. Die meiste Quellen aber, so einen strengen Ablauf haben, werden im Winter warm gefunden. Dringet sich ein Wasser aus rechter Tiefe frey heraus; so ist es hart, kalt und mineralisch. Finden sich aber in der Oberfläche des Erdbodens salzigte, mit Salpeter und Schwefel vermischte Theile; so wird es schon bey dem ersten Ausfluß geläutert, und durch die Luft desto eher gereiniget. Im platten Lande schicket es sich ebenfalls nicht, alle Wasser zu Anlegung der Teiche zu gebrauchen. Die trüben, schwarz- und rothpfühlichten Wasser in denen Brüchen taugen nicht viel; sie müßten denn gleichfalls eine Weite abgeleitet, und also brauchbar gemachet werden. Schleyen und Karauschen stehen in solchen Teichen

chen gut. Aber Karpfen, Hechte u. d. g. wachſen nicht darinnen; ſondern werden leicht eines faulen und moderichten Geſchmacks, wo nicht das Waſſer auf vorbemeldte Art gereiniget worden. Die ſtillſtehenden Waſſer, ſo gar keinen Abfluß haben, ſchicken ſich zur Fiſcherey auch nicht ſonderlich, wenn ſie nicht einen ſehr guten Erdboden haben.

Die Güte deſſelben erkennet man aus der ſogenannten Blühung des Waſſers. Dieſe Blühung des Waſſers nimmt man im Sommer bey ſtarker Witterung, und wenn das Wetter ſich ändern will, wahr. Wenn nun die Ausdünſtung des Erdbodens und Waſſers bey groſſer Hitze ſtark iſt, und die Pori eröfnet werden, und nun nachlaſſen wollen; ſo ſetzen ſich zum Theil Ausdünſtungen auf das Waſſer, und legen ſich als eine Haut an. Das iſt dieſe Blühung des Waſſers. Auch auf Teichen, ſo ſonſt Abfluß haben, findet ſich dieſes Blühen, wenn der Abfluß bey groſſer Hitze ſich verlohren, auch an einigen Flüſſen, wenn an dem Ufer Ecken ſeyn, die nicht beſtändig mit flieſſen, ſondern in welche ſich das Waſſer nur ſachte eindrehet. Bey erfolgtem Regenwetter wird das Waſſer von dieſem Blühen wieder gereiniget. Die Farbe deſſelben iſt roth, blau und grünlich. Wo die Blühung grünlich ſiehet, da iſt der Boden zur Fiſcherey beſſer, als wo die Farbe pur roth iſt. Doch muß man vornemlich auf die Art der Fiſche ſehen; nicht alle Arten ſchicken ſich in alles Waſſer; etliche ſterben gar ab, andere aber wachſen nicht.

β) Was von dem Waſſer und Boden überhaupt geſagt worden, das wollen wir nun näher in Abſicht auf die Arten der Fiſche beſtimmen.

1) Wenn wir den von uns ſo hoch geachteten Fiſch, die Forelle, voran ſetzen; ſo muß die Lage zu einem Forellenteich ſo beſchaffen ſeyn, daß derſelbe nicht ſo ſtark in freyer Sonne liege; ſondern mehr ſchatticht ſeye. Der beſte Grund und Boden hierzu iſt der ſteinigte und kieſigte. Im ſchwarzmoderichten Grunde oder auf mattem Sande dienet kein Teich zu Forellen. Und wenn auch noch ſo ein ſchöner Quell oder Springbrunnen vorhanden wäre; ſo beſtändig Winter und Sommer ſeinen Abfluß hat, auch zur Sommerszeit kalt wäre; er flieſſet es aber eine Weite über matten Sand oder moraſtigen Boden, und man wollte denn daſelbſt einen Forellen, oder Aſchenteich anlegen; ſo würde man ſehr ſchlechten Nutzen daraus ziehen. Gleichergeſtalt iſt es auch mit ſtillſtehenden Waſſern, ohne Zu- und Abgang. Dieſelbe ſind zu Forellen und Aſchen gar nichts nütze. Hechte, Seepärſche oder Sander, Bleyen, Döbels, Bärmen, Orfen, Nörflinge u. d. g. wollen auch, wenn Nutzen davon zu gewarten ſeyn ſolle, ein reines Quellenwaſſer oder Bächlein haben, ſo aufgefangen und in einen Teich geführet werden kann. Jedoch mögen dieſe in freyen Feldern gemacht werden, und da, wo das Waſſer von ſeinem Urſprung

her eine Strecke geflossen, und etwas matt wird. Besonders aber soll der Boden hierzu letztig und etwas sandig seyn.

2) Zu Karpfenteichen ist das weiche Wasser am besten; und wenn es ja auch aus kalten frischen Quellen, die gemeiniglich hart Wasser haben, kommt; so muß es nur erst eine Weite von der Quelle fortgeführet, und durch die Luft und Sonne unterbrochen werden. In tiefen schattichten Thälern sind die Karpfenteiche wenig nütze, es seye denn, daß sie die Morgen- und Mittagssonne völlig mit haben können. Man kann aber nicht allein Karpfenteiche an fliessenden Bächen oder Wassern anlegen; sondern auch in solcher Lage, wo man die Schnee- und Regenwasser darinnen auffammeln kann. Vornemlich aber muß der Grund und Boden hierzu ersprießlich seyn; denn derjenige ist den Karpfen am besten, so einer leimichten und lettichten Substanz ist. Ist der Boden aber sandicht mit unter; so wird es darauf ankommen, ob von Feldern und Triften bey Regenwetter die Wasser sich hinein giessen, welche die Fettigkeit von der Düngung und denen Viehtriften mit einführen; wie denn besonders die Feldteiche, und diejenigen, so an starken Viehtriften, insonderheit der Schaafe, liegen, die besten und nützlichsten Karpfenteiche abgeben. Man kann auch dergleichen Teiche in Wäldern und Wiesen, wo Quellen vorhanden, anlegen, wenn, wie oben gedacht, der Grund und Boden gut ist. Sie werden auch, wo es zu haben, mit Hutungen und Triften verbessert, wovon ein mehrers noch gedacht werden solle.

B) Gleichwie nun die Karpfenteiche zur Vermehrung der Einkünfte die nutzbarsten sind; also wollen wir insonderheit die hierzu benöthigte Anlegung etwas gründlicher und ausführlicher an den Tag legen.

α) Zu einer nutzbaren Fischerey von Karpfen müssen dreyerley Gattungen der Teiche seyn, als Streich- oder Laichteiche, Streckteiche, und Haupt- oder Besetzteiche.

1) Zum Streich- oder Laichteiche muß die Lage also beschaffen seyn, daß die Sonne denselben fein bestrahlen kann. Wäre die Lage also, daß gegen Norden und Westen eine kleine Höhe oder *Boscage* daran wäre; und also der Teich desto besser in Gedult läge, auch die Morgen- und Mittagssonne desto kräftiger daran prallen könnte; so wäre es sehr gut. Der Grund und Boden an sich selbst soll zwar etwas fett, jedoch mit Sande vermischt seyn. Denn auf dergleichen werden die Eyer oder Rogen, vermittelst der Sonnenwirkung, desto kräftiger ausgebrütet. Es müssen auch die Teiche nicht allzu tief, sondern nach den Ufern flach, ausser dem Damme hinaus laufen. Auch ist es nicht vortheilhaft, wenn in dergleichen Teiche ein starker Zu- und Abgang der Wasser ist. Wenn sich ein Teich nur bloß von Quellenwasser erhalten kann, ob gleich im Sommer

mer nichts zum Ablaufen übrig bleibt; so ist es schon genug, und besser, als wenn sich vieles Wasser hinein ergießt, wodurch Rogen und ganze junge Brut mit fortgehet.

2) Zu Streichteichen kann man allerhand Teiche nehmen, sie mögen flach oder tief, Holz- oder Feldteiche seyn, wenn nur auch für den jungen Satz oder Karpfen Nahrung, vorhanden. Wenn der Satz gleich anfangs Mangel an guter Nahrung leiden muß; so wird hernach nicht viel aus demselben.

3) Von der dritten Art Karpfenteiche, dem Haupt- oder Besetzteich, haben wir schon vorgängig Bericht gegeben, wie die Lage, Wasser, Grund und Boden beschaffen seyn sollen. Mithin wollen wir die nöthige Wissenschaft zum An- und Erbauung eines Teiches, so viel sich ohne Riß und thätlichen Handgrif vorzeigen läßt, beschreiben.

β) Vornemlich ist hier zum Voraus noch anzumerken, daß zur Anlegung eines neuen Teiches, wenn vorher bemerkte Requisita wohl untersucht worden, dieß zu einem Hauptgrunde diene, daß man das Terrain des Platzes, es bestehe nun in zufliessenden Wassern oder in Quellen, mit einer richtigen Wasserwage abwäge, und zwar

a) bis an den Ort, wo der Damm aufgeführet werden solle. Gesetzt des Teiches Wasserabfluß wäre nach Westen zu, so wieget man vom Osten gegen Westen, und bis auf des Dammes Platz; denn so muß man gewahr werden, wie hoch der Damm über der Oberfläche des Erdbodens aufzuführen ist. Hierbey muß man in Betrachtung ziehen, ob auch an dem Teiche Felder und Holzungen liegen, daß die Felder nicht bey des Dammes vollufertigen Wassern überschwemmet werden können, und ob die Bäume des Waldes und Schlagholzes, und die Sträucher, bey Völle des Teichs, nicht so lange mit ihren Wurzeln im Wasser stehen müssen, wodurch diesen der gänzliche Untergang gebracht, und jenen grosser Schaden zugefüget wird.

b) Wieget man von dem Ort, wo der Damm erbauet werden solle, ferner fort gegen Westen, nach Beschaffenheit auch wohl so weit, als der Teich werden solle, und bemerket durch das Abwägen, ob auch das Wasser bey dem Ablauf des Teichs so viel Fall bekomme, daß es von selbst rein ablaufen kann, und nicht zurücke in das Gerinne tretten muß. In flachen Gegenden aber kann man den Teich tiefer graben, als der Abfluß ist. Denn bey dem Abfischen wird das Wasser von dergleichen Teichen mit einer Schnecke abgetrieben oder abgegossen.

Hat man nun dieses wohl erwogen; so ist sehr nöthig, genau Acht zu haben, ob oberhalb des Teiches Gebürge, ob solche dem Teich nahe, oder eine Weite davon liegen. Liegen dem Teiche Gebürge oder nur abschüssige hohe

Gegenden zu nahe; so muß man des Teiches Damm um desto stärker machen, und anstatt eines, wohl 2 Flutschgerinne rein legen, damit bey Schnee, aufthauendem Wetter und starken Regengüssen der Damm den größten Wassern widerstehen, und das überhäufte Wasser auch bald durchlassen kann. Es hat an manchen Orten die Erfahrung gezeiget, daß bey Ausreissung grosser Teichdämme, die etwa darunter liegenden Mühlen, Dörfer und Grundstücke an Feldern vielen Schaden gelitten. Sind aber Anhöhen von einem Teiche etwas entlegen, und können die Wasser sich zwischen diesen und dem Teiche etwas ausbreiten: so hat man die Gefahr nicht so sehr zu besorgen, es seye denn, daß Wolkenbrüche oder dergleichen ausserordentliche Wassergüsse sich ereigneten.

γ) Der Bau an sich selbst kann am füglichsten also angefangen und bewerkstelliget werden:

1) Wenn sich ein solcher Platz hierzu findet, daß ein Bach in und durch den Teich fließen muß; so führet man das Bächlein von demjenigen Orte durch einen Graben ab, und da vorbey, wo der Ständer und Grundzapfen mit dem Ablaßgerinne hinkommen solle. Denn dieses Ablaßgerinne wird nach der Lage des Platzes und des untern Abflusses, entweder in der Mitten, oder etwas von der Mitten abweichend, in den Damm gebracht. Ist es nur ein kleiner Bach; so verammelt man selbigen leicht mit Pfählen, und versetzt solche mit Rasen und Erdreich. Von diesem Orte nun wird vorhero, nach Erfordern, ein Graben gezogen, daß das Wasser in denselben ablaufen kann, und an dem Teich- und Gerinnenbau keine Hinderniß verursachet. Ist es aber ein schon etwas starker Bach; so muß derselbe mit Spuntpfählen, und einem kleinen Schutdamm verwahret werden. Die Spuntpfähle, welche an manchem Orte auch wohl anderst benennet werden, sind also zu machen: Es wird Kiefern- Tannen- oder dergleichen mäßig starkes Bauholz genommen, und auf 8 Zoll breit, und 6. Zoll stark, beschlagen. Auf der schmalen Seite nun werden auf einer Seite ein Falz, und auf der andern ein Spunt eingehauen (so wie die Spindelbretter zum Bodenspinden und belegen gemacht werden), und folgendes mit einem grossen Spunt- und Fügehobel glatt gehobelt, unten gespitzt, und also die Pfähle, wie die Spindebretter in einander gesetzt, und einer nach dem andern eingerammelt, und dann sofort etwas Schutt dafür geschüttet. Dieses dienet auch in grossen Flüssen zu einer Schutzwehre.

2) Zum voraus nun muß zu dem wirklichen Teichgerinne alles parat seyn. Wir wollen von dem besten und dauerhaftesten Teichgerinne hier etwas anzeigen. Unsere lieben Alten und viele jetzt lebende Hauswirthe, Teichmeister, Aufseher u. d. g., welche Teichgerinne fertigen und machen lassen, machen das Hauptgerinne von einem der stärksten Eichbäume, hauen solche aus zu einer Rinne, und legen sie ein. Ist aber ein Baum nicht stark genug; so nehmen sie 2 Bäume, hauen

hauen solche als eine halbe Rinne, gleich einem Winkeleisen aus, und legen sodann beyde Theile neben einander ein, stossen sie zusammen, und vermachen sie mit Mooß und Thone. Dergleichen alt Gerinne habe zu 18 Zoll weit im Lichten in einem Hauptteiche gefunden, einfache, oder so aus dem Ganzen 12, 13 bis 14 Zoll. Es können solche Gerinne 20 und mehr Jahre dauren. Man hat aber auch mehr als ein Exempel, daß sie in 10 bis 12 Jahren verfaulet und unbrauchbar geworden. Die noch jetzt dergleichen Rinnen machen lassen, suchen eine kleine Menage am Arbeitslohn und etwas Holze. Aber von guter Dauer sind sie nicht. Denn es wird ja der beste Kern, das dauerhafteste und vesteste Holz, in der Mitten heraus gehauen, und zum Port oder Seitenwänden bleibet der Splint oder das weiche Holz stehen, welches von keiner Dauer ist, und bald vermodert, auch den vesten Kern mit zur Fäulnis ansteckt.

Die besten und dauerhaftesten **Gerinne** und **Fluthgerinne** aber, zu Ständern, Zapfen oder Schutzkolben sind folgendergestalt zu verfertigen: Man nehme starke Eichen, wie man sie haben kann, nach der Stärke des Dammes. Ist der Damm stark; so muß man wohl 2 Eichen zur Länge durch nehmen. Diese läßt man völlig bezimmern und beschlagen, daß der Splint oder das weisse weiche Holz ganz abkommt, und läßt davon Pfosten schneiden. Ich setze, der Damm habe 40 Fuß unten in der Stärke, welches schon ein grosser Hauptteich ist, sonst sind mittlere kaum zu 20 bis 30 Fuß; so schneidet man denn 4 Bretter oder Seitenpfosten, die werden 4 Zoll stark, und 15 bis 16 Zoll breit; ferner 2 Bodenpfosten von 3 und einem halben Zoll stark, und 18 Zoll breit, jedoch ist auch 15 Zoll schon genug, vornemlich wenn man einen Ständer darauf setzen will; ferner werden zu Deckbrettern die Pfosten 3 Zoll stark, und so breit geschnitten, als es der Baum an gutem Holze giebet. Nach dieser Maaße wird das Gerinne 15 bis 18 Zoll breit, und 12 einen halben Zoll hoch in Lichten, wodurch vieles Wasser, so nur Ständer oder Zapfen zu fördern vermögend, durchgehen kann. Noch mehr, so gehöret ein tüchtig Stück Eiche von 16, 18 bis 20 Fuß lang, welches im Viereck zu 14, 15 bis 16 Zoll reine beschlagen ist, zum Strassenbaum, wie man dasjenige Stück Holz nennet, so vornen am Teiche quer vor, und an dem das Gerinne zu liegen kommt. Ferner erfordert ein solches Gerinne noch 1. oder 2. mittelmäßige Eichen, die zu 8 bis 9 Zoll breit, und 7 bis 8 Zoll stark beschlagen werden können, wovon die Schwellen und Zwingen gemacht werden. Jedoch zum Zwingen können sie etwas schwächer, als zum Schwellen seyn.

3) Die Fertigung und Zulage geschiehet erst auf freyem Boden. Die Bodenpfosten werden auf den hohen Canten mit dem Fügehobel glatt gehobelt, desgleichen die Bort- oder Seitenpfosten an der innern Seite auch, daß also die Bodenpfosten an den Seiten so dichte und veste, als möglich, angepasset werden können,

um, und darum zu liegen kommen. In der Mitten, da es 2 Längen etwa seyn müssen, werden sowohl Boden- als Bortpfosten ineinander gelaſcht, daß sie auſſen und inwendig einander gleich sind. Zu einem solchen 40 Fuß langen Gerinne gehören 5 Schwellen, und dazu nöthige Zwingen.

Die Schwellen werden nun nach der Breite der Boden- und Seitenpfosten gemacht, als da die Bodenpfosten 15 Zoll breit wären, zu 4 Fuß lang geschnitten. Sie werden sodenn also eingetheilet, daß an beyden Ecken des Gerinnes, und in der Mitte, wo die Pfosten zusammen gestoſſen, und darzwischen, auch noch 2 Schellen kommen. Besonders wo ein Ständer aufs Gerinne gesetzt werden solle, da wird die Zwinge vom Ende so weit abgerückt, daß der Ständer Platz darauf hat. Mit einem Zapfen oder Kolben ist es anderst beschaffen, wie weiter unten gezeiget wird. Wenn nun die Schwellen also eingetheilt sind; so werden die Bodenpfosten auf deren Mitte darauf gepaßt, und die Seitenpfosten an der Seite der Bodenpfosten angesetzt. Alsdenn werden auſſen an den Pfosten Löcher von 4 Zoll weit, und 3 Zoll breit in die Schwelle gehauen, woran aufgerichtete Säulgen zu stehen kommen, so hoch, als die Seitenpfosten, und so weit drüber, daß der Oberschweif von der Zwinge darauf gezapft werden kann. Die Oberschweife von den Zwingen müssen 1 bis 1 und einen halben Zoll tief eingelaſcht werden, damit die Seitenpfosten eingelaſſen werden können, und also dieſe die Seitenpfosten nu beweglich hält, daß sie weder aus noch einweichen können.

Hernach wird der Ständer vorne ans Gerinne mit einem Schwalbenschwanz, wie es die Zimmerleute nennen, angepaßt und eingelaſſen. Auch müſſen die Bretter, welche vornen in den Ständer gesetzt werden, fein ordentlich und accurat geschnitten werden, daß sie fein dichte einpaſſen. Alsdann werden die Deckbretter oder Pfosten kurz geschnitten, und darauf gepaßt, daß sie alle fein dichte an einander, und die Quer übers Gerinne, zu liegen kommen. Denn es ist gar nicht wohl gethan, wenn man die Deckbretter der Länge nach darauf bringet. Es ist wohl eine Menage an den Pfosten; aber auf diese Art wird es dauerhafter, und tragen die Pfosten, so die Quer und kurz darauf kommen, weit stärker eine Laſt, als jene.

Wenn ein Zapfen oder Schutzkolben aufs Gerinne kommen soll; so muß das Gerinne nach Gelegenheit des Teiches, zu 4, 5 bis 6 Fuß weiter im Teich, als zu einem Ständer gelegt werden, jedoch nur die Bodenzapfen. Auf dieſen wird ein Stück Rinne von 6 bis 7 Fuß aus dem Ganzen, von einem Stammende einer starken Eiche ausgehauen, und zwar also, daß an einem Ende die Rinne ganz, und mit einem von 7 bis 8 Zoll langen Kamm bleibet, daß das Waſſer nicht zurücke schlagen, und im Teiche wühlen kann. Dieſes Stück Rinne wird auf die Bodenpfoſte, mit dem offenen Theile unten, und das ganze Theil

oben aufgebracht, und an die Seitenpfosten des ganzen Gerinnes eingelassen und eingepaßt. Oben auf dieses Stück Rinne wird vom Ende hinein auf 15 Zoll lang vom Ende, ein viereckigtes Loch durchgehauen, so nach Ermessen des vielen Teichwassers auf 8, 10 bis 12 Zoll im Viereck seyn kann. Dann in kleinen Gerinnen muß es so groß und weit nicht seyn, dieweil die Rinne, wenn viel Wasser auf einmal hinein fällt, dieses mit dem Abgang nicht fördern kann.

Hierzu wird der Zapfen oder Schutzkolben gemacht. Dieser wird unten eben so accurat, als möglich, nach dem Loche eingerichtet, nemlich es wird ein gut Stück Eichenholz also nach dem Loche im Viereck beschlagen, daß es eben mit dem einen Ende einpaßt. In solcher Stärke bleibet es auf 2 bis 2 und einen halben Fuß lang, darüber aber oben aufwärts wird der Helm oder Stiel am Kolben dünner bearbeitet, und auf 6 Zoll breit, und 2 und einen halben Zoll stark gerichtet, von oben aber bis unten am Kolben in einer gleichen Stärke und Breite gemacht. In demselben müssen Löcher einen Mannsdaumen stark und 4 und 5 Zoll weit übereinander durchgebohret werden, wodurch ein eiserner oder hölzerner Nägel zum Aufziehen gesteckt werden kann. Der Zapfen oder Kolben muß auch etwas schräge unterwärts gerichtet seyn, daß er ins Loch des Gerinnes nun leicht hinein gehet, mit der obern Decke aber solches desto dichter aus- und zufüllet.

Zu diesem Zapfen wird ein Zapfengehäuse erfordert. Dieses wird von 4, oder auch nur von 2 aufrecht stehenden Säulen gemacht, welche im Grunde des Teiches auf Schwellen eingezapfet sind. Oben kommt ein Oberschweif darüber, und in der Mitten ein, oder nach der Länge des Zapfens 2 Quertiegel. Obwohl durch diese, als durch den Oberschweif, wird ein Loch gemacht, worinnen eben der Helm des Zapfens auf- und nieder gehen kann; und also eingerichtet, daß der Zapfen eben durch diese Löcher recht perpendicular unten auf das Zapfenloch trift.

Ferner gehöret zum Zapfengehäuse, daß auch ein Rechen oder Käffen davor seye. Ist es ein Gehäuse von Säulen; so macht man solche auf 3 über alle 4 Seiten. Ist es aber von 2 Säulen; so wird nur ein, auch nach der Tiefe des Wassers 2, auch wohl 3 Käffe gemacht, und zwar quer vor, vorne her. Es werden nemlich von Eichenholz viereckigte Käffstäbe geschnitten, und diese sind in dem Viereck ein und einen halben, auch nur ein Zoll stark. Ferner wird hiezu ein Rahmen gemacht, wozu das Holz 4 Zoll stark beschlagen ist. Dieser viereckigte Rahmen wird also gearbeitet, daß er in den Säulen des Zapfengehäuses einpaßt. In diese Rahmen werden die Käffstäbe eingesetzt, welche in drey Viertel, auch einen ganzen Zoll weit von einander eingelocht werden. In Streich- oder Laichteichen aber müssen selbige enger seyn, auch werden die Stäbe also eingerichtet, daß sie mit einer scharfen Ecks vorwärts her, ausstreichen, denn das Wasser ziehet sich besser dadurch, als

wenn

wenn die Stäbe mit der breiten Seite vorwärts heraufstehen. Unten an den Säulen sind vorher Strebebänder auf die Schwellen angesetzt, und hierauf kann der unterste Räffen eingepaßt, und eingelassen werden. Sind die Teiche tief; so braucht man auch wohl 3 Räffen übereinander. Das ist aber ganz unnöthig, daß die Räffen so hoch hinauf geführet werden, daß sie zum Wasser hinaus ragen. Es thut keinen Schaden, wenn gleich nach Proportion der Tiefe des Wassers die Wasser über den obersten Räffen 1, 2, 3, 4 Fuß ordinair darüber stehen. Denn eigentlich sind die Räffen dazu, daß bey Ablassung und Abfischung des Teiches die Fische nicht mit durchs Gerinne fortgehen. Ist auch der Teich voll Wasser und wird zum Abfang gezogen; so bleiben die Fische doch mehr zu Grunde, als daß sie sollten oben schwimmen, und also gehet oben der Fisch nicht mit fort, unten nach dem Grunde aber wird er durch den Zug des Wassers eher nach dem Gerinne gezogen, und wenn denn kein Räffen vorläge; so würden Fische im Teiche bleiben.

Vor die Ständer gehören unumgänglich auch Räffen. Diese werden nach dem Teiche, nach Beschaffenheit, zu 8, 10 bis 12 Fuß weit hinein gebracht. Es sind aber nur einfach hohe Räffen, es müßte denn ein sehr tiefer Teich seyn, daß man 2 Räffen übereinander brauchte. Denn ob gleich der Ständer tief und zu Grunde hinunter gehet; so kommt doch der Räffen eine Ecke nach dem Teiche hinein, woselbst das Wasser schon die viele Tiefe nicht hat. Diejenigen Räffen sind die besten vor einen Ständer, welche als ein Triangel oder scharfer Winkel, jedoch nach Gelegenheit auch nur als ein stumpfer Winkel, eingerichtet sind. Denn das Wasser und Klein abgebrochen Röhrigt, Laub und dergleichen ziehet sich besser und eher durch, als wenn der Räffen gerade quer vor den Ständer gesetzt wird.

4) An kleinen Teichen, und wo der Abfluß der Wasser nicht allzustark ist, ist es sehr nützlich, daß man einen Ständer und auch Zapfen oder Kolben auf einem Gerinne setze. Denn so hat man nicht nöthig, ein Flutgerinne besonders anzulegen; sondern man braucht diesen Ständer zum steten Abfluß, und anstatt des Flutgerinnes, den Zapfen aber zum Ablassen des Teichs. Es wird dennoch so eingerichtet; entweder wie die Anweisung zum Gerinne, von Pfosten zu machen, oder man macht eine Rinne aus dem Ganzen, und weil an kleinen oder mittlern Teichen die Gerinne über 12 Zoll nicht weit, und 8 bis 9 Zoll hoch seyn müssen; so kann man hierzu wohl eine Rinne aus dem Ganzen bekommen, die aus dem Kern des Baums, und ohne Splint ist. Jedoch beruhet solches auf eines jeglichen Wohlgefallen. Pfostengerinne aber sind dauerhaft. Läßet man einen Baum schneiden; so langen die Pfosten weit, und bekommen das Kernichte vom Baum zum Gebrauch. Zu einer Rinne aber aus dem Ganzen wird viel und das beste Holz in Spänd gehauen.

Wie

Wir wollen die Einrichtung zu diesem Gerinne auf beyderley Art vorstellen. Wird das Gerinne aus dem Ganzen gemacht, so wird die Rinne, wie oben bey des Zapfens Verfertigung angezeiget worden, auf 6, 7 & 8. Fuß ausgehauen, am Ende bleibet ein Kamm stehen, und wird in der ganzen Seite das Loch zum Zapfen eingerichtet. Wenn nun die ganze Rinne auf 24 oder 30 Fuß wäre; so wird dann, wie gesagt, die Rinne zu 7 oder 8 Fuß zum Zapfen eingerichtet. Alsdann kehret man das hierzu beschlagene Stück Holz um, und bauet die Rinne auf die übrigen 16, 18 oder etliche 20 Fuß lang heraus. Und also kommt die offene Seite zum Ständer gegen über der offenen Seite des Zapfens, und wird der Zapfen vorne heraus, auf das ganze Theil, und der Ständer 7 oder 8 Fuß besser hinten, wo die Rinne ein Theil oben offen ist, eingepaßt und eingelassen. Auf diese Rinne kommen denn Deckbretter oder Pfosten, wie oben gedacht, in die Quere darauf. Zu dem Stück Rinne aber, worauf der Zapfen stehet, muß unten eine starke Pfoste zum Boden eingelegt, worunter an beyden Enden Schwellen, und auf demselben Zwingen, auf die Art, wie oben schon erwehnet, gemacht werden. Desgleichen sind hier ordentliche Zapfengehäuse und Räffen nöthig.

An mittlern und kleinen Teichen kann auch auf andere Art ein Zapfen oder Schutzkolben verfertiget werden. An grossen Teichen gehet es aber nicht an, weil wegen der Gewalt des Wassers solche nicht zu ziehen sind. Zu diesen Zapfen werden Gerinne aus dem Ganzen gehauen, und denn auch Zapfen, die etwa nur 6 bis 7 Zoll in einer Viereckseite haben, darauf eingepaßt. Die Länge des Helms ist nur auf 3 bis 4 Fuß, nach Beschaffenheit des Wassers, daß also diese Zapfen nur so lang sind, daß sie völlig unter dem Wasser stehen, und nichts davon zu sehen ist. Oben im Zapfen wird eine Kimme oder grosses Loch gebohret, worinnen man bey dessen Ziehung und Ablassung, einen Hacken, so an einer langen Stange ist, einhaken, und denselben heraus ziehen kann. Dergleichen verborgene Zapfen sind in denen einsamen und abgelegenen Teichen, wegen leichtfertiger Leute, gar nützlich, damit sie keine Gelegenheit haben, dem Teiche Schaden zuzufügen.

5) Der Nutzen vom Ständer gegen den Zapfen ist dieser, daß selbiger nicht so viel Holz und Arbeit kostet. Hierüchst kann man sich bey grossen auflaufenden Wassern, die ohngefehr und öfters kommen, eher helfen, und das Wasser nur mit eines einigen Menschen Händen abbringen, und den Ständer nach Gefallen ziehen. Und endlich, wenn ein Teich keinen sonderlichen starken Zugang von Wasser hat; so braucht man auch kein besonders Fluthgerinne; sondern die Wasser können beständig durch den Ständer einfallen, und abfliessen. Es ziehet sich zum Abfischen der Ständer auch bequemer, weil er dem Damm näher, als ein Zapfen stehet, und man kann mit weniger Mühe ein Brett

nach dem andern wegnehmen, und das Wasser vom Teiche ablassen. Hingegen wenn man bey einfallenden unvermutheten grossen Wassern, da etwa das Fluthgerinne nicht genug fördern kann, den Zapfen ziehen muß; so ist es eines Menschen Arbeit nicht, weder doch selten, daß sich ein Zapfen so leicht zöge, daß es ein Mann bewerkstelligen könnte. Wo viele Wasser auf den Zapfen drücken, da müssen schon 2, 3 Mann seyn, welche genug zu thun haben, den Zapfen auf zu ziehen.

Hingegen aber ist ein Zapfen oder Schanzkolben dauerhaffter, und der Teich kann sogleich wieder mit zugesetzt werden, ohne sonderliche Mühe. Einen Ständer aber wider zu zu machen, hat mehr Arbeit; denn da muß man unten am Gerinne anfangen, ein Brett nach dem andern aufzusetzen, dieselbe mit Rasen und grandigtem Sande verlegen, daß kein Wasser durchdringen kann. Es geschiehet dennoch zuweilen, daß sich die Wasser durch den Rasen fressen, wodurch dem Teiche zuweilen viel Wasser entgehet. Besonders aber ist es auch einiger Schutz vor die Fischdiebe; denn ein Zapfen, so halbweg an einem starkem Teiche ist, ist schon stark, und die meisten erfordern, daß man sie mit einer grossen Kette ziehe, wozu mehr, als ein oder zwey Mann, gehören. Zugleichem will ein Hebebaum dazu nöthig seyn, eine Leiter, die man vom Damme aufs Zapfengehäuse hinüber legen kann, und wer sonst nicht guten Bescheid mit weißt, muß den Zapfen wohl ungezogen lassen.

Und über dieses fördert der Zapfen das Wasser zum Ablauf so geschwinde nicht, als der Ständer. Um daher diesem Uebel einigermassen vorzubeugen, macht man das Zapfenloch an mittlern und kleinen Teichen nicht so gar weit, daß die Diebe von dem Teich zum Abfischen das Wasser so bald, oder in einer Nacht, nicht herunter bringen können, da sich dergleichen bosshafte Leute am Tage nicht zu Teichen machen, um Fische zu stehlen.

Vornemlich bleiben die Gerinne von Zuhaltung des Zapfens sauber; da hingegen dieses bey grossen Wassern Laub, als Gras oder Strohwig, sich über den Näffen vor dem Ständer erheben, darüber hinaus durch die Wasser gezogen werden, und dann im Ständer einfallen. Hat nun etwa das Gerinne Stauwasser von unten hinauf; so drehet sich solche Unreinigkeit im Ständer herum, bleibet auch theils beym Abfall darinnen hängen, wodurch sich die Gerinne verstopfen und ungangbar werden. Leichtfertige Leute haben auch oft Steine, Rasen u. d. g. in den Ständer geworfen, welches grosse Mühe verursachet, denselben wieder zum ordentlichen Abfluß zu bringen.

6) Ein grosser und mittlerer Teich erfordert auch noch ein Fluthgerinne. Dieses bringet man denn an eine Seite des Teichdammes, allwo der Damm auswärts flach sich anfängt. Die Dämme aber, so zwischen zwey Bergen liegen, müssen in einer Stärke und Höhe seyn. Ein solch Fluthgerinne ist hauptsächlich

sächlich an einem Teiche nöthig, daß der Damm niemals so vollauferig von Wasser werde, und bey anlaufenden Wassern sich dieselbe besser abziehen und befördern können. Ein Fluthgerinne muß nach des Teiches starken Zugang der Wasser eingerichtet werden. Denn hat der Teich beständigen Zugang; so leget man ein freyes Fluthgerinne, so nicht viel kostet, darinnen an. Bekommt aber der Teich nur anlaufende Wasser; so ist ein Schutzgerinne sehr nützlich, wodurch man den Teich mit Wasser aufspannen kann, daß er bey trockenen Zeiten sein völlig Wasser behält; denn die Luft und starken Winde mindern die Wasser in den Teichen und Flüssen sehr, und die Sonnenhitze bringet die Wasser vollends zum versiegen. Ein hier nöthiges Fluthgerinne wird nun nach Beschaffenheit weit oder enge gefasset. Hier wollen wir von einem mittelmäßigen handeln.

Gesetzt, es werde 8 bis 10 Fuß, so wird unten eine Schwelle in die Quere durch von 15 Zoll breit und stark, so 14 bis 15 Fuß lang, geleget. In diese kommen auswärts des Teichs 4 etwas schwächere Schwellen, die man nach der Höhe des Fluthgerinnes in Ansehung der Länge einzurichten hat. Diese kurze Schwellen werden in 3 gleiche Theile an der grossen eingerichtet, und in derselben eingezapft. Auf eben die grosse Schwelle kommen 4 Säulen. Diese können nun 4 auch bis 5 Fuß hoch gemacht werden. Auf diese wird ein Ueberschweif aufgezapft, und hinten an den Säulen und auf den kurzen Schwellen werden Strebebänder gesetzt. Vorne her werden in den Säulen Fugen oder Falze gemacht, worein man die Schutzbretter setzen und einlegen kann. Und also werden in diese 3 gleiche Abtheilungen, starke Bretter zugerichtet, so die Höhe zum Aufspannen und oben einen Handgrif haben, woran man sie einsetzen und ausheben kann.

Vor der Schwelle durch im Teiche muß auch ein Strassenbaum, wie bey dem Haupt- oder Ablaßgerinne angeführet worden, hinein kommen. In denen 3 Abtheilungen und zwischen den kurzen Schwellen aber müssen tüchtige Pfosten der Länge nach eingefüget werden. Vor dem Flutgerinne muß ebenmässig ein Rechen oder Räffen seyn, wie bey dem vorigen Gerinne. Auf diese Art wiederum ein Schutzflutgerinne, oder ein Flutgerinne mit Schützen. An einem freyen Gerinne aber sind in der Mitte keine Säulen nöthig, sondern nur zu beyden Seiten. Sonst aber muß es auch mit einem Ueberschweif versehen, und auf dem Boden mit Pfosten ausgeschaalt, und ein Räffen davor wie an jenen gebracht werden.

7) Weiter muß man sich auch insbesondere um Thon oder fetten Lehm bemühen; denn dieser ist bey einem Teichbau unumgänglich nöthig. Würde man vorhero den Boden, wo der Damm hinkommen soll, nach der Tiefe, entweder mit Bohren oder Einschlagung eines Loches, untersuchen; so würde man gewahr, ob ein thonigt, lettig oder nur Sandleimigter Lehm sich un-

ten befinde. Letztere Sorte ist zu Verfertigung eines Teichdammes und Gerinnes nicht tauglich; daher muß man Thon oder settenen Lehm oder Letten zum voraus herbeyfahren.

Des Teichdammes Erbauung ist nach Art und Gelegenheit zu überlegen, wie man mit den Unkosten am besten wegkommt; denn man kann hierinnen sowohl, als auch zu den Gerinnengebäuden keinen allgemeinen Ueberschlag oder Ausrechnung machen, weil das hierzu Erforderliche an einem jeden Orte kostbarer ist, als am andern. Und so ist es auch mit des Dammes Verfertigung, und mit Ausgrabung und Ausführung eines Teiches. Bey dieser Arbeit kommt es auf eines Bauherrn Naturell an. Ist es ihm verdächtig, daß die Tagelöhner nicht fleissig arbeiten; so verdinget er diese Arbeit ruthenweise. Hierinnen ist aber auch ein grosser Unterschied. In kleinen Teichen giebt man von der Ruthe auszubringen 4, 5 bis 6 gute Groschen, in mittlern 6, 7, 8 Groschen, in grossen Teichen wollen sie schon mehr haben, weil sie das Erdreich weiter herauszuführen haben. Eine Ruthe bestehet nach Sächsischer und Leipziger Landesverfassung in 7 und einer halben Elle und 2 Zoll im Viereck, und ein Spatenstich ist ein Fuß tief gerechnet. Mit der Dämmung hat es wieder eine andere Beschaffenheit. An kleinen Teichen wollen die Teichgräber und Arbeitsleute mehr, als wie an grossen haben; an kleinen Teichen zu 16, 18 bis 20 Groschen, an grossen 12 bis 14 Groschen; und zwar daher, weil an kleinen Teichen die Rasenbrust und Thon fast eben so stark gemacht und gestampfet werden muß, als wie an grossen. Eine Ruthe am Damme wird nach dem gemeinsten Gebrauch gerechnet, als eine Ruthe im Viereck weit und breit, und drey Fuß hoch oder tief. Man kann auch hierinnen kein gewisses Arbeiterlohn aufsetzen, indem an einem Orte die Arbeiter immer theurer, als am andern sind.

Hat ein Herr selbst an dem Bauwesen Lust, und beliebet die Arbeit zuweilen mit anzusehen; so ist am rathsamsten, es werde ein verständiger Teichgräber und Arbeitsleute vor Taglohn angenommen, und darüber ein redlicher Aufseher gesetzt; so wird die Arbeit tüchtiger, und nicht so, wie im Gedinge, leichte weggemacht. Wenn auch der Bauherr seinen Arbeitern zuweilen eine kleine Recreation mit einer Flasche Branntewein oder Tonne Bier macht; so werden die Leute muthiger zur Arbeit, und bringen es durch ihren Fleiß doppelt wieder ein. Diesen Vortheil kann man bey grossen Teichen machen, wenn man zu dessen Ausbringung 6 oder 8 Schuttkasten oder Karren nach Erfordern sich anschaffet, und in jeden ein gut Zugpferd. Hiermit kann man mehr ausrichten, als wenn ein Teich mit Rodebergen oder hohlen Karren durch die Handarbeiter ausgeführet wird. In kleinen Teichen aber, wo es nicht weit zu fahren, da fördert es mit der Handarbeit mehr, als mit Pferdekarren.

Hat ein Bauherr des Teiches in der Nähe selbst einige Steinbrüche;

bräche; so thut er am besten, wenn er eine Mauer anstatt der Rasenbrust am Teichdamme, und am Flutgerinne machen läßt. Es ist nicht nur eine lange Dauer hievon zu gewarten; sondern anstatt des vielen Rasen- und Thonanfahrens, und Einrammelns, kann viel Mauerwerk, und noch wohlfeiler hingesetzet werden. Weil nun aber die Steine an vielen Orten fehlen, oder kostbar anzuschaffen sind; so wollen wir hier den Schuttdamm zu verfertigen, beschreiben.

8) Wenn vorbemeldetes angeschaft und überleget worden; so fängt man an dem Orte an, wo das Haupt- oder Ablaßgerinne eingeleget werden solle, den Grund einzugraben, wirft theils Erdreich zu beyden Seiten, theils aber muß an der Seite hinaus, wo der Damm sein Ende haben soll, gebracht werden, damit am ersten Orte etwas Platz wird. Die Tiefe wird nun nach dem Abwägen gesucht und genommen, jedoch muß es auf ein bis 1 und einen halben Lachter, d. i. 7 bis 10 Fuß tiefer, als der Teich in seiner Oberfläche werden soll, gegraben werden, sogleich auch Thon oder Letten auf dem Grunde eingerammelt, und nicht nur so weit, als etwa der Damm unten breit werden solle, sondern auch 5 bis 6 Fuß im Teiche einwärts. Denn wird der Grund vor dem Damm nach dem Teiche hinein nicht gut verwahret; so muß man in Gefahr stehen, daß es nicht lange dauren, sondern sich bald ein, und durchwaschen wird. Und so muß es auch unter dem ganzen Gerinne lang durch, und zu beyden Seiten auf 6 Fuß also mit Thon oder Letten verrammelt werden.

Immittelst muß auch der Abzuggraben unter das Gerinne fort, so tief es der Abfall leidet, gemacht werden, damit man Oberwasser durchlassen, und dasselbe abgehen kann; alsdann leget man das bereits verfertigte Gerinne auf dem Thone ein. Hierbey ist zu merken, daß in den Fugen, wo die Pfosten zusammen stossen, auch zwischen und unter den Deckbrettern, fein gezogen Waldmoos eingeleget, alsdenn die Fugen fein dichte zusammen gekeulet, und ferner neben und auf das Gerinne dichte Thon und Letten gerammelt, und auf die Helfte des Dammes Breite nach dem Teich zu, gut mit Thon verwahret werden muß. Der Strassenbaum, so zum ersten vors Gerinne hineingeleget wird, muß ebenfalls recht wohl mit Thone verrammelt und eingeleget werden. Dann wird zu beyden Seiten des Gerinnes der Damm angefangen; da man denn selbigen, nach seiner Breite, wie er werden soll, nach dem Teiche zu 8, 10 bis 12 Fuß ausgräbt, und auch unter des Teiches Oberfluhr auf 7, 8 bis 10 Fuß gehet, solchen im Grunde und auswärts recht gut mit Thon in solcher Stärke verrammelt. Aufwärts aber wird der Thon nicht mehr so breit in Damme eingeschlagen.

Ein Damm muß überhaupt nach Verhältnis eines ungleichseitigen Triangels (Scalenum) vom Grunde bis oben gemacht werden. Wir wollen setzen: er werde unten 40 Fuß; so kann er o-

den nach 16 bis 18, auch nach Beschaffenheit 20 Fuß breit bleiben; und also setze man unten 40 Fuß; so wird die vordere Seite am Damme 24 Fuß, und die hinterste Seite lauft 30 Fuß an. Wenn man nun mit dem Grunde, welcher in dem Teich hinein 6 bis 8 Fuß aus ausgegraben, und mit Thon verrammelt ist, bis an die Oberfläche des Teiches kommt; so setzt man denn die Rasenbrust an, nach des Teiches Grösse und Tiefe, und vorstehenden starken Druckwassern, auf 4, 5, 6 bis 8 Fuß breit. Hierbey ist nun ein grosser Vortheil, wenn der Teichplatz gute und veste Rasen hat. Sind die hieselbst nicht vorhanden; so muß man doch wenigstens zu denen 3 Vorderschichten tüchtigen Rasen herbeyschaffen.

Die Rasen werden auf einen einen bis anderthalb Fuß breit gestochen, und müssen alle fein schichtweise, jedoch also gesetzet werden, daß das Gras unten zu liegen kommt, und daß die Wechsel oder Abschnitte nicht gerade auf einander treffen, sondern auf die Art, wie eine Mauer von Ziegelsteinen gemacht wird. Wenn eine Schicht gesetzet ist; so wird selbige mit einer Handrammel fein dichte gestossen, und oberher mit einer eisernen Schippe fein gerade gemacht, und das abgestossene in die Rinne mit hinein geschaft. Sind 2 oder 3 Schichte gesetzt; so müssen die Rasen auch ausserhalb mit einem eisernen Spaten oder Schüppe glatt bestossen, und nach Proportion der Schräge, die der Damm haben soll, gerichtet werden. Wenn also die Rasenbrust am Damme her aufgeführet wird, welche auch aufwärts von hintenher etwas anlauft und schmäler wird; so muß auch zugleich mit dem Thon- oder Letteneinrammeln hinter der Brust her fortgefahren werden. Dieser wird auf 6 Fuß breit hinauf fortgeführet.

Immittelst wird das Erdreich aus dem Teiche hinter dem Thon immer angeschüttet, und schichtweise mit eingerammelt; jedoch macht sich der Damm von dem Fahren auf demselben mit dem Schutt, schon etwas veste. Der ganze Dammbau quer durch, kann nicht wohl auf einmal angefangen werden, damit man die Beschwerlichkeit nicht habe, und auf Brettern das Erdreich hinaufahren müsse; sondern es aus der Mitten zu beyden Seiten hinauf bringen kann. Wenn auch eine Ecke angesetzt ist; so fängt man hintenher an, auszuführen, damit man den vesten Boden zum Wege immer vor sich behalte. Kommt man dann mit der Arbeit an den Ort, wo das Flutgerinne hinkommen soll; so muß es ebenfalls, wie das Hauptgerinne in Thon eingeleget werden, jedoch versteht sichs von selbsten, daß dieses nur flach im Damme zu liegen kommt. Vor beyde Gerinne müssen die Räffen auch mit gesetzet werden, und besonders am Hauptgerinne müssen vom Räffen zu beyden Seiten Pfosten bis an den Ständer, eine über die andere, welches man Flügelbretter nennet, verfüget werden. Desto besser ist es auch, wenn über dem Strafenbaum zu beyden Seiten, auch Pfosten oder Flügelbretter kommen.

Sal-

Solches iſt auch wor dem Zapfengehäuſe und Flutgerinne ſehr nützlich. Denn an dieſem Orte wühlet das Waſſer bey dem Ablaſſen gar ſtark am Damme. Dieſe Flügelbretter aber verhindern vielen Schaden. Kann an dieſen Oertern ein Stück Mauer ſeyn; ſo iſt es noch dauerhafter. Wegen zu befürchtender Waſſergüſſe, die den Dammbau ſehr hindern, iſt nöthig, daß, ſobald das Hauptgerinne geleget, und an demſelben das Fundament bis zur Teichesoberfläche verfertiget, von dem Schutzdamme, wo das Waſſer oberhalb angeſchlagen und zur Seite abgeleitet worden, ein Graben nach dem Gerinne zu gemacht werde, durch welchen ſich die Regenwaſſer ab, und zum Gerinne hinausziehen.

9) Die Ausgrabung eines Teiches fordert eine genaue Unterſuchung, wie der Boden in der Tiefe beſchaffen ſeye. Befindet man nach der Fläche des Teiches hinten hinaus, wenn man den Raſen um einen Spatenſtich oder mehr untergegraben, daß der Boden etwa pur ſandicht oder Kieſicht wäre, und vielleicht weiter hinunter noch ſchlechter würde; ſo darf man dem guten Boden auf der Fläche des Teiches nicht herausbringen, wenn es ein guter Karpfenteich werden ſoll; ſondern man muß nur den Raſen auf den guten Boden wegbringen. Denn hat der Karpfe keinen ſolchen Boden im Teiche; ſo gedeyhet er ſchlecht, es ſeye denn, daß viele Beſſerung vom Felde, oder Hutung zufließe. Dieſes iſt zu verſtehen von den Seiten und hintern Flächen. Nach dem Abfluß und Gerinne aber muß er weit tiefer werden, der Boden falle nun unten aus, wie er wolle, damit zum Ausfiſchen ſich die Waſſer und Fiſche vorwärts nach dem Damme zuziehen können. Dieſes iſt von beſtändig zu- und abfließenden Teichen zu erinnern.

Man merke nur noch an: Würde ein Teich an einem ſchon ziemlich ſtarken Bach oder Flüßgen angeleget; ſo muß man ſuchen, das mehreſte Waſſer beyweg zu führen, daß oben eine Wehr im Bach gemachet werde, worüber nur etwas Waſſer abfallen, und in den Teich gehen kann. Denn das viele Flußwaſſer iſt den Teichen nicht dienlich. Es nimmt die Beſſerung des Teiches gar ſehr mit fort, beſonders bey anſtoßenden Waſſern, und überſchwemmet denſelben auch gar geſchwind. Iſt aber der Platz zu einem Teiche alſo beſchaffen, daß daſelbſt nicht lebendiges oder beſtändig fließendes Waſſer vorhanden, und ſich der Teich von in ſich ſelbſt haltenden Quellen und Regenwaſſern erhalten ſoll; ſo muß mit deſſen Ausgrabung anderſt verfahren werden. Anfangs macht man den Ausflußgraben unter dem Damm, ſetzet dann die Gerinne ein, und fängt den Damm im Grunde an zu hauen.

Inzwiſchen muß ein tiefer Graben von dem Gerinne im Teich hinauf bis an die Quellen gemacht werden. Sodann ſuchet man die Quellen, und machet ſelbige mit kleinen Gräblein auf, daß ſie in dem tiefen Graben einfallen; ſo ſeigert ſich denn der Platz ab, und trocknet, daß man dar-

darinne arbeiten kann. Und weil dann solche Plätze gemeiniglich gar flach liegen, und der Teich keine sonderliche Tiefe bekommen kann; so muß man, wenn der Damm eine Ecke hinauf verfertiget ist, so weit es sich will thun lassen, einen Platz vor das Gerinne herum tiefer ausgraben, als der Abzugsgraben lieget. Dieses zu bewerkstelligen, muß der in dem Teich und von den Quellen hergezogene Graben vor dem Gerinne her etwas erweitert, und vor demselben ein kleiner Damm oder Schutz gemachet werden. Alsdann legt man Schnecken ein, so von Brettern besonders hierzu gemacht, und muß dann also das Wasser damit heraus, herauf und ins Gerinne treiben. Also kann man denn den Teich einen grossen Platz tiefer ausbringen, und dieses ist auch nöthig, damit zur Winterszeit die Fische ihr erkleckliches Winterlager in der Tiefe haben können.

Will man nun die Unkosten, eine Schnecke anzuschaffen, nicht darauf wenden; so nimmt man grosse hierzu verfertigte Mulden, macht selbige an ziemlich lange Stangen, stösset in dem Teiche auch nach Erfordern drey Stützen, so oben eine Gabel haben, zusammen, legt in diese die Quere über eine mächtige starke Stange, macht an dieser von Wieden grosse Ringe, und an diese drehet man auch dergleichen doppelte Wieden, so lang als nöthig, an. An diese langen Wieden hänget nun die Mulden mit den Stangen ein, doch so, daß sie als Waagrecht darinnen hängen; ferner macht man mit Stöcken und darauf gelegten Pfosten eine Stellage, daß die Arbeiter zum Abgiessen darauf stehen können; ingleichem macht man auch einen kleinen Schutzdamm, wie zur Schnecke. Mit diesen Mulden, und zwar wenn 6 Mulden neben einander gehen, kann man so viel abgiessen, als wie mit einer Schnecke abtreiben, und wenn die Mulden im rechten Gewichte hangen; so wird es den Leuten nicht so sauer, als mit der Schnecke. Denn es fasset ein Mann hinten an der Stange an, und bringet die Mulde in solchem Schwanke auf und nieder. Dieses fördert viel Wasser ab, und es lösen sich die Leute Stundenweise ab.

Diese Mulden verwahret man denn, daß man sie zum Abfischen auch brauchen kann. Denn wenn man dergleichen Teich abfischen will; so läßt man ihn vorher ablaufen, so weit das Gerinne ziehen kann; alsdenn giesset man das nachbleibende Wasser mit den Mulden vollends ab. Und auf diese Art kann man auf ziemlich gerade Flächen Plätzenteiche anlegen, wenn man sich des abgiessens bedienen will. Noch ist zu gedenken, daß, wo ein Bächlein in den Teich fliesset, da muß oberhalb des Teiches ein Räffen im Bache gemacht werden, damit die Fische nicht oben hinaus gehen können, besonders wo der Bach aus der angränzenden fremden Reviet kommt; denn da würden die Fische, welche ohnedem, und meist bey trüben oder Regenwassern, gerne aufwärts nach frischem Wasser gehen, dem Nachbar meistens zu Theile werden, und dieses nicht

allein sondern auch die Fischdiebe können denn gar leicht in solchem Bach wegstehlen.

10) Wollte man auch einen Teich anlegen, wo Holzungen oder grosse Bäume stehen; so hat man nicht nöthig, die Bäume oder Büsche auszurotten; sondern nur kurz auf dem Boden abzuhauen, es faulen die Stämme oder Stöcke nach und nach von selbsten aus. Und wenn dergleichen eben in der Fläche des Teiches stünden; so ist es noch schädlicher, wenn sie ausgerottet werden. Denn es macht tiefe Gruben, wässert auch noch wohl tiefer ein, also, daß bey dem Abfischen mancher Fisch darinnen stecken bleibet. Bequem ist es auch zur Fischerey, wenn man bey jedem Teich einen kleinen Fischhälter mit anlegen kann, daß man, wenn der Teich abgefischet wird, die Fische sogleich in reines Wasser setzen kann. Und so auch die Fische nicht sogleich vernutzet oder weggebracht werden können; so kann man sie doch während der Zeit besser erhalten, als wenn man sie in Fischkasten setzet.

Ausser diesen hat man als ein sehr nützlich und nothwendig Stück zum Fischen, annoch Hälter nöthig, allwo man den Brutstrich oder Laich überwintern kann, wo man nicht etwa gute Streichteiche hat, die im Winter nicht ausfrieren; sondern einen lebendigen Zu- und Abfluß, oder gute Quellen in sich haben. Kann man diese Hälter bey denen Wohnungen eines Guts oder Vorwerks haben, ist es desto besser; so kann man auch zum einzelnen Verkauf, bis auf etliche Centner, beständig Fische darinnen haben. Denn der einzelne Verkauf giebt mehr Profit, als überhaupt. Man kann auch zum Verspeisen bey einer Hofhaltung beständig Fische darinnen aufbehalten.

Nach Verfertigung aller neu gemachten Teiche, Weyher, oder Hälter muß die erste Sammlung des Wassers glatt wieder abgelassen werden. Man hat nicht nöthig, das Wasser bis oben an den Damm, und volluferig zu sammeln; sondern wenn der Teich oder Weyher nur bis an die Helfte angelaufen; so kann er wieder abgelassen werden. Durch diese Wassersammlung werden die unreine Theile des Bodens gereiniget, und von dem rohen mineralischen Wesen gesäubert, und durch die Luft vollends zur Fischnahrung geschlacht gemacht. Dieß ist zu verstehen von solchen Teichen, die durch einen lebendigen und reinen Zufluß bald mit Nutzen gesammelt werden können, und nach dem ersten Ablaß, auch bald wieder rein und frisch Wasser bekommen können.

Diejenigen Teiche aber, so von Regenwasser oder in sich selbst haltenden Quellen gesammelt werden müssen, sollen das erste Jahr mit Wasser angefüllt und ohne Fischbesetzung liegen bleiben, daß sie sich erst reinigen. Die matten Regenwasser, und nicht beständig ablaufenden Quellen, haben nicht so viel spirituöses und luftgeistiges Wesen in sich, als die beständig fließenden, und können das rohe Wesen des Erdbodens so bald nicht läutern.

Diese Teiche werden folgendes Jahr wieder abgelassen oder abgegossen, und wenn sich denn Wasser gesammelt, besetzet.

11) Wir eröfnen nunmehr unsere Gedanken von der Besetzung eines Teichs, und dessen nöthigen Besorgung. Wir fangen bey dem nutzbarsten Teichfische, dem Karpfen, an. Zu Streichkarpfen erwählet man fein lang gestreckte Fische, die nicht so kurk und dickköpfig, sondern feine, lange und gespitzte Köpfe haben, und nicht so hohlängig seyn. Diejenigen, so 6 bis 7 Jahr alt sind, sind erst vollkommen tüchtig zum Streichen; jüngere streichen oder laichen wenig oder gar selten. Jezuweilen, doch nicht allezeit, streichen die jungen 4 und 5 jährigen Karpfen, so in Feldteichen und völliger Fischnahrung ein paar Jahre vorher gestanden, wenn dieselben Teiche an der Fläche sanduferig mit seyn, und hin und wieder auch grosse Kaupen sich darinnen befinden. Es ist aber sowohl denen in dem besten Wachsthum sich befindenden Karpfen nicht nützlich, als auch der Brut oder Strich selbsten. Es wächst und wird aus beyden selten was rechtes. Man urtheilet auch an dem Streichkarpfen, wenn man den Mölchner am Windloche drückt, und derselbe seine weisse Milch gehen läst, und der Rogner sein dickbäuchig ist, daß sie fruchtbar erfunden werden. Wenn man junge 5 und 6 jährige Mölchner oder Männlein zu alten 8 und 9 jährigen Rognern oder Weiblein einsetzet; so streichen diese besser zusammen, und sind fruchtbarer, als wenn man alte Mölchner darzu thut.

Nachdem nun der Teich die Gröse und Nahrung hat, nachdem setzt man auch viel Streichkarpfen ein. Wenn auf einen Teich einen Acker groß, 2 Mölchner und 3 Rogner gerechnet werden; so ist es schon genug: denn wenn gar zu viel Streichkarpfen bey einander in einem Teiche gesetzt werden; so streichen und laichen sie zwar viele Brut, es wird aber nichts daraus, weil sie einander die Nahrung schwächen. Diese Vorsicht ist bey einem Streichteiche anzuwenden, daß man im Herbst die Streichteiche rein ausfischen lasse, daß keine Raubfische, als Hechte, Pärsche u. d. g. im Teiche bleiben, oder man thut es gegen den Frühling, und läst den Teich ohne Aufspannung des Wassers 2 bis 3 Wochen leer stehen, daß dergleichen Gäste vollends umkommen müssen; denn sonst würden diese nicht viel Brut aufkommen lassen. Alsdenn setzt man die Streichkarpfen im April ein.

Einige Fischereyliebhaber aber wollen nun zwar der Natur mit forthelfen, und machen die Streichkarpfen, wie sie es nennen, an, nehmen Schaafsorber in einem Zuber mit Wasser, setzen die Streichkarpfen etwan eine viertel Stunde darein, füllen ihnen dann die Bäuche mit Schaafmist, worunter etwas Salz gemischet worden, bereiben ihnen auch wohl die Windlöcher mit Honig und Pfeffer, und lassen sie also im Teiche ein. Von diesem Abstrich werden sie gemeiniglich etwas matt. Daher

her muß man dabey bleiben, und wenn sie im Wasser nicht bald fortgehen wollen, mit einem Reißlein gemächlich anrühren, bis daß sie sich erholen, und ordentlich wieder fortgehen.

Wenn 3 Rogner und 2 Mölchner sonst fruchtbar sind, können sie in einem Jahr 70, 80 und wohl mehr Schock Brut oder Laich erzeugen. Dieser junge Laich oder Brut ist gar zart, da sonst alte Karpfen dauerhaft sind. Derowegen muß man selbigen wohl zu erhalten suchen. Ist nun der Streichteich nicht so beschaffen, daß er warme Quellen in sich hat, die nicht leicht im Winter zufrieren, oder sonst einen guten Zu- und Abfluß: so muß man die Streichkarpfen nebst der Brut im September an einem schönen und leidlichen Wettertage ausfischen, und die Brut in einem, und die Streichkarpfen im andern Hälter zur Winterung bringen. Jedoch müssen auch die Hälter von guter Beschaffenheit seyn, sonst wird man wegen ihrer Zärtlichkeit viel einbüssen, und aufs Frühjahr nicht viel zum Aussetzen behalten.

12) Im nächstkünftigen Merz oder April versetzt man die junge Brut in besondere hierzu angelegte Streckteiche. Es ist aber schädlich, so man sie überhaupt einwirft. Man zählet sie Schockweise ab, das Schock zu 60 Stück gerechnet, und daß also auf einen Acker Teich 15, 16, höchstens 20 Schock kommen, jedoch nachdem der Streckteich guten oder schlechten Zugang von Nahrung hat. Einige zwar halten davor, man könne viel mehr Brut einsetzen, inmassen nicht wenige in währendem Herausfischen und Hinausbringen zum Streckteiche matt werden und abstehen, andere auch von denen wilden Enten, Fischreigern u. d. g. manchmal weggeschnappet werden. Also bliebe denn eine wenige Zahl in einem solchen Streckteiche, und würde dann selbiger nicht recht genutzet werden. Dieses kann man nun nicht in Abrede seyn, daß solches alles gar leicht geschiehet, und wenn denn nun auch die Zahl solchergestalt sich sehr minderte, und auch der dritte Theil und gleich mehr abgegangen wäre, um desto mehr sind die übrigen gewachsen, welches man aus allgemeiner Erfahrung hat. Wenn wenig Fische eingesetzet worden; so sind sie in einem Jahr so groß gewachsen, als sie, wenn man sie doppelt einwirft, in zwey Jahren kaum werden.

Dieß ist und bleibt wohl eine allgemeine Regel: Was in der Jugend verkrüppelt, gelanget selten zu seinem völligen Wachsthum, und dieß trift bey den Karpfen sehr ein. Hierbey ist zu erinnern, daß, wenn man die Brut etwa weit zum Streckteiche zu schaffen hat, und warm Wetter wäre; so werden sie gerne matt. Schüttet man sie denn in den Teich; so gehen viele eine Weile oben, ehe sie sich wieder erfrischen und erholen können. Es ist in dem Falle wohl gethan, wenn jemand dabey bleibet, und die obschwimmenden mit einem Reißgen anrühret; so fangen sie an, sich nach und nach zu bewegen, und laufen denn also zu

Grunde frisch fort. Bleibet aber niemand zur Aufsicht dabey; so finden sich die Krähen und andere Raubvögel gar bald ein, und tragen sie zu ihrem Fraße weg, oder sie ermatten ohne Anrühren vollends, daß sie darauf gehen.

Diese nun gewesene Brut oder Leich wird dann einsömmeriger Satz genennet, oder Faustsatz, weil sie doch so groß geworden seyn müssen, daß, wenn man einen dergleichen Fisch in die Faust nimmt, auf einer Seite der Kopf, und auf der andern der Schwanz herausraget. Hat man aber der Streckteiche mehr, daß man die Brut dünner einsetzen kann; so werden in diesem einen Jahr zum Theil Fische, die auf ein halb Pfund wägen. und daher kommt dann dieser Nutzen, daß man sie gleich in Hauptteiche zum Fortwachs setzen kann, und man folglich ein Jahr eher grosse Fische hat. Im Fall man aber keinen andern und bessern Satz hat; so kann man auch den Faustsatz in die Hauptteiche setzen, nur muß man etwas weniger an der Zahl nehmen, als der stärkern; so werden jedoch in 3 Jahren schöne Fische, und zu 3 und 4 Pfund schwer daraus.

Inzwischen aber, ehe man mehr, als einen Hauptteich, mit schwachem Satze besetzen sollte, und man nicht genugsame Streckteiche hat, daß man den einsömmerigen Satz wieder noch einen Sommer einsetzen kann; so thut man noch besser, wenn man den einsömmerigen Satz nimmt, und setzt ihn in einen Hauptteich, daß sie sich noch ein Jahr vollends strecken; so hat man nachgehends mehr Nutzen davon zu gewarten, wenn man denn das Jahr darauf diesen Satz aussischet, und diesem Hauptteiche seine behörige Zahl läßt, und den andern in die andern Teiche zum Einsatz bringet. Diese 2 Jahr zum Strecken gestandene Brut oder Satz heisset zweysömmeriger Satz.

13) Sonst aber, wenn man in seiner Ordnung mit den Streckteichen bleiben kann; so besetzt man die Fischleeren Teiche im Frühling, im Merz oder April, und zehlet den Satz richtig ab. Nach Beschaffenheit und Nahrung des Teiches rechnet man auf einen Acker Teich 2, 3/4 bis 5 Schock, jedoch bey letzterer Zahl muß es schon ein guter nahrhafter Teich seyn; wiewohl manche Hauswirthe noch mehr einsetzen; es kommt aber nichts heraus, der Fisch bekommt wegen der Menge keine so völlige Nahrung, bleibet klein, und statt dessen, da sonsten 30 bis 36 Stück einen Centner wägen; so gehen dergleichen verkrüppelte Karpfen 45 bis 50 Stücke auf einen Centner. Und diese Sorte ist auch den Käufern und denen, die sie verspeisen wollen, nicht so angenehm, sie sind nicht so fett, und folglich auch nicht so schmackhaft. Diese erwähnte Besetzung gehet in Feldteichen wohl an; allein in Holzteichen, und wo sonst nicht Feldwasser hineinlaufen, oder starke Hut und Triften an, und in den Teichen gehen, da kann man auf einem Acker nur ein Schock einsetzen, wenn anderst was daraus werden soll.

Zu-

Zugleich setzt man auch kleine Hechte, die nur einjährig, nach Proportion der Grösse des Teiches, an die 30, 40, 50 bis 60 Stück mit zum Karpfensatz ein, desgleichen auch Pärsche, oder auch wohl etwas von Orfen. Es benehmen diese Raubfische den Karpfen im geringsten keine Nahrung. Man glaubet aber, daß, weil der Karpfe an und vor sich selbst ein fauler träger Fisch ist, die Raubfische aber in steter Bewegung herumfahren, die Karpfen hierdurch aufgemuntert werden, daß sie sich fleissiger in Bewegung, und Nahrung zu suchen, setzen. Zugleich kann man auch etwas Schleyen mit einsetzen. Von diesen hat man die Meynung, daß, weil sie beständig zu Grunde und im Schlamme liegen und wühlen, sie also die Fettigkeit des Bodens mit aufrühreten, wovon die Karpfen Nahrung haben können.

Um der Hechte willen setzt man auch etliche Karauschen, die aber schon fein stark sind, mit ein, diese laichen und streichen sehr stark und häufig, also, daß die Hechte davon gute Nahrung und Wachsthum erlangen. Ob zwar die Karauschen einerley Nahrung mit den Karpfen haben; so kann man dergleichen doch wohl etliche wenige Stücke mit einsetzen, die werden dann nebst den Karpfen groß, und von ihrer Brut und Laich lassen die Hechte und Pärsche nichts aufkommen, und also schaden sie denn auch den Karpfen an der Nahrung nicht, und bey Abfischung des Teiches hat man doch zum Vergnügen und Nutzen unterschiedliche Sorten Fische zu geniessen. Was nun Feld- oder sonst gute nahrhafte Teiche sind, die kann man nach zwey, die schlechten aber in drey Jahren ausfischen. Alsdenn werden es doch 3 und 4 pfündige Karpfen geworden seyn.

Jedoch ist anzumerken, daß, wenn starke nasse Jahre aufeinander folgen, die Fische selten so wachsen, als wenn trockene, jedoch nicht gar zu dürre Jahre sind; denn die vielmals auflaufende Wasser nehmen viel Nahrung aus den Teichen mit weg. Es ist folglich insbesondere bey Karpfenteichen in Acht zu nehmen, daß man sie nicht so gar voll Wasser halte, daß, wenn nur ein mäßiger Regen kömmt, der Teich gleich überschwemmet wird. Denn an statt, daß die Besserung, so von Feldern oder Viehhutung hinein gebracht würde, und den Fischen zum besten darinnen bleiben könnte; so führen solche die überlaufende schnelle Wasser mit fort.

14) Wiewohl die Forellen meistens Fluß- oder vielmehr Bachfische sind; so kann man sie doch auch in Teichen haben. Diese müssen aber also beschaffen seyn: Erstlich müssen sie, nach ihrer Lage, in etwas schattichten Orten angeleget werden; und weil sie ein frisches Wasser haben wollen; so muß auch zweytens der Teich einen beständig einfliessenden und abgehenden Bach haben. Von eines Teiches Erbauung ist überhaupt gesagt worden, woraus man den Bau auch hieher ziehen kann. Weil aber die Forellen, gleich den Lachsen, wohl Manns hoch aus dem

dem Wasser, und solglich über die Dämme springen können; so geschiehet es gemeiniglich bey grossen und vollnfrigen Wassern, daß an dergleichen Teichen Forellensprünge angeleget werden.

Diese sind also beschaffen: Man macht sowohl über, als unter dem Flutgerinne einen engen Räffen, doch nicht weit davon, und in demselben, meistens am Grunde, Einkehlen von dünnen hölzernen Stäben, wie eine Fischreusse ist, vorne weit und hinten enge, und müssen diese Einkehlen oder Fänge also gemacht seyn, daß sie zu beyden Seiten Stäbe von Latten haben, womit man selbige von oben am Räffen hinunter schieben, und auch herauf ziehen kann, damit man, wenn sich was gefangen, solches heraus nehmen kann. Wenn nun bey grossen Wassern die Forellen überspringen; so weilen sie sich doch vom Damm, und kommen in die Einfänge. Und da dieselben auch sehr gerne dem Wasser entgegen oder aufwärts gehen; so muß nicht nur ein Räffen über dem Teiche seyn, sondern in und hinter demselben dergleichen angezeigte Fänge.

Die Besetzung zur Vermehrung geschiehet im September, weil sie im October, November und December streichen oder laichen. In einem Teich, der etwa einen Acker hält, kann man gegen ein Schock halb Roguer und den halben Theil Mölchner einsetzen; so bekommt man folgendes Jahr Brut genug, daß man denn die andern Forellenteiche damit besetzen kann. In diese Teiche aber müssen auch alle Fische, als Gründlinge, und besonders Elritzen, mit eingesetzet werden, weil diese letztern sehr stark laichen, damit die Forellen davon gute Nahrung haben können. Auf gleiche Art kann man auch Aschen in solchen Teichen mit haben.

15) So kann man auch, wo etwa vor Karpfen und andere Fische die Wasser entweder zu sumpfig, oder wo dergleichen Platz zu schlammig wird, mäßige Teiche zu Karauschen, Giebelgen und Schleyen anlegen, und dieselben mit einem Damm, und was zum Teiche nöth'g ist, versehen. Doch ist hier das sonderliche Ausführen nicht nöthig, massen diese Art Fische den Schlamm und sumpfigten Boden gar wohl vertragen können. Diese Art Fische sind unter allen die dauerhaftesten in solchen schlechten Wassern, und ersticken oder erfrieren auch so leichte nicht im Winter. Wenn daher so ein sumpfigter Platz vorhanden, und man halbwege einen Damm anbringen, und aus dem Teiche nur einen Fleck reine ausführen kann; so stehen und erhalten sie sich gut darinnen. Und da die Karauschen gleich verkauft und bezahlet werden; so ist es der Mühe wohl werth, daß man solche schlechte Wasser durch diese Art Fische zu nutzen suche. Wenn ein solcher Teich einmal besetzt ist; so besetzt er sich hernachmals selbst. Er braucht auch keine sonderliche Einrichtung zum völligen Ablassen; sondern man fischet ihn, was man bekommen kann, mit einer Wathe aus.

II.) Wie bey aller Fischerey Ordnung und Aufsicht nöthig ist; also auch bey der Teichfischerey.

1) Die Oberaufsicht wird in den meisten Chur- und Fürstenthümern, auch Graf- und andern Herrschaften den Forstbedienten mit anvertrauet, immassen diese, da sie ihre Reviere Tag und Nacht bereuten und begehen, besonders die Dieberey sehr verhüten können. Sonst hat man auch, nach Beschaffenheit und Menge der Teiche, Teichmeister, Teichknechte, oder wie es einem jeden Herrn gefällig. Es hat also ein Teichaufseher fleissig, besonders bey anlaufenden Wassern, nach den Teichen zu sehen, und gleich anfangs die Teiche entweder mit dem Zapfen oder Ständer zu ziehen, damit dieselben nicht so überhäuft voll werden, wodurch der Damm Gewalt leidet, wenn zuweilen das Wasser darüber gehet, einwäschet, und der Damm gar ausreissen muß.

Im Sommer ist gleichfalls Obsicht zu haben, daß besonders in Teichen, die schlechten Zu- und Abfluß haben, das Wasser nicht stinkend werde. Wird dieß vermerkt; so ziehet man den Teich, und läßt so viel Wasser ab, als es sich wegen der Fische will thun lassen, macht den Teich wieder veste zu, damit das zugehende Wasser das alte wieder versüsse. Auch soll man suchen, das Röhrig im Sommer wieder zu tilgen, und solches, wenn es im besten Wuchse ist, mit einer Sichel, die an eine lange Stange gemacht ist, unter dem Wasser abschneiden. Wenn hernach das Wasser in die Stoppeln tritt; so verfaulen auch die Wurzeln mit.

Im Winter muß man fleissig aufeisen und wühlen, im Eise hin und wieder einhauen, das Eis aber, so man alle Tage wieder aus den Wuhlen bringet, nicht unter das Eis stossen, sondern oben darauf bringen, damit, wenn ja ein Fisch die Luft suchte, solcher nicht an das untergestossene Eis treffe, da er so bald daran anfrieret und verdirbt. Man stösset auch Stangen in die Wuhlen, und bindet Stroh daran, das an beyden Enden verhauen ist; da es dann so stark an dem Stroh nicht frieret, und auch durch das Stroh einige Luft ins Wasser gehet.

2) So hat man auch bey der Fischerey selbst gute Ordnung zu halten. Denn wenn man einen Teich ablassen will; so muß man anfangs denselben nicht völlig, sondern nur etwas ziehen, daß sich das Wasser erst, wie gewöhnlich, nach der Tiefe von den Rändern hinein ziehe; denn sonst bleibet mancher schöner Fisch an der Fläche zurücke liegen, besonders wo etwa einige kleine Gruben im Boden sind. Entgehet ihnen nun auf einmal das Wasser schnelle, und sie bleiben also zurücke liegen; so kommen Raubvögel und tragen sie bald weg, oder machen sie wenigstens todt. Siehet man dergleichen Raubvögel etwa auffallen; so muß man solche Oerter bald visitiren, um zu sehen, daß man die Fische noch rette. Wenn erst das Wasser sich in die Tiefe gezogen, alsdenn kann man es laufen lassen, wie

wie man will, jedoch iſt nicht rathſam, daß man es lange mit völligem Zug laufen laſſe. Es kann öfters der Abfluß und das Gerinne ſolches nicht fördern; dann lieget es im Gerinne und preſſet, thut demſelben Gewalt, daß auch am alten Gerinne zuweilen hierdurch inwendig was wandelbar werden muß. Beſſer iſt es, man nehme ſich mehrere Zeit zum Ablaſſen.

Unter dem Gerinne, wo nicht beſondere Vorſetzträffen im voraus gemacht ſind, die man zur Fiſchenszeit vorſetzen kann, müſſen ein oder 2 Zäune von Reiß gemacht werden, damit, wenn etwas von Fiſchen durchs Gerinne gehet, ſelbige nicht fort können, ſondern im Zaune bleiben müſſen. So ſoll man auch die Gefäſſe, worein man die Fiſche thut, und auch diejenigen, worinnen man dieſelben fortſchaffen will, fein bey Zeiten mit reinem Waſſer füllen, beſonders wo in der Nähe kein Teich mit reinem Waſſer vorhanden, daß man aus dem Fiſchungsteich ſolches nehme, ehe es durchs Fiſchen trübe gemacht wird.

Eine Fiſchabſpülungsbank iſt nöthig bey dem Fiſchen, welche von Brettern auf 5 bis 6 Fuß lang, und 3 oder 4 Fuß breit, an den Seiten mit aufſtehenden Brettern von 1 Fuß hoch, und alſo gemacht wird, daß ſolche auf hölzernen Beinen 3 Fuß hoch ſtehe, und an der einen Seite ein Aufzugthürgen habe, woraus man das unreine Waſſer wieder ablaſſen kann. Wenn dann die Fiſche aus dem Teich gebracht werden; ſo ſchüttet man ſelbige in die Spülbank, und gieſſet reines Waſſer darüber, daß der Schlamm davon kommt, und ſie reine werden. Denn es iſt ſonſt ein groſſer Schade, wenn der Schlamm den Fiſchen in den Kinnbacken ſitzen bleibt, indem ſie gar leicht abſtehen.

So bald der Teich abgefiſchet iſt, müſſen Gerinne und Räſſen genau viſitiret werden, wie auch der Damm. Wenn nur das geringſte daran ſchadhaft iſt, muß man es gleich ausbeſſern laſſen; denn es iſt beſſer ein klein Loch bey Zeiten zugeflickt, als nachgehends ein groſſes bedeckt. Nach dieſem wird der Teich aller Orten veſte zugemacht, wenn man nicht etwa gedenkt, den Teich zu braachen.

3) Manche ſtellen ſich vor, man büßte das eine Jahr mit den Fiſchen ein, wenn man den Teich nicht beſetzt hätte und ihn Braache liegen lieſſe. Es iſt aber hievon das Gegentheil zu beweiſen; denn ein Teich, ſo gebraucht worden, bringt hernach in 2 Jahren eben ſo viel Fiſche, als er ſonſt in 3 gegeben. Man möchte auch mancher auf die Gedanken fallen, auf ſolche Art könnte man den Teich ja allezeit das dritte Jahr braachen. Dieß iſt wieder nicht mit Nutzen Haushgehalten; denn hierinn muß man den Unterſcheid bemerken: es heißt zwar den Teich gebraacht, das iſt aber von Fiſchbraachen zu verſtehen, und er muß alsdenn allerhand Getreyde tragen. Wollte man alſo öfters mit dem Getreydeſäen hinein kommen; ſo würde ſelbiges die beſten Säfte auszehren.

Die

Die Braachung kann alle 9 Jahre, auch wohl nach sechs Jahren vorgenommen werden. Solches geschiehet also: Wenn man im Herbst den Teich ausgefischt; so läßt man ihn, ohne zugemacht, also trocken stehen, macht Graben hin und wieder durch, daß sich das Wasser vollends abziehe, und im Frühling darauf besäet man ihn mit allerhand Sommerfrüchten. Fleckerweise wächst auch wohl Gras zum Heumachen mit. Wenn die ersten Sommerfrüchte reif und eingeerndtet sind, säet man weissen Rübsaamen hinein, und diese bleiben dann vor die Fische zur Nahrung stehen. Mancher Liebhaber läßt auch wohl, und mit Nutzen, etwas Haser darinnen stehen. Das bringt die Fischnutzung alle wieder ein. Im Herbst läßt man das Wasser wieder an, und besetzt den Teich entweder so gleich, oder im Frühling darauf. Durch diese Braachung versüsset sich der Boden, und der darinn befindliche Schlamm wird durch die Luft und Sonne von stinkenden Grabensäften geläutert, woher die Fische wieder bessere und gesundere, auch schmackhaftere Nahrung bekommen. Ueberhäuft sich aber der Schlamm je mehr und mehr; so muß ein solcher Teich wieder gereiniget werden. Denn die Karpfen und andere dergleichen gute Fische, können von dem guten Boden, und dessen ersprießlichen Säften und Ausdünstung der Tiefe nichts sonderliches mehr ziehen, sondern der unreine Schlamm hält solches zurücke.

Es scheuet wohl mancher hier die Unkosten. Allein wer es recht einsiehet, hat doppelten Nutzen davor. Der Teichschlamm ist die beste Düngung auf seichten und schlechten Feldern, ja man wird in solchen mit dergleichen Schlam gedüngten Feldern wohl 10 bis 12 Jahre noch merken, daß darinnen vor andern Feldern noch Besserung ist. Kurz der Schlamm bezahlet die Kosten in Feldern einmal, und dann hat man an Fischen auch wohl 10, 12, 15 Jahre einen bessern Nutzen. Denn solcher ausgebrachte oder gereinigte Teich trägt nach Beschaffenheit hernach wohl noch ein Drittel, auch wohl mehrere Fische, als da er voll Schlamm war. Bey Ausbringung des Schlammes muß auch nicht zu tief, und etwa bis auf den kiesigten Boden ausgegraben werden; sondern man muß nur bloß den dünnen und lockern Schlamm herausschaffen. Denn wo sich der Boden wieder etwas veste anläßt, da muß man nicht tiefer ausgraben.

Einige nun, die etwa die Felder zu weit abgelegen haben, oder die Unkosten an das Ausführen nicht wenden wollen, schlämmen die Teiche auf diese Art aus: Sie lassen den Teich nach dem Abfischen nicht wieder voll an, sondern erhalten so viel Wasser darinnen, daß es ein Mensch erwaten kann; alsdann eröfnen sie das Gerinne, und stellen etliche Mannschaft in den Teich, so mit Schippen den Schlamm rühren und durchschippen, daß er mit flüßig wird, und also mit dem Wasser fortgehet. Dieß wiederholen sie öfters, besonders, wenn es wieder geregnet, und ziemlich Wasser im Teiche geworden, oder noch besser, wenn

ein

ein flieſſender Bach kann hinein geleitet werden. Auf dieſe Art kann man den Teich vom meiſten Schlamme, obgleich nicht ganz rein, ſäubern. Man wiederholet es nach künftiger Fiſchzeit wieder, und ſo kann ſich alsdann der Teich wieder etliche Jahre behelfen. Dieſe Ausſchlämmung der Teiche iſt eines der nothwendigſten Unterhaltung zum Fiſchen.

4) Zu fernerer Erhaltung der Teiche gehöret auch dieſe Einſicht, daß man ſehe, wie des Teiches und Dammes Lage beſchaffen ſeye. Denn liegt ein Teich in ſolcher Lage, daß die Weſt- und Nordweſtwinde den Teich lang auf, und nach dem Damme zu gehen; ſo iſt ſehr nöthig, daß man den Damm wohl verwahre, damit die ſtürmenden Winde mit den Waſſern den Damm nicht ſo ſehr auswaſchen, und gar einwerfen mögen. Man thut recht wohl, wenn man Heger- oder Sand- und Werftweiden vor dem Damme durch anleget, und dieſelben fein kurz im Schnitt hält; ſo giebt dieß einen guten Schutz vor die anſchlagenden Waſſer. Eine Mauer iſt nun freylich das dauerhafteſte; allein an manchen Orten ſind ſie zu koſtbar anzubauen. Wenn man denn nun kann groſſe Feldwacken oder Kieſelinge haben, und vor dem Damm her aufſchichten; ſo hilft es faſt ſo gut, als eine Mauer. Man kann auch derbe Zäune von Eichen- oder Erlenpfählen und Werftweidenreiſe vor den Damm machen, und dann zugleich Hegerweiden dahinter anlegen; ſo hält dieß das ſtarke Anwallen des Waſſers auch ziemlich auf.

Weiter gehöret zur Erhaltung der Teiche, daß man keine Krebſe darinnen leide; denn dieſe machen Löcher in die Dämme, wo ſie denn das Waſſer weiter nachwühlet, und gar einen Riß machet. Wenn denn ja ein Damm einen unvermutheten Riß bekommt, kann man nicht beſſer, als mit langem Miſte helfen, und in ſolchem Nothfall die Löcher verdämmen. Wo man auch Sägſpäne haben kann, ſind ſie hierzu recht gut zu gebrauchen. Es findet ſich auch zuweilen, daß unterirrdiſche Quellen, oder Quellen aus dem Teiche, ſich unter dem Damm einwühlen und eindringen, den Damm durchſeigern, auch gar ſo öfnen, daß das Waſſer immer nach und nach vom Teiche ſich abziehet; beſonders geſchiehet dieß an denen Teichen, die keinen beſtändigen Zugang haben, und ſo wird ein ſolcher Teich im Sommer ſo leer von Waſſer, daß man nicht weißt, wo es bleibet. Eben ſo geſchiehet es auch im Winter, wenn es warme Quellen ſind.

Im Teiche nun vorzubauen, hilft wenig, und den ganzen Damm aus dem Fundament anzubauen, iſt koſtbar. Man kann aber dieſem Uebel auf eine kürzere Art alſo abhelfen: Man gräbet den Damm, wo man wahrnimmt, daß die Durchſeigerung geſchiehet (welches man auſſer dem Teich einiger maſſen ſpüret, wenn ſich der Boden naß hält, oder ſchwammigt wird), und machet ſodann einen Schluß graben alſo: es wird der Teichdamm die Länge nach an demſelben Orte auf- und untergegraben, und ſo tief, bis man die

die Durchseigerung trift und findet. Zuweilen stecken sie gleich in der Oberfläche des Teichs, zuweilen etwas tiefer, und da muß man dann auf 3 bis 4 Fuß unter dem Durchseigerungsfleck untergraben. Der Teich muß aber vorher abgelassen seyn, denn sonst drückt das leere Wasser zu stark nach, und macht gar ein Loch, oder verhindert wenigstens die Arbeit. Diesen aufgegrabenen Einschnitt rammelt man fein derb mit Thon von unten bis oben aus, und macht den Damm wieder veste zu; so hält dieser Thon die Quelle zurück, daß das Wasser nicht mehr durchdringen kann. Man legt auch wohl kleine Teiche mit Menage also an, daß man nicht gleich hinter der Rasenbrust, und bis in den Teich Thon einrammelt; sondern nur einen solchen Schluß- oder Verschließgraben von Thon in die Mitte des Dammes hineinbringet. Bey solchem kleinen Wasser hält es auch vollkommen gut.

III.) Aus denen bisher gezeigten Methoden, Teiche anzulegen, kann ein Liebhaber der Fischerey von selbst noch ein und andere Einrichtungen ziehen, und er wird dabey erfahren, daß die Teichfischerey grossen Nutzen bringe, ja mehr, als Felder oder Wiesen, welches wir nun versprochener massen darthun wollen. Es ist aber diese Berechnung nicht für allgemein anzusehen, so daß sie sich für alle Länder und Gegenden schickte. So wird sich z. Ex. die berechnete Nutzung in solchen Ländern nicht erreichen lassen, die grosse See- und viele Flußfische im Ueberfluß haben; wohl aber in solchen Ländern, wo der grossen Seeen und Ströhme wenig vorhanden, und wo zugleich volkreiche Städte und Landschaften sind.

a) Gesetzt nun man bezahle einen Acker guten Grund und Boden vor 100 Thlr., da man doch einen Platz zum Fischteich den Acker wohl vor 50 Thlr. haben kann, oder wo Anger u. d. g. leere Plätze, die sich zu Teichen schicken, nicht über 10 bis 15 Thlr. kommen. Jedoch wir wollen zeigen, wie sich der Profit eines Teichs gegen dem Ackerfeld oder Wiese verhalte, wenn man auch solchen Boden annimmt, der das tragbarste Feld oder Wiese abgäbe. Wir wollen z. Ex. 10 Acker annehmen. Wenn nun

10 Acker à 100 Thlr. machen - -	1000 Thlr.
Der Anbau des Teiches ungefehr, da er auch wohl nicht so viel kostet - - - -	1000 Thlr.
Summa	2000 Thlr.

Ankaufsunkosten.

So ist demnoch der Teich folgender Gestalt zu nutzen:

10 Acker, auf den Acker, denselben mittelmässig zu besetzen $3\frac{1}{2}$ Schock Satz.

35 Schock Satz
60

machen 2100 Stück,
hievon 87 zum Abgang gerechnet, so etwa beym Besetzen und Ausfischen darauf gehen.

Netto 2013 Stück.

Wenn nun 33 Stück auf den Centner täglich zu rechnen, macht solches

61 Centner, den Centner à 7 Thlr. zum Verkauf.
7

427 Rthlr.
12 Rthlr. wenigstens für einen Centner Hechte

439 Rthlr. wenn solche, wie oben gedacht, mit eingesetzet werden.

Als einige dreyjährige Nutzung, und weil dann Pärsche und Karauschen sich immittelst von dem Besatz mit vermehret und gewachsen, auch von den Hechten nicht alle aufgerieben worden; so will die Speisefische nur 12 Rthlr. rechnen, nicht aber in Anschlag bringen; sondern solche zum Unkosten setzen, der etwa bey dem Abfischen und Besetzen aufzuwenden.

439 Rthlr. die Nutzung in 3 Jahren; hievon
300 Interesse von dem Capital der 2000 Rthlr. abgezogen.

verbleibet 139 Rthlr.
52 : 12 Gr. vor 35 Schock Satz, à 1 Rthlr. 12 Gr. auch abgezogen.

verbleibet 86 Rthlr. 12 Gr. der Ueberschuß über das gewöhnliche Interesse.

Wobey zu bemerken, daß, wenn man selbsten Streich- und Streckteiche hat, der Satz nur auf 1 Rthlr. zu schätzen seye.

b) Dage-

b) Dagegen nehme man die Feldberechnung, auch 10 Acker zu 1000 Rthlr. gerechnet. Wenn im ersten Jahr

10 Acker, den Acker mit $1\frac{3}{4}$ Scheffel Weitzen,
$1\frac{3}{4}$ Scheffel Dreßon besäet wird

$17\frac{1}{2}$ Scheffel hievon
50 Schock geerndtet wird, den Acker 5 Schock.
$1\frac{1}{2}$ Scheffel Ausdrusch vom Schock.

macht 75 Scheffel.
$17\frac{1}{2}$ Scheffel den Saamen abgezogen

verbleibet $57\frac{1}{2}$ Scheffel netto zum Verkauf.
$2\frac{1}{2}$ Rthlr. vor den Scheffel zu lösen

macht 143 Rthlr. 18 Gr.

Im zweyten Jahr mit Gersten besäet
10 Acker, den Acker mit 2 Scheffel.
20 Scheffel Aussaat.
40 Schock hievon zu erndten, und
$2\frac{1}{2}$ Scheffel Ausdrusch vom Schock.

macht 100 Scheffel.
20 Scheffel Saamen abgezogen

verbleibet 80 Scheffel netto zum Verkauf.
$1\frac{1}{4}$ Rthlr. den Scheffel zum Verkauf

thut 100 Rthlr. an Gersten Verkauf.
143 Rthlr. 18 Gr. vor Weitzen.
annoch 10 Rthlr. vor das dritte Jahr, wenn etwas hineingesömmert wird.

253 Rthlr. 18 Gr. Summa der Einnahme.

Hievon die Unkosten abgerechnet, als:

40 Rthlr. Pfluglohn in den beyden ersten Jahren vom Acker 16 Gr. und muß in dieser Zeit sechsmal bearbeitet werden.

20 Rthlr. vor Düngungsfuhren, und einzuerndten, zum Dünger an sich selbst rechnet man das Stroh.

4 Rthlr. vor das dritte Jahr zur Sömmerungssaat u. d. g. zu bestellen.

64 Rthlr. Unkosten.

Von obigen 253 Rthlr. 18 Gr.
abgezogen 64 Rthlr. Unkosten,

verbleibet 189 Rthlr. 18 Gr.
Ferner 150 Rthlr. Interesse auf 3 Jahr abgezogen,

verbleibet 39 Rthlr. 18 Gr. Ueberschuß über die gewöhnliche Interessen.

c) Hiebey auch von Wiesen

10 Acker Wiesen zu 1000 Rthlr. gerechnet,
Nutzung
7 Rthlr. jährlich vors Heu und Grummet, nach Abzug Hauens und Hereinschaffens.

70 Rthlr. Solches 3 Jahr
3

210 Rthlr.
150 Rthlr. Interresse abgezogen

verbleibet 60 Rthlr. Ueberschuß über die gewöhnlichen Interessen.

d) Hieraus ersiehet man nun deutlich, daß die Teichnutzung besser seye, als das beste Feld und Wiesen. Da man nun aber von den besten Feldern und Wiesen nicht pflegt Teiche zu machen, und es auch nicht nöthig hat, sondern sich andere Gelegenheiten dazu finden, als z. Ex. wo Hutungen, Anger oder sonst leere Plätze vorhanden; so rechnet man auch dergleichen Grundstücke nicht so hoch; oder sollte man es kaufen, so könnte man den Acker leicht vor 20 Rthlr bekommen, woran denn nun hiervon noch eine profitable Nutzung anzeigen will. Gesetzt man rechne den Platz der 10 Aecker zu 200 Rthlr., und 1000 Rthlr. den Teichanbau, und besetze dann diese 10 Aecker mit 35 Schock Karpfensatz, und befände sich denn, wie oben gedacht, nach Abzug des Abgangs annoch 61 Centner, und zu 6 Rthlr. verkauft.

61 Centner
6 Rthlr.

366 Rthlr.
12 Rthlr. vor Hechte.

378 Rthlr. Einnahme.
232 Rthlr. 12 Gr. Ausgabe.

145 Rthlr. 12 Gr.

180 Rthlr. ein 3 jährig Interesse von 1200 Rthlr.
52 Rthlr. 12 Gr. vor Satz.

232 Rthlr. 12 Gr.

Wenn man nun aber von dem Capital der 1200 Rthlr. die Interessen nicht besonders abzieht, und nur von 378 Rthlr. Einnahme die 52 Rthlr. 12 Gr. wegen des Satzes abrechnet; so bleiben 325 Rthlr. 19 Gr. Solche nun in 12 Jahren nach viermaligem Abfischen genommen, kommt 1302 Rthlr. heraus, welches also das angewendete Capital mit 102 Rthlr. übersteiget. Es liegt also hier klar am Tage, daß man mit 2200 Rthlr. Capital zur Teichanlegung so vielerwirbt, daß man in 12 Jahren sein Capital an baarem Gelde wieder völlig hat, und noch Ueberschuß, und man hat seinen Grund und Boden und Teich auch. Ueberdieß ist auch der Preiß des Karpfenverkaufs sehr leidlich und ins Mittel gesetzt, massen an vielen Orten der Centner Karpfen 8 Rthlr. gilt.

Es möchte nun wohl mancher sagen, man führte hier lauter Einnahme, aber wenig Ausgabe an; denn wo bleibt die Besoldung vor denjenigen, der die Aufsicht über den Teich hat, und wo ferner die Reparaturen; so dienet hierauf zur Nachricht:

1) Um eines Teichs willen setzet man keinen besondern Aufseher. Er muß entweder deren mehrere haben, und so wird auf jeden ein weniges zur Besoldung zu geben kommen, immassen auch gewöhnlich der Käufer der Fische dem Aufseher über die Teiche von jedem Centner 2 Gr. Waagegeld entrichten muß. Und da in solchen schon ziemlich grossen Teichen an Speisefischen sich auch eine starke Zahl befindet, die nicht in Anschlag gebracht ist; so gehet von dessen Verkauf und Geldeinnahme zum Abfischungskostenkosten nicht so gar viel darauf, wovon dann das übrige mit zur Besoldung zu nehmen ist. Ueber dieses giebt man die Aufsicht über die Teiche einem Forstbedienten, und leget demselben etwas davor an seiner Besoldung zu. Diese können die Aufsicht um desto leichter bewerkstelligen, weil sie ohnedem die Reviere zu visitiren haben. Und wenn der Teiche viel sind; so hält man auch einen Teichknecht, dem man etwas an Besoldung giebet. Und hierzu kann man auch den Ueberschuß über das Capital der 1200 Rthlr. die 102 Rthlr. mit rechnen.

2) Was die Baureparatur anlangt; so würde das ein schlechter Teichbau seyn, wenn derselbe nicht länger, als 12 Jahre, in völligem Stande bleiben sollte. Und sollte sich auch durch ausserordentlich grosse Gewässer etwas schadhaftes ereignen; so wird es doch mit wenigem Capital zu ersetzen seyn; und wer das Alterem tantum mit seinem Capital in 12 Jahren wieder völlig haben kann, kann wohl wieder ein paar hundert Thaler von neuem aufwenden, die er dann auch bald wieder hereinbringet.

3) Endlich ist der Nutzen von Streich- und Streckteichen groß, ja fast grösser, als vom Hauptteiche, immassen selbige nicht viel Aufwand zur Anlegung nöthig haben, weil sie klein sind. Man kann den von ihnen zu erwartenden Nutzen mit auf die Besoldungen rechnen. Und da wir vom Hauptteiche schon weitläuftig

läuftig gehandelt; so wollen wir den Nutzen der Streich- und Streckteiche nicht anzeigen. Dieses fügen wir noch hinzu: den Teichen und Fischen zu besonderm Nutzen, werden die Teiche, wie oben gedacht, alle 6 bis 9 Jahr gebraachet, und aus dieser Brnachung ist ein ziemliches zu nehmen, welches man noch zum Unkosten rechnen könnte; weil es sich aber seines Nutzens halber wohl bezählt, so ist es nicht mit in Anschlag gebracht.

Teichfohren, s. Forelle.

Teichforellen, s. Forelle.

Teichgerinne, s. Teichfischerey, lit. B) 7) 2) 3) 4).

Teichgräber, Teichbaumeister, lat. Aquilex, ist ein solcher Mann, welcher die Wissenschaft besitzt, neue Teiche bequem und nutzbar anzulegen und auszugraben; die alten hingegen zu schlämmen und wiederum in guten und brauchbaren Stand zu setzen. Wer Gelegenheit hat, bey seinem Landgute einen oder mehr neue Teiche anzubringen, hat sich vor allen Dingen um einen guten verständigen Teichgräber umzuthun, mit dem er den Platz, wo der Teich hinkommen solle, fleißig begehe, denselben abwägen und abstecken lasse, und dabey des Teichgräbers Gutachten anhöre und erforsche: wo die Dämme anzubringen? wie stark und hoch solche zu machen? wie er sie sowohl im Gründe, als an der innern Seite, gegen den Teich zu, wider das Anstossen der Winde, und Ausspülen des Wassers, entweder mit Rasen setzen, nethern, oder auf andere Weise verwahren; ingleichem das, währendem Ausgraben hervorquellende oder herunterfliessende Regen- und Gewitterwasser, auf die Seite schaffen, wer allenfalls mit Schrecken oder Maschinen ausmahlen wolle? wo der Gründer und Ablaßgraben, oder, wo es nöthig, ein Rechen und Muldeete am bequemsten anzubringen? Ob er, nach der bestimmten Tiefe so viel Erdreich, als zu den Dämmen nöthig, heraus bekommen, und, falls daran Mangel verfallen sollte, wo er es herunehmen, oder wenn Erdreich übrig, wo er es anderweit mit Nutzen anwenden und gebrauchen wolle? Wie viel er vor die Ruthe Damm und Ablaßgraben, ingleichem vor die Quadratruthe, dem Stiche nach, auszugraben, und auszuführen, nicht weniger vor die Ruthe Mether zu machen, oder Rasen tüchtig zu setzen, fordere? was er überhaupt vor Verfertigung aller dieser Arbeit anlegen, und in was Zeit er damit völlig fertig und im Stande seyn wolle?

Hat der Teichgräber über vorstehende Puncten sich erkläret; so muß der Hausvater alles und jedes wohl überlegen, und sodann kann er, nach genauer Erwägung aller hierbey vorkommenden Umstände, mit dem Teichgräber in einen Handel darüber tretten, und was sonst bey der Arbeit zu beobachten, einen schriftlichen Contract abfassen, und den Teichgräber, zumal, wenn er ein Fremder, sowohl damit, als mit Zurückhaltung etwas Lohns, desto mehr verbinden, daß er seinen besten Fleiß anwende, von der Arbeit, ohne son-

sonderbare Rath, keinen Tag hinweg gehe, wenn die Arbeit gleich verdinget ist, dennoch wochentlich einen Zettel, worauf nebst ihm seine Arbeiter mit Vor- und Zunahmen, und wie viel Tage sie in der Wochen gearbeitet, sammt ihrem Lohne specificiret, dem Teich- und Banherrn, welcher die Unrichtigkeit oder Richtigkeit solcher Specification durch behutsame und stille Aufsicht leicht erfahren kann, einhändige, und das darauf erhaltene Geld denen Tagelöhnern und Arbeitern getreulich auszahle, damit von diesen, zu schlechter Ehre des Bauherrn, keine Klage geführet werde; denn es lehret die Erfahrung, daß manche Teichgräber, wenn sie entweder Lohn voraus, oder währender Arbeit bekommen, und wohl in solcher Summe, aber nicht in ihrem vorhabenden Werke fortgerücket, das empfangene durchgebracht, folglich, da sie gesehen, daß es kein gutes Ende nehmen würde, manchmal noch den Herrn, und ihre armen Teicharbeiter um ein paar Wochenlohn betrogen, und sich damit schändlicher Weise aus dem Staube gemacht haben.

So ist auch dem Teichgräber wohl einzubinden, daß, im Fall nicht genugsam einheimische, oder in benachbarten Dörfern wohnende bekannte Arbeiter vorhanden, er keinen fremden und unbekannten Leuten Arbeit gebe, er habe sie denn vorhero dem Bauherrn, oder denen Gerichten des Orts vorgestellet, und wegen ihres Thuns und Lassens, auch woher sie gebürtig seyn, wo sie sich sonsten, und vornemlich letztens, aufgehalten ꝛc. Erkundigung einziehen lassen; denn es ist zum öftern liederliches verlauffenes Gesindel darunter, welches nur nach Gelegenheit zu mausen, oder sonst Unheil zu stiften trachtet, und sich nachmals unsichtbar machet; dergleichen Verdruß aber durch obige Präcaution von dem Teichgräber, so viel möglich verhütet werden, und dieser sich dadurch ausser aller Verantwortung setzen kann.

Daferne nun der Hausvater mit dem Teichgräber völlig richtig ist, und dieser nun den Anfang seiner Arbeit zu machen hat; so wird demselben eine gewisse, nach der Grösse des Werks proportionirte Anzahl guter und tüchtig beschlagener Kasten, Karren, oder sogenannten Radebergen, überantwortet, so er, nach vollendeter Arbeit, wieder gehörig zu übergeben, oder falls einige zu Schanden gegangen, wie es denn so genau nicht abgehen wird, mit den Stücken zu berechnen hat. Wie nun diese Radebergen (welche einem Teichgräber, der heute hier, und Morgen an einem andern etliche Meilen davon entferneten Orte arbeitet, wo es nicht insonderheit mit eingedinget ist, selbsten anzuschaffen und zu halten, wohl nicht zuzumuthen), ingleichem die benöthigten Breter und Pfosten hergegeben werden: also muß derselbe seine Arbeitsleute dahin anhalten, daß ein jeder, nach seiner bey dem Teichgraben auf sich habenden Arbeit, sich tüchtiges Werkzeug, als Spaten, Schüppen, Radehauen und Spitzhacken anschaffe, und da etwas daran schadhaft wird, die Reparirung mit seinem Gelde bezahle.

Hierauf stellet der Teichgräber seine Leute zur Arbeit an, und theilet solche in drey Partheyen, davon die eine mit Spaten das Erdreich ausgräbet, oder wo Kis vorhanden ist, mit Spitzhacken heraus hauet. Die andere Parthey ladet sodenn das Ausgegrabene in die Radebergen, und die dritte führet dasselbe an den gehörigen Ort. Ist das Erdreich weit zu führen; so braucht man wenig Gräber und Läder zu vielen Fuhrleuten; dahingegen, wo es nicht weit zu schaffen, mehr Läder und Gräber erfordert werden, weil die Fuhrleute geschwinder zurücke kommen, und desto besser gefördert werden müssen; denn wo nur ein einziger Mann müssig stehet, bringet es Schaden, und muß das ganze Werk, wie an einem Schnürgen, und wie ein Uhrwerk gehen. Die schwächsten unter denen Arbeitern stellet der Teichgräber an das Aufladen, die geschicktesten zum Graben, und, was ungeschickt und stark ist, zum Fahren; die langsamsten und faulsten Fuhrleute werden mit ihren Radebergen voran, und die emsigern oder hurtigern hinter denselben gestellet, daß jene durch diese fortgetrieben werden. In Summa, der Teichgräber muß seine Leute, nach Gestalt der Sachen, selbsten am besten anzuordnen wissen, will er anderst nicht Schimpf und Schande, und zumal, wenn er gedinget ist, Schaden darzu haben; angesehen dießfalls keine gewisse Regeln gegeben werden können, sondern es lediglich auf des Teichgräbers gesunde Vernunft und wohleingetheilte Veranstaltungen ankömmt.

Den Teichgräber selbst anbelangend, wie er sich vor seine Person an keine gewisse Arbeit bindet; also muß derselbe der erste an der Arbeit, und der letzte wieder davon, auch während solcher bald hier, bald dorten seyn, damit nirgend zu Schaden gearbeitet werde; er kann dabey das ausgeführte, und ordentlich hingeschüttete Erdreich gerade ziehen, rammeln, Böschungen machen, und abputzen, und andere nothwendige, und ihm nicht vorzuschreibende Verrichtungen unternehmen. Muß Wasser ausgemahlen und ausgeschöpfet werden; so sind die daran gestellten Leute alle zwey Stunden abzulösen, damit sie wieder ein paar Stunden ruhen, und sodenn desto besser solche Arbeit verrichten können, als welche an manchen Orten öfters Tag und Nacht fortgehen muß. Und obwohlen das Ständersetzen, auch Rinnen- und Röhrenlegen von den Teichgräbern alleine nicht verrichtet werden kann, sondern verständige Zimmerleute oder Röhrenmeister solches thun müssen; so sind sie doch schuldig, wegen der schweren Arbeit, Leute darzu herzugeben, als welches besonders bey dem Handel ausgedungen werden muß.

Teichhechte, s. Hecht.

Teichinspector, s. Teichaufseher.

Teichkarpfen, s. Karpfe.

Teichknecht, Teichwärter, werden an denjenigen Orten gehalten, wo ein Teichmeister viele und grosse Fischereyen zu besorgen hat, und öfters Fische zur Ver-

Verspeisung auf des Landesherrn Tafel liefern muß. Diese Teichknechte müssen beständig die Fischereyrevier besuchen, was schädlich oder nützlich seyn kann, oder möchte, gehöriges Orts anbringen, die Fische, so verschickt werden sollen, in Fässern auf Wagen unter guter Obsicht, bey fleißigem Anfrischen, zu Hofe bringen, und daselbst abladen. Mit diesen pfleget der Teichmeister in seiner Abwesenheit die ihm anvertraute Flur zu besorgen, welches eine höchstnöthige Sache ist, weil sonst gar bald an Teichen, Gräben, und was hierzu gehöret, sehr grosser Schade geschehen kann. Zum Fortschaffen der Fische von einem Orte zum andern auf etliche Meilen müssen verständige Leute gebraucht werden, dergleichen denn die Teichknechte sind; wo aber solche nicht vor Besoldung niedergesetzet sind, dinget der Teich- oder Fischmeister vor einen gewissen Lohn andere, denen das Fischwesen nicht unbekannt ist.

Teichkrebse, s. Teich.

Teichmeister, wird derjenige genennet, welchem bey ansehnlichen Landgütern, wo viele und grosse Teiche vorhanden sind, die Obsicht über dieselben anvertrauet ist, damit sie weder von Dieben beraubet, noch von schädlichen Vögeln oder Thieren verödet, noch auf andere Weise durch Vertretung oder Verwühlung des Dammes von Schweinen oder anderm Vieh beschädiget; wie hingegen das Wasser in einen, so viel möglich, gleichen Stande, daß dessen weder zu viel, noch zu wenig werde, erhalten, und auch der Fische auf alle vorkommende Fälle gehörig gewartet werde. Insonderheit muß ein Teichmeister auf drey Dinge gute Achtung geben.

Erstlich auf das Wasser, daß dasselbige den Fischen nichts mangle, oder daß es auch von Platzregen und Ergiessung der Wasser die Teiche nicht tief überhäufe, und die Dämme zerreisse, oder aber, wann die Wasser auch zu lange stille stehen, und ihren Gang nicht haben, daß sie alsdenn anheben zu faulen, und stinkend zu werden.

Auf die Fische muß er also Achtung geben, daß die fruchtbaren und trächtigen in ihren Laichteichen zu rechter Zeit Saamen bringen, und derselbe Saamen darnach zu rechter Zeit, in seine gebührliche Teiche und Oerter wiederum gebracht werde, und daß man im Fortbringen vorsichtig mit ihnen umgehe, und sie also fortführe, daß sie keinen Schaden bekommen, und dahin setze, wo sie ihre gute Nahrung haben können. Dann Natur und Kunst oder Geschicklichkeit gehöret zusammen. Die Natur kann oft allein und durch sich selbst eine Sache nicht vollbringen, sie muß geschickte Gehülfen darzu haben, die ihr bescheidentlich forthelfen, wie man an Aeckern, Wiesen, Gärten, Weinbergen, Baumpflanzen, Viehzucht und andern Dingen, täglich siehet und erfähret.

Auf die Teiche und Behältnisse der Fische muß er also Achtung geben, daß er oftmals dieselbigen belaufe und umgehe, und

wo etwan ein Mangel wäre, denselbigen ersetze und zurecht bringe. Dann bisweilen pflegen die Winde und Ungestümmigkeiten der Wasser etwas zu zerreissen, bisweilen kommen die Fische im Zapfenloch, und Flutrinnen weg, wie auch bisweilen oben im Einfluß geschieht, da sie hinauf tretten, und von den Leuten ergriffen werden. Bisweilen thun die Leute, das Vieh, und das Geflügel Schaden; die Täucher und die Enten saugen und fressen die Fische auf: die Schweine, Ochsen und Pferde zerwühlen den Damm, und fressen den Fischen ihre beste Nahrung vor dem Maule weg: die Hirten zerreissen muthwilliger Weise die Zäune und Gehege, welches die Fische hindert, daß sie nicht hinauf in den Einfluß tretten, damit jene hinauf können, und darnach dieselbigen saugen mögen. Darum muß ein Fischmeister, frische Schenkel, oder ein gutes Roß haben, daß er immer um die Teiche her ist, und sie allenthalben wohl besiehet.

1) Im Frühling ist bey den Fischen und Teichen gar viel zu thun; da muß nun der Fischmeister sehen, daß er allezeit das nöthigste zuerst, und das andere zur andern Zeit fein ordentlich thue oder vornehme. Er muß aber da zum ersten sehen, daß er, was von den Wasserfluthen zerschlagen oder zerrissen, was veraltet, und was sonsten verderbet ist, wieder mache und zurecht bringe, so bald man nur daran arbeiten kann. Darnach muß er nach den Wasserforchen, Gräben und Rinnen sehen, durch welche das Schnee- und Regenwasser in die Teiche läuft, daßer dieselbige, da sie etwan verfallen seyn, fein säubere, und reinige, damit das Wasser seinen Gang in die Teiche recht haben möge. Folgends muß er den jungen Saamen, nach eines jeden Alter, in seine Ordnung und Stand bringen, und in seine gehörige Behältnis schaffen. Er muß solches zu Tag und Nacht thun, und sonderlich des Nachts, denn zu Nacht kann man mit den Karpfen am besten handeln. Weil sie auch alsdenn ihre Begattung haben und vollbringen; so muß der Teichmeister Tag und Nacht bey den Teichen seyn, damit sie nachmalen nicht aufgefangen werden, indem sie in derselbigen Zeit gerne heraus an die Ufer und ans Land tretten, und da können sie von diebischen Leuten gar leichtlich ergriffen und aufgefangen werden, sintemal sie um diese Zeit vor Liebe ganz verblendet sind, und gar häufig und unvorsichtig an seichten Oertern umher wandern, und demnach gar leichtlich durch Hinterlist können aufgefangen werden. Darnach muß er auf die Zäune und Gehege, Gräben und Wasserforchen derer Teiche gute Achtung haben, darinnen man die grosse Karpfen, die man bald ausfischen will, hat oder hält, daß dieselben ihren freyen Gang haben, und von den fruchtbaren Aeckern den Fischen in die Teiche Nahrung, von Leim und Koth, zuführen können, welches in nassem Frühling durch die Platzregen oft wohl geschehen kann; denn es haben die Karpfen keine bessere Nahrung, davon sie leichter wachsen und zunehmen, und fein dick und fett werden, denn dieselbe. Zu dem, wenn die

die Gräben und Forchen also geräumet, und die Wasser geseimet oder getrübet werden; so kommen zugleich mit dem Wasser viel fremde Fische aus den Flüssen oder Flußwassern mit in die Teiche, und werden also der Fische mehr darinnen, als ihr zuvor waren, denn in reinem Wasser bekommen die Karpfen selten fremde Gäste.

2) Im Sommer muß er an den Teichen alle verschlossene Oerter vermachen und verwahren, wo das Wasser in die Teiche zu laufen pfleget, daß kein Wasser in die Teiche laufe, damit die Karpfen stille seyn, und ihre Ruhe haben mögen. Denn zur selbigen Zeit haben sie die beste Weide, und in der Stille und Ruhe nimmt der Karpfe zu, und wird sehr fett, wann er nur in der Ruhe, müssig und stille ist, und immer weidet. Wenn er aber Uebung hat, und im Wasser umher schwimmet, wie sie denn pflegen zu thun, wann ihnen neu und frisch Wasser zulauft; so nimmt er nicht also zu, wie sonsten, wenn sie in der Stille weiweiden. So schädlich ihnen aber alsdenn der Zufluß des Wassers ist; so nützlich ists ihnen hergegen im Sommer, wenn es sachte regnet, und das Regenwasser ihnen fein gemächlich zuläuft; denn davon haben sie zur selbigen Zeit ihre Nahrung, und ist ihnen das Regenwasser ohne das treflich gut und gesund.

3) Wenn man im Herbst zu fischen aufgehöret, und die Fischerey bis in den Frühling aufgehoben hat, da sie denn am besten ist; so hat man seine sonderliche grosse Lust mit dem Entenfang, und bevorab mit den wilden Gänsen, welche um diese Zeit häufig gefangen werden, und einem Herrn seine Küche wohl spicken. Zur selben Zeit soll ein Teichmeister das übrige Wasser aus den Teichen etwas ablaufen lassen, daß desselbigen etwas weniger werde, damit der Reif den Sand und Ufer ein wenig erhebe. Allein er muß sich auch wohl vorsehen, daß er desselben nicht zu viel laufen lasse, damit die Fische Wassers halben keine Noth leiden, und aus Mangel desselben endlich sterben müssen, sonderlich wenn man sich eines harten und tief schneienden Winters befahret. Es kommet bisweilen im Herbst durch stettigen Regen viel Wasser in die Teiche, da muß man die Flutrinnen und andere Abschüsse des Wassers in guter Acht haben, und dieselbige gehen lassen, daß den Fischen kein Unheil wiederfahre.

4) Im Winter hats wohl das Ansehen, als bedürfen die Fische in den Teichen kein groß Aufmerken, aber da muß man sonderliche Achtung auf das Eis geben. Denn wenn die Wasser zugefrieren, und das Eis oft zwey Schuh dick auf dem Wasser liegt, und darnach auch ein Schnee darauf kommt, der auch wohl so dicke ist; so erstücket es die Fische gar leichtlich, wenn der Fischmeister nicht an etlichen Orten den Schnee wegräumete, und Wuhnen oder Löcher mit einer Art in das Eis hauete, damit sie Luft bekommen, und sich wiederum erquicken mögen. Wann nun diese Löcher gehagen werden,

und die Karpfen häufig dazu kommen, und nach der Luft gaffen; so ists eine Anzeige, daß sie schwach worden, und gar grosse Noth erlitten haben. Denn das pflegen sie nicht zu thun, wenn es richtig mit ihnen ist. Wenn sie nicht in Nöthen gewesen, so kommt bisweilen einer oder zwey zu dem aufgehauenen Eis; aber sie schiessen bald wieder hinweg, und erwarten eines Menschen nicht. Es ist aber alsdenn nichts besser, denn daß man das alte Wasser aus den Teichen ablaufen, und neues wiederum hinein laufen lasse. Ist auch im Frühling etwas in den Teichen zu bauen; so muß man die Leute Winterszeit darzu anhalten, daß sie Holz mit den Schlitten oder andern Fahrzeugen zu den Teichen führen. Denn im Winter können sie auf dem Schnee solche Dinge desto leichter fortbringen, und haben auch sonsten im Winter nicht viel zu thun, daß sie demnach dieser Arbeit desto besser abwarten können; im Sommer aber werden sie durch andere Arbeit von solcher Fuhr abgehalten, und sehr gehindert.

Teichrecht, s. Teichsachen.

Teichsachen, heissen alle, wegen der hin- und wieder angelegten Teiche oder Dämme, und deren Ausbesserung entstehende Irrungen, und Streitigkeiten, welche nicht anderst, als nach dem sogenannten Teichrecht zu entscheiden sind.

Teichwärter, s. Teichknecht.

Teichzapfen, s. Teichfischerey, Nro. I. lit. B.) γ) 3) 4).

Tellereisen, Tritteisen, sind besondere Gattungen von Fallen, womit allerhand Raubthiere, als Biber, Dachse, Fischotter, Füchse, Iltisse, Luchse, Marder, Wölfe und Rittelgeyer gefangen werden, und welche eigentlich von dem unten auf ihrem Boden befindlichen Fußtritt, oder der runden und flachen Scheibe, die gleich einem Teller gestaltet ist, ihre Benennung haben.

Temelum, s. Aeschе.

Tempus immemoriale, s. Jagdgerechtigkeit, lit. C) B) 1).

Tenaille, s. Zange.

Tenche, s. Schleye.

Tendicula, s. Schleiffe.

Tennen, s. Tanne.

Terebinthina germanica, s. Lerchenholz.

Termini, s. Grenzen, Marksteine.

Terpentinbaum, s. Oelbaum.

Terriculamentum, s. Scheusal.

Tesa, ist eine besondere Art des Vogelfanges, welche aber nur an einem solchen Orte angeleget werden muß, wo ein guter Strich der Vögel zu seyn pfleget, solchemnach etwan auf einem erhöheten, doch nicht spitzigen, sondern breiten Hügel, um welchen in der Nähe keine grossen Bäume befindlich sind. Man kann solchen Vogelfang auch wohl auf glatten Feldern, und sogar zwischen den Wäldern aufrichten, wenn sie nur beyläufig auf ein hundert Schritte davon sind. Die Figur der Tesa soll zwar rund seyn; doch liegt so viel nicht daran, ob sie gleicheckicht und länglicht

von

von fünfzig oder siebenzig Schritten in dem Durchmesser ist. Zu dieser Art des Vogelstellens bedarf man weder Netze, noch Rührvögel, oder Heerdläufer, sondern allein verhaltene Lockvögel, die man hin und wieder oben in den Richtbäumlein unter die dicken Aeste verbirget und bedecket.

Manche Tesa wird so weitschichtig gemacht, daß man zu deren völligen Richtung auf fünf bis sechshundert Fallruthen bedarf, ausser denen, so zur Erfrischung, Ersetzung und Nachsteckung vonnöthen sind. Diese Leimruthen müssen beyläufig zwey Spannen lang seyn, sonderlich auf die Drossel und Halbvögel. Zu Finken und anderm kleinen Geflügel gehen kürzere an; doch muß man ihnen die Rinde lassen, die Aeuglein aber, und was Aestig ist, ehe das Anleinen geschiehet, sauber und glatt davon wegschneiden. Alles übrige, was sonsten in diesem Lexio vom Vogelstellen und Vogelheerden gedacht wird, und sich aus Vorsicht bey der Tesa appliciren läßt, kann beobachtet werden. Z. Ex. das Zaun- und Grabenmachen um solchen Vogelfang, damit die von Leimruthen abfallende Gefangene nicht leicht desertiren können, und was dergleichen mehr gefunden wird, s. a. Pantera.

Testiculi Castoris, s. Bibergeil.

Testu, s. Capito.

Tête Chevre, s. Nachtrabe.

Tête de Cerf, s. Hirschkolben.

Tetragonia Theophrasti, s. Spindelbaum.

Tetraon, s. Auerhahn.

Tetraon minor, s. Birkhahn.

Tetrax, s. Spielhahn.

Tetrix, s. Auerhahn.

Thauschlächtig, nennen die Jäger, wenn ein wildes Thier im Thau gegangen ist, und die Tropfen am Korn oder Gras abgeschlagen hat.

Theer, Teer, lat. Pix fluida, Pix liquida, franz. *Tarc*, ist ein klares und harziges Oel, welches aus alten Fichten und Kiefern oder Kienstöcken und Wurzeln durch das Feuer ausgezogen wird.

Es geschiehet solches auf dreyerley Art: Einmal wird das Fichten- und Kiefernholz in einen kleinen Meuler gesetzet, und zu Kohlen gebrannt, da denn im ersten Bähen das Theer herauslauft, welches unten in einem von Leimen gemachten Kessel aufgefangen wird; oder, man verbrennet auf der Theerhütte das hierzu bestimmte Holz in einer Grube, oder in besonders dazu gebauten Theeröfen, da denn unweit davon in einem Loche das Theer sich sammlet. Weil aber an vielen Orten das Theer aus dem Stammholze zu machen, nicht mehr vergönnet ist; so werden nunmehro die Stöcke und Wurzeln von den Kiefern dazu gebraucht, und das Theer in den Theeröfen daraus gezogen.

In den Englischen Colonien des nördlichen America, wird, nach dem Bericht Herrn Kalms, eigentlich zweyerley Theer gebrannt. Der erste ist der

der gemeine Theer, und der von den Stämmen, Aeſten und Wurzeln der Föhren gemacht wird, da das Holz vorher meiſt ſchon ausgedorret geweſen. Dieſe Art den Theer zu brennen iſt auch die gewöhnlichſte im Lande. Der andere beſtehet darinnen, daß man die Föhren auf einer Seiten abſchälet, und hernach beynahe ein ganzes Jahr nachwachſen läſſet, da das Harz aus den Ritzen quillet; dann wird der Baum umgehauen, und zum Theer gebrannt. Dieſer heiſſet der grüne Theer. Die Farbe iſt an beyden Arten doch faſt eben dieſelbe; der letztere aber hat die Benennung daher, weil er von friſchen und grünen Bäumen gebrannt wird, da man den gemeinen aus ſchon ausgedorrten verfertiget. Von den Tannen nimmt man nur die ſogenannte Schwatze dazu; die weiſſen taugen zu dieſer Abſicht nicht. Der grüne Theer iſt theurer, als der gemeine. Man klaget aber auch ſchon jetzt überall, daß die Tannenwälder faſt gar verödet ſind.

Die Materie, woraus der vorgemeldte gemeine Theer in Neuengland bereitet wird, ſind gewiſſe Knoten der Aeſte von denjenigen Fichten, woraus Theer und Pech bereitet wird, und die man insgemein Pechfichten nennet. Man findet nämlich daſelbſt an Orten, wo dieſe Pechfichten wachſen, viele umgeriſſene Bäume, worunter viele ſo lange Zeit, vielleicht viele Jahrhunderte, gelegen haben, daß der ganze Stamm nebſt allen Aeſten und Wurzeln verfaulet iſt, und bloß die Knoten der Aeſte übrig geblieben, welche Knoten denjenigen Theil ausmachen, wo der Aſt an dem Stamm hängt.

Dieſe Knoten liegen in eben der Entfernung, in welcher ſie an dem Baume wachſen, und nach der ganzen Länge deſſelben, ohne daß ein Stück von dem Stamme oder den Aeſten übrig wäre, indem ſie alle verfaulet oder weggebrannt ſind, weil die Indianer den Erdboden alle Jahr angeſteckt; und ſolchergeſtalten ſind die Fichtenknoten es allein, welche der Gewalt des Feuers entgangen, obgleich einige derſelben davon verſenget worden. An einigen Orten, wo es wenig Gras oder Geſträuche giebt, wodurch das Feuer laufen könnte, iſt der Ueberreſt des Aſts blos von den Knoten abgefaulet.

Dieſe Knoten ſchicken ſich gut zum Brennen, wann ſie auf einem Haufen beyſammen liegen, aber einzeln halten ſie kein Feuer, indem ſolches darüber hinweggehet, welches die Urſache iſt, warum ſie nicht wie anderes trockenes faules Holz verzehret werden. Dieſe Knoten ſind das gewöhnliche Materiale, woraus der Theer in dieſer Landſchaft bereitet wird, indem ſie durchaus mit derjenigen terpentin- oder harzartigen Materie geſchwängert ſind, welche durch die Hitze des Feuers aus ihnen getrieben wird.

Diejenigen, welche Theer bereiten wollen, häufen dieſe Knoten zuſammen, und führen ſie auf einen nicht weit entlegenen Platz, wo ſie Thon oder Leim finden. Hier machen ſie einen Herd von Stein oder Leim, der ſo hoch über der Erden ſtehet, daß

daß ein Gefäß den ausflieſſenden Theer, der durch eine Rinne lauft, aufzufangen, ein wenig niedriger geſtellet werden kann. Auf dieſen Herdt ſchütten ſie dieſe Knoten eben ſo rund zuſammen, wie diejenigen thun, welche Holzkohlen brennen. Und in einer Höhe, die ein gleiches Verhältniß zu der Breite des Herdts hat, da ſie ſolche mit Thon oder der beſten Gattung von Erde, die der Platz darbietet, überziehen, obwohl guter Thon am beſten iſt. Sie laſſen blos oben ein kleines Loch offen, um das Feuer hinein zu bringen, und zum Ausgang des Rauchs, nebſt einigen kleinen Löchern rund herum in unterſchiedenen Höhen, damit ſo viel Luft hinein gehen kann, als das Feuer nöthig hat; welches nach Gefallen durch dieſe Luftlöcher geordnet wird, indem ſolche verſtopft, oder geöfnet werden, und dieſes in ſolcher Anzahl, als es erfordert wird.

Wenn dieſer Bau ſolchergeſtalt ganz zugerichtet iſt; ſo wird das Feuer oben hinein geſteckt, und wenn es gut brennet; ſo wird dieſes obere Loch auch verſtopfet, ein kleines Luftloch ausgenommen, ſo viel, als erfordert wird, das Feuer brennend, durch Fortſchickung des Rauchs, zu erhalten. Und wenn alles anfängt, ſich zu erhitzen; ſo lauft der Theer, nebſt einer Miſchung von wäſſerigem Safte auf den Herdt herab; und nachdem er von allen Theilen in die Mitte ſich zuſammen ſammelt; ſo flieſſet er in die obgedachte Rinne, und von dar in ein Gefäß. Solchergeſtalt beſtehet die ganze Kunſt, Theer zu bereiten, in nichts anders, als in einer Deſtillation per Deſcenſum, und kann auch in zugemachten Gefäſſen geſchehen, indem das Feuer ein irrdenes oder eiſernes Gefäß, worinnen das Pechholz enthalten iſt, umgiebt; aber die andere Art iſt als die leichteſte und nützlichſte, viel zu bereiten, gefunden worden.

Wenn der Theer alle herausgelaufen iſt; ſo pflegen ſie, wie die Köhler bey der Bereitung der Holzkohlen thun, alle Luftlöcher veſte zu verſtopfen, und ſo haben ſie an dieſen Knoten vortrefliche Holzkohlen, welche die Schmiede am beſten zu ihrem Gebrauch finden, weil ſie nicht ſo leicht ausbrennen, wenn ihr Blaſen aufhöret, wie ſie denn auch nicht in dem Feuer ſo ſpritzen, wie andere Kohlen; und wenn ſie Steinkohlen brauchen; ſo wählen ſie jene vor dieſen, und bezahlen ſie theurer. Eben dieſe Knoten ſpalten die Pflänzer in Stücken von der Dicke eines Fingers oder noch dünner, und brennen ſie anſtatt der Lichter; ſie geben ein gutes Licht, und man nennet ſie **Lichtholz**, und ſie werden ſowohl in Neuengland als in Virginien, und bey den holländiſchen Pflanzereyen auf den Dörfern gebraucht.

Man darf ſich indeſſen nicht vorſtellen, daß blos dieſe von dem Stamme des Baumes durch die aufzehrende Zeit abgeſonderte Knoten das einzige Materiale ſeyen, woraus Theer bereitet werden kann; dann es giebt in dieſer Landſchaft Millionen von friſchen Bäumen, welche eben ſolche Knoten voll Terpentin haben, woraus durch eine Art von

Deſtil-

Deſtillation Theer bereitet werden kann. Allein die Mühe, die Bäume zu fällen, oder dieſe Knoten auszuhauen, wird koſtbarer, als der Werth des Theeres ſeyn. Und was das meiſte; ſo wird eine ſolche Wirthſchaft den Forſten ſehr nachtheilig ſeyn. Vorerwehnte Knoten dörfen nur zuſammen geleſen werden; oder man findet auch zuweilen ſolche Fichten, deren Unterſtamm bis an die Wurzeln eben ſo voll Terpentin, als die Knoten, iſt; und von dieſen kann ebenfalls auf vorangemerkte Weiſe Theer bereitet werden. Weilen aber dergleichen Bäume ſelten angetroffen werden; ſo behält man ſolche gemeiniglich, um ſie zu Lichtholz zu ſpalten, weil ſie ſo weit beſſer, als die Knoten, in die verlangte Länge oder Breite ſich reiſſen laſſen.

Es giebt eine Meynung, daß der untere Stamm des friſchen Fichtenbaums, welcher 6 oder 8 Fuß hoch iſt, eben ſo ſehr mit Terpentin, als die Knoten, geſchwängert werden könne; und einige haben berichtet, daß dergleichen Kunſtſtück in Norwegen üblich ſeye. Vielleicht beſtehet es darinn, daß man dem Baum, wie oben gemeldet worden, die Rinden abſchälet.

In Deutſchland wird hin und wieder viel Theer gemacht, das meiſte und beſte aber kommt aus Schweden, und Norwegen, und iſt unter allen das Gothländiſche das beſte. Die vier Sorten, darinnen es zu Kauf gebracht wird, ſind folgende, 1) das dünne, ſo ganz klar und wie Oel ſo rein iſt, 2) das Rathheer oder Radtheer und Rather, welches körnicht, 3) das geſchmeidig dicke, und ſodann 4) das ganz dicke. Man bedienet ſich deſſen vornemlich bey dem Schiffbau. Die Zimmerleute brauchen es, die Köpfe oder äuſſerſte Enden der Balken, ſo weit ſie in die Mauer zu liegen kommen, ſowohl, als anderes Holzwerk, welches an der Luft ſtehen bleibet, oder in das Waſſer kommt, als Schirmdächer, Rinnen und dergleichen, damit zu theeren. Die Hauswirthe und Fuhrleute aber brauchen es ſowohl bey dem Vieh, als die Achſen ihres Fuhrwerks damit einzuſchmieren, damit es beſſer von ſtatten, und nicht ſo ſehr über Schiff und Geſchirre gehe. ſ. a. Pech.

Thier, heißt bey den Jägern das Weiblein des Hirſchen, oder die Hirſchkuh, ſo auch ſonſten den Nahmen eines Stücke Wildes führet, ingleichem Hindin genennet wird. Dieſe iſt ohne Geweih, ſchwach und unſtreitbar, hat aber ein ſcharf Geſichte, und ſchnellen Lauf. Es hält ſich dieſes mit ſeinem Kalbe zuſammen bis zur Brunſt, da es von dem Hirſche heimgeſuchet wird. Auf die Fährde eines trächtigen Thieres muß man, wenn die Frucht um St. Georgen Tag über die Helfte iſt, wohl acht geben, und die Kennzeichen genau betrachten; denn weil das Kalb im Hintertheile des Leibes lieget; ſo bleibet der Hinterlauft eine Spanne mehr zurücke, und ſetzet das Thier ſolchen zur Seite neben aus, weil es ſeine Frucht ſchonet, und mit der Keule nicht vorſchieben will, indem die Frucht, wo ſie lieget, ſols

solche Seite ausgefüllet, und eingenommen hat. Wenn nun das Thier gehet, und schreitet; so tritt es viel tiefer mit demselben, hinterlauft ein, und schleifet bisweilen auf der Erden, nemlich wenn es ein Hirschkalb, mit dem rechten Hinterlauft, so es aber ein Wildkalb ist, mit dem linken Hinterlauft, wie vorgemeldet, neben aus, und pfleget zurücke. Das tragende Thier äset sich von Flachsknoten und dem Faulbaume höher, als sonst; machet den Schlosstritt mit dem Wahrzeichen mit dem rechten Laufe, und so es stehet, stemmet es sich auf demselben, wenn es ein Hirschkalb träget; die Zeichen der linken Seite hergegen bedeuten ein Wildkalb.

Thiergarten, lat. Vivarium, franz. Parc, ist ein weitläuftiger mit Gras und Holzung versehener Platz, darinnen allerhand lebendiges Wild eingeschlossen gehalten wird. Ort und Gelegenheit, so sich dazu schicket, erfordert mehr, als einerley, und besonders muß, wo ein Thiergarten angeleget werden soll, die Ausführung des Entschlusses, ob die Verwachung desselben aus Mauer, Schalwänden, Stangen, oder lebendigen Zäunen bestehen soll, wohl überleget werden. Mauerwerk ist sehr kostbar, die Säulen der Planken, oder Schalwände, und Stangensäule aber stocken, und faulen in der Erde, hernach wirft der Wind solche um, und denn kann das Wild durchbrechen; dahero ist eine lebendige Umzäunung von jungen Buchen, und andern zu einer Hede wohl tauglichem Holz sehr dienlich.

Bevor nun hierzu Anstalt gemachet werden kann, muß man den District zu Anlegung des Thiergartens untersuchen. Und hierbey ist dahin zu sehen, daß 1) dessen Boden nicht sumpfig, oder morastig sey. 2) Will derselbe vor allen Dingen Acker und Wiesewachs haben, damit nicht allein Sommerszeit das Wildpret seine genugsames Aese habe, sondern daß auch zu der Winterfütterung, so viel als vom Grase, besonders aber vom Wickfutter erfordert wird, möge erbauet werden. 3) Ist erforderlich, daß von Buch- Eichel- und wilden Obstmastbäumen hinlänglicher Oberwuchs in einem solchen Revier zu treffen, oder bey dessen Mangel ohnweit davon dergleichen zuzuschaffen, thulich sey. 4) Darfs hier gänzlich an gutem Wasser fehlen, und soes möglich, muß ein Fluß durchgeführet werden. 5) Vertrauet das Wildpret seine Tritte, dahero ein Thiergarten davon verschonet bleiben muß. Es ist auch 6) das Schönen in solchem mit dem Abholzen zu verschonen, denn sonst würde guter durch ein lichter Platz hergestellet, nachdem das Wildpret viele sonderbare Triebe, und Sämerey des Gehölzes nicht aufkommen läßt. 7) Soll der Anleger eines Thiergartens dahin sehen, daß die Lage desselben nicht wider eines andern Grenze komme, welcher die hohe Jagd zu exerciren hat, worin alsdenn zu besorgen, durch nächtliche Umwerfung und Eröfnung der Planken könne das Wildpret leichtlich heraus gespielet werden.

Sind also dem Thiergarten Wildbahnen zu vermuthen, da

das Wildpret gern wechseln möchte; so werden Einsprünge in Zäune gemacht. Hierzu setzet man Palisaden, 6 bis 7 Schuh hoch, gräbet vor diesen inwendig das Erdreich etwas tief aus, und wirft es theils hinter, und auf dieselbe, daß von aussen der Boden mit den Palisaden gleich wird, inwendig aber auf 10 bis 12 Schuh von denselben wegstehet, daß kein Wild an dem Hügel Force nehmen, und herausspringen kann. Durch das Laubholz und den Lustwald kann man hin und wieder Alleen hauen, damit die Spaziergänge angenehmer sind, und das Ansehen verbessert werde, auch allerhand Statuen, und nach Gelegenheit der Lage, Fontainen, Cascaden, ingleichem Wasserkünste mit angenehmen Figuren anlegen. Es gehöret auch in den Thiergarten ein Jagdhaus mit unterschiedenen Gemächern, theils vor die Jagdbedienten, welche die Aufsicht haben, theils auch vor die Herrschaft selbst zur Lust. Die Zimmer in solchem werden mit allerhand raren Geweihen, und Gehörnen der Hirsche sowohl, als anderer wilden Thiere, ingleichem schönen Gemählden, die sich zur Jagd schicken, ausgezieret. Bey solchem Jagdhaus bringt man einen kleinen Garten an mit Taxusbäumen, Wachholderstauden, und andern wilden Gewächsen, jedoch nach der Kunst, und einer guten Ordnung gepflanzet. Eben so werden auch des Thiergartens Portale und Thorwege mit allerhand von Holz, oder Stein geschnitzten, oder gehauenen Jagdbildern besetzet.

In denen größten Thoren müssen auch kleine Thüren seyn zum Aus- und Einreiten, ohne daß nöthig ist, die Hauptthore zu eröffnen.

Die nöthige Holzung im Thiergarten geschiehet in 10 bis 12 Jahren einmal am Unterholz; Eichen- Buchen- Aepfel- Birn- Arlsbeer- Eschen- und Pflaumenbäume aber müssen verschonet bleiben, und deren mehr zur Mast nachgezogen werden; besonders an denen Alleen eine Sorte um die andere also, damit das Wild keinen Schaden daran thun kann. Das Abhauen wird in denen Schauen wechselsweise zu rechter Zeit angestellet, das Schaue förderlichst im Frühjahr geräumet. den Winter aber läßt man es nach und nach abschlagen, daß das Wildpret sein Aesse mit daran haben kann. Um nun aber den Ausschlag des jungen Holzes zu erhalten, muß solcher mit Säulen, und Stangen 3, 4, 5 Jahr verwahret seyn.

Teiche, Röhrwasser, und Ziehbrunnen, nemlich nach der Art der Gegenden, sind höchstnöthig in einem Thiergarten, und der Wiesewachs ist darinnen unentbehrlich, welchemnach solcher erforderlichen Falls angeleget, gemeyet, und die daher erlangten Vorräthe zur Fütterung an Heu und Grummet vors Wildpret in die Wildschuppen gebracht werden müssen. Wicken, Haser, Kraut und Rüben ergötzen das Wildpret; wenn nehero auch dergleichen Früchte in einem Thiergarten erbauet werden sollen, wenn man gleich besonders den Boden darzu aussuchen, und einrichten müßte. Man vermachet die Früchte Anfangs, bis

bis sie etwas stark erwachsen, hernach werden solche dem Wildpret zum Geäse überlassen. Das Winterkorn ist im Frühjahr eine sonderliche Arzney vor dasselbe, und was solches von Wicken, oder Hafer übrig läßt, dienet zur Winterfütterung. Die Raubthiere müssen in Thiergärten, nach Möglichkeit getilget, Heuschuppen, und Raufen darinnen errichtet, und gehörig zur Fütterung angeleget werden.

Das Wild, so gemeiniglich in Thiergärten eingeschlossen wird, sind Hirsche, Dammhirsche, Rehe und Hasen, wiewohl einige aus der Erfahrung beobachtet haben wollen, daß, wo Dammhirsche in einem Garten wären, und auch Rothwildpret, letzteres abnehme, und endlich gar umfiele. Wilde Schweine thun hier nicht gut, es seye denn der Umfang des Thiergartens sehr groß, und darinnen zu ihrer Nahrung genug Eicheln, und wildes Obst vorhanden. Weil auch nöthig, daß zu gewissen Zeiten Wild gefället werden muß, wenn sich solches stark vermehret, dieses aber nicht im Garten geschehen sollte; so lässet man die Thiere nach Gefallen heraus, welche sich denn nicht sogleich weit wegziehen, dafern sie im Winter mit nöthigem Heu, und Haber versorget werden; und hierdurch ist eine starke Wildbahn ins Werk zu richten; wie denn ohnedem nicht rathsam, daß zu viele der guten Hirsche in einem Thiergarten sind, nachdem sie sich öfters sehr zu Schaden kämpfen, und wohl gar davon auf dem Platze liegen bleiben.

Zum Plaisir der grossen Herren und Dames werden oftmals, sowohl in gedachten Gärten, als ausser solchen in Waldungen, und Gehegen, Brunftplätze angeleget. Hierzu wird ein freyer Lehden- oder Wiesenplatz viel und einen halben Schuh tief umgraben, daß man im Graben verborgen gehen kann, die Hirsche, und Herrschaften auch darauf kommen können. Alle 100 Schritte z. Ex. müssen Bedeckungen mit Erde beschüttet; zum Wechseln der Thiere angeleget seyn; Wiese, oder Feld muß zum Tragen einer guten Fütterung vors Wild also zugerichtet werden, daß jederzeit zwey Theile ruhen, und das mit Haser, Rüben, ꝛc. besäete anfänglich verzäunet seye, zur Brunftzeit aber eröfnet werden kann. Auf grossen Plätzen ziehet man die Quere durch Gräben, um solche überschiessen zu können; in einem engen Raum aber wird ein Schirm 10 Fuß hoch von der Erde nach Proportion des Platzes errichtet, alles mit grünem Reisig bekleidet, und so eingerichtet, daß der Schirm von einem Ort zum andern gebracht werden kann, weil nach Gelegenheit des Ortes manchesmal mehr als ein Brunftplatz angeleget, und befindlich ist. Sind die Gräben, und der Platz mit lebendigen Hecken, durch welche die Wechsel gehen, versehen; siehet alles mehr natürlich aus, so kann der Weidmann sich besser verbergen, und bequemer umsehen, daß der Hirsch keinen Wind von ihm haben kann. s. a. Jagdhaus, Jagdschirm, Saugarten.

Thierwärter, s. Baarmeister.

Thole, ſ. Dohle.

Thonen, ſ. Donen.

Thränen des Hirſches, ſ. Hirſch-Thränen.

Thurmſchwalben, ſ. Schwalbe.

Thymallus, ſ. Aeſche.

Thymus, ſ. Aeſche.

Thymum, ſ. Aeſche.

Tilia, ſ. Linde.

Tilea, ſ. Linde.

Tilos, ſ. Linde.

Tinca, ſ. Schleye.

Tiraß, Tyraß, franz. *Tiraſſe*, iſt ein groſſes, zum kleinen Weidwerk gehöriges Netze, womit, und vermittelſt eines wohl abgerichteten vorſtehenden Hundes, oder eines Falkens, ſowohl Rebhüner, als Wachteln und Lerchen, gefangen werden. Ein ſolcher Tiraß iſt gemeiniglich ſechzig Schuh lang, und vierzig Schuh breit, und hat nur an der vordern langen Seite einen Saumen; an denen übrigen drey Seiten aber bedarf es dergleichen nicht. In Frankreich fallen Tiraſſe ſo groß gemacht ſeyn, daß ſie von zwey Männern zu Pferde gezogen werden müſſen. Bey denen Rebhünern und Wachteln bedienet man ſich am beſten eines vorſtehenden Hundes. Dieſen läſſet man ſuchen, und ſo bald er ſtehet, welches ein Zeichen iſt, daß er etwas angetroffen hat; ſo nehmen zwey Perſonen den ausgebreiteten Tiraß in die Hände, ziehen ſolchen fein ſteif an, und laufen damit gegen den Wind, bis ſie über den vorſtehenden Hund hin ſind; alsdenn laſſen ſie das Netze fallen, und drücken die Enden deſſelben, wo es in der Höhe ſtehet, geſchwinde nieder, damit die Hüner oder Wachteln unter dem Tiraß nicht hervor kriechen mögen. Wenn man hierbey einen Falken hat, welchen man in währendem Ueberziehen von der Hand wirft, und reviren läſſet; ſo halten ſie weit lieber, und gehet es damit luſtiger und geſchwinder zu, als mit dem Treibezeuge. Die Zeit hierzu geht bald nach Jacobi an, auf den friſch abgeſchnittenen Stoppeln. Zu dem Lerchenfange brauchet man nur einen kleinen Baumfalken, und wenn die Lerche aufgeſtoſſen, ſchwinget man das Fälkein von der Hand; ſo fället ſie bald, und wird mit dem Tiraß bedecket. Die Zeit, die Lerchen zu tiraſſiren, gehet ebenfalls nach dem Schnitt an, ſiehe Lerche, Lerchengarne, Rebhuhn, Schneegarn.

Tirgen, ſ. Brachvogel.

Tirlein, ſ. Brachvogel.

Tocken, ſ. Docken.

Tonnenhechte, ſ. Hecht.

Torf, Dorf, Turf, lat. Turfa, Cespes bituminosus, unctuosus, franz. *Tourbe*, beſtehet eigentlich aus gewieſſen Arten von Waſſermoos, welches in ſehr vielen Jahren übereinander gewachſen iſt. Man findet dieß Gewächſe nicht allein im flachen Lande, ſondern auch auf hohen Gebürgen in den pfützigſten Gegenden derſelben, wo die Feuchtigkeit ſich zuſammen ziehet, und daſelbſt eine geraume Zeit ſtehen bleibt. Doch von dem Grund und Boden, wo

Torf

Torf wächst, siehe das mehrere im Artikel: Torfbruch. Wir wollen hier vornemlich dessen Natur und Wachsthum näher untersuchen.

A) Selten findet man den Torf ganz rein, sondern gemeiniglich mit andern Gattungen von Moos, auch Gras, Schilf, Stauden, Holz, insbesondere aber mit denen Wurzeln dieser Gewächse durchwachsen, und vermenget. In einigen Brüchen hat man ziemlich tief unter der Oberfläche, sogar eine grosse Anzahl umgestürzter starker Bäume mit Wurzeln und Zweigen gefunden. Das Wasser selbst, welches von denen umher liegenden Gegenden, Gebürgen und Anhöhen sich in diese Brüche, oder Moore zieht, nimmt von den Erd- und Bergarten etwas als einen zarten Schlamm, mit sich dahin. Dieser setzet sich zwischen und unter den Torf, und machet gleichfalls eine zufällige Verschiedenheit desselben. Daher hat mancher Torf viel Thon, Letten, oder Mergelerde bey sich, welches die schlechtesten Gattungen sind; denn von mergelartigen Erden zerfällt dergleichen Torf in der Witterung, besonders wenn einige Fröste mit abwechselndem Thauwetter, bevor er recht ausgetrocknet ist, kommen; er giebt auch überdem ein schwaches Feuer. Ist aber vieler Thon oder Letten darunter; so giebt er eine sehr schwere Asche, oder es bäcket sich solche zusammen, daß sie bisweilen das Ansehen halb gar gebrannter Ziegelsteine hat. Einige Gattungen des Torfes haben viele eisenschüssige Erde; andere viel gemein Kochsalz, auch anderes Erdsalz in sich; wenn dieses letztere alaunisch oder vitriolisch ist, pflegt der Torf einen sehr übeln, schwefelhaften Geruch im Brennen von sich zu geben.

Ob man gleich den brennenden Torf Cespitem bituminosum nennet, das heißt, ein Rasen, der Torf, der an Erd- oder Judenpech Antheil hat; so ist dieses dennoch etwas ungewöhnliches. Man bemerkt solches aus dem Steinkohlen ähnlichen Geruche, welchen er im Brennen von sich giebt, und der von Pech- oder Theerquellen, die in der Nähe eines Bruches, oder im Grunde desselben hervorkommen, auf deren Wasser das flüssige Erdpech (Bitumen Liquidum) Bergöl (Oleum Petræ) schwimmet, herrühret: Doch ist dieses nicht die eigentliche feuerfangende Materie, die im Torfe brennet; sondern sie ist zufällig und selten. Noch seltener findet sich dabey der Bern- oder Agtstein (Succinum), davon sich, welches merkwürdig, viele Meilen weit von der See in einigen Brüchen reine Stückgen gefunden haben, und welche unter die raren Cabinetstücke gehören. Fremde Arten von Moos, das lange Wassermoos Schilf, und andere Gewächse, auch deren Wurzeln geben einen leichten Torf, auf welchem allen der Unterschied desselben beruhet.

Der beste Torf ist eine verrottete Gattung eines zarten Wassermooses, hart und schwer, pfleget an Farbe dunkel- oder schwarzbraun zu seyn; giebt eine lange anhaltende, doch nicht so frische Flamme, als das Holz.

Die Kohle davon brennt unter der Asche rein aus, und dauret das langsam glimmende Feuer von einer kaum 3 bis 4 Zoll grossen Kohle einen ganzen Tag, sie hinterläßt eine hellgraue oder röthliche Asche, welche aber schwerer, als die Holzasche ist. Je zärter, und einer Baumerde (welche von ganz verfaultem Holze und andern verratteten Gewächsen entsteht) ähnlicher der Torf ist, je besser ist er; je faserichter und je sichtbarer das Moos darinnen ist, je schlechter ist dessen Wirkung im Feuer, und zeiget an, daß das Moos nicht recht verrottet seye. Weil nun das Verrotten eines Gewächses, wenn es entweder allezeit unter dem Wasser, oder auch beständig an der Luft ist, nicht so leicht geschieht, als wo öftere Abwechselungen der Luft und der Nässe sind; so ist der mittelste Torf gemeiniglich der beste. Doch ist dieses keine allgemeine Regel, sondern leidet ihre Ausnahmen; massen in einigen Torfbrüchen der oberste, welcher gleich unter dem Rasen stehet, seltener der unterste, als welcher fast allezeit mit Sand, Thon, oder anderer Erde sehr vermenget zu seyn pfleget, den Vorzug hat. Wo der unterste Torf der beste ist, da hat er mehrentheils das Ansehen eines Schlammes; wovon hernach ein mehreres. Oft wechselt guter und schlechter Torf in einem Bruche, oder Moore in verschiedenen Schichten übereinander ab, und stehet 2, 4, 8, 16, bisweilen 20 Fuß hoch.

B) Daß der Torf zuwächßt, daran ist kein Zweifel, und solches daraus klar, daß unter, und in den Torfbrüchen, abgehauene Stämme, mit Wurzeln und Aesten von allerhand Arten Bäumen, an verschiedenen Orten ganz kenntlich zu sehen sind. Ja, man hat einige Fälle, wo die Grundlage des Torfbruches ein niedergestürzter Wald gewesen; ob solches durch Fluthen oder Windstürme geschehen, läßt sich nicht ausmachen. Es würde eine unnöthige Weitläuftigkeit seyn, viele andere Dinge anzuführen, welche sich in dem Torfe, auch unter demselben gefunden, die ohnstreitig durch Kunst zubereitet worden, weil sich der nicht unwahrscheinliche Einwurf machen läßt, daß vor langen Jahren in einem solchen Bruche gegraben, und dergleichen Sachen daselbst verlohren, und von schlammigtem Torfe überzogen worden. Viel nützlicher wird eine kleine Ausschweifung seyn, daraus zu ersehen, mit wie vieler Vorsicht dergleichen Entdeckungen zu beurtheilen sind.

Vor etwa zehen Jahren wurde durch ein Lüttiger Bohr ein Flez untersuchet. In einer Tiefe von 26 Lachtern, oder 174 Fuß, wechselte das Gesteine mit einem Triebsandlager ab, welches 19 Zoll hoch war, viel Wasser hatte, und gänzlich verhinderte, tiefer zu kommen. Es wurde also eine Röhre von Eisen 2 Fuß lang, zwey und einen halben Zoll weit, in das Bohrloch gelassen, mit einem an die Bohrstangen geschrobenen hölzernen Stampfer durch den Triebsand bis auf das darunter liegende veste Gestein getrieben, wodurch der Triebsand abgehalten, und also mit Bohren ungehindert fortgefahren werden konnte.

kannte. Man sehe nun, daß nach vielen Jahren in dieser Gegend dieses Rohr gefunden, das mit verhärtetem Grundschlamm, oder Tropfstein zugesetzte Bohrloch aber nicht beobachtet würde; so wird besagtes eiserne Rohr vor das rareste Cabinetstück gehalten werden, und einige auf die Gedanken gerathen, daß es ein gewachsenes Eisen, und durch ein wunderbares Spiel der Natur zu einer vollkommenen cylindrischen Röhre gemacht worden. Andere werden glauben, es seye bey der allgemeinen Zerstörung durch die Sündfluth dahin gekommen, u. s. w. Es sind demnach die Muthmassungen von dergleichen, unter der Erde gefundenen Sachen, höchst unsicher, und hier ohne ohne Nutzen, sich weitläufig dabey aufzuhalten.

Wird ein Bruch oder Moor so tief ausgestochen, daß solcher nachher beständig unter Wasser steht; so ist an den Zuwachs auf keine andere Art, als von den Ufern her, zu denken; alsdenn aber ist keine Hofnung, daß ein grosser Bruch in etlichen hundert Jahren, sich mit Torf wieder überziehen werde, sonderlich, wenn das Wasser hoch darinnen steht, und selbiger keiner Verschlämmung unterworfen, welche dem Wasser keinen Aufenthalt gestattet. Dieses hat vielen Anlaß gegeben, zu glauben, als ob der Torf gar nicht wieder wachse; denn man weiß mit Gewißheit, daß dergleichen Oerter schon vor einigen hundert Jahren ausgestochen, und sich weiter noch nicht wieder mit Torf überzogen haben. Hat man aber genaue Acht darauf, so bemerkt man nach vielen Jahren, daß die Ufer, wo solche stach sind, mit diesem Gewächse sich wiederum, obwohl sehr langsam, zuziehen.

Es ist zu bedauren, daß man in Ländern, welche fast keine andere Feuerung, als diese haben, und wo freylich der Torf von der größten Wichtigkeit ist, keine genauere und zuverläßigere Beobachtungen hierüber angestellet hat. Sehr wahrscheinlich ist es, daß, wenn der Torf nach langen und schmalen Linien, oder in langen Graben ausgestochen wird, er weit geschwinder wieder anwachsen werde; denn es ist nicht zu zweifeln, daß das Moos, woraus der Torf eigentlich bestehet, sowohl als andere Gewächse seine Blüte und Saamen trage; da es die Erfahrung bestättiget, daß alle Gewächse, die man keinen Saamen zu haben ehedem geglaubet, wirklich einen Saamen haben, welcher aber so klein und staubicht ist, daß er sich mit blosen Augen nicht unterscheiden läßt, von welchen man aber nun durch gewisse Erfahrungen hat, daß es wirklich Saamen sey. Es ist hieraus gewiß, daß wenn der obere Theil des Rasens eines solchen Bruches, welcher zur Feuerung wenig nutzet, und deswegen abgeräumet und weggeworfen wird, in dem ausgestochenen Bruche wieder nach sehr langen und schmalen Linien vertheilet, und das Wasser durch Kieschen, oder auf andere Weise dergestalt abgeleitet wird, daß der Bruch niemals eine lange Zeit, weder ganz überschwemmet, noch auch ganz trocken sey, allerdings in viel kürzrer Zeit der Zuwachs wieder zu hoffen ist. Es wird

hierzu eine geschickte Vorrichtung beym Stechen erfordert, welche nach jedes Orts Umständen und Gelegenheit ein erfahrner Aufseher einzurichten weiß.

C) Was bey dem Torfstechen zu beobachten, davon siehe Torfstechen.

D) Wie der Torf verkoblet werde, davon siehe Verkohlung des Torfs.

E) Vom Gebrauch der Torfkohlen, s. Torfkohlen.

F) Wie die Güte des Torfs untersucht werde, davon s. Torfstechen.

Torfbruch, Torfmoor, nennet man den Ort, wo der Torf stehet. Selten findet sich der Torf an Oertern, die beständig tief unter Wasser stehen, und wo er sich ja daselbst findet, so zeiget die Lage, daß das Wasser leicht könne abgelassen werden, und ist höchst wahrscheinlich, daß solches vor undenklichen Jahren wirklich einmal abgelassen gewesen sey, da denn in solchen sumpfichten Baden der Torf in einer Zeit von vielen Jahren, in welcher der Boden nicht beständig überschwemmet gewesen, entstanden zu seyn scheinet. Man hat nicht können in Erfahrung bringen, daß solche stehende Seen im Grunde Torf haben, welche zwischen Anhöhen liegen, und wo das Wasser keinen Abfluß hat; wo dieser auch nicht durch Kunst, ohne die größten Kosten und einen Zeitaufwand von langen Jahren zu bewirken ist, und also wahrscheinlicher Weise niemals ausgetrocknet gewesen. Es scheinet demnach nicht, daß der Torf unter dem Wasser wächst, sondern auf solchen Boden, wo Wasser und Lüfte wechseln.

1) Unter dem Torf stehet gemeiniglich Thon, Sand, oder beydes mit einander vermenget. Dieses ist gemeiniglich der Boden, auf welchem sich der Torf im flachen Lande findet. In Gebürgen zeiget sich nach weggeschehenem Torfe gewöhnlichermassen Grund, das ist ein Gemenge von allerhand Arten kleiner Steine; seltner finden sich unmittelbar darunter Felsen oder Lagerwände, in welchem letztern Falle der Torf zähe, leicht, schlecht und aus grobem Wassermoose entstanden ist. Wenn der Grund, auf welchem der Torf stehet, keine Beymischung von flüchtigen Mineralien hat; so giebt der Torf im Brennen einen Geruch von sich, wie lange unter der Erde gelegenes halb verrottetes, besonders Eichenholz. Alles, was andern Geruch bey dem Torfe verursachet, ist zufällig, und rühret von flüchtigen, dazu gekommenen Mineralien, oder andern fremden Materien her.

2) Die Gewächse, die auf Torfbrüchen hervor kommen, sind alle Arten von Wassergewächsen, die in stehenden Wassern und Sümpfen wachsen. Unter den Holzgattungen vornemlich die Eller, auch Söhl- und andere Weiden. Die andern Holzgattungen kommen nicht gut darauf fort. Wo Holzmangel ist, da übertrift die Eller in bruchigten Gegenden alle übrigen Holzarten an

zu Nutzen; weil es ein gutes Feuer, auch Kohlholz ist, und geschwinde vom abgehauenen Stamme in dicken Horsten wieder ausschlägt; auch kann es zu allerhand Geräthschaft gar nützlich gebraucht werden. s. Erle. Einige Brüche oder Moore haben eine ziemlich gute Viehweyde, in welchem Falle man wohl überlegen muß, ob das Torfstechen anzurathen sey oder nicht? Ist die Feuerung nicht höchst nöthig, und steht der Torf nicht viel Fuß hoch; so thut man besser, einen Theil eines solchen Moores mit Ellern zur Feuerung zu besetzen, als den sehr niedrig stehenden Torf auszustechen, weil dadurch alljährlich in Ansehung der Weyde, oder des darauf wachsenden Holzes, grosse Flächen verwüstet werden. Ueberhaupt aber ist die Bruchweide dem Viehe nicht so gesund, als die auf etwas trocknem guten Boden befindliche Weyde ist; es wäre denn, daß über dem eigentlich sogenannten Torfe eine Lage reiner Baum- oder Laubererde, welche nicht unter dem Wasser, sondern in freyer Witterung verrottet ist, lieget. Haben die Brüche vitriolische, alaunische und dergleichen bösartige Wasser, welche darinnen von den benachbarten Höhen zusammen laufen; so wächset in selbigen fast nichts.

3) Will man einen ausgestochenen Torfbruch zu Wiesen oder Aecker zurichten, so müssen die ausgestochenen Brüche durch Ableitung der Wasser, auch wohl mit Beyhülfe kleiner Windmühlen, wann die sogenannten Schwanz- oder Stehrmühlen am bequemsten sind, gehörig ausgetrocknet werden. Belohnet es, entweder wegen der schlechten Beschaffenheit, oder weil sonst überflüssige Feuerung vorhanden ist, der Mühe nicht, den Torf auszustechen; ist dabey der Bruch von solcher Beschaffenheit, daß er entweder die verlangten nutzbaren Arten von Gewächsen nicht annehmen will; oder wenn er sie annimmt, solche bey einiger anhaltenden Trockniß bald verdorren, wie man dieses hin und wieder bemerket; so muß der Bruch nach Ableitung der Wasser bey trockenem Wetter angezündet, und ausgebrannt werden, sonst ist keine Hofnung, einen solchen Bruch fruchtbar zu machen. Damit man aber hiebey sicher gehe, so thut man wohl, daß man auf einigen Plätzen eines solchen Bruches etliche Jahre lang Proben anstelle. Ist aber der Torf bis auf den Grund ausgestochen, welches mehrentheils ein unfruchtbarer Sandgrund, oder Letteboden ist; so muß solchem wieder mit etwas guter Erde oder andern Düngungen geholfen werden. Bleibt aber vom Torfe etwas darunter; so verdorret gemeiniglich bey trockener Witterung alles. Ellernholzsaamen nimmt dieser Boden gerne an, wenn er zuvor ein oder etliche Jahre ausgewittert ist, es kommen auch Wasserbirken oder Weyden darinnen fort.

Ziehet man in einem solchen ausgestochenen Torfmoore eine Dickung von Ellern, oder Birken; so ist an solchen Enden auf keine Huth und Weide mehr zu

rechnen. Selbſt das wenige Gras, was darinnen erhalten wird, iſt dem Viehe ungeſund, und von der überflüſſigen Näſſe, und dem dicken Schatten, welchen das Holz macht, ganz kraftlos. Man muß demnach wohl überlegen, ob das Holz oder die Weide nöthiger ſey. Iſt aber an beyden Mangel; ſo kann man einen Theil zum Holzanwachſe, und den andern zur Weide oder Wieſen beſtimmen.

Oft geben dergleichen ausgeſtochene Torfmoore vortrefliche Teiche ab, ja es iſt gut, wenn in groſſen ausgeſtochenen Brüchen oder Mooren das tiefeſte Ende dazu gewählet wird, obgleich die Hauptbeſtimmung auf Holz, Huth und Weide oder Aecker gehet, damit bey anhaltendem ſtarken Regenwetter die Waſſer daſelbſt ſich ſammeln, und von den übrigen zu anderm Nutzen beſtimmten Theilen abfliſſen können. Dieſes iſt höchſt nöthig, wo man zu Abführung der Waſſer zu wenig Gefälle hat, vornemlich aber, wo ſolches vermittelſt der Mühlen geſchehen muß.

Dieſe Teiche ſind gemeiniglich vor dem Durchbrechen ſicher, weil ſie dem ſtürmiſchen Einfall wilder Fluthen, folglich auch den Verſchlemmungen nicht ſo ſehr als diejenigen, welche zwiſchen Gebürgen in abſchüſſigen Thälern angeleget werden, unterworfen ſind. Will man bey Anlegung ſolcher Teiche zugleich auf die Fiſcherey ſehen; ſo muß man, wo beſondere Koſten zu Führung eines Dammes, oder zu Vertiefung des Bodens nöthig ſind, erſt eine Probe mit einem Stupfe von mäßiger Größe machen, und bemerken, ob auch die Fiſche darinnen ſtehen wollen? denn einige Brüche haben ein ſo bösartiges Waſſer, daß keine Fiſche darinnen fortkommen; in andern ſtehen ſie zwar, werden aber ganz unſchmackhaft, und wie man gemeiniglich ſagt, mus derig.

Torfkohlen. Wie dieſe beſchaffen und verſchieden ſeyen, und auf was Art ſie gebrannt werden, davon ſ. Torf. Lit. A) ingleichem Verkohlung des Torfs. Ihr beſter Gebrauch auf dem Harze iſt bey Eiſenhütten, jedoch nur beym Friſchfeuer, und bringet man bey ſelbigen aus einem Centner Rohreiſen an Stab- oder anderm geſchmiedeten Eiſen etliche Pfund mehr heraus, als bey Tannenholzkohlen, welche doch unter allen übrigen Gattungen der Holzkohlen zum Verfriſchen des Eiſens ohnſtreitig die beſten ſind. Tannenholz- und Torfkohlen zu gleichen Theilen genommen, geben die beſte Feuerung zum Verfriſchen des Eiſens ab. Die Arbeit gehet am geſchwindeſten von ſtatten, und das Eiſen leidet den wenigſten Abgang. Jedoch kann man dieſes nicht von allen Torfkohlen zuverläßig verſichern, ſondern nur von denen, womit die Proben im Harze angeſtellet ſind, maſſen leicht zu erachten iſt, daß die Kohlen nach Verſchiedenheit des Torfes auch in der Wirkung verſchieden ſeyn müſſen.

Wo genungſame Holzkohlen zu haben ſind, da muß man den Torf auf den Nothfall, wenn

der

der Holzmangel eintritt, stehen lassen. Denn je älter ein Torf wird, je mehr nimmt er an Güte zu. Auch ist ein Torf oder Moor keinem nur erdenklichen Unfalle unterworfen, wenn er nur so viel Wasser hat, daß kein Feuer darinn überhand nehmen kann; widrigenfalls kann ein Bruch durch Unachtsamkeit mit dem Feuer, oder auch durch einen Strahl vom Blitze angezündet werden, und fällt das Retten schwer, wo der Torf mächtig stehet, wenn nicht alsobald durch Umziehung des entzündeten Theils mit einem bis auf den Grund geführten Graben, oder Hineinleitung genugsamen Wassers, geholfen wird.

Doch leidet diese Regel einige Ausnahme. Z. Er. wann Eisenhütten so gelegen sind, daß man Kiefern, Tannen und Fichten gar nicht, oder doch nicht ohne grosse Kosten haben kann, und dannenhero das Eisen bey harten Kohlen verfrischen muß, da verbraucht man nicht allein ein Drittel harte Kohlen mehr, sondern das Eisen leidet auch mehrern Abgang, wird nicht so geschmeidig, und erfordert mehrere Zeit und Arbeit. In diesem Falle ist es allerdings dienlich, die Hälfte, auch wohl zwey Drittel Torfkohlen unter die harten Holzkohlen zu nehmen, wenn man nemlich die Torfkohlen mit mässigen Kosten haben kann. Zur hohen Ofenarbeit, insbesondere beym Eisen, sind die Torfkohlen bey weitem von der Güte nicht, als Holzkohlen; durch das sehr heftige Gebläse werden sie zu geschwind verzehrt, und der Eisenstein frischet (oder reducirt) sich nicht genug zu rohem Eisen, dadurch vieler Gehalt in der Schlacke zurück bleibt, und indem der Satz oder die Gichten niedergehen, zermalmen sich die Torfkohlen gröstentheils durch die darauf liegende Last der darüber gestürzten Kohlen und Eisensteins, welches in hohen Oefen etliche 20 Fuß senkrechte Höhe beträgt. Gleiche Bewandnis hat es auch mit allen andern Schmelzen, und kann man nicht so viel Erz auf die Torfkohlen, als auf die Holzkohlen setzen; hat aber der Torf einige lettigte Unart an sich; so nützet er zum Schmelzen gar nicht, giebt viele und zähe Schlacken, die viel Metall rauben. Bey dem Eisensteinrösten giebt ein roher Torf bey weitem nicht Hitze genug, Torfkohlen hingegen zermalmen sich durch die darauf liegende Last der Eisensteine dergestalt, daß die gehörige Würkung des Feuers bey weitem nicht erfolget.

Zum Rösten der Erze und Kupfersteine in ofnen Roststätten nutzet der Torf gar nichts, wegen der überhäuften Menge Asche, womit der Stein und Erz bey so vielen Roststeuern verunreiniget wird. Zum Erzbrennen in gewölbten Oefen ist die Torffeurung sehr gut; man kann das Feuer wohl regieren, es hält ziemlich an, und giebt eine hinlängliche Hitze. In Laboratoriis, wo allerhand Arten von Scheidewassern gebrannt, oder andere Distilir- und Sublimirarbeiten getrieben werden, welche ein langsames und anhaltendes Feuer erfordern, gehet ein guter und reiner Torf, oder auch dessen Kohle, allen andern Arten der Feurung sehr weit vor. Es ist zu mer-

merken, daß bey der Todfeurung, wenn die Umstände sonst es leiden wollen, das Anzünden von obenher am besten geschiehet.

Torfmoor, s. Torfbruch.

Torfstechen, ist diejenige Verrichtung, vermittelst welcher der Torf aus der Erde heraus gebracht wird. Da der Torf von sehr verschiedener Art ist (s. Torf Lit. A); so muß, bevor das Torfstechen unternommen wird, eine genaue Untersuchung angestellet werden, ob und zu welcher Art Feurung der Torf brauchbar? wie tief selbiger stehe? und endlich auf was Art die Wasser, in gehöriger Maase abzuleiten? Der zuverläßigste Weg, die Güte des Torfs zu untersuchen ist, wenn auf einem Platze, 5 bis 6 Fuß ins Gevierte, der obere untaugliche Rasen abgeräumet, und sodann der Torf in länglicht viereckigten Stücken 4 Zoll breit und dick, 8 bis 10 Zoll lang, ausgestochen, und damit so tief fortgefahren wird, als der Torf stehet; weil man aber selten wegen der zudringenden Wasser bis auf den Grund kommen kann; so ist nöthig, sich eines Lüttischer Bohrs zu bedienen. Der zur Probe ausgebohrte oder ausgestochne Torf wird, so oft sich eine Veränderung an der Farbe, Schwere, oder Festigkeit zeiget, besonders gelegt, langsam an der Luft getrocknet, sodann im Feuer probiret.

Durch Verabsäumung dieser Untersuchung sind vielmals kostbare Vorrichtungen gemacht, und eine grosse Menge Torf gestochen worden, der beym Trocknen entweder an der Luft zerfallen, oder als halb gebrannte Ziegelsteine, nachdem er etwas gebrannt hat, stehen geblieben, und also unbrauchbar mit Verlust aller Kosten und Mühe gewesen ist.

Wir wollen uns nicht weitläuftig bey den Handgriffen, welche zum Torfstechen nöthig sind, aufhalten, weil solche in vielen Ländern bekannt genug, und kein Geheimnis sind, auch ohne Schwierigkeit Leute zu haben stehen, die damit umzugehen wissen. Es wird genug seyn, die hauptsächlichsten Vortheile zu berühren.

a) Wenn man das Stechen in einem Bruche anordnen will; so muß man genau Acht geben, welches der höchste oder niedrigste Theil desselben sey. Im höchsten Theile, so weit nemlich der Torf gut ist, muß, wenn man mit Vortheil stechen will, der Anfang gemacht werden, und zwar in langen, mit dem Rande des Bruches, oder eines in demselben befindlich höhern Theils, parallel laufenden Graben; denn es ist zu merken, daß ein Torfbruch, so weit er ganz trocken worden, nicht bearbeitet werden kann; der Torf wird spröde und brüchig, ist schwer zu stechen, und gehet gerne in Stücken. Wollte man nun im tiefesten anfangen; so müßte das Wasser so tief abgeführet werden, daß der obere Theil trocken, und unbrauchbar würde.

b) Steht der Torf etliche Fuß hoch; so muß das Stechen stufenweise, gleich als Treppen vorgerichtet werden; auch darf man in

zu solchem Falle nicht viel tiefer gehen, als das Tiefste der Oberfläche des Bruches ist, damit der darunter stehende Torf durch Ableitung der Wasser nicht allzu trocken werde. Was vom Torfe am tiefesten des höhern Theiles stehen bleibt, kann, wenn man in das Tiefste des Bruches kommt, sodann nachgeholet werden.

c) Den Torf leichter und mit wenigern Kosten heraus zu bringen, lässet man in gewissen Weiten, quer durch diese Graben, einen Strich Torf etliche Schritte breit stechen, auf welchen mit Laufkarren der Torf kann heraus gebracht werden, wobey nöthig ist, Bretter oder Laufpfosten unter zu legen, das Einschneiden der Räder zu verhindern.

d) Der abgeräumte obere, und zum Brennen untaugliche Rasen, wird in die ausgestochenen Graben gestürzet, und darinnen vertheilet; so hat man Hoffnung, daß der Torf wieder zuwachse, weil das zarte Moos, und dessen Saame schon darinnen liegt; wie aber im Art. Torf durch bemerket worden, daß der Torf weder an beständig überschwemmeten, noch beständig trockenen Orten wachse; also ist das abgeleitete Wasser zu diesem Endzwecke dergestalt wieder zuzulassen, daß die Fläche beständig eher zu feucht, als zu trocken bleibt. Die beste Grösse des Torfes ist 9 Zoll lang, 3 Zoll breit, und 3 Zoll dick, und verstehet sich die Grösse, nachdem der Torf völlig trocken worden. Zum Verkohlen in Meilern muß der Torf grösser gestochen werden, und ist hierzu, wie auch zum Verkohlen in Ofen die bequemste Grösse 12 Zoll lang, 4 Zoll breit, 4 Zoll dick; jedoch weil eine Art von Torf mehr schwindet, als die andere, müssen Versuche angestellet werden, wie groß der Torf auszustechen, um die Kohlen in gehöriger Grösse zu erhalten.

e) Im flachen Lande wird der ausgestochene Torf, nachdem er an der Luft etwas hart geworden, in runde kegelförmige, inwendig hohle Haufen dergestalt geleget, daß die Stücke ein paar quer Finger breit von einander abliegen, damit die Luft durchstreichen, und solche desto eher trocknen könne. In hohen und rauhen Gebürgen hergegen macht das Trocknen des Torfes viel mehr Mühe und Kosten. Bey rauher Witterung, wobey es im Lande ganz trocken ist, liegen gemeiniglich auf solchen Gebürgen stark anfeuchtende Nebel; Winde, welche mit etwas niedrig gehenden Wolken begleitet sind, und im flachen Lande alles austrocknen, führen solche in Gestalt eines dicken Nebels auf die Gebürge, und netzen alles, wie ein Regen an. Derowegen ist die wenige Zeit, da der Torf trocknen kann, wohl in Acht zu nehmen, und damit solches desto geschwinder von statten gehe, werden Horden geflochten, schief gegen die Mittagsseite gerichtet, und der Torf darauf geleget. So bald selbiger so hart worden, daß er sich behandeln lässt, wird er geringelt, und weil auch dieses nicht hinlänglich ist, den Torf gehörig auszutrocknen, so ist nöthig, bey denen sehr hoch gelegenen Brüchen Schuppen zu bauen, die

die mit vielen Lucken oder offnen Fenstern, und angehängten Laden, auch mit 5 bis 6 Fuß hoch übereinander liegenden Rösten von Latten, Knüppeln und dazu führenden Treppen und Gängen müssen versehen seyn. In diese Schuppen werden die hart gewordenen Törfe gebracht, und dergestalt auf den Rösten über einander gelegt, daß die Luft durchziehen kann. Des Nachts und bey neblichter Witterung werden die Lucken zugemacht, bey trockner Witterung geöfnet; weßwegen ein Aufseher beständig dabey seyn muß. Man siehet leicht, daß solche Gebäude auf hohen Gebürgen und in so rauher Witterung bald schadhaft werden, und nicht allein kostbar anzulegen, sondern auch kostbar zu unterhalten seyn müssen. Bevor demnach eine solche Anstalt gemacht wird, ist wohl zu überlegen, ob sie auch die Kosten und Mühe verlohnen. Ist der Holzmangel nicht groß; so fangen es nicht an. Dieser ereignet sich in hohen und abgelegenen Gebürgen gar selten, wenn die Forsten gehörig und der Natur gemäß behandelt werden.

f) Es finden sich auch Torfbrüche, worinn gar kein Torf gestochen werden kann, weil die Materie bereits verrottet, zerfallen, und vom Wasser in einen dünnen Schlamm aufgelöset ist. Dieser wird mit einem auseinander gespannten, an eine lange Stange vestgemachten Sacke, der einem Fischhamen fast gleich ist, aus dem Wasser gezogen, welches Baggern heisset. Sodann, wenn er zu einiger Consistenz gekommen, zu gehörigen Stücken formiret, und heißt gebaggerter Torf, welcher oft dem gestochenen an Güte vorzugehen pfleget. Was vom Torfe im Stechen abgehet, wenn es im Wasser gehalten wird, kann auf gleiche Weise behandelt werden.

Torrens, s. Bach.

Torrent, s. Bach.

Taard, s. Drossel.

Traben, wird von dem Gang des Wolfes gesagt, welcher ohne Unterlaß in einem Trabe fortgehet.

Trace, s. Spur, Tritt.

Trächtig, Tragend, Tragen, sagt man sowohl von einem wilden, als zahmen Thier, weiblichen Geschlechts, wenn es ein Junges im Leibe hat. s. a. Thier, Hochbeschlagen.

Tragebuche, s. Buche.

Trageflösse, s. Flösse.

Trainjagen, ist ein Jagen, wovon bereits bey dem Wort: Parforcehunds Erwähnung geschehen, und welches bey einigen Jagdequipagen also angestellet wird: Es werden zuförderst von einigen Hirschen die Läufe nebst den Schalen und Oberrücken, so man davon abgelöst, zum sogenannten Trainjagen aufgehoben, und sodann, wenn man dergleichen anstellen will, einige zwey oder drey Stücke davon in reines und warmes Wasser eingeweicht. Diese werden hernach an eine Leine zusammen gebunden; die Jäger aber reuten mit den Hunden, wie sonst gewöhnlich, und nebst Mitführung ihrer

Jagd-

Jagdhörner, aus. Welcher nun von ihnen den Train hat, der muß schon vorher auf das Feld, den Anger, die Wiesen, oder wo die beste und freye Gelegenheit darzu ist, hinaus seyn, da er denn die Läufte vom Hirsche, die, wie bereits gemeldet, angebunden sind, hinter sich her schleifet, und also immer voraus galoppiret, daß ihn die Hunde nicht sehen müssen; er wendet sich auch wohl etlichemal, und macht Retyüren; die Meute aber wird auf die Schleppe des Trains gebracht, ihnen auch, wie sonst bey völliger Jagd geschiehet, zugesprochen, und darzu geblasen, und also dem Train nachgejaget.

Zuweilen werden auch die Hunde wieder arretiret oder gestopfet, damit die hintersten auch nachkommen; und sodenn wird wieder also fortgejaget. Dieses geschiehet nun ein paar mal zur Uebung derer Hunde, ehe dieselben auf den Hirsch gebracht werden, oder ehe die Jagd angehet. Bey vielen Equipagen aber wird von denen Parforcejägern aus diesem Trainjagen nichts gemacht, sondern es wird nur davor gehalten, daß die Hunde, weil sie solchergestalt nur hinter dem Pferde her zu galoppiren gewohnt würden, also nicht sowohl dem Train oder der Witterung des Hirschlaufes nachjageten, als vielmehr nur dem Pferde, womit der Train fortgeritten ist, nachseileten. Wie denn insonderheit die alten Hunde, so der Witterung eines Hirsches schon vollkommen inne sind, auf dem Train entweder gar nicht, oder doch ganz kaltsinnig, und allem Ansehen nach, nur so par Compagnie mit den jungen Hunden zu jagen, die jungen Hunde aber so noch roh und frisch sind, sich auf dem Train besonders anzugreiffen, und denselben zu jagen pflegen, wobey sie jedoch des Jägers Horn und Zuspruch noch mehr ermuntert und anfrischet. Dannenhero ist es freylich besser, wenn, ehe die würkliche Jagd angehet, ein paarmal ein schlechter Hirsch angeschossen, und mit den Hunden vollends todt gejaget, auch selbigen zum Genuß gegeben, und *Curée* gemacht wird. Dardurch kriegen sie nicht allein mehr Feuer und Begierde zum Jagen, sondern kommen auch in solchen Stand, daß, wenn die Herrschaft jagen will, es nicht gleich anfangs Fehljagen giebet.

Trape, s. Falle.

Trappe, lat. Tarda, Otis, franz. *Oistarde*, *Otarde*, *Outarde*, ist der gröste Vogel unter allem Feldgeflügel, mit einem ungestalten, länglichten und aschengrauen Kopfe, sehr starken Schnabel, einer vorne beinharten, und auf den Seiten wie eine Säge ausgezahnten Zunge, breiten Augen und weiten Ohrenlöchern, deren Oefnung so weit ist, daß man gar leicht und ohne Mühe den kleinen Finger darein bringen kann. Sein Hals ist lang, von aschengrauer Farbe; der Rücken ist gesprengt, von dunkelfalben und schwarzen mit roth untermengten Federn; der Bauch hingegen ist weiß; die Beine sind hoch und stark, und mit Schuppen bedecket. Er hat sonst Füsse wie die Hüner, ausser daß allein drey Zähen mit kurzen Klauen

vorwärts stehen, hinten hinaus aber keine, sondern nur eine knorrichte Tiefe in dem Fusse, gleich einer Sohle, ist. Der Schweif oder Schwanz ist vier quer Hände lang, von rothen schwarzgesprengten und weiß vermischten Federn. Der Hahn ist dem Huhne an der Farbe allerdings gleich, aber um ein merkliches gröſſer, als dieses. So hat auch derselbe, zumalen wenn er alt wird, eines Fingers langen Bart von zwey oder drey schmächtigen weissen Federstein, welche, wenn er sich erzürnet, zu beyden Seiten hinaus strotzen, und ihn um so viel ansehnlicher machen.

Er pfälzet in der Fastenzeit, und hat alsdenn nicht nur ein, sondern etliche Hüner, weil sich diese Art, gleich dem Auerwildpret, auch nicht paaret. Bey der Pfalz breitet er sich mit seinen Federn und dem Schwanze gleich einem Truth, oder Auerhahne, giebt aber dabey keinen Laut von sich, wie der irrige sonsten ordentlicher Weise in seiner Pfalz zu thun pfleget. Wenn zwey oder mehr Hähne zu solcher Zeit bey einer Henne zusammen kommen; so treten und schlagen sie grimmig auf einander los, bis einer den Sieg und die Braut davon trägt. Die Weiblein oder Hüner legen ihre Brut oder Eyer, welche weißgelber Farbe, sehr hartschalig, und in der Gröſse zwischen Truthüner- und Gänseeyern sind, gemeiniglich in das Haberfeld, und suchen dazu gerne solche Hänge, die von Wegen und Landstrassen entfernet sind, scharren allda eine kleine Grube in die Erde, und legen also zwey Eyer ohne einiges Genistle da hinein auf den blossen Erdboden. Wenn ihre Jungen in vier wöchentlicher Zeit ausgebrütet sind, führen sie solche, so bald sie fortkommen können, in das Getreide in Sicherheit. Sie sind sonst sehr scheue, verzagte und furchtsame Vögel, die, so sie bald jemanden von weitem sehen, oder Hunde bellen hören, bald aufstossen. Wenn sie aber über ihrer Brut sind; so sitzen sie so veste, daß sie mit der gröſten Gewalt kaum abgetrieben werden können; und wenn sie ja der Macht weichen und die Flucht ergreifen müssen; so nehmen sie ihre Eyer mit, tragen selbige (vermuthlich unter denen Flügeln, oder mit dem krummen Halse) hundert auch mehr oder weniger Schritte fort, und scharren daselbst wieder ein Loch, darinn sie ihre Brut vollends ausbringen, welche eher nicht von ihnen verlassen wird, bis sie selbsten fliegen können.

Ihr Geäse ist zur Sommerszeit grüne Saat, und nach dieser allerley Körner, bis sie wegziehen, und im Frühjahre wieder kommen; doch bleiben derselben unterschiedliche in denen warmen Feldern, und erhalten sich zur Winterszeit mit Korn- und Rübesaat. Sie sollen die junge Brut von Lerchen und andern kleinen Vögeln, auch wohl von Wachteln und Rebhünern angreifen und verschlucken; welches zwar nicht sowohl an denen wilden zu merken möglich, als man es an zahmen wahrgenommen, daß, wenn selbige zu jungen Küchlein oder Enten kommen können, sie solchergestalt mit ihnen verfahren

fahren haben. Und wird dergleichen Raub daher desto wahrscheinlicher, weil des Trappen Magen nicht wie ein Gans- oder Truthahnmagen gestaltet, sondern von Haut, wie die Mägen der Raubthiere, gestaltet ist.

Er gehöret zur hohen Jagd, und müssen dahero, wenn man Weydmännisch von ihm sprechen will, eben die Redensarten, wie bey dem Auerhahne, von ihm gebrauchet werden. Er soll eine sonderliche Liebe zu denen Pferden tragen, und, dahero mit dem Schießpferde, oder mit einer Karrenbüchse, am leichtesten erschlichen werden können. Sie versammeln sich gerne in ebenen Feldern, wo das Regenwasser zusammen läuft; zur Herbstzeit aber sind sie auch in denen Kraut- und Rübenfeldern anzutreffen. Ihre Schwere erstrecket sich auf vierzehen, sechszehen bis achtzehen Pfund, und ist dieses die Ursache, daß sie sich nicht so leicht, als andere Vögel, in die Luft schwingen, sondern von raschen Windhunden ohnschwer gefangen werden können. Das Fleisch der alten Trappen ist schwarz, und etwas hart, und tauget am besten in Pasteten, wenn es zuvor, wie das Fleisch von dem Auerhahn und anderm dergleichen grossen Geflügel, zubereitet worden. Die Jungen sind ein Herrenessen, und werden gebraten, weil ihr Fleisch nicht ungeschmack ist. Es giebt nicht nur eine gute Nahrung, sondern ist auch wohl zu verdauen. Sein Fett hat eine zertheilende und schmerzlindernde Kraft; sein Koth aber soll vor die Raude gut seyn.

Traubeneiche, s. **Eiche.**

Treffen, heißt, wie bey den Jägern, so auch bey andern Personen, die mit Schießgewehr umgehen, gewiß schiessen.

Treibepferd, s. **Schießpferd.**

Treibejagen, s. **Klopfjagen, Treiben.**

Treiben, heissen die Jäger, wenn man bey einem Hauptjagen das Wildpret mit Mannschaft aus einem Orte in den andern treibt. Wenn (wie oben bey dem Worte Hauptjagen gemeldet) die vorhandenen Hirsche und anderes Wild genugsam erkundiget, vorgesuchet, und bestätiget, der hohe mittele und übrige sämmtliche Jagdzeug auch gehöriges Ortes gesetzet und aufgestellet ist; alsdenn werden aus denen Aemtern die vorhero bereits dazu aufgebottenen Bauren oder Landesunterthanen Dorfweise verlesen, das Treibevolk in Ordnung gestellet, und von weitem her, durch die daran gelegenen Hölzer und Moräste, von der Seiten, oder durch die Vorhölzer, oder anderes Gebüsche, welche sonst weit abgelegen, ein **verlohren Treiben** gehalten, damit sich das allda aufhaltende Wildpret durch solches Treiben nach dem grossen Walde begebe. Damit aber solches nicht zur Seiten neben auslaufe, wird währendem Treiben mit Tüchern lappen sofort beyder gestellet. Man muß auch, nach Gelegenheit der Wälder, das Treibevolk zur Rechten oder Linken, wie es sich füget, und am besten schicken will, sich schwenken lassen, bis man alle die weitläuftigen

Winkel durchgetrieben hat, und das Wild nicht mehr so weitläuftig zu suchen noch zu treiben ist; worbey man aber nicht mit Jagdhunden unter das Wildpret stören soll, indem man solches nur verstreuen würde, sondern allmählig mit der Mannschaft treiben; es wäre denn, daß man im Treiben auf ein Behältniß oder Lager eines Hauptschweines käme, und solches nicht heraus wollte; so müßte man einen Saufinder hinein schicken, und solches aufsprengen. Vor vielem Platzen und Schiessen muß man sich auch hüten, als wordurch das Wild scheu gemachet wird. So ist auch das grausame Geschrey schädlich.

Wenn nun der Jägermeister vermuthet, und von denen Forstbedienten benachrichtiget ist, daß das Wild von allen abgelegenen Höltzern meistens zusammen gelaufen seyn werde, und nunmehro wohl in dem grossen Walde seyn müsse; so muß er die unter seiner Bothmäßigkeit oder Commando stehende Jägerey, und die Förster derselben Reviere, nebst denen aus denen Aemtern zur Jagd bestellten Landesunterthanen, alsofort ohne den geringsten Zeitverlust das Treiben ganz machen und stellen, jedoch also eintheilen lassen, daß ein jeder nach seiner Bedienung oder seinem Range auf die Flügel, und zwar, so viel möglich, in gerader Linie gestellet werde, dergestalt, daß einer so weit, als der andere, parat stehe. Es sind die Förster mit einzutheilen, darum höchst nöthig, weil sie allda bekannt, und in ihren Revieren nicht allein Holzrecht wegen der Behältnisse des Wildprets sind, sondern auch, weil sie der Strassen und Wege halber bessere Nachricht geben können. Alle Jagd- und Forstbediente aber werden darum vor das Treibevolk eingetheilt, daß sie die Landesunterthanen in guter Ordnung zum Treiben anlegen lassen, und durch die Landknechte die muthwillig hinterbleibende, zur Beobachtung ihrer Schuldigkeit mit Schärfe anhalten sollen; worbey aber, dafern es nicht höchstnöthig, oder einige Bosheit zu merken, dieselben mit ungebührlichem Stossen oder Schlagen billig zu verschonen sind.

Wenn nun das Treiben gestellet worden, und die Jägerey sich nach ihren Nummern rangiret; so wird durch den ältesten Hofjäger, als Flügelmeister, von dem rechten Flügel, durch ein gewöhnliches Flügelhorn, welches er führen muß, der Ruf gegeben; alsdenn antwortet der andere Hofjäger, als Flügelmeister des linken Flügels, auf eben dergleichen Art, darauf der in der Mitten befindliche Oberjäger, Wild- oder Forstmeister, so die Mitte führet. Die Jagdjunker, Jagdpagen, und übrige Jägerey, stossen drey Hieff ins Horn, und das Treibevolk antwortet mit dem Waldgeschrey: Ho! Ho! Gehet also das Treiben Schritt vor Schritt fort, durch Dick und Dünne; wie einer in solcher Ordnung angestellet worden ist, muß er dabey bleiben, und muß sodenn das Treiben ferner continuiret werden, bis man zu beyden Flügeln an die Tücher kommt. An dem Lauft aber, und wo der Zeug enge stehet, muß es, ganz stille

stille zu seyn, scharf befohlen, und kein Feuer oder Lermen gemacht werden, worauf die Zeugknechte, die Stellleute und Fußknechte gute Achtung geben müssen; denn sonsten das dahin getriebene Wildpret, an statt dessen, daß es sich allda verbergen und aufhalten sollte, scheu werden, zurück prallen, und durch die Treiber mit Gewalt durchbrechen würde.

Wenn nun das Treiben den Gezeug erlanget; alsdenn wird eine Halte gemacht, und ein jeder, was er gesehen, befraget, die Lappen hinter den Treibern quer vor zugestellet, und wo sie nicht reichen, die Treiber enger zusammengerücket, oder Feuerplätze angemachet, doch so, daß sie nicht Schaden verursachen. Hierauf fänget sich das Treiben wiederum an, und gehet ferner in aller Stille fort, bis auf einen Querflügel, wo man vorhero sonderlich abgeschritten, und gewiß versichert ist, daß der hohe Zeug reichen werde; sodenn kann von beyden Flügeln, so viel Zeug aufgehoben und das Jagen also damit zugestellet werden; so hat man das Wildpret verlangter massen alle beysammen, und das Jagen ins Ganze gebracht.

Es geschiehet aber zuweilen, und sonderlich zum öftern mit den Sauen, daß sie durch die Treiber zurücke brechen; solchenfalls muß wieder von neuem angefangen, auf dem Querflügel Halte gemacht, und wenn mit dem Flügelhorne die Losung gegeben worden, daß etwas beträchtliches von Wildpret zurücke gegangen, alles Treibvolk und Jäger aus der Mitte voneinander und zu beyden Flügeln zusammen gezogen, und in aller Stille so weit, bis man vermeinet, genugsam vorzukommen, zurück marschiret, sodenn aber alles nach voriger Ordnung gestellet, und wiederum nach dem Jagen getrieben werden, bis man hinter den Treibern wiederum zusammen gestellet hat, und das Wildpret alle beysammen vermuthet; also ist denn das Jagen fertig. In demselben muß man mit dem Wilde den ersten Tag ja nichts vornehmen, und so wenig treiben, als noch enger mit dem Zeuge einstellen, vielweniger darinnen platzen oder einen Hund merken lassen. Wo Landstrassen oder sonst gangbare Wege durch das Jagen gehen, muß sowohl bey denen Ein- und Ausgängen ausserhalb des Zeuges mit einem Zeugknechte und vier Jagdleuten gewachet, und die Reisende durchgelassen, dieselbe, wenn sie Hunde bey sich haben, solche an Stricken zu führen angewiesen, auch, wenn es verdächtige Leute sind, zu Abschraubung der Stricke von ihren Gewehren angehalten, und ihnen allenfalls ein Jagdbedienter der sie durch das Jagen führe, zugegeben werden.

So nun das Wild im Zutreiben noch enger, und also im Abjagungsflügel eingestellet werden soll; so wird das Treibevolk abermals angeleget, die Rundung, welche hierzu bereits vorhero beraumet seyn muß, in aller Stille eingestellet, und voll gemachet, damit, so bald angefangen wird, zu treiben, gleich hinter denen Treibern der Zeug gehoben werden könne. Wenn

also der Abjagungsflügel gehöriger massen mit hohem Zeuge eingestellet, und dieser fein glatt angezogen, auch die Unterleine, wegen des kleinen Wildes, unten mit Hacken angepflöcket ist; so wird weiter keinem Menschen hinein zu gehen erlaubet, der vormals gebrauchte Zeug aber wiederum aufgehoben, und auf dem Zeugwagen an behörige Orte gebracht; die zwey Fuder zum Lauf aber, und zwar die neuesten und besten, werden bis zu nöthigem Gebrauch in Bereitschaft gehalten. Das letzte Treiben geschiehet bey dem Abjagen und Ausschiessen. s. Abjagen.

Treiben, nennen die Jäger auch einen Ort, welcher in einem Gang, ohne Vorstellen, ausgetrieben werden kann.

Treibezeug, s. Treibzeug.

Treibholz, heißt in weitem Verstande alles Holz, so auf einem Fluß herabgehet und geflösset wird; in engerm Verstande aber nur dasjenige, welches an einzelnen Scheiten in das Wasser geworfen, von demselben also fortgeführet, und an dem bestimmten Orte wieder aufgefangen, und ausgezogen wird; da hingegen dasjenige, so in Flössen oder Strängen gebunden geführet wird, eigentlich Floßholz heisset. s. a. Flösse, Floßholz.

Treibjagen, s. Klopfjagen, Treiben.

Treibleute, s. Treiben.

Treibzeug, Treibezeug, ist ein weydmännisches Geräthe, dessen man sich heut zu Tage fast aller Orten zum Rebhünerfange bedienet; weswegen es auch bisweilen ein Rebhünerzeug heisset.

Es bestehet erstlich aus einem in die Runde gestrickten, vornen weiten und hinten spitzig zulaufenden Garn, welches einem Fisch- oder Garnsacke, wie solche die Fischer gebrauchen, allerdings ähnlich, aber nur nicht so weit ist, und von einigen auch der Rebhünerbeeren, von andern aber der Hahmen genennet wird. Dieses Garn ist mit runden Bügeln oder Reiffen, welche einen Schuh oder etwas mehr voneinander stehen, und gegen den Sack oder Zipfel zu, immer kleiner werden, auseinander gespannet. Vornen ist dieser Hahmen auf beyden Seiten mit Flügeln versehen, welche fast auf die Art der Steckgarne gestrickt sind.

Hiernächst gehöret auch zum Treibezeuge eine sogenannte Kuh, oder das Schild, hinter welches sich der Rebhünerfänger verbirget, daß ihn die Hüner nicht vor der Zeit zu sehen kriegen, und davon fliegen mögen. Wenn nun der Weydmann ein Volk Hüner angetroffen, und solche entweder des Morgens früh verhöret, oder durch Vorstehung des Hundes gefunden, und den Ort, wo sie anzutreffen, bemerket hat; so gehet derselbe einen ziemlichen Umschweif nach dem Platze zu, wo ihm dünket, daß die Hüner am liebsten hinlaufen möchten; und zwar laufen sie gemeiniglich dahin am liebsten, wo sie ihre Schnäbel hinwenden. Daselbst leget er den Hahmen mit

mit seinen Flügeln geschwinde zurechte, kehret sodenn durch gleichmäßigen Umschweif, damit er von den Hünern nicht gesehen werde, wieder zurücke, ziehet die Kuh an, oder nimmt das gemahlte Schild vor sich, und gehet allmählich an den Ort, da der Hund gestanden, stehet daselbst stille, und siehet, ob die Hüner noch vorhanden sind. Ist dieses, so stehet man hinter ihnen in der Kuh, oder von dem Schilde bedecket, stille, manchmal eine Stunde, oder zwey, weniger oder mehr, so gewohnen sie der Kuh, und wenn sie anfangen zu weiden; so gehet man immer näher auf sie zu, und machet sich dabey fein klein; denn je kleiner man sich vor den Hünern machen kann, je besser es ist.

So sich die Hüner wieder ducken, oder scheuen, und nicht fort wollen; so stehet der Hünerfänger stille, oder gehet wohl wieder gar zurücke, und verhält sich ganz stille. Denn wenn die Hüner nicht alle beyeinander liegen; so sind sie übel zu treiben, und fort zu bringen, sondern steigen gerne auf. Fangen sie aber wieder an, zu weiden; so gehet man von neuem gemächlich auf sie zu. So bald die Hüner zwischen den Flügeln nach dem Hahmen zu wandern; so dringet man noch härter auf sie los, bis sie endlich alle miteinander in dem Hahmen sind; alsdenn lauft man schnell zu, hebet den Hahmen auf, leget das Schild oder die ausgezogene Kuh auf die gefangenen Hüner, langet eines nach dem andern heraus, und beschneidet ihnen die Fittiche, lässet die alte Henne nebst noch einer jungen, und einem jungen Hahne, alsobald wieder fliegen, die andern thut man in einen Sack, und träget sie nach Aufhebung des Zeuges hinweg. Will man sie aber gleich würgen; so raufet man ihnen eine Schwingfeder aus dem Flügel, sticht ihnen damit hinter dem Genicke in den Kopf: so sterben sie bald. Des Morgens lassen sie sich lieber aus dem Felde nach den Hecken, und des Abends lieber aus den Hecken nach dem Felde zu treiben.

An statt der Kuh oder des Schildes kann man auch ein lebendiges Pferd, wenn es darauf abgerichtet ist, gebrauchen, allein der Treiber darf nicht über das Pferd hinsehen, sondern muß sein an der Seite bleiben, damit die Hüner seiner nicht gewahr werden. Andere flechten nur von Laub und Sträuchern einen Schild mit zwey Löchern, dadurch sie sehen können, und treiben also wie mit dem Gemahlten. Wo die Hüner durch Schiessen und Beitzen gescheuchet worden, ist mit dem Treibezeuge wenig auszurichten. Dieses Weydwerk, welches, weil so gar viel Gedult darzu gehöret, manchem verdrüßlich vorkommen will, ist am besten von Michaelis bis Weyhnachten zu gebrauchen; denn nach Lichtmeß hat dieser Fang ein Ende, s. Rebhuhn. Was aber insonderheit dabey zu beobachten, wenn man die Fasanen mit dem Treibezeuge fangen will, s. Fasanenfang.

Tremble, s. Aspe.

Treusche, s. Aalraupe.

Trichades, s. Drossel.

Trieb, s. Trift.

Triebvögel, s. Fischjagd.

Trift, Trieb, Viehtrieb, heißt 1) ein gemeiner Weg, durch welchen man das Vieh auf die Weyde zu treiben pfleget.

per l. interactum 12. & l. qu. *Sella* 7. ff. de S. P. R. Add. *Varro* lib. 4. de Lingu. lat.

Es ist von dem Weydgang unterschieden, welcher eine Gerechtsame ist, das Vieh auf seinem eigenen, oder eines andern dienstbaren Grund und Boden zu weyden. 2) Die Gerechtigkeit, diesen Weg zu betreiben. Mit dieser hat es eben die Bewandniß, wie mit der gerechtigkeit der Hut und Weide, s. Weide. Was aber die Trift und den Weg zur Weide selbst anbetrift; so hat man, wo solcher durch Holzungen gehet, genaue Vorsicht und Aufsicht zu tragen, damit diese dabey keinen Schaden nehmen.

α) Heerden von Hornvieh haben die Art an sich, daß sie gern geradezu gehen, und nicht ohne Zwang Wendungen nach scharfen Ecken oder Winkeln machen. Man muß also in Triften und Weydegängen dergleichen nach möglichkeit zu vermeiden suchen, und zwar um so viel sorgfältiger, je gröſſer die Heerden und je schwerer sie in Ordnung zu halten sind. Erfordert die Lage der Oerter und Beschaffenheit der Gebürge Krümmen; so muß man sie, so viel thunlich, zu brechen, und nach einer gemächlich gebogenen Linie zu richten suchen. Oft sind auf Ebenen die Haunngen sehr winklicht und verworren geführet, und die Triften und Weydegänge müssen folglich eben so laufen, da es denn unmöglich fällt, die Heerden abzuhalten, daß sie nicht in die darzwischen liegenden annoch zu hegenden Oerter ausweichen, und Schaden anrichten. Oft sind die Triften durch Haunngen abgeschnitten, daß man nicht in die zur Hush und Weyde eigegebenen Oerter kommen kann, man müßte denn durch die annoch zu hegenden treiben. In solchen Fällen, und überhaupt wo Oerter, die im Gehäge stehen, und dem Anlaufe der Heerden ausgesetzt sind, muß man dem Uebel mit Graben, die wenigstens drey Fuß tief und weit seyn, vorzubeugen suchen, oder wo sich dieses nicht schicken will, die jungen Gehane verrücken; dieses geschiehet, indem man Pfähle einschlägt, und Stangen oder Lattenknüppel, in einer Höhe von drey Fuß, quer über nagelt.

Die Triften, welche man durch junge Gehäne zu machen genöthiget ist, werden ebenfalls auf beyden Seiten mit Graben oder Verrückungen eingefasset, und zwar vor kleine Heerden, die ein halb, bis ein Schock Vieh stark sind, in der Breite von zehen bis fünfzehen Schritten; sind sie zwey bis drey Schock stark, von zwanzig bis fünf und zwanzig, sind sie sechs bis acht Schock stark, von fünfzig bis sechtzig Schritten. Ohne Noth Triften und Weydegänge über hohe und steile Berge in einem Zuge aufs und abzuführen, ist ein grosser Fehler, das Vieh wird erhitzet, die Nutzung davon vermindert sich, es will endlich nicht gern fort, fällt leicht an das junge auf dem Wege vorfallende Holz, wenn

wenn es nicht immer mit Gewalt fortgetrieben wird, das aber bey grossen Heerden sehr schwer fället und also ohne Schaden nicht leicht abgehet.

Die bisher bemerkten Fehler, wenn sie einmal begangen worden, ist man selten im Stande, binnen wenigen Jahren aus dem Grunde zu heben. Die Verbesserung muß nach und nach geschehen, und kann man den gegenwärtigen Aufsehern über die Forsten die Schuld nicht allezeit beymessen. Z. Ex. wenn die Oerter unordentlich und verkehrt abgetrieben sind, läßt sich der Fehler in vielen Jahren nicht wieder ins Geschicke bringen, wenn nicht ein ganz ausserordentlicher Vorfall die Verbesserung befördert. Man hat sich derohalben um so viel sorgfältiger davor im Forstbetriebe zu hüten, je langwieriger die übeln Folgen zu seyn pflegen.

β) Unter dem Artickel: Holzschlag ist gelehret worden, wie man die Oerter den Tristen nach, niemals aber entgegen hauen, auch nach Möglichkeit vermeiden müsse, Oerter ausser der Ordnung, mitten zwischen andern, heraus zu hauen. Erfordert eine wiedrige Nothwendigkeit das Gegentheil, oder man hat aus Versehen anderst verfahren und die abgetriebenen und stehenden Oerter sind einmal untereinander und in Unordnung gekommen; so muß man den Fehler durch Creuztristen zu verbessern suchen. Man überschläget zu dem Ende, nach welcher Linie die Haupttrist am bequemsten könne eingerichtet werden, damit man in alle sowohl vor, als zu beyden Seiten liegende Oerter, kommen möge. Wo die Trist bereits verhauen, da wird ein vor die Heerden hinlänglicher breiter Strich mit Graben oder einer Verrückung abgesondert. Wo nachgehauen werden soll, da läßt man einen solchen Strich Holz stehen, dergestalt, daß alles aneinander schliesset. Einige Linien müssen seitwärts allmählig ablaufen, damit man in die daselbst gelegenen und bereits verhauenen, oder noch zu verhauenden Oerter, mit den Heerden kommen könne; daher solche Tristen den Nahmen Creuztristen führen. Auf solchen Tristen nimmt man das alls zu dick stehende, oder abständig werdende Holz weg; wo es zu lichte wird, muß man nach Beschaffenheit des Bodens mit Pflanzung ziemlich starker, junger, sonderlich Eichenstämme, die leeren Plätze besetzen, und solche mit Dornhecke einfassen, damit der Boden genutzet werde. Der Anwachs des Unterholzes ist auf solchen tristen zwar verlohren; doch kann man die verbissenen Loden, wenn man diese Nothtristen nach Ablauf einiger Jahre nicht mehr nöthig hat, erfrischen, und den Anwachs wieder herstellen, die Weyde wieder auf diese Weise erhalten, und dem Verderben der jungen Oerter vorbeugen.

γ) Koppeltristen, da mehrere Heerden einen Weg auf die Weyde haben, sind immer beschwerlich; doch nicht so schädlich, als die Koppelweyden. Sie lassen sich aber auch nicht so leichte abstellen, als diese. Oft sind sie nöthig, das Vieh an das

Wasser zu treiben. Diese sind meistens beständig, und ist in diesem Falle am besten, dergleichen Triften mit ziemlich starken jungen Stämmen, doch nicht gar enge, zu bepflanzen, wozu man am liebsten Eichen nimmt, wenn der Boden nur einiger massen dazu geschickt ist. Es dienet das Bepflanzen, daß die Heerden bey gar grosser Hitze einigen Schutz davon haben, ausser dem aber kann man das Baumholz benöthigten Falls einzeln von solchen Triften nehmen, und mit jungen Stämmen wieder ersetzen. Wo Kuppeltriften zum Wasser gehen, da thut man besser, an statt einer breiten, zwey schmale Triften zu nehmen, in deren einer die Heerden nach dem Wasser, in der andern wieder zurück gehen, weil oft, wenn die Heerden einander entgegen kommen, grosse Unordnungen entstehen.

Tristacheln, s. Aalfang.

Tritt, Gang, Schritt, Fußstapfe, lat. Gressus, Passus, Vestigium, franz. *Pas*, *Vestige*, *Trace*, ist bey den Jägern unter den sonst so vielen Kennzeichen, wodurch sie einen Hirsch in seiner Fährte von einem Thier unterscheiden, eines mit von den kenntbarsten, und bestehet in folgenden Arten: in dem Blendetritt, Beytritt, Creuztritt, Schloß- oder Schlußtritt, wovon diese Nahmen nachzuschlagen.

Tritteisen, s. Tellereisen.

Trocta, s. Forelle.

Troglodytes, s. Zaunkönig.

Trommel, heißt ein Garn, so zum Fang der Staaren gebraucht wird. s. Staarenfang.

Tronc, s. Stamm, Stock.

Troschel, s. Drossel.

Trostel, s. Drossel.

Truble, s. Tauchgarn.

Trüffel, lat. Lycoperdon subterraneum, franz. *Truffes*, ist eine Art von Schwämmen, die unter der Erde wachsen, ohne daß sie, wie andere Schwämme, einen Stiel und Wurzeln haben. Herr Prof. Gleditsch, in seinem methodo fungorum S. 156. nennet unter dem Genere Lycoperdon, 1) die Schweinetrüffel, (unter Mast), Hirschtrüffel, 2) die weisse Trüffel. Andere Schriftsteller begreiffen die Schwämme, so unter der Erden wachsen, unter dem Nahmen Tuber, und verstehen darunter die rundlichte oder irreguläre, knollige Körper, deren Oberfläche von vielen hervorragenden Puncten uneben gemacht wird, und deren Fleisch aus einem weichen schwammigten Wesen, worinnen viele gewundene Höhlungen sind, bestehen. Die Trüffeln sind bald rund, bald oval; die länglicht ovalen (Lycoperdon ovato-oblongum,) werden nicht zur Speise der Menschen vor dienlich gehalten, sondern Schweinetrüffeln genennet, wie dann auch die Schweine den guten Trüffeln sehr nachstellen. Man hat kleine und grosse; wie dann von denen grösten einer, wann er frisch ist, fast ein Pfund wieget.

Der Farbe nach giebt es weisse, schwärzlichte, graue oder erdfarbige. In denen Breslauer Natur- und Kunstgeschich-

geschichten 1719. mens. Nov. werden sie folgender massen beschrieben: Auswendig sind sie schwarzbraun mit kleinen Hügeln, etwas gröſſer, als wie in dem Seidenzeuge, welcher Chagrin genannt wird; inwendig aber entweder scheckigt, und wie eine Muscatennuß gleichsam marmoriret, welches die besten sind; oder weiß, welche nicht so gar zeitig, aber doch sehr lieblich sind; diejenigen aber, so inwendig schwarz, sind alt, faulen gerne, und wann sie faulen, sind sie voll weisser Würmer wie Käsemaden, dergleichen schon bey einem Pfund schwer gefunden worden, die aber zu nichts mehr nütze waren. Absonderlich hat man bey Gefees, ohnweit Bayreuth am Sophienberge, eine kreidenweisse Trüffel gefunden, welche dem Ambra gleich stark gerochen, da dergleichen sonst nirgends ist gefunden worden.

Herr Bradley, in seinen neuen physicalischen Anmerkungen von der Gärtnerey zeiget sehr gründlich, daß dieses alles einerley Art der Trüffeln sind; daß eine jede weiß ist, so lange sie noch nicht reif ist; daß sie grau wird, wann sie zu reiffen anfängt; und daß sie ganz schwärzlicht ist, wann sie ihre vollkommene Reiffe erlanget hat. Von derselben durchdringendem Geruch sind die Meynungen sehr getheilet. Einige halten denselben vor Urinhaft und übelriechend, andere aber vor wohlriechend. Trüffeln sind zum Essen schon längst gebraucht worden. *Dioscorides* l. 2. c. 175. schreibet davon: Tubera rotundæ radices sunt, sine caule, sine foliis flavescentes, vere fodiuntur, cruda & cocta eduntur. Und Plinius giebt von denenselben deutliche Nachricht in Hist. nat. l. 19. c. 2. Indessen sind doch einige zweifelhaft, ob die Schätzbarkeit, die man ihnen beyleget, einen guten Grund habe. Vielleicht sind alle Schwammgewächse, und insonderheit die Trüffeln, der menschlichen Gesundheit nichts weniger als zuträglich? Dann es giebt wirkliche Beyspiele, daß auf das öftere und unmässige Essen derselben bald der Tod erfolget ist. Unterdessen weil sie in verschiedenem Verstande die Wollust reitzen sollen; so werden sie sich in diesem Ansehen noch lange erhalten.

Ehedem wurden die Trüffeln aus andern Ländern, hauptsächlich aus Italien, sonderlich aus dem Mayländischen, als eine theure Waare zu uns gebracht. Ob zwar ihr Preiß noch nicht sehr vermindert ist; so wissen wir doch nunmehro, daß sie in Deutschland eben so gut wachsen, als in Italien und andern Ländern. Einige wollen zwar behaupten, daß jene, wenn sie noch frisch sind, einen weit penetrantern Geruch, als die unsrigen, und daher auch eine besondere Kraft hätten. Man findet unser Erdgewächs in der Mark, um Reinsberg, bey dem Dorf Gusow, im Walde Zogen, bey Fehrbellin, in der Schönebeckischen und Liebenwaldischen Heyde ꝛc. in Böhmen, in Ober- und Niedersachsen, im Unterharz und Halberstädtischen, im Hers

zogthum Würtemberg, sonderlich in denen Fürsten Urach und Kirchheim ꝛc. Hauptsächlich wachsen sie in Waldungen, die einen sandigten Boden haben, und zwar gemeiniglich an solchen Stellen, wo oft wenig Gras und Kräuter stehen, auch kein Busch- oder Unterholz vorhanden ist. In andern Orten finden sich die meisten, wo vieles Gebüsche von Haselstauden und Hagenbuchen in gutem Boden stehet. Vielmals wachsen sie unter Eichen und weitläuftigen Buchen in lettichtem Boden. Sie stecken selten tiefer als eine Handbreit, und meistens nur 2 Finger tief. Einige meynen, daß die Frühlingstrüffel viel zärter als die Herbsttrüffel seyen; allein die letztern wachsen in viel grösserer Quantität, sonderlich nach starkem Regen mit Donner und Blitz.

Man suchet die Trüffel mit Schweinen oder Hunden. In der Breslauer Natur- und Kunstgeschichte sind vom Jahr 1719. bis 1725. drey besondere Abhandlungen von dieser Tubera subterranea. In der ersten ist folgende Nachricht befindlich: In Frankreich, Spanien und theils Italien, sucht man sie mit einer Suchtel oder Schweinmutter, welcher zuvor der Rüssel mit einem eisernen oder messingenen Ringe geschlossen worden. Sodann wühlet die Saumutter mit dem Rüssel in die Erden und die Trüffel heraus. Wenn sie keinen Ring hätte, würde sie selbige fressen, weil sie sonsten sehr begierig darnach ist. An statt der Trüffel aber giebt man ihr sogleich eine Castanie, oder ein paar Eicheln, und lässet sie, nach vorgemachtem Ringe, weiter suchen. In ganz Piemont aber und im Mailanesischen, wie auch in Savoyen, suchet man dergleichen Gewächse mit Hunden, welche eine Art von kleinen Pudelhunden sind. Solches geschiehet auf diese Art: Ganz frühe, nimmt man den Hund, den die Italiäner *Putta* nennen, dem man auch so italiänisch ruffen muß, und giebt ihm ein Stück Brod in Trüffelöl eingetauchet, welches Oel man macht, indem man die Trüffel in Baumöl sieden lässet; sodann ziehet man mit ihm aus, und so bald der Hund draussen etwas spühret, wetzet er mit dem Maule und sucht. Wann er einen Trüffel gefunden hat; so fällt er an, wie ein Leithund auf den Hirsch führet, und fängt an zu kratzen; alsdann kommt man ihm zu Hülfe mit einem Grabeisen, und gräbt sie heraus; dem Hunde aber giebt man ein klein Stücklein Brod. Dieser Trüffelhund frisset auch nur Brod, und bekommt nichts anders, ꝛc.

Das Trüffelsuchen kann gar wohl eine lustige Jagd vorstellen. Indessen werden sich ordentlich gelernte Jäger nie damit abgeben, noch diese Trüffeljagd unter die eigentliche Jagd aufnehmen. Es hat im alleruneigentlichsten Verstande das Aufsuchen der Trüffel die Benennung einer Jagd deswegen bekommen, weil an gewissen Orten Jäger und Hunde dazu gebraucht werden. Es ist eine Kunst, die jeder Schäfer bald begreiffen kann. Mit allem Recht entfernen sich davon ordentlich gelernte deutsche Jäger, und mögen die Italiäner, welche

welche vom Aufsuchen und Ausgraben dieser Art Schwämme eine Profession machen, für keine Cameraden agnosciren, sondern sie unter dem eigentlich ihnen gebührenden Nahmen, als Trüffelsucher, erkennen.

Herr Kriegsrath Stisser und Herr von Beust, in seiner Jagd- und Wildbahnsgerechtigkeit, würden wohl besser gethan haben, wann sie die sogenannte Trüffeljagd, welche abusive also genennet wird, aus der Forst- und Jagdgeschichte ganz weggelassen hätten. Sie ist der Zeit noch in keinem Staate für eine Jagd declariret worden, dörfte auch wohl niemalen dafür erkläret werden. Und wenn gleich ein Landesherr jemanden ein Privilegium ertheilet, in seinen eigenen Forsten, gegen einen gewissen Canon, Trüffeln suchen zu dürfen; so entstehet doch daraus noch keine Jagd; vielmehr ist Rechtens, daß ein jeder auf seinem eigenen Grund und Boden, wie über der Erde Schwämme, Pilze, Morcheln; also unter der Erde Trüffeln suchen, und sich dazu abgerichtete Hunde, oder, nach französischer Art, der Sauen bedienen kann. Cum jus percipiendi omnes fructus fundi Domino competat. Doch mit gewisser Einschränkung, wenn der Grundherr nicht zugleich die Wildbannsgerechtigkeit hat.

Trüffeljagd, s. Trüffel.

Truite, s. Forelle.

Truite Lamonnée, s. Lachsforhe.

Truncus, s. Stamm.

Trusche, s. Aalraupe.

Trutta, s. Forelle.

Trutta lacustris, s. Lachsforhe.

Tuber Cervi, s. Hirschbrunst.

Tuch, bey der Jagd, s. Jagdtuch.

Tücher, s. Jagdtuch.

Tücherlappen, heissen bey dem Jagdwesen eine Art von grober, jedoch weiß gebleichter Leinwand, drey viertel Ellen breit, und anderthalb Ellen lang gemachter und gesäumter Striemen oder Streiffen, welche an Leinen, mit darzwischen gelassenem Raume von drey viertel Ellen, genähet, und im Nothfall an statt der Tücher gebrauchet werden. Als, wenn man unverhofft an den Grenzen Wildpret spühret, das seinen Wechsel darüber hat, oder auch sonsten einige Wölfe oder Sauen bey dem neuen Spurschnee in Dickichten und Behältnissen eingekreiset worden, sind die Tücherlappen in solcher geschwinden Eil eine herrliche Erfindung, mit denselben über Berg und Thal Brüche und Moräste zu stellen.

Es gehören aber zu einem Bund Tücherlappen anderthalb Schock Ellen Leinwand, und eine Länge von vierzig gedoppelten Waldschritten, oder hundert Ellen lang und eines kleinen Fingers dicke, daran die Lappen angenähet, und zwischen zweyen allezeit so viel Raum gelassen wird, als die Breite eines Lappens austräget. An beyden Enden der Leine wird eine Länge von drey Klaftern ohne Lappen gelassen, und an dem einen Ende

ein starker Haacken, ein paar Ellen lang, und von bächenem Holze, an dem andern aber ein von eben solchem Holze stark gemachter, und oben mit einem Ringe beschlagener Heftel, angeschlungen. In der Mitte eines jeden Lappen ist des Herrn Wappen oder Name, nebst der Jahrzahl mit schwarzer Oelfarbe aufgedrücket, welches so veste hält, weil etwas dran ist, und sein bundscheckicht aussiehet, das Wild abzuschrecken.

Die Furkeln hierzu sind meistens drey Ellen lang, welche oben mit einem Ringe und Kerbe versehen sind. Diese brauchet man, wenn man nur einfach mit den Tücherlappen stellen will. Wenn aber das mit gedoppelt übereinander an den Tüchern zu stellen ist, wegen des Rothwildprets, oder anderer Ursachen halber, nachdem viel daran gelegen, (indem öfters nur erst anfänglich mit lauter Lappen umstellet wird); alsdenn müssen die Furkeln vier und eine halbe Elle lang seyn, um oben daran Lappen, und in der Mitten in einer Kerbe auch Lappen, aufzuhängen, und also dem Wilde ein Blendwerk zu machen, s. a. Verlappen.

Turdela, s. Drossel.

Turdus, s. Drossel.

Turteltaube, s. Taube.

Turtur, s. Taube.

Typhi Cervi, s. Hirschkolben.

Tyraß, s. Tiraß.

U.

Uckley, Ickley, ist ein Strohmfischlein; wenn aber die Flüsse übergehen, so werden sie auch häufig in Lachen und Abfällen gefangen. Es wird dieser Fisch nicht groß, und ist etwa nur eines guten Fingers lang, schmal, aber derb, auf dem Rücken grau, und an den Seiten weißglänzend. Seine Streich- und Laichzeit ist im Monat May, da er sich in den Flüssen gar häufig vermehret. Zur Streichzeit lieget er haufenweise an den griesichten Ufern des Wassers. Er ist mit Schuppen und Flosfedern versehen. Seine Nahrung sind Fliegen, Buttervögel, Wasserschnaken u. d. g. Er wird zwar von denen, die grosse Fische bezahlen und haben können, nicht viel geachtet; ist aber dennoch ein wohlschmeckender Fisch.

Uebereilen, geschiehet von jungen Hirschen, wenn sie den Hinterlauft über den vordern setzen, weil im Gelenke, Flächsen und Sehnen alles noch jung, rasch und flüchtig ist.

Ueberständig, wird ein Holz genennet, welches über seine haubare Zeit so lange gestanden, bis die Stämme und Wurzeln anfangen, zu verhärten, also, daß die abgehauene Stämme nicht wieder ausschlagen können, s. a. Haubar.

Uhn, s. Eul.

Ulmenbaum, s. Rüster.

Ulmus, s. Rüster.

Ulpio, s. Kranich.

Ulula,

Ulula, ſ. Eul.

Unbeſcheidentliches Abholzen, ſ. Abholzen.

Ungeziefer, ſ. Inſecten.

Unguentum populeum, ſ. Pappel.

Unterförſter, Fußknecht, Forſtknecht, Unterläufer, ſtehet unter dem Ober- oder andern Förſtern, und muß die Waldungen fleißig durchgehen, daß nichts daraus entwendet werde. Wenn etwas auſſerordentliches vorfällt, muß er ſolches ſogleich ſeinem jetzt erwähnten Vorgeſetzten melden, ſ. a. Forſtknecht.

Unterholz, ſ. Schlagholz, lebendiges Holz.

Unterläufer, ſ. Unterförſter, Forſtknecht.

Unterleine, heißt die unterſte Leine am Jagdtuch oder Wildgarn.

Untermarken, ſ. Gränzen.

Unweydmänniſches Jagen, ſ. Jägerordnung.

Unziemliches Abholzen, ſ. Abholzen.

Upupa, ſ. Wiedehopf.

Urhan, ſ. Auerhahn.

Urle, ſ. Ahorn.

Urlenbaum, ſ. Ahorn.

Uhrochs, ſ. Auerochs.

Urogallus, ſ. Auerhahn.

Urogallus minor, ſ. Birkhahn.

Urus, ſ. Auerochs.

Uſnea, ſ. Moos.

Uſnée, ſ. Moos.

V.

Vanellus, ſ. Kibitz.

Vanellus fuſcus, ſ. Brachvogel.

Vanneau, ſ. Kibitz.

Vario, ſ. Forelle.

Variola, ſ. Forelle.

Vautour, ſ. Geyer.

Vectis, ſ. Pfahleiſen.

Venabulum, ſ. Knebelſpieß.

Venateur, ſ. Jäger.

Venatio, ſ. Jagd.

Venatio Aprorum, ſ. Schweinshatze.

Venatio Ardearum, ſ. Reigerbeitze.

Venator, ſ. Jäger.

Venator falconius, ſ. Falkenier.

Veprés, ſ. Dorn.

Vepretum, ſ. Haag.

Verangern, Verangerung, ſ. Gras, Holzſchlag. B) α) A) a) 1).

Verbiſſen, ſ. Holzſchlag. A) 1)

Verbutzet, ſ. Holzſchlag. A) 1).

Verdon, ſ. Grasmücke.

Verdorren der Hölzer, ſ. Darre.

Verecken, wird vom Hirſche geſagt, wenn er, nachdem er im Merz das Gehörne abgeworfen, 10 bis 12 Wochen darauf das Geſege von den Kolben abgeſchlagen, und ihm das neue nunmehro wieder verſtarket iſt.

Ver-

Verenden, ſ. Enden.

Verhalten, wird von den Sangvögeln geſagt, ſo zur Lock auf die Vogelheerde beſtimmt ſind, und daher den Sommer über in ihren Käſigen an ſtille und finſtere Oerter geſtellet werden, damit ſie zu ſingen aufhören, bis ſie, wenn der Vogelſtrich bald angehen will, etwa um Jacobi, wieder an das Licht, und auf die Heerde, ihre Dienſte daſelbſt mit Locken zu verrichten, gebraucht werden, ſ. Lockvogel.

Verkohlen des Holzes, ſ. Kohlenbrennen.

Verkohlung des Torfes, geſchiehet auf zweyerley Art, entweder in Miehlern, oder in Oefen.

A) Bey der Verkohlung in Miehlern werden faſt eben die Handgriffe beobachtet, wie bey der Verkohlung des Holzes; nur ſind folgende Artickel dabey zu merken:

a) Der Torf muß ſo vollkommen trocken ſeyn, daß er, wenn er ins Waſſer geworfen wird, in langer Zeit die Näſſe nicht annimmt. Wird der Torf feucht verkohlet; ſo muß man ihm vielmehr Luft laſſen, als dem Holze, und ſo bekömmt man entweder eine gar leichte und ſchlechte Kohle, oder im Gegentheil gar zu viele Brände.

b) Die Törfe müſſen, wie das Holz, Stück vor Stück eingeſetzet, und gehörig dichte gerichtet, keinesweges aber unordentlich über einander geworfen werden, ſonſt verbrennet alles rund umher zu Aſche, oder giebt ganz untaugliche Kohlen. Jedoch muß das Setzen nicht gar zu dichte geſchehen, damit das Feuer durchkommen kann, welches gar leicht verſehen iſt, weil der Torf viereckigt geſtochen wird. Der leichteſte Weg, dieſen Fehler zu vermeiden, iſt, wenn der Torf auf die lange Seite geleget, eine Schicht ganz dichte, die folgende aber ſo geſetzt wird, daß die Stücken zur Seite einander nicht berühren, ſondern einen Zwiſchenraum eines halben quer Fingers breit haben, womit bis in die Haube oder Kopf des Miehlers fortgefahren wird.

c) Die Miehler müſſen kaum ein Drittel ſo groß ſeyn, als von gewöhnlichem Kohlholze; Denn, wenn ſolche hoch und groß ſind, gehet der Torf oben und am Quandel gänzlich verlohren. Der Zug der Luft iſt in hohen Miehlern für den Torf zu ſtark, das Feuer läßt ſich durch die Decke nicht ſo viel dämpfen, als der Torf erfordert, und das Löſchen mit Waſſer macht dieſe Kohlen ganz und gar unbrauchbar, welches bey den Holzkohlen bey weitem ſo ſchädlich nicht iſt. Aus dieſem Grunde muß der Torf in ſo kleinen und niedrigen Miehlern verkohlt werden, welche die Köhler Böcke heiſſen, und kaum ein Drittel oder Viertel von der gewöhnlichen Gröſſe eines Miehlers haben.

d) Eben deswegen erfordert das Verkohlen des Torfes eine ausgeſuchte gute Erde, wobey man das Feuer gehörig regieren, und den Fuß des Miehlers dichte genug halten kann; ſonſt geht

het das Feuer zu geschwinde nieder, und verbrennt der meiste unten liegende Torf zu Asche, ehe der oberste noch gehörig angekohlet hat.

e) Weil die genaueste Regierung des Feuers nöthig ist; so muß ein Torfmiehler rund umher mit einem dichten Windschauer verwahret, oder noch besser, unter einem rund umher verwahrten Schuppen angeleget werden, welcher einem Kosthause fast gleich ist, und dem Dampfe genugsamen Abzug verstattet. Dieses letztere, welches bey der Verkohlung des Holzes gleichfalls sehr nutzbar seyn würde, aber nicht zu bewerkstelligen ist, weil man wegen der fortrückenden Hauungen immer nachfolgen müßte, ist hier gar wohl anzubringen; da das Verkohlen viele Jahre an einem Orte, nemlich bey dem Torfbruche bleibet, und wenn der Torf darinnen nur wenige Fuß hoch stehet, jährlich kaum etliche Ruthen fortrücket.

Man mag aber künsteln, wie man will, und man mag den Nutzen der Torfkohlen noch so groß machen; so ist doch eine solche Torfkohle auf hohen Gebürgen wegen des trocknens allezeit kostbar, und bey grossem Holzmangel zwar nicht gänzlich zu verachten, jedoch einer Holzkohle, in Ansehung des Nutzens, nicht gleich zu schätzen. Steht ein Hüttenwerk nahe bey einem solchen Bruche; so ist der Gebrauch dieser Kohlen, wenn das Holz knapp zu werden anfängt, gar wohl anzurathen; ist es aber etliche Meilen davon entfernet; so ist der Abgang durch das Anfahren, sie mögen in ihrer Art so veste seyn, wie sie wollen, ungemein groß, und erstrecket sich auf ein Viertel, oder Drittel, und darüber. Fället unter dem Anfahren ein starker Regen darauf; so werden sie fast ganz unbrauchbar, oder müssen bey Regenwetter in verdeckten Karren oder Wagen gefahren werden. Trägt man sie in Körben; so macht es viel Kosten; auch halten einige dieser Torfkohlen das Feuer etliche Tage unvermerkt in sich, wodurch leicht ein Unglück entstehen kann, wenn sie in die Kohlenschuppen gebracht werden.

B) Jetzt erwehnte Ungelegenheiten zu vermeiden, hat man mit ziemlichem Erfolg einen Weg erdacht, den Torf im Ofen zu verkohlen. Und zwar

a) In gegossenen eisernen Ofen. Diese bestehen

1) Aus einem von Brand- oder andern sehr gleichförmig behauenen Steinen recht dichte gemaurten Windfange, welcher unten eine Thür, zwey Fuß ins Gevierte, hat, der mit einem eisernen Schieber, gleichwie auch der Boden mit einer eisernen Platte, damit die Luft keinen Durchzug irgendwo finde, verwahrt seyn muß.

2) Auf dieses Gemäuer werden drey runde hohl säulenförmige Aufsätze von gegossnem Eisen übereinander gesetzt, welche zusammen 12 Fuß hoch sind, und mit gehörig zugerichtetem Leime, der mit Haaren, Hammerschlag, Rinderblut, und starkem Salzwasser wohl durchgeklopfet ist, dichte verwahrt seyn müssen.

Zu

Zu dem Ende hat jeder Aufsatz oben einen Kranz, in welchen der untere Rand des folgenden Aufsatzes genau passet.

Der also zugerichtete Ofen wird bis zur Hälfte mit Törfen, jedoch ganz locker, angefüllet, in der Mitte angezündet, ferner der ganze Ofen voll gestürzet, und die gleichfalls von gegossnem Eisen in Gestalt einer halben Hohlkugel gemachte Haube darauf gedecket. So bald der Torf Feuer gefangen, setzet man den Schieber vor, und bestürzet solchen mit Stübbe, damit das Feuer nicht helle brennen, und den Torf zu sehr angreifen könne. So wie sich der Torf setzet, also wird frischer nach gefüllet, welches durch ein rundes Loch, das oben in der Haube ist, geschiehet. Nach jedesmaligem Füllen wird das Loch in der Haube mit einem Deckel von eisernem Bleche zugedeckt. Endlich, wenn nichts mehr in den Ofen gehet, wird die Haube nebst dem Deckel rund umher gegen allen Zug der Luft mit Leim wohl verschmieret, und der Schieber am Windfange mit frischer feuchten Stübbe, welche aus gleichem Theile Leim- und Kohlenstaub bestehet, wohl verstampfet. Bis dahin dauret die Arbeit ohngefehr zwölf Stunden, sodann sind noch 10 bis 12 Stunden zur völligen Abkühlung nöthig. Hierauf räumet man die Stübbe weg, macht den Schieber auf, und nimmt die Kohlen mit den Händen einzeln heraus, welches hiebey die verdrüßlichste Arbeit ist, und durch einen Jungen geschehen kann. Und so fähret man fort den Ofen wieder zu füllen, und zu verkohlen, wie zuvor gemeldet worden.

Merke übrigens beym Verkohlen des Torfes alle Kennzeichen, ob das Feuer zu viel oder zu wenig Luft habe, auch ob die Verkohlung geschehen sey, oder nicht, und ob es Zeit zum Abkühlen, und das Feuer gänzlich durch Verstopfung aller Zugänge der Luft zu dämpfen, welches alles aus dem hervorbrechenden Dampfe beurtheilet wird, und in dem Artickel Kohlenbrennen hinlänglich gezeiget worden. Ueberdem ist zu einer leichten und guten Auskohlung des Torfes nöthig, daß, wenn solches in Miehlern geschiehet, derselbe zwölf, auch wohl mehr Zoll lang gestochen werde, nachdem es die Consistenz des Torfs leiden will. Hiedurch wird das Richten des Miehlers sehr erleichtert, welches sonsten viele Zeit wegnimmt; auch bleiben die Torfe in ihrem Stande gewisser stehen. Bey der Verkohlung in Ofen hergegen ist es besser, den Torf kaum 8 bis 9 Zoll lang zu stechen; denn weil er in Ofen nicht ordentlich gerichtet, sondern nur hineingestürzt werden kann; so fällt ein kurzer Torf dichter, ein langer hergegen sperret sich, und bekömmt gar zu viele, zu grosse und ungleiche Zwischenräume, dadurch ein gar zu ungleiches Feuer verursachet, und der Torf an einem Orte zu viel, am andern zu wenig angegriffen wird.

Auf diese Weise erhält man von 250 Cubickfuß recht wohl ausgetrocknetem Torf, 120, 130 auch

auch wohl mehr Cubickfuß Kohlen, es schwindet also der Torf beym Verkohlen ohngefehr um die Helfte. Diese in Oefen gebrannte Torfkohlen sind weit dichter und schwerer, und geben ein stärkeres Feuer, als die in Miehlern gebrannt sind, kühlen sich auch gut ab, ohne andere Mittel zum Abkühlen oder Dämpfen zu gebrauchen, als nur lediglich eine dichte Verstopfung der Thür und der Haube.

Einige wollen behaupten, daß durch das Verkohlen in Oefen mehr Kohlen erfolgten, als in Miehlern, welches aber falsch ist, und unfehlbar daher rühret, daß vielleicht nicht alle vorhin erwehnte Vorsichte und Handgriffe in Acht genommen werden; dann es erfolgen im Gegentheil in Miehlern etwas mehr Kohlen, weil sie aber weit schlechter, und wegen des heimlichen Feuers gefährlich sind, haben die in Oefen gebrannte Torfkohlen einen unstreitigen Vorzug. Diese eiserne Oefen sind sehr kostbar, und nicht leicht einer unter 120 bis 150 Rthlr. anzuschaffen. Ein Köhler mit etlichen Jungen kann deren sechs bis achte versehen, und da in einem solchen Ofen in einer Zeit von 24 Stunden ohngefehr zwey Maas Kohlen, welches 16. Braunschweigische Himpten ausmacht, können gebrannt werden; so erfolgen in einer Woche aus sechs Oefen ohngefehr 576. Himpten.

b) Mit noch mehrerm Vortheil, und weit wenigern Kosten, kann man Oefen von gebackenen Steinern, in gleicher Aehnlichkeit mit den vorigen, aufführen, und solche von noch einmal so grossem Innhalt machen lassen, welchen man jedoch nur allein durch die Weite, nicht aber durch die Höhe, erhalten muß, damit der Zug der Luft, als der lediglich von der Höhe abhängt, nicht verstärket werde, so hier nach Möglichkeit zu vermeiden ist. In einem solchen steinernen Ofen ist ein Bodenblatte, der Schieber mit seinen Einfassungen, und die Haube mit dem kleinen Deckel von Eisen nöthig. Weil auch das stärkste Mauerwerk sich durch die Hitze aneinander giebt, und also niemals dichte genug ist, den Zug der Luft hinlänglich abzuhalten, durch deren kaum merklichen Zugang die Torfkohlen im Brande erhalten, und endlich ganz und gar in Asche verwandelt werden; so ist nachstehende Vorsicht zu gebrauchen:

Es muß eine recht wohl durchgesiebete Leimerde mit einer starken Lauge von Salzwasser, und darzwischen geklopften Rinderblute, Hammerschlag und Roßmist, (jedoch ohne Stroh) wohl untereinander gearbeitet werden. Diesen Leimkitt braucht man, die äußere Mauer, zwey Steine dick, und wohl verbunden, aufzuführen. In diese Mauer wird der eiserne Schieber, ingleichem der Kranz eingelassen, auf welchem die eiserne Haube ruhet; der Ofen wird sodann mit eben solchen Steinen, welche aber mit der auswendigen Mauer nicht verbunden seyn dürfen, sondern zwey bis drey Zoll davon abstehen müssen, ausgefüttert, und der kleine Zwischenraum mit gesiebter und etwas angefeuchteter

Asche, so wie die Futtermauer aufgeführet wird, voll gestossen. Die Asche muß nicht feuchter seyn, als daß sie sich eben, gleich einer Capellenasche, ballen läßt.

Durch dieses Mittel hält man die Hitze von der äussern Mauer dergestalt ab, daß solche keine Risse bekömmt, und der Luft nicht den geringsten Zugang verstattet. Das Verkohlen geschiehet in diesem steinern Ofen auf eben die Weise, wie in dem eisernen, und wenn sie weit genug gemacht werden, kann man die Kohlen viel leichter, und ohne so viele zu verderben, herauslangen, zu welchem Ende der Köhler auf einem in Stecken hängenden Brett sitzen muß, damit die Kohlen nicht zertreten werden.

Verlappen, heißt bey der Jägerey, allerley grosses und kleines Wildpret, auf eine weit leichtere und geschwindere Art, als sonsten mit Tüchern oder Netzen zu geschehen pfleget, mit Lappen einstellen. Wenn in einem Revier seine Behältnisse, Gelegenheiten und Dickichte vor Wildpret zu finden, dennoch aber selten sich einiges Wild daselbst halten oder Stand nehmen will, man auch in der Eil die Netze so geschwinde nicht stellen kann, oder ehe man anfangen wollte, das Wild vom Klopfen, Hetzschlagen, Fahren und dergleichen scheu gemachet, und ehe ein paar Netze gestellet, zeitlich austreissen würde; so verlappet man dasselbe entweder mit Tücherlappen oder Federlappen in aller Eil, jedoch ganz stille rund umher, dergestalt, daß die Lappen denen Thieren, so sie daran kommen, plötzlich vor die Augen scheinen, abschrecken und zurücke kehren. Die Tücherlappen werden hundweite auf Hacken genommen, und damit das Stellen, so desto geschwinder fortgehe, ein Zeugknecht und vier Mann darzu beordert, als zwey zum Löchermachen, zwey zum Furkelaufstossen, und einer zum Nachstellen. Sonderlich sollen an die Wechsel die Lappen wohl aufgehänget werden, daß sie dem Wilde vor dem Kopfe scheinen können.

Daferne das Stellen im Walde geschiehet, und man gern stille aufstellen wollte, oder wenn in der Eile gestellet werden soll, und nicht allezeit Furkeln oder Lappreiser vorhanden sind, oder bey dem Frost nicht in die Erde zu kommen ist, muß man die Leinen um die Sträucher oder Bäume schlagen und anziehen, und wo sie schlaff hängen blieben, an nöthigen Orten Lappreiser unterstützen. Es werden auch sowohl die Tücher, als Federlappen, bedürfenden Falls zum öftern doppelt übereinander gestellet, und denn die Furkeln oder Lappreiser länger, als sonst gewöhnlich, und überdieß auch in der Mitte mit einer Kerbe, eine Reihe Lappen darein zu hängen, versehen seyn müssen. Man pflegt auch mit den Federlappen bey Nachtzeit die Hälzer zu verlappen, damit die Hasen vor Füchse, so sich des Nachts auf die Felder gemacht, bey anbrechendem Tage nicht wieder zu Hälze gehen; sondern man den folgenden Morgen darauf etwas tauf dem Felde zu hetzen antreffen möge. Manche, die gerne verlappen wollen,

und

und doch keine Federn, oder deren nicht zur Genüge haben, brauchen anſtatt der Federn ſtarkes Stroh, nach Länge der Federn abgehauen, wovor ſich das Wild ebenfalls ſcheuet, ſ. Federlappen, Tücherlappen.

Verlohren treiben, ſ. Treiben.

Vermahlen, heißt 1) die Bäume zum Unterſchied der Grenzen mit gewiſſen Merkmalen bezeichnen. 2) Hin und wieder ſogenannte Mahl- oder Markſteine aufrichten, welches letztere auch Vermeilen genennet wird.

Vermauſen, ſ. Mauſen.

Vermaußter Falke, ſ. Falke.

Vermeilen, ſ. Vermahlen.

Vermiſchte Hölzer, werden diejenige Holzungen genennet, wo Laub- und Tangelholz untereinander wächſet. Wenn ſolches abgeholzet werden ſoll, iſt darauf zu ſehen, welche Sorte das meiſte ausmachet. Findet ſich nur wenig Tangelholz darunter, wird nicht gewartet, bis es zu nutzbaren Stämmen wird, ſondern man holzet den Ort zu gewöhnlichen Jahren wegen des Laubholzes ab. Denn ſo es ſtehen bleibet, breitet es ſich in denen Seitenäſten aus, und verdruckt das Unterholz; es ſey denn, daß es ſich von denen untern Aeſten ſchon gereiniget hätte. Iſt aber unter dem Tangelholz die Helfte, oder oder wenig Laubholz; ſo iſt rathſam, Reifſtäbe, Langwagen, Deichſeln, Wagenleitern, und dergleichen Nutzholz heraus zu hauen, jedoch nicht eher, als bis ſich das Harzholz gereiniget; denn ſonſt breitet ſich dieſes in die Seitenäſte, und bleibt kröpfigt. Die Haſeln pflegen ſtark nachzuwachſen, und geben alle Jahre Reifſtäbe. Dabey iſt die Vorſicht zu gebrauchen, daß das ausgehauene Laubholz an die Wege gebracht werde, damit durch das Abfahren der harzigte Baum nicht beſchunden, und durch das Auslaufen des Harzes im Wachsthum verhindert werde. Birken, Rothbuchen, und Eichen können viel darunter ſtehen bleiben. Solche gehen mit denen Kiefern in die Höhe, und halten den Ort dichte, daß das harzigte Holz nicht ſo in die Aeſte kann ausgehen, ſ. a. Laubholz.

Verneuern, ſ. Erneuern.

Verrücken, ſ. Holzſchlag. A) 1).

Verſchließgraben, ſ. Teichfiſcherey. Nro. II. 4).

Verſchloſſene Zeit, ſ. Hägen.

Vertagi, ſ. Parforcehunde.

Vertagus, ſ. Windhund.

Verwerfen, ſ. Werfen.

Veſpertilio, ſ. Fledermaus.

Veſtigator cunicularius, ſ. Dachshund.

Veſtigium, ſ. Spur.

Viburnum, ſ. Haulbaum.

Viehertrieb, ſ. Trift.

Viehertrift, ſ. Trift.

Viehweide, ſ. Weide.

Viole, heißt das Fleckigen Haare über der Standarte des Fuchſes. Es wird ſo genennet, weil dieſe Haare, wenn man ſie heraus

rupfet und daran riechet, einen Geruch, wie ein blaues Veilgen, von ſich geben.

Vierne, ſ. Faulbaum.

Virga inviſcata, ſ. Leimruthe.

Viſcum, ſ. Miſtel.

Viſcus, ſ. Miſtel, Vogelleim.

Viſcus, l. Viſcum quercinum, ſ. Eichenmiſtel.

Vivarium, ſ. Thiergarten.

Viverra, ſ. Iltis.

Vivier, ſ. Teich.

Vögel, ſ. Vogel.

Vogel, lat. Avis, franz. *Oiſeau*, iſt ein zweyfüßiges mit Federn bedecktes, und mit 2 Flügeln verſehenes Thier, durch deren Hülfe die allermeiſte ſich in der Luft erhalten, und durch dieſelbe geſchwind von einem Orte zum andern gelangen können. Man unterſcheidet ſie in Erd- und Waſſervogelflügel, ſ. Geflügel, Federwildpret.

Vogelbauer, Gebauer, Käfig, Vogelhaus, lat. Cavea, franz. *Cage*, iſt ein kleines von Drat oder Holz verfertigtes Behältniß, ſo denen ſowohl auf dem Heerde benöthigten Lockvögeln und Vorläufern, als auch denen in den Zimmern zur Ergötzung zu halten gewöhnlichen Sangvögeln zur Wohnung dienet. Die Vogelbauer oder Vogelhäuslein werden auf mancherley Weiſe gemacht: Etliche rund, wie eine Kugel von lauter Drat, welche oben einen eiſernen Ring haben, wie zu den Papageyen, Grünitzen oder Krummſchnäbeln, Zeiſlein und Hirngrillen; etliche halbrund, Vogelweiſe; etliche länglicht, von drey oder vier Sprüngen, als zu den Nachtigallen; etliche weit und hoch, und in der Mitte ein rund Hölzlein, oder kleines Tellerlein, in der Größe eines Doppelthalers, mit doppeltem Tuch überzogen, zu Lerchen; daß ſich der Vogel darauf ſchwingen, und ſetzen kann; etliche ſind gar enge, wie die vor die Zeiſlein und andere kleine Vögel; etliche etwas weiter vor die Kernbeiſſer, Krummſchnäbel, u. ſ. w.

Die Häuslein der groſſen Heerdvögel machet man insgemein von Holz. Denn die Miſtler, Droſſeln und Amſeln ſind viel zu wild, und würden in denen von Drat gemachten Käſichen ihre Köpfe gar bald zerſtoſſen, und ihr Leben, ehe ſie noch das Gefräße gewohnet, frühzeitig enden. Deswegen pfleget man ihre Sprüſſel von Holz zu machen, oben aber Decken und Leinwand drüber zu ziehen, damit ſie vor Schaden geſichert ſeyn mögen. Und dieſes iſt auch bey Verfertigung der Wachtel- und Lerchenbauern zu beobachten, weil dieſe Vögel gar gerne mit ihren Käpfen oben anzuſtoſſen, und hin und wieder zu rücken gewohnt ſind. Die Heerdvögel, die man mit Milch und Hirſekleyen ſpreiſet, brauchen keines Trinkgeſchirres; dahero ihre Käfige nur mit dem Freßtröglein verſehen werden, die man gemeiniglich, damit ſie die Häuslein nicht zu ſchwer machen, aus Lindenholz bereitet.

Vogelbeerbaum, lat. Sorbus aucuparia, Sorbus foliis pinnatis, Sorbus

Sorbus Silvestris, Fraxinus bubula, Frani, *Tresne sauvage*, *Cormier sauvage*, und Herr du Hamel benamset ihn *Cochesme Cormetier*. Seine Blätter stehen wechselsweise an denen Zweigen, und sind aus langen spitzigen und ziemlich tief gezahnten Blättlein zusammen gesetzet, die an einer gemeinschaftlichen Rippe paarweis stehen, und sich mit einem Blättlein endigen. Es scheinet, als wann einige dieser Bäume frühzeitiger und andere später so wohl in Ansehung der Blüte, als in Zeitigung der schirmförmigen, an einem gemeinschaftlichen Stiel hangenden rothen Beere wären. Diejenigen, so unterschiedene Arten bemerken wollen, sagen, daß der eine Baum ein stärker und gekerbteres Laub, oder auch schöne rothe, kleinere oder gröſſere Beere trage.

Es wird sonsten der Vogelbeerbaum nach dem Sexu in das männliche und weibliche Geschlecht getheilet. Die Beere des Männleins sollen rund, und an dem Weiblein länglicht, wie ein Ey oder Birn seyn. Die Beere an denen frühzeitigen werden im August reif, um deswillen sie den Namen Augstbeere erhalten. Diese sind zwar schön roth, aber mehrentheils klein; die im September zeitig werden, sind theils blaßroth, theils auch ganz gelblicht, auch gröſſer, als die ersten, man nennet sie Herbstbeere.

Unser Vogelbeerbaum wächset zu einem schönen Stamm, treibet auch stark aus der Wurzel aus. Die Limpfen gehen in den ersten Jahren schnell in die Höhe, woferne sie nicht von dem Rothwildpret und von denen Rehen abgeässet werden. In denen Wäldern bleibet derselbe ein gutes Schlag- und Feuerholz, und giebt auch eine derbe Kohle. Die Tischer pflegen aus diesem Holz Schlichthobels zu machen; es suchen solches die Wagner, die Büchsenschäfter, indem dieses Holz, wie Dr. Groten in seinem Entwurf der Forstwissenschaft davon schreibet, ziemlich veste ist.

Wegen seiner schönen weissen Blüten, zierlichen Laub und rothen Beeren wird derselbe billig zu Alleen gezogen. Er kann das Schneiteln recht wohl vertragen, und läßt sich entweder schlank in die Höhe, oder kurz und rund, nach Belieben ziehen. Wir müssen nicht vergessen, daß er öfters von Insecten geplaget und von einem kleinen Schwamm auf dem Laub, der auch die Birnbäume sonst zu Grunde richtet, verunstaltet werde. Wann Herr du Hamel vorgeben will, daß er selten vom Ungezieser abgefressen werde; so wendet sogleich Herr Oelhafen ein, daß er sehr oft von der *Livrée*-Raupe kahl gemacht, auch von denen Baumläusen hart mitgenommen werde.

Durch den Saamen werden diese Bäume leicht und auch ohne unsere Bemühung fortgepflanzet. In jeder Beere befinden sich 6 länglichte, lichtbräunliche Samenkörner, je 2 und 2 beysammen, die in eine weisse etwas harte pergamentähnliche Hülse eingehüllet sind. Da man besagte Beere zu dem Vogelfang besonders brauchet; so were-

den bey dem Eindeeren in denen Schnaiten viele verstreuet, von denen Vögeln selbsten hin und wieder vertragen, wie man dann auf alten Gemäuren, zwischen Steinfelsen, hohlen Weiden und Stöcken viele Bäumlein findet. Und endlich fallen viele von denen Bäumlein selbsten an.

Die Fortpflanzung kann noch geschwinder geschehen, wenn man die unter und neben denen alten Ebereschen oder Quitschenbäumen aufgeschossene junge Setzlinge ausheben, und sie anderweitig verpflanzen, zumal da man an ihrem Fortkommen um destoweniger zu zweifeln hat, weil sie in allerley Boden wachsen. Sie lassen sich auch pfropfen, sowohl auf ihr eigen Holz als auf Weisdorn, Quitten u. s. w.

Das an diesem Baum, sonderlich an denen alten, befindliche Lungenkraut, ist, nach Herr Döbels Aussage, sowohl zum Präservativ der Menschen vor die Schwindsucht, als auch denen Pferden vor die Drüse oder Kropf sehr dienlich, wann selbiges mit Wasser gesotten, und damit der Pferde ihr Futter angefeuchtet wird.

Ob es wahr, daß dieses Holz, wann es zu der Zeit gefället worden, da die Sonne in Krebs gehet, ein gutes Wundholz abgeben soll, mögen die, so es behaupten, mit Exempeln bestärken. Der Landmann hat theils Orten eine sonderliche Anmerkung bey diesem Baum: Wann er nemlich schön blühet und Frucht träget, so hoffet er, daß das folgende Jahr das Korn wohl gerathen werde. Wir führen dieses denen zu lieb an, die sich gerne nach denen Calenderregeln richten.

Einige wissen aus diesem Baumsaft ein gesundes Getränke zu brauen. Wann im Frühjahr eine Schramme in dessen Stamm gehauen wird; so lauft ziemlich viel Wasser heraus, durch dessen Gebrauch man das halbe Mahl, gegen andere Wasser zu rechnen, bey dem Brauen ersparen kann.

Von denen Beeren wird folgender Gebrauch gemacht. Einige bereiten davon einen wohlschmeckenden Branntewein; andere wollen dieselbe in Branntewein eingenommen, als ein Mittel wider den Stein und rothe Ruhr anpreisen. Das nützlichste ist, nach Herrn v. Rohrs Zeugniß, der aus diesen Beeren gesottene Saft, da man sie, wann sie zu ihrer völligen Reife gediehen, unter die Presse thut, den Saft ausdrücket, und ihn nachgehends in einem Kessel bey stetem Umrühren einsieden lässet; wenn er stark eingesotten, hält er sich auf diese Weise viele Jahre. Die Bauren nennen ihn ihren Theriac. Er ist ein treffliches stark treibendes Mittel, gut wider die kalte Fieber und vor den verdorbten Magen; oder wie Herr Döbel in seiner Jägerpractic spricht: Er treibet den Schweiß und recolligiret den verdorbenen Magen.

An unterschiedenen Orten in der Niederlausitz pflegt man mehrgedachte Beere denen jungen Lämmern unter das Futter mitzugeben, die denenselben über die massen zuträglich seyn sollen. Sie dienen

dienen auch zur Mast für Rinds Schafvieh und Ziegen: Desgleichen für zahmes und wildes Geflügel; die Hüner fressen sie Winters gerne und werden fett und wohlgeschmack davon.

Bald hätten wir was wichtiges vergessen: In dem Churſächsischen Erzgebirge bindet der gemeine Mann die Vogelbeere an Böttcherreife und hängt sie gegen den Winter zum Giebel heraus, daß sie der Frost zähe und mürbe mache, welche er hernach in Butter prägelt, oder in Wasser und Wein siedet und sie wieder den Bauchfluß einnimmt.

Endlich ist zu melden, daß zwar diese Beere nicht so eßbar und leig, wie die Arlsbeere werden, doch aber eine niedliche und öfters betrügliche Speise für die Ziemern, Krammetsvögel, Trosteln u. s. w. seyen. Sie werden, so bald sie zeitig, abgepflückt, auf einem Boden abgetrocknet, und durch den ganzen Vogelfang gebraucht.

Vogeldunſt, s. Dunſt.

Vogelfänger, s. Vogelſteller.

Vogelfang, lat. Aucupium, franz: *Oiſelerie*, gehört nach der heutigen Staatsverfassung in den meisten Europäischen Ländern zu denen Regalien, und besonders zu der Jagdgerechtigkeit, und ist so eingeschränkt, daß sich des Vogelfangs niemand unterziehen darf, wenn er nicht das Recht zum Jagen hat, oder von seinem Oberherrn damit beliehen worden. Doch kann der Vogelfang auch zuweilen auf fremdem Grunde und Boden nach Art einer Servitut erlanget, und ausgeübet werden. Im Churfürstenthum Sachsen ist er von Fastnachten bis auf Joannis Baptistæ verboten, nach selbiger Zeit aber kann derjenige, welchem erlaubet, Vögel zu fangen, hiervon nach Gefallen Nutzen ziehen. Es geschiehet aber der Vogelfang entweder mit Garnen, oder Netzen, und zwar auf unterschiedliche Arten, als auf groſſen und kleinen Vogelheerden, Feld-Wald-Strauch- oder Busch- Finken- und Lerchenheerden, u. s. w. das ganze Jahr durch, ausser wenn die Vögel nisten, und brüten, zu welcher Zeit Verboth vorhanden. Oder: man fängt die Vögel mit härenen Schleifen, Dohnen oder Thonen genannt, oder mit Sprenkeln; ingleichem mit Hunden, als mit welchen die Wachteln, Rebhüner, wilden Gänse, Trappen, und dergleichen gefangen werden. Nicht weniger mit Falken, Kloben, Leimruthen und Schüſſen.

Im Januario fängt man sowohl mit Leimſtangen, als Wänden die Krammetsvögel, so gern einfallen, wenn der Schnee vom Heerd säuber abgekehret ist, ingleichem die Krummschnäbel: Grünitze, Zeisige, und Goldammern oder Emmerlinge auf den Gärten- und Zäunheerden, und an Orten, wo Ebenholz anzutreffen. Zu Hause können auch durch die Springwand vor den Scheunen die Sperlinge, denen sich die Emmerlinge zugesellen, erhaschet werden.

Im Februario hat der Wiederſtrich schon seinen Anfang:

denn weil der Vogel vermerket, daß die Sonne empor steiget, und die Wärme sich merklich verspühret; so kommt er wieder ins Feld; fällt alsdenn unversehens in der Fasten ein Schnee, so kann man Finken und Gögler bey hunderten, bisweilen auch die Kernbeisser, in grosser Menge fangen, wenn Gesträsse, es sey Hanf, oder Hirse, auf den Heerd gestreuet wird; denn je mehr sie hier zur Zeit, da es schneyet, Futter merken, je lieber sie alsdenn einfallen. Im Herbst aber äussert sich das Widerspiel, weil sich zu solcher Zeit die Vögel für dem Vorgestreueten scheuen.

Nachdem der Lerchen Wiederstrich im Martio geschiehet; so müssen jetzo die Lerchenheerde gestellet werden, welches jedoch über 3 Wochen nicht continuiret. Hat die Sonne, wenn noch Schnee ist, an ein, oder andern Orten, sonderlich auf Wiesen, lichte, und leyige Plätze gemacht; so richte man den Lerchenheerd dahin, und hier sind auch die Schneyfen mit Steckgarnen zu fangen; denn jetzt sind sie gern in Wiesen, die etwas sumpfig, und wo Kuhfladen liegen; man kann sie auch mit Hochnetzen, oder in Klebgarnen von subtilem, doch starken Zwirn, oder Schneyfenpuncheren fangen. Um diese Zeit sind die wilden Tauben bey den Haberäckern wohl zu schiessen, ingleichem die Haselhühner, welche sehr gerne auf das Falzpfeifflein gehen, wenn man recht locken kann; nicht weniger auch die Birkhähne, man muß aber früher kommen, als der Hahn, sonst

sind man ihn schwerlich zu sehen bekommt. Die Entenjagd ist in diesem Monat auch sehr lustig, jedoch schiesset man nur die Enterich hinweg, und lässet die Enten zufrieden.

Im April kann man noch bis auf die Helfte dieses Monats den Schneyfenfang, wie im Martio, vornehmen, auch so lang die Haselhühner mit der Pürsch und Steckgarnen bekommen, und die Birkhahnen, so lange ihre Falzzeit währet, pürschen. Nun ist die Taubenpürsch am besten, weil sie häufig auf die frischgesäeten Felder streichen, da man sie früh Morgens leicht mit einem Taubenruf locken, und auf einem Baum pürschen kann. Auf dem Strauchheerd fängt man allerhand kleine Vögel, weil der Wiederstrich noch währet. Auch werden in diesem Monat noch wohlsingende Finken, und Emmerlinge zur Lock auf den Herbst eingethan, und verhalten. Es ist übrigens jetzo Zeit, sich mit jungen Misseln und Amseln zu versehen, wenn man selbige vom Nest auferziehen, und zahm machen will.

Im May ruhen die Heerdgarne, weil die Vögel nisten und brüten, die Wachtelmännlein ausgenommen, welche die Wachtelhund mehr verrichten, als befördern, können ohne Bedenken mit Hülfe des Wachtelpfeifleins, und dem Steckgärnlein weggefangen werden. Junge Hänflinge, Gimpel, Finken, und Stieglitze, kann man nun aus den Nestern nehmen, und aufätzen.

Im Junio, und zwar gleich zu Anfang des Monats, giebt

es

es junge Nachtigallen, welche man in den Gebüschen, wo alte zu singen pflegen, um so leichter finden kann, weil sie zu solcher Zeit, anstatt des Singens, mit vielem Geschrey und Eifer, den sie vor die Jungen bezeigen, ihr Nest, oder ihre bereits abgelaufene Jungen selbst verrathen. Jetzt kann man auch junge wilde Tauben, Mistler, Drosseln, und Amseln aus den Nestern nehmen, und aufsätzen; denn weil ohnedem die ersten Wildfänge von den grossen Vögeln im Herbst nicht gleich, wenigstens nicht ohne grosse Mühe, lebend bleiben; so kann man zu dieser Zeit die Jungen ernähren, und selbige, da sie ihre Schnäbel willig aufthun, mit Regenwürmern, und Semmel in Milch geweicht, speisen, und also erhalten, da sie denn gegen die Zeit des Fangens in Stand zu setzen, als Lockvögel sich gebrauchen zu lassen, und keinen Zweifel wegen ihrer Jugend machen, indem man sie selbst vom Neste auferzogen. Sie sind auch dem Gesang, und Bestand nach, weil sie bey Singenden auferzogen worden, die besten und allerdauerhaftesten.

Zu Anfang des Monats Julii, bekommt man noch die meisten jungen Vögel; mit dessen Ausgang aber höret viel Geflügel auf, zu brüten. Die jungen Finken fallen 4 Wochen vor ihrem Strich häufig in die Gärten ein, so, daß man mit einer Schlagwand 20 bis 30 auf einmal ziehen kann, wenn man nur, ohne Gebrauch einiger Lock, den Rasen an dem Orte, wo man das Garn hinschlagen will, hinweg thut, und die jungen Finken etliche Tage mit Hanf gäthet. Auch kann man im Ende dieses Monath junge Meisen mit Heuschrecken fangen, und weil sie den gedruckten Hanf und Nüsse noch nicht vertragen können, selbige mit Heuschrecken, oder in Milch geweichte Semmel speisen; so werden sie vortreflich zur Locke auf den Herbst in der Meisenhütte, und bey den Kloben zu gebrauchen, oder auch nur die Lust vor einem Fenster, bey einem, vermittelst eines Gewichts sich immer selbst richtenden Meisenschlage, oder etlicher anderer Meisenschläge, damit zu haben seyn; denn man kann bey einer solchen jungen eingestellten, und frisch erhaltenen Lockmeise nur vor einem Fenster, ohne Kloben, währendem Strich gar leicht des Tages 40 Meisen haschen. In diesem Monat fangen einige schon den Staarenfang an, andere bedienen sich der Leimspindel bey den Kirschbäumen, deren Früchte nun reif sind, und fangen damit Häher, Mistler, Drosseln, Amseln, Kirschvögel, Kernbeisser, und dergleichen, die sie im Herbst zur Lock gebrauchen können.

So kommen auch jetzund die jungen wilden und Turteltauben auf die Feldbäume, weil die Früchte schon anfangen reif zu werden, daher man sie schiessen kann. Endlich lege man in diesem Monat zurecht, alles, was zum Fang des Federwaldwerks dienet. Es kann nichts schaden, wenn zu dieser Zeit die verhaltenen Lockvögel nach und nach an das Licht gebracht werden, daß sie des Tages gedohnen; wollen sie aber ihren vollkommenen

kommenen Gesang anfangen, so bringt man sie wieder in das Finstere.

Im August gehet der wilde und Turteltaubenstrich an; solche können auf den Feldern mit Schlagwänden gefangen, oder weggeschossen werden. Nach dem Schnitte gehet der Rebhünerfang an, als welche jetzund besser, denn nach Michaelis zu fangen sind, weil sie noch nicht so weit und strenge fliegen, und man daher auch ihren Fall leichter wahrnehmen, und ihnen beykommen kann. Nunmehro müssen Wachteln und Rebhüner mit einem guten vorstehenden Hunde tirasiret, und vermittelst des Lerchenfälkleins, oder Sperhers können sowohl Wachteln, als Lerchen gefangen werden. Eines von denen nöthigsten Dingen in diesem Monat ist, in Waldheerden, auf den Aetzplätzen, die jungen in der Nachbarschaft gezogenen Finken anzuätzen, und wenn sie des Platzes nach und nach gewohnet, selbige auf einen Morgen zu berücken.

Im September ist die rechte Vogelzeit, insonderheit 8 oder 14 Tage vor Michaelis, zuweilen auch, nachdem die Jahre fallen, nach solcher Zeit, in welcher der Finke seinen besten Strich hat; daher beym Anfang dieses Monats die Finkenhecke zu verfertigen. Der wilde, und Turteltauben-Rebhüner- und Wachtelfang währet noch diesen Monat durch, hernach verstreichen Tauben, und Wachteln fällt; hingegen gehet der Amsel- und Drosselstrich an; ingleichem um die Mitte dieses Monats der Lerchenstrich, und diesem Vogel pfleget man alsdenn sowohl mit Kleb-, als Nachtnetzen nachzustellen; auch ist um diese Zeit der Meisenfang mit dem Kloben sehr lustig.

Im October fängt man die Amseln, Gögler, und Rothdrosseln auf den Waldheerden. Nach St. Galli Tag haben die Krammetsvögel, Mistler, und Zeindeisser ihren Strich; die fängt man mit den Schlagwänden, welche 6 Klaftern lang seyn müssen, darzu man auch die behörige Ruhr- und Lockvögel hat. Mit Ausgang dieses Monats, nimmt zugleich der Finken-, Grünling-, Emmerling- und Häustingstrich ein Ende. Weilen die Lerche jetzt von Tag zu Tag immer fetter, und angenehmer zu essen wird; so fähret man auch mit ihrem Fang fleissig fort. Jetzo streichen die Sperlinge, und fallen deren etliche hundert, bis tausend auf den Feldern in eine Staude, welche man nur mit 2 bis 300 Leimspindeln belegen, und die Sperlinge auf dem Felde gegen solche Staude zutreiben darf; so können deren hundert, nicht ohne Belustigung, auf einmal erhascht werden. Eben zu solcher Zeit, und schon im vorigen Monat, fallen die Stieglitze häufig auf, wo Disteln stehen; mithin fängt man sie jetzo leichtlich mit Leimruthen. Die Häustinge sind nun auch häufig im Felde, dahero man sie hier vermittelst einer Ankörnung, und einer, oder zwey guter Vogelwände leicht berücken, auch hiermit den Winter durch continuiren kann, wenn Plätze auf dem Felde vom Schnee gereiniget werden. Die Schnee-

pfen sind das ganze Jahr durch nicht besser zu erhaschen, als im October; dann jetzt fliegen solche aus den Feldern und Wäldern um Abendszeit auf die Sandäcker, wo sie ihre Nahrung suchen; wer nun ihren Strich, den sie halten, wohl merket, und ein Hochnetz daselbst aufrichtet, der fängt leicht einen Flug nach dem andern daselbst weg. Vor allen Dingen taugt hierzu die Schnepfenpantherey, welche man über Nacht aufgerichtet stehen lassen kann; doch muß die Nacht stille und finster seyn. In Wäldern, wo Birkengesträuche und sumpfigter Boden ist, werden solche auch mit Stecknetzen, oder Schlingen gefangen.

Im November, gehet der Rebhünerfang mit dem Treibezeug, auch zuweilen dem Steckgarn an, und vermittelst der Laufbögen erlangt man Krammetsvögel, Mistler, und Weindrosseln, wo es Wachholderbeere giebt, die sie in der Kälte lieber, als Vogel- oder Ebereschenbeere fressen. Man macht auch viereckigte dick in einander geflochtene Zäune von Wachholderstauden, läßt einen Ort allein offen, überziehet solchen mit einem Bindfaden, und hänget an diesen Donen, wirft in die Mitte viele Wachholderbeere, darnach die Vögel gehen, und sich verschlingen. Jetzt ist der beste Krammetsvögelstrich, und auf moosigten Orten sind noch Schnepfen zu erlangen; so bald es aber anfängt zu schneyen, verlieren sie sich, und streichen davon. Um diese Zeit stellen sich die Quäcker und Zeisler sehr häufig ein, sind jedoch nicht im freyen Felde, sondern halt bey Bäumen, an welche man einige Lockvögel zu hängen pfleget, viel leichter anzukörnen, als die Häufinge. Es häufen sich auch in unzählichen Schaaren die der Farbe nach sehr angenehme Meerzeißlein, Gräslein, oder Zitscherlinge genannt, so oft viele Jahre ausbleiben, und etlicher Meynung nach, nur alle 9 Jahr zu uns kommen. Diese fängt man, wie auch die schon im October streichenden gemeinen Zeisiein, auf einer langen Stange, an welche oben eine Gabel gebunden, ein Lockvögel hinauf gehängt, und Leimruthen dahin gestecket werden. Die Stange gehet unten in einem Gewerbe, daß man sie bequem auf- und niederlassen kann. Eben auf diese Art, und in diesem Monat werden auch die Blutfinken oder Gimpel gefangen, welche wegen ihrer Gelehrigkeit und Schönheit werth sind, daß man sie Paarweise aufhebe, und in den Zimmern brüten lasse; die Alten müssen aber zum Aus- und Einfliegen gewöhnet seyn, damit sie ihren Jungen natürliches Gesäse zutragen können, sonst sind diese schwerlich aufzubringen. Endlich gehet auch im November der Mistlerstrich an; denn da diese Vögel nun keine Würmer mehr finden können; so suchen sie auf den Bäumen die Mistelbeere, wobey sie aus Neid keinen andern Mistler leiden wollen. Weil nun dieses von ihnen bekannt; so nimmt man einen doppelten Käfig, davon der untere das Quartier vor den Lockmistler abgiebt, der obere aber, welcher das Stichhäuslein heißt, als ein Fall- oder Springhäuslein offen stehet. Da nun

nun der in der Freyheit sich befindende Mistler, den im Käfig eingeschlossenen Lockmistler nicht um sich dulden will; so sticht er auf ihn los, und fängt sich also in dem Stich- oder Fallhämslein selbsten.

Im December halten sich die Krammetsvögel, Drossen, und Kernbeisser nicht mehr so häufig beysammen, und sind lieber in den niedrigen Wachholderbüschen; daher fängt man in den Laufhägen im Schnee mehr, als auf dem Leimbüchel: hingegen sammlen sie sich besser im Januario und Februario, sind deswegen auch besser auf dem Leimbüchel zu fangen. Jetzt kann man auch, wenn frischer Schnee fällt, die Rebhüner mit dem Schneegarn am besten fangen, und fort an, so lang der Winter währet. Weil die Habichte bey den Häusern grossen Schaden thun, und die Tauben, und Hühner sehr abfangen, muß man solche mit Riemen und Habichtsfängen auf die Seite zu räumen suchen. Wer nahe bey grossen Schwarzwäldern wohnet, kann um diese Zeit mit Verwunderung derer, die es nicht wissen, bey grosser Kälte und Schnee junge Vögel aus den Nestern nehmen; denn jetzo, und in dem folgenden Monat haben die Krummschnäbel, oder die Grünitze ihre Vermehrung, und lassen sich, wenn man sie jung bekommt, sehr zahm machen. Was übrigens noch hieher gehöret, und welchergestalt jetzo der Weydmann seine neue Netze stricken, die alten verbessern, und die sonst nöthige zum Vogelfang anschaffen, und zubereiten solle, suche der Leser unter denen Nahmen, womit ein jeder Vogel, ein jegliches Netz ꝛc. benennet wird.

Man wirft die Frage auf: Wenn einem das Jagen schlechterdings gestattet worden, ob er auch deswegen den Vogelfang und die Fischerey habe? Insgemein wird mit Nein geantwortet, weil die Jagd und der Vogelfang und die Fischerey ganz besondere und unterschiedene Species, und daher sich von einem auf das andere nicht schliessen lasse. Und ob gleich die Jagd von grösserem Werth, und mehrers imponiret, als der Vogelfang, solchemnach es scheinen möchte, daß, wem das Grössere zugelassen, demselben auch das Geringere und Kleinere erlaubet und vergönnet seye; so läßt sich doch hieraus nicht schliessen, daß unter der blossen Concession der Jagd, als einer einer ganz besondern und unterschiedenen Sache, auch der Vogelfang und Fischerey begriffen seye. Worzu auch noch kommt, daß, wenn der Lehenherr auch den Vogelfang und Fischerey hätte mit verleyhen wollen, er solches gar leicht, auch nur mit wenigen Worten hätte ausdrücken können, da er aber dieß unterlassen; so ist allerdings muthmaßlich, daß er nur die Jagd allein, mit Ausschliessung des Vogelfanges und der Fischerey, habe gestatten wollen; daher das, was in den Lehenbriefen nicht ausgedrückt zu finden, für ausgeschlossen und unerlaubt zu achten.

L. 99. & 126. §. 2. ff. de verb. obligat. *Wehner.* Observat. pract. voc.

Sorg

Forst und Vogelwaid. *Noe Meurer* tract. vom Jagd- und Forstrecht, part. 2. fubr. ob der der hohen Obrigkeit die Forstliche anhange, *Happrecht* dissert. de jur. venand. precar. pag. 45. *Maier* tract. de jur. venand. cap. 2. thes. 1. pag. 11. seqq. Kluger Beamter part. 1. tit. 34. §. 6.

Dafern aber jemanden alles Waidwerk durchaus, wie es Namen haben mag, verstattet worden; so kann derselbe nicht nur das Jagdrecht, sondern auch den Vogelfang und Fischerey mit allem Recht exerciren.

Knipschild de nobilit. lib. 3. cap. 5. num. 128. Kluger Beamter d. tit. 34. §. 6.

Heutiges Tages aber wird das Vogelwaidwerk insgemein unter den kleinen Wildbann oder das kleine Waidwerk gerechnet. Daher kann derjenige, der die niedere Jagdgerechtigkeit hat, die Reb- und Feldhüner, Federthier und alles Gevögel, klein und gros, fangen, und einen Vogelheerd bevogeln oder anrichten.

Webner Observ. pract. voc. Vogelwaid. *Meichsner* tom. 4. decis. 7. num. 28. Kluger Beamter part. 1. tit. 34. §. 12. *Stryck.* in us. modern. ad ff. tit. de aquir. rer. domin. §. 8. *Otto* in hohen Herren und Potentaten Brevier. sect. 2. pag. 253.

Der Auerhahnenfalz und Reigerbaitz aber darf er sich nicht bedienen; denn die Auerhahnen, Truppen, Haselhüner, Berghüner, Schwanen, gehören zum hohen Wildbann und grossen Waidwerk.

Berger Oeconom. Jur. lib. 2. tit. 2. §. 8. not. 3. pag. 227. & §. 10. pag. 230.

An theils Orten, sonderlich in Franken, ist denen Edelleuten zugelassen, an dem Ort, wo sie ihre häusliche Wohnung haben, ein oder zwey Vogelheerde, nach Gelegenheit des Orts, aufzurichten, die man Kuchenheerde nennet; welche Heerde an dem Ort bisweilen libere aufgerichtet werden, wenn gleich ein anderer den Wildbann daselbst hat; bisweilen aber nicht libere, sondern aus besonderer Vergünstigung zugelassen, widrigenfalls, wenn die von Adel an den Wildbannsherrn schreiben, und um einen Kuchenheerd anlangen, ihnen solches gemeiniglich auf ihr Zuschreiben verstattet und zugelassen wird, wofern keine Unnachbarschaft und Differenz unter ihnen herrschet.

Kluger Beamter part. 1. tit. 43. §. 12. *Webner* Observ. pract. voc. Vogelwaid in fin.

Es begreift aber ein Vogelheerd gewöhnlicher massen nicht nur den ausgestreckten Platz, sondern auch den ganzen Bezirk, so weit man einen Vogel singen höret, und beschleust denselben also, daß in solchem Bezirk keiner einen andern Heerd machen darf.

Meichs-

Meichsner tom. I. decif. Camerul. 1. part 2. fol. 8. *Webner* Obſerv. pract. voc. Vogelwaid.

Sonſten pfleget man das Vogelwaidwerk in das groſſe und kleine einzutheilen. Unter das groſſe gehören die Krammetsvögel, Halbvögel, Amſel, Droſcheln, Zemmer, Wachteln ꝛc. Unter das kleine aber die Lerchen, Finken, Zeißlein ꝛc. Wiewohl hierinnen mehr auf die Gewohnheit und Obſervanz zu ſehen; maſſen zuweilen die Krammetsvögel, Amſeln und Droſſeln unter das kleine Vogelwerk gerechnet werden.

Webner. Obſerv. pract. voc. Vogelwaid. Kluger Beamter part. 1. tit. 34. §. 12. *Gylmann* decif. 49. in fin. Lib. 1.

Vogelheerd, Vogelherd, iſt ein Platz, auf welchem der Vogelſteller ſeine Netze ausbreitet, und Lockvögel ſtellet, damit er, indem er in der darneben erbauten Hütte ſitzet, die Vögel, ſo auf ſolchem Platz fallen, mit dem Netze berücke und fange. Sie werden auf unterſchiedene Art, und an mancherley Orten berücket, dahero giebt es Waldheerde, Feldheerde, Strauch- oder Buſchheerde, Lerchenheerde, Springheerde, Tränkheerde, Schröckheerde, und Schußheerde, oder Pantoffa genannt. Wie nun ſolche anzulegen, und was dabey zu beobachten, ingleichem hierdurch, als auch anderer Geſtalt, die Vögel zu fangen ſind, iſt unter denen Worten: Kloben, Klobenhütte, Netzenfang, Nachtnetz, Pantheer, Plattnen, Schlagbaum, Schlagwände, Schnurgarn, Schröckheerd, Sprenkel, Strauch- oder Buſchheerd, und Vogelfang befindlich. Was die Tränkheerde, oder Tränkteppen anbetrift; ſo iſt dieſſfalls noch zu gedenken, daß man im Wald eine Gelegenheit ausſiehet, von einer Lache, oder Grube, darinnen ſich entweder Regenwaſſer beſtändig erhält, oder Zugang von Quellen erfolget. Hierüber wird eine Wand zurechte gemacht, daß ſolche, wenn man ſie richten, und rücken will, eiligſt über die mit Waſſer verſehene Grube fällt; andrey müſſen andere in der Nachbarſchaft entſtehende, und zulaufende Wäſſerlein wohl mit Sträuchern zugedeckt, und verleget werden, damit der Vogel keine andere Gelegenheit zum Trinken in dem Walde finden, ſondern nothwendig daſelbſt ſeinen Trunk haben möge. Hat nun das Geflügel geraume Zeit ſich dahin gewöhnet; ſo werden die Tränkwände geleget, und in einer nicht weit davon errichteten Hütte wird auf die Ankunft der Vögel zum Trunk gelauret, und nach ihrer Ankunft werden ſie dem berücket. Dieſes Weydwerk braucht wenig Mühe, keiner Locke, und iſt, zumal bey heiſſer Zeit, ſehr luſtig. Es kommen ſowohl groſſe als kleine Vögel zu dieſen Tränkwänden, ja wenn Eichhörnlein, Haſen, oder Füchſe ſolches Waſſer gewohnet, kann ſie der Weydmann gleichfalls mit nehmen.

Im Churfürſtenthum Sachſen mögen die Unterthanen zwar

zwar auf ihren Gütern Vogelheerde haben (Forst- und Holzordnung 1560.). Sie dürfen aber fremden Leuten keine Vogelstelle vermiethen. Die churfürstliche Vogelheerde betreffend, so werden solche zwar jährlich vermiethet, es sollen aber doch die übermäßigen eingezogen werden (Resolv. Puncte von 1697. §. 27.). Sonst aber gehöret das Vogelstellen zur Cammercognition. Und nach Maßgebung der Sachsengothaischen Forst- und Waldordnung sollen die Vogelheerde und Gestelle mit Vorbewußt des Jägermeisters vermiethet, und der Zinß berechnet, auch niemand, der des niedern Weydwerks nicht befugt ist, solche auf seinen Gütern zu vermiethen unabgelassen, übrigens aber selbige von denen Forstbedienten steiffig visitiret werden. s. a. Vogelfang.

Vogelkirschen, s. Ebreschenbaum.

Vogelleim, lat. Viscus, franz. *Glu*, ist ein klebrichter Leim, womit die Leimruthe bey dem Vogelfang bestrichen wird. Man bereitet solchen aus Mistel, welcher zu einem Mörsel gestossen wird. Unter dem Stampfen giesset man etwas Wasser hinzu. Denn wäscht man dieses mit kaltem Wasser aus, daß das Holz heraus komme. Nach diesem wäscht man auch die Fasern mit laulichtem Wasser daraus. Die Hände bestreicht man vorhero mit Oel; so klebt er nicht an. Will er bey warmen Wetter zu weich werden; so thut man etwas Pech, und zwar weisses, oder Tannenharz hinzu, und schmelzet es zusammen. Beym Frost aber knetet man solchen mit Branntwein durch; so friret er nicht. Bey nassem Wetter wird er mit Leinöl durchknetet; denn sonst nimmt der Leim die Nässe an, und die Vögel bleiben nicht kleben. Wird der Leim von Federn unrein, oder fängt an, zu dörren; so bindet man um die Spindel einen starken Bindfaden, ziehet damit den Leim ab, und reiniget ihn mit laulichtem Wasser. s. a. Stechpalmen.

Vogelnest, s. Nest.

Vogelsteller, Vogelfänger, lat. Auceps, franz. *Giboyer*, ist eine Person, so allerley Vögel auf allerhand Art und Weise, auf ordentlichen Vogelheerden, mit Leimspindeln, Schleifen, Dohnen, und andern Instrumenten listig zu berücken weiß. Er soll billig die Natur und Eigenschaft der Vögel aus dem Grunde verstehen, und wissen, wo sich eine jede Art von Vögeln aufzuhalten pflege; wie sie ihre Speise zu nehmen, oder zu geniessen gewohnt; ob sie solche mit dem Schnabel zerknirschen; oder ob sie dieselbe verschlucken; oder ob sie solche gleichsam hineinlecken, und welche Vögel zu einer oder der andern Sorte gehören; wenn sie ihren Strich und Wiederstrich halten; was eine jegliche Art vor einen Ort sich zur Brut erwehle, wenn und wie oft solche Brut in einem Jahre geschehe, und wie viel sie jedesmal Junge aufbringen; welche Vögel sich in Hauffen zusammenschlagen; und welche hingegen einander locken und nicht locken; welche ihre Schnäbel und Farbe im Frühling verändern; um welche Zeit sie ihren Gesang hören lassen; welche Vö-

gel sich im Wasser, und welche im Sande sich zu reinigen und zu baden pflegen; welche ihren Jungen die Speise im Kropfe, und welche im Schnabel zuführen ꝛc. Er soll auch alles, was zum Vogelfange gehöret, als Netze, Vogelbauer, Vogelleim und andere Sachen selbst stricken und verfertigen können, und auf was vor eine Art diese oder jene Gattung Vögel zu berücken, aus dem Grunde verstehen.

Vogelwände, heißt man die Netze oder Garne, womit man die Vögel auf denen Heerden zu fangen pfleget. Zu grossen Vögeln gehören grosse Wände von 80 bis zu 100, ja zu 120 Schuh lang, so weite Maschen haben, und dahero desto leichter überzuziehen sind. Auf die Lerchen und andere kleine Vögel werden auch solche lange Netze gebraucht, so aber enger gestrickt seyn; und sind solche Wände allezeit acht Werkschuh, oder vier Ellen breit. Diese werden Schlagwände genennet, dieweil sie unverdeckt liegen und zusammen schlagen. Hiermit werden allerley Arten Vögel im Felde und Hölzern gefangen; nemlich wilde Gänse, Kraniche, Rybitze, wilde Tauben, und viel andere grosse und kleine Vögel. Es müssen aber die Seinen oder die Stricke, wie auch die Stäbe bey denen Schlagwänden wohl verdeckt werden. Wände von 40, 50 bis 60 Schuh lang, werden halbe Netze genennet, und damit Tauben, Rebitze, auch andere Arten mittelmäßiger und kleiner Vögel in und ausserhalb des Strickes gefangen; man braucht sie theils vor offenbare Schlagwände, theils aber vor verdeckte Netze. Mit kleinen und kurzen Wänden werden kleine Sangvögel und Sperlinge gefangen, und sind solche gemeiniglich nur 20 bis 24 Schuh lang, und 7 oder 8 Schuh breit.

Vogelwaidwerk, s. Vogelfang.

Vol des Oiseaux, s. Streichen.

Volatus Avium, s. Streichen.

Volck, Reit, Rit, Rütt, heißt bey denen Reb- und Haselhünern eine völlige Brut mit denen beyden Alten. Sie bestehet offt aus 20 und mehr Stücken. Dergleichen Volk leidet kein fremdes Huhn unter sich. s. Rebhuhn, Haselhuhn.

Volarie, s. Federspiel.

Volle Mast, s. Mast.

Voluntairs, heissen bey der Jägerey diejenigen, so zu gut und bürgerlicher Ankunft, oder hohen Standes seyn, welche die Jägerey zwar zu Ende gebracht, sich aber noch eine Zeitlang bey den Wildmeistern, oder Oberförstern aufhalten, um sich in derselben weiter vollkommen zu setzen, das Deputatwildbret, so sie zu liefern haben, mit zu pürschen, und den angestellten Jagden mit beyzuwohnen. Sie bekommen auch auf denenselben ihre Auflösungen, und Rauchern, damit sie alle Anstalten, und Jagdgebräuche erkundigen mögen, und bey sich ereignenden Vacanzien zu höhern Bedienungen gezogen werden.

Volucres rapaces, s. Raubvögel.

Volucris vaga, s. Schwalbe.

Vörs

Vorgreiffen, heißt, mit einem Leithunde um oder in einem Holze herumziehen, zu vernehmen, ob das Wildpret, welches an einem Orte hinein gespüret worden, darinnen geblieben seye.

Vorhölzer, s. Haag.

Vorjagd, heißt, wenn nach Endigung der in denen meisten Forst- und Jagdordnungen sogenannten verbothenen Zeit, wiederum die erste Jagd gehalten wird.

Vorjagen, s. Jagd, nro. 6).

Vorlaß, s. Beitzvögel.

Vorlos, s. Federspiel.

Vorständer, heissen bey einem Forst die jungen Bäume im Laubholz, so bey Abtreibung des Schlagholzes von 2 Jahren gelassen worden, damit sie zu angehenden und Hauptbäumen erwachsen. s. Laßreiser.

Vorstehender Hund, Hönerhund, Wachtelhund, franz. *Chien couchant*, ist ein Hund, welcher abgerichtet worden, den Rebhünern, Wachteln, auch wohl Hasen vorzustehen, bis sie traßirt, oder, wenn sie aufgestossen, mit dem Vogel gebaißt, oder auch geschossen werden. Es giebt derselben unterschiedene Arten, davon eine grau und braun gesprenget, mit etlichen braunen Flecken, vor die besten gehalten wird. Eine andere Art, die weiß, oder aschenfarb, braun oder Semmelfarb gefleckt, suchet auch gut, ist aber besser zum Baissen, als zum Hetzen, weil sie kurz vor dem Mann suchen, welches zum Baissen nöthig ist, damit, wenn der Hund etwas abstöbert, der Vogel in gehöriger Weite ausgelassen werde. Die andern, so zum Traßiren abgerichtet sind, nehmen ein grosses Feld ein, und revieren hin und wieder, bis sie einen Geruch von Hünern bekommen, welches der Weydemann alsobald vermerket. Sie sind insgemein von mittelmäßiger, niedriger Art, mit langen Ohren behangen, und mit gestutzten Schwänzen.

Vorsuchen, nennet man, wenn man mit einem Leithunde vor ein Holz hinziehet, um zu sehen, was für Hirsche oder Wildpret im Felde gewesen.

Vulpes, s. Fuchs.

Vultur, s. Geyer.

W.

Waade, Wathe, ist ein grosses Fischnetze, welches bey Fischung grosser Teiche und Seen gebraucht wird. Es bestehet aus zweyen von gutem Hanf gestrickten Wänden, welche von solcher Höhe seyn müssen, daß sie unten am Grunde aufstreichen, am obern Theil aber auf dem Wasser schwimmen. In der Mitte findet sich der Keutel, Zipfel oder Sack, darinnen sich die Fische fangen, und erstrecket sich etwa drey Klaftern lang hinauswärts. An der obersten Säume werden die Flossen, je eines Schuhes weit von einander, angeheftet, und solche entweder von dürren Weiden, Pappelweiden, oder Birken gemacht, welche das Garn in der Höhe halten; gleichwie hingegen an die unterste Säume Eisen- oder Bleygewichte, so man das Gesenke heisset, und zwar in stark-

len fliessenden Wassern etwan 4 oder 5 Finger, in Teichen aber 12, 15, bis 18 Zoll weit von einander, gehänget werden, damit sie das untere Theil der Waade auf den Grund halten mögen. Wenn diese Waaden oder Ziehgarne groß sind, werden an statt der Flösse länglichte tännene Breter, eine halbe Klafter weit von einander, gemacht, unten aber sügslicher Eisen, als Bley, in gleicher Weite von einander, gehänget. Auf beyden Seiten des Garns sind die Keulen oder Kolben, das ist, ziemlich starke Kieppel, mit Mauersteinen angebunden.

Bey Einwerfung der Waaden muß man fleißig darauf Achtung geben, damit das Garn ordentlich ausgetheilet und ausgebreitet werde, und das Gesenke oder die Gewichte unten, oben aber die Flösse bleiben. Der Zug muß an beyden Seiten zugleich geschehen; die beyden untersten Säume müssen zusammen gefasset, das Garn auf den Händen ausgezogen, und mit den Füssen darauf getretten werden, damit die Fische hinterwärts in dem Keutel oder Beutel sich sammeln; aber damit man sehen möge, wo sich derselbe befinde, wenn das Garn auf den Grund streichet; so wird etwas von Stroh oder Schilf zum Merkzeichen, oben bey dem Floß, angebunden; und kann also der Zug desto leichter zugleich geschehen.

Waasen, Hochwaasen, nennet man auch das Erdreich, so gleich an das Ufer des Wassers ausflösset.

Wachholderbaum, s. Kaddich.

Wachsthum der Bäume, siehe Baum.

Wachtel, lat. Coturnix, franz. *Caille*, ist ein Erdvogel, welcher seinen Aufenthalt in fetten Kornfedern, und mit langem Gras bewachsenen Wiesen hat, und fast wie ein Rebhun geartet ist. Am Kopf und Rücken hat sie fast gänzlich die Farbe einer Lerche, ausser daß sie am Hals herum etwas heller aussiehet. Die Männlein sind an der Kehle theils braun, theils schwarz, und gehet dergleichen Strich halb um den Hals hinum. An der Brust sind die Männlein ganz weitzenfarb, davon aber die Weiblein wenig oder gar nichts haben; weiter unten am Bauch sind sie weißgrau; der Schnabel ist bey etlichen Männlein im Sommer kohlschwarz, bey etlichen aber ist er nur dunkelbraun, und die Füsse sind weislicht. Das Weiblein ist am Kopf und Rücken fast wie das Männlein, nur in etwas dunkler, am Schnabel ist es weislicht, an der Brust aber dunkelweiß oder schwarztüpflicht. Die Gestalt der Wachtel, dem Gewächse nach, ist äusserlich anzusehen, wie alle Hünerarten, und an der Grösse einem Krammetsvogel zu vergleichen; denn ob derselbige wegen seiner hohen Beine gleich viel höher aussiehet, als die Wachtel, wenn sie neben einander stehen; so wird doch an der Dicke und Länge des Leibes, nach hinweggenommenen Federn, kein grosser Unterschied zu sehen seyn.

Die Wachtel wird im Zimmer so zahm, daß sie, wenn man sie recht wartet, nemlich, wenn man ihr

nicht

nicht nur Weitzen, sondern auch allerhand Saamen und Salat giebt, wie ein Haußhun herum läuft, auch Eyer leget, und welches wenig andere Vögel thun, fremde Junge aufziehet. Ihr Schlagen und Ruffen, das nur im Sommer bey dem Männlein anderst, als bey dem Weiblein, im Winter aber überein lautet, kommt einigen verdrießlich und unangenehm vor, andere aber hören es gerne, und haben ein sonderbares Vergnügen daran. Die Wachtel, wenn sie noch so zahm ist, ja, wenn sie ihr Lebtag nicht in dem Feld gewesen ist, nimmt doch von Stund an, da sie ins Gras kömmt, ihre natürliche Wildigkeit an.

Kein Vogel brütet später im Jahr, als die Wachtel. Viele verrichten erst im September ihre dritte Brut. Sie legen zehen bis vierzehen Eyer, und ist dieses besonders an ihnen, daß Männlein und Weiblein nicht beysammen bleiben; sondern, so bald das Weiblein Eyer legt, so bald sucht auch der Hahn ein ander Weiblein, und kommt nicht mehr zu dem vorigen. Sie sind überaus leicht aufzubehalten; jedoch, wenn sie recht frisch bleiben, und etliche Jahr nacheinander schlagen sollen, brauchen sie gute Wartung. Die Junge, wenn sie nur acht Tage alt sind, bedürfen lange nicht so viel Mühe, als junge Rebhüner, die ohne Ameiseyer nicht aufzubringen sind; sondern sie nehmen mit gehackten Eyern und Hirsen vorlieb, wenn sie nur von ihrer Mutter, oder von einem andern Weiblein (denn fast ein jedes nimmt sich fremder Jungen an), geführet und bedecket werden. Aber an dem ersten Tag, da sie auskriechen, und bis etwan auf den vierzehenden oder fünfzehenden Tag, sollen sie billig frische Ameiseyer bekommen, wenn man die ganze Schaar aufbringen will.

Es ist ein geiler Vogel, so gar, daß er aus blinder Begierge öfters eine vorkommende Kröte an statt des Huns tritt, und wenn er sich in einem Spiegel erblickt, aus gleichem Triebe zu läuft, und in denen ihme gelegten Schlingen sich verstricket. Sie kommen erst im May zu uns, und sind von solcher Zeit an, bis in den August am besten mit dem Ruff und Steckgärnlein, oder noch mit mehr Lust, vermittelst vorstehender Hunde, in denen Wiesen mit dem Tiraß zu fangen.

Die Nahrung der Wachteln bestehet in Weitzen, Hirsen, Salat und Krautsaamen, womit sie sich so fett mästen, daß sie zur Zeit ihres Strichs oft vor Fettigkeit nicht zu fliegen vermögen; sie streichen aber im Herbst in aller Stille fort, und zwar mehrentheils im September also, daß deren wenige den October erwarten. Wenn man sie in einem Käfige halten will, welches man mit den Hahnen, um ihres Schlages willen, gerne thut, muß derselbe oben offen, und nur mit einem Tuche bedecket seyn, dieweil sie sich sonst die Köpfe zerstossen. Das Fleisch der Wachteln ist zwar von den Alten für ungesund und schädlich gehalten worden, welchen aber von den Neuern widersprochen wird, ab-

sonderlich geben die Jungen eine sehr niedliche Speise.

Wachtelgarn, ist in der Höhe ohngefehr eine Elle, oder fünf Viertel, und 10, 12 bis 20 Ellen lang, von subtilem Bindfaden, oder besser, starkem vesten Zwirn gestrickt. Man bevestiget es in denen Aeckern, an kleinen Furkeln, welche von einigen Spisse, von andern aber Spillen, oder Pfahlhölzlein genennet werden. In der ersten Koruschosse, und in denen Wiesen sind die grünen gut, wenn aber Geblüme darinnen wächset, die Bunten, und so sich das Getraide färbet, alsdenn die Erdfarbenen, und gelben; wiewohl grüne von vielen durchgehends vor die besten gehalten werden. Solche Garne werden an denen Orten, wo Wachteln schlagen, aufgestellet, und hier muß man Achtung geben, wo Hähne, oder Sicken vorhanden, darnach muß der Wachtelfänger sich mit der Wachtelpfeiffe richten, und so Männlein schlagen, der Weiblein Locken vorstellen, wenn sich aber diese hören lassen, den Hahnenschlag nachahmen. Bey Lockung der Wachtel ist zu merken, daß das Weiblein nur zwey, das Männlein aber dreymal anschläget; auch muß man mit dem Locken nicht eher anfangen, bis sich die rechte Wachtel hören läßt, und mit dieser zugleich wieder aufhören.

Wachtelhabichte, s. Sperber.

Wachtelhund, s. Vorstehender Hund.

Wachtelkönig, s. Schnarr, Schnerff.

Wachtelpfeiffe, ist eine besondere Art von Lockpfeiffen, welche aus Corduan, und anderm Leder vermittelst einer beinernen Röhre von Katzen-Hasen- oder Storchbeine verfertiget werden, und von denen Wildrusdrehern in Nürnberg gar sonderlich gemacht; und fast aller Orten um schlechten Preiß zu erlangen sind. Mit dergleichen Pfeiffen fängt man die Wachteln im Getraide im Steckgarn dergestalt: Schlägt ein Wachtelhahn da, oder dort; so schleiche nach solchem zu, bis ungefehr 50 Schritte von ihm, da stecke gedachtes Garn hinein, welches aber mit einer Seite unten auf dem Boden wohl aufliegen muß, damit der Vogel nicht durchkriechen kann. Hernach setze dich etliche Schritte hinter das Garn; schlägt nun die Wachtel; so stosse mit der Pfeiffe zwey bis dreymal; man muß aber, wenn die Wachtel aufhöret, zu schlagen, die Pfeiffe noch eine oder zweymal gelassen hinter drein bewegen, und hiedurch der Sicke ihr Locken accurat herstellen, worauf der Wachtelhahn, als ein sehr geiler Vogel, auf solchen Ruf zuläuft, und sich in gedachtem Netze fängt. s. a. Contrarauf.

Wädel, s. Aberglauben, bey dem Forstwesen.

Waffen, s. Gewehr.

Waffensalbe, ein Wort, welches zwar weder zur Jägersprache, noch sonst zur Jägerey und Waldswesen gehöret; indessen, da ein Forstbeamter und Bedienter verschiedenen Fatalitäten, so ihm von den Wildschützen, oder sonst öfters von liederlichen im Wald

sich

aufhaltenden Gesindel, begegnen können, unterworfen; so lassen wir diesen Artickel, welcher im Fall der Noth nicht undienlich seyn dürfte, allhier mit auslaufen. Es ist bekannt, daß eiserne, zinnerne, und andere Geschirre von grosser Kälte springen, und zertrieben werden, wenn die Kälte in einer Ruhe, und zusammenziehenden Kraft bestehet, welches die alte Naturkündiger unter diejenigen Eigenschaften zählen, so sie die sinnlichen nennen, und solche mit vielen Beweißthümern zu vertheidigen suchen. Was nun hingegen nicht gleich in die Sinne fällt, heissen Qualitates occultas, seu insensibiles, oder solche Eigenschaften, die nicht sogleich in die Sinne fallen, und von welchen die scholastischen Weltweisen meynten, daß man gar keine Raison davon geben, noch einigermassen selbige erklären könnte; sondern sie müßten vor völlig verborgen gehalten werden. Ob nun wohl ganz verborgener Dinge Ursach eben so wenig, als derer übernatürlichen, und der Wunderwerke ihre bekannt ist; so kann doch das Wort verborgen hier in einem solchen Verstande genommen werden, daß verborgene Eigenschaften diejenigen heissen, welche dem erstern Ansehen nach schwer, in der That aber nicht unmöglich, zu erklären sind. Unter denen nun findet sich zuförderst die sogenannte Sympathie und Antipathie, welche Wörter bey dieser Materie von der Waffensalbe nicht in Vergessenheit gestellet werden dürfen, weil solche viele aus Einfalt für ein Teufelswerk, und folglich verbotene Sache halten.

Wenn man dasjenige betrachtet, was in verschiedenen Medicinischen und Chirurgischen Büchern von denen sympathetischen Curen von der Waffensalbe weitschichtig erzehlet wird; so wird man vermuthlich auf die Gedanken gerathen, als wollte man bald etwas vernichten, bald wiederum behaupten. Weil aber die Meynungen derjenigen, welche in ihren Schriften der Waffensalbe gedacht, sehr veränderlich, und nur, was dadurch soll ausgerichtet werden können, anzeigen; hier aber, daß die Erfahrung, bewährter Schriftsteller Versicherung nach, ein gewisses gelehret, nicht zu verschweigen ist, und dahero die Waffensalbe in einer Haushaltung vor ein höchst nöthiges, wo nicht ganz unentbehrliches Mittel zu halten; so soll deren Zubereitung und Gebrauch gegenwärtig nicht in Vergessenheit gestellet werden, immassen Verwundungen, so durch Beile, Aexte, Messer, und Gewehre geschehen, ohne Zuthuung anderer Hülfe aufs beste und kürzeste dadurch zu heilen.

1) Es wird aber die Waffensalbe also verfertiget: Nimm Schmeer von einem wilden Eber, Schweer von einem gemeinen Eber, Bärenschmalz, von einem Mäunlein, jedes ein halb Pfund; rein gemachter, gedörrter, und pulverisirter Regenwürmer, 3 halbe Eyerschaalen voll; so viel als 4 welsche Nüsse groß Moos von Todtenköpfen, (dieses sollte, wo möglich, von Gehangenen, oder auf das Rad gelegten Todtenköpfen seyn, als die nicht an einer Krankheit gestorbene,

ſorben, und alſo in denſelbigen Balſamus inſitus fortior iſt); 4. Loth Blutſtein; 6 Loth roth klein geſchabet Sandelholz; 6. Loth Radicis conſolidæ majoris; mache aus dieſen Stücken allen, Lege artis vermittelſt ein wenig Weins, eine Salbe, oder die Waffenſalbe.

Weil die Verfertiger dieſer Salbe nicht einerley Meynung ſind; muß deswegen auch hier noch einer andern Art von Zubereitung der Waffenſalbe gedacht werden. Paracelſus, der für den Erfinder ſolches Heilmittels gehalten wird, und dem Kayſer Maximilian damit aufgewartet haben ſoll, hat folgende Zubereitung erſonnen, und recommendiret. Rec. Moos aus eines Menſchen Hirnſchaale; 2 Unzen Mumien; ein halbe Unze Leinöl; 2 Quintlein Roſenöl; Armeniſchen Bolus, Una eine Unze; miſche alles untereinander, und mache eine Salbe daraus.

Andere nehmen ein Maaß Regenwürmer, thun in einem ganz neuen Topf unten etwas Sand und Miſt, und legen dieſe darauf, daß ſie ſich dadurch reinigen; verkleiben hierauf den oben wohl zugedeckten Topf, ſetzen ihn in einen Backofen, darinnen erſt Brod gebacken worden, und dörren ſelbige, doch alſo, daß ſie nicht gar verbrennen, aber zu einem Pulver gerieben werden können. Endlich zerläſſet man über einem gelinden Feuer Bären- oder Eberſchmalz, eines jeden gleich viel, gieſſet ſolches auf kaltes Waſſer, damit die Unreinigkeit davon zu Boden falle, und das Schmalz oben bleibe, welches nach dem Erkalten abgenommen, mit einer halben Eyerſchale voll Regenwürmerpulver, 1 Loth wohl pulveriſirten Blutſtein, 1 Loth desgleichen Sandel vermiſcht, alſo zu einer Salbe gemacht, und hernach in ſaubern gläſernen Behältniſſen zum künftigen Gebrauch verwahret wird.

2) Mit dem Gebrauch der Waffenſalbe iſt es alſo beſchaffen: Wenn einer verwundet worden, und du kannſt das Gewehr haben, auch gewiß iſt, an welchem Ort, und wie weit die Verwundung ins Fleiſch gegangen; ſo ſchmiere das Gewehr, oder Inſtrument, womit der Schaden gethan worden, alſo, daß wo er gehauen, du herunterwärts, von dem Rücken zu der Schärfe ſchmiereſt, ſonſt heilet es oben, und bleibet unten offen. Iſt es eine geſtochene Wunde; ſo beſtreiche die Wehre von oben herab, nach der Spitze zu. Im Fall aber dieſe Umſtände unbewußt; ſo muß das Waffeninſtrument ganz geſalbet, und verbunden werden.

Iſt dieſes einmal geſchehen, und man will wiſſen, ob der Verwundete davon komme, oder nicht; ſo thue den ins Fleiſch gegangenen Ort des Gewehres zu einem gelinden Feuer, laß es erwärmen, doch nicht zu heiß, ſondern nur alſo, daß es möglich iſt, eine Hand darauf zu erleiden, widrigenfalls bringt es dem Patienten groſſen Schmerz; denn ſchütte rothen gepülverten Sandel darauf, und gieb Achtung, was erfolget. Iſt es, daß der Kranke an der Wunde ſtirbt; ſo wird das Waffen Blut ſchwi-

gen; geschichet aber dieses nicht, so bleibet er lebendig.

Kann man das Instrument, womit verwundet worden, nicht bekommen; so muß mit einem Holz der Schaden erfrischet werden, daß er blute, und das Blut an das Holz nach der Wunden Tiefe kommen, welches alsdenn, wie gedacht, verbunden wird. Der Patient darf am Schaden nichts mehr thun, als solchen rein halten, und ein eingenetzt Tuch oft darüber legen, welches manche in ihrem eigenen Urin einfeuchten. Beym Säubern soll der Schade allemal abwärts gestrichen, und gesäubert werden; solchemnach heilet er ohne Geschwulst und Schmerzen, obschon der Verwundete viele Meilen weit von dem, der mit solcher Salbe curiret, entfernet ist; nur muß dieser Waffe, oder Holz alle Tage, ob wäre es der Beschädigte selbst, mit einem reinen Tüchlein verbunden, und an einen Ort geleget werden, da nicht zu viel Wärme, noch zu viel Kälte, oder Staub und Wind ist, wenn der Patient ohne Schmerzen bleiben soll. Auch hat sich derjenige, welcher verbindet, währender Cur, alles Beyschlafs zu enthalten; der hiernächst, welcher curiret wird, darf sich mit Essen und Trinken nicht überladen, vielweniger fichtige Speissen genüssen, und Frauenzimmer caressiren; geschiehet aber dieses; so brausseru sich auf der Salbe, und dem Verwundeten rothe Flecken. Der Arzt kann auch dem Kranken, so oft er will, auf obgedachte Art, Schmerzen machen, und ihm solche wieder benehmen.

So viel ist endlich noch nöthig, hierbey zu erinnern, daß andere meynen, wenn die Wunde gestochen ist; so müsse das Gewehr, von der Spitze nach dem Gefässe oder Hefte zu, mit mehr belobter Salbe bestrichen werden; ist es aber gehauen, so müsse man, von der Schneide nach dem Rücken zu, schmieren; und dieses ist fast angegebener Ursachen halber wahrscheinlicher, als vorstehende Meynung. Zu Berlin ist mit einer Waffensalbe, von folgender Zubereitung, sehr viel gutes ausgerichtet worden: Man nimmt im zunehmenden Mond eingesammeltes Moos von einem Justificirten, wie vorher gesaget ist, und Menschenschmalz, jedes 2 Unzen; Menschenblut und Mumie, jedes ein Loth; Leinöl, ein halb Loth; reinen Terpentin und Bolus, jedes eine Unze; und wenn etwan das obgenannte Moos nicht zu erlangen ist; so kann an dessen statt Moos von den Eschenbäumen genommen werden.

Wagenmeister, ist bey der Jägerey ein Bedienter, der die Aufsicht über das Jagdzeug, und die Wagen hat. Er empfängt von denen Jagdhandwerksleuten die Arbeit, untersuchet, ob solche tüchtig, liefert ihnen den schadhaften Jagdzeug, und bestellet den nöthigen neuen. Er hält ein Inventarium über den Vorrath, und thut davon Rechnung. Soll ein Jagen angestellet werden; so trägt er Sorge, daß der Jagdzeug, so viel der Oberjägermeister dessen verlangt, zu rechter Zeit an Ort und Stelle geschafft, und wenn die Jagd vorbey, wieder an gehörigen Ort gebracht wird.

Wagnerholz, ſ. Schirrholz.

Wahrhammer, ſ. Kohlenbrennen, nr. 3) lit. b).

Waidaſche, ſ. Potaſche.

Waide, ſ. Weidgang.

Waidgang, ſ. Weidgang.

Wald, lat. Silva, Sylva, franz. *Foret*, iſt eigentlich ein offener, weit umfangener, mit Ober- und Unterholz bewachſener Platz, der Förſte und Hölzer in ſich hält, woraus die Nutzung an Wild, Holz, Maſtung, und anderm mehr zu genieſſen iſt: Im gemeinen Reden aber heißt eine jede ſehr groſſe Fläche Holz ein Wald, obgleich ſelbiger ſonſt auch bisweilen ein Forſt, Gehölze, Dickicht, Heide u. ſ. w. genennet wird, wovon dieſe Wörter nachzuſchlagen. Folgende Punkte mögen hiebey noch in Betrachtung gezogen werden.

1) In darauf zu ſehen, daß Wälder in gutem Stande und Wachsthum erhalten werden. Was dießfalls in Acht zu nehmen ſeye, davon ſ. Holzbau, Holzſchlag. Ein beſonderes Arcanum, die Bäume in Wäldern zu vermehren, fügen wir noch hinzu, welches in folgendem beſtehet: Es werden nemlich die gröſten Stämme, ſonderlich in Herbſtzeit, wenn das Laub von den Bäumen iſt, abgehauen, und an einem Orte eingeſchlagen, damit ſie vor der groſſen Kälte, Regen und Sonnenſchein möchten befreyet ſeyn; alsdenn gräbt man etwa etliche Bäume ſammt der Wurzel aus, hauet die groſſen Wurzeln ab, und zertheilet ſie nach Proportion, daß eine jede Wurzel nach der Gröſſe und Stärke des Baumes ſich daran ſchicken möge. So kann man auch die groſſen und langen heraus laufenden Wurzeln von den Bäumen ohne Bedenken heraus graben, wenn nur die Hauptwurzel nicht berühret wird. Und nachdem man alſo die Wurzeln in ziemlicher Menge beyſammen hat, ſchlägt man ſie, wenn man ſie nicht alſobald brauchet, ſo lang in die Erde, und verfähret nach der Zeit mit dem Einſchnitt in die Wurzel, und mit Formirung des Aſtes und Stammes auf folgende Art: Erſtlich haue man den ganzen Stamm bey der Wurzel ab, und zertheile denſelben durch Abſchneidung der Aeſte und Zweige, ſo viel nämlich daran befindlich; reinige ſodann dieſelbe Wurzel von aller daran hängenden Erde und Unflat wohl ab, und zerſchneide ſie gleicher Weiſe in unterſchiedliche Theile, deren etliche groß, und etliche klein ſeyn ſollen. Von denenſelben applicirt man die groſſe Wurzeln zu den groſſen Stämmen, die mittelmäſſigen Wurzeln zu denen erwachſenen Aeſtlein, die kleinen Wurzeln zu denen Stämmlein und Zweigen, die kleinern aber können auch zu einzelnen Blättern gebraucht, und Bäumgen daraus erzogen werden. Hiebey iſt noch dieſes zu gedenken, daß wenn ein Wurzelſtück ſehr lange ſeyn ſollte, kann ſolches in 2, 3, 4 und mehr Theile, nachdem es ſich am beſten thun läßt, nach eigenem Gutbefinden, zerſchnitten werden: den Schnitt aber muß man allezeit unten her mit der Garten Mumia verſtreichen und verwahren.

Nach-

Nachdem nun obbeschriebener massen sowohl Stamm als Wurzeln ordentlich zerschnitten und eingetheilet, und was zusammen kommen soll, richtig eingeleget worden; so machet man in jede Wurzel einen Schnitt, und stecket oder impfet dieselbe an den Ast oder Zweig, welcher dazu ausersehen worden. Damit aber das geimpfte nicht von der Wurzel abfalle, so muß man die Wurzel mit Bast oder Stroh ganz vest zusammen binden, darauf wird ein Licht angezündet, und die ermeldte Mumie an demselben etwas warm gemacht, selbiger Ast und Wurzel, so weit der Schnitt durch das Band gehet, überzogen; und auf solche Art bekommt ein jeder Stamm, Ast, Zweig und Stämmlein seine Wurzel, welche hierauf in die Erde gesetzet werden, allwo sie also durch die Wurzel gewöhnlicher Weise den Nahrungssaft bekommen, dabey verheilet das ab- und eingeschnittene, fängt an, auszutreiben und zu wachsen, und kommt endlich zu des Operateurs höchsten Vergnügen in kurzer Zeit zu seiner Vollkommenheit.

Man muß dabey Achtung geben, daß, in dem man den Stamm unterher einschneidet und zertheilet, der Kern des Stammes nicht zu viel verletzet werde; sintemal bekannt ist, wie gar leicht eine Fäulung oder Brand an den Stämmen und Bäumen entstehen kann, wenn das Mark oder Kern derselben Noth leidet. Gleicher Weise muß auch der kleine Theil, so bey der Impfung in die Wurzel kommen soll, fein dünner geschnitten seyn, alsdenn kann auch die Consolidation desto füglicher und geschwinder darauf erfolgen. Vor allen Dingen aber ist wohl zu observiren, und genau darnach zu sehen, daß nämlich die Wurzel, die an den Stamm oder Ast geimpfet wird, auf das allergenaueste auf denselben anpasse, damit solchergestalt der Saft, so aus der Wurzel aufwärts zu steigen pfleget, ordentlich und ungehindert in den Baum fliessen könne; gegentheils auch derjenige Saft, so von dem Baum herunter circulirt, wiederum bequem zu der Wurzel kommen möge; so wird der Baum durch dergleichen innerliche gemeinschaftliche Vereinbarung desto eher zu seiner rechten Vollkommenheit gelangen, welches erwähnter massen vor allen zu merken, und gleichsam der Hauptpunkt ist.

So hat man auch bey Applicirung der vegetabilischen Mumie mögliche Vorsorge zu tragen, daß man solche nicht zu heiß auf den Stamm oder Wurzel bringe; sintemalen die Mumie, so bald sie ans Feuer oder Licht gehalten wird, gleich erwärmet, und sich sodann ziehen läßt, wie ein Bindfaden, und wenn sie auf solche Art nur in etwas erwärmet ist; ist sie zum Gebrauch am allerbesten. Zu heiß aber muß man sie nicht werden lassen, und wird hiebey der Gebrauch und Uebung den besten Handgrif schon selbsten zeigen.

Was die Verbindung anbelangt, weil der Bast und die Stricke zu kostbar, so geschiehet solche mit Stroh, welches man wie Stricke muß zusammen flech-

ten, oder aber man füget Weidenruthen wie Stricke untereinander, und damit werden die Stämme wohl veſt zuſammen gedrehet. Wollte man aber nicht den ganzen Baum auf dergleichen Vermehrung ſpendiren; ſo darf man nur nach Belieben ſo viel Zweige und Stämmlein, als der Baum füglich, und ohne deſſen Verſtümmelung entbehren kann, abſchneiden, desgleichen auch ſo viel Wurzeln von ſelbigem abnehmen, als ſich thun laſſen will, und alſo beſagter Weiſe durch die Impfung ſelbige in einander fügen und vermehren. Nur iſt dabey zuzuſehen, daß man die Hauptwurzel von einem ſolchen Baum nicht nehme, denn ſonſt würde der ganze Baum Schaden nehmen oder gar verderben. Die Zeit, wenn dieſe Operation am bequemſten vorzunehmen, iſt der October, November und December, weil in ſolcher Jahrszeit die Natur am allermeiſten unter der Erde beſchäftiget iſt.

2) Soll aber ein Wald in gutem Stande erhalten, und die Einrichtungen dazu ſchicklich vorgekehret werden; ſo muß nothwendig eine richtige Beurtheilung des Grundes und Bodens, der Lage und Witterung vorher gehen, davon ſ. Ort. Hier ſägen wir noch an die vornehmſten Erdgattungen, die in Wäldern und Hölzern vorkommen. Solche ſind: Laub- oder Baumerde, Mergel, Leim, Thon, Sand, Kieß und Steine. Sie werden nach Verſchiedenheit der Länder und Gegenden mit vielerley Nahmen beleget, welche alle anzuführen weder faſt möglich, noch auch nützlich ſeyn würde. Eine Erklärung der angeführten Benennungen wird hinlänglich ſeyn, dieſelbe zu erkennen.

a) Laub- oder Baumerde, lat. Humus vegetabilis, beſtehet aus Holz, Wurzeln und Laub von allerhand Gewächſen, auch Gras und Kräutern, die durch Fäulnis gänzlich zerfallen ſind, ſo daß man von ihrem ehemaligen Gefüge nichts mehr unterſcheiden kann; iſt ſchwarz von Farbe; rühret ſie von verfaultem Holze ohne andere Beymiſchung her; ſo pfleget ſie braun zu ſeyn. Am Gewichte iſt ſie leicht, glimmet im Feuer wegen eines merklichen Antheils von feuerfangender Materie, und zerfällt in eine leichte Aſche. Im Angreifen iſt ſie weich und milde, ohne Zähigkeit, ob ſie ſchon mit Waſſer angefeuchtet wird. Sie enthält diejenigen Beſtandtheile in ſich, welche den Erdgewächſen allgemein ſind.

Hieraus iſt begreiflich, warum alle Arten von Gewächſen darinnen fortkommen; obſchon nicht alle zugleich auch am beſten gedeyhen; wie z. Ex. Fichten nebſt noch andern Holzgattungen. Ja es iſt keine der im folgenden zu erwehnenden Erden fruchtbar, wenn ſie nicht von dieſer einigen Antheil hat, er ſey ſo geringe, als er wolle. Ein ſtarker Antheil giebt ſich gemeiniglich an der ſchwarzen, braunen oder dunkelgrauen Farbe zu erkennen. Oft iſt davon ſo wenig mit den übrigen Erdarten vermenget, daß ſie durch genaue Verſuche muß entdecket werden; jedoch kann zum guten Fortkommen und Erhaltung

haltung vieler Gewächse und Bäume, nach ihrer verschiedenen Beschaffenheit, bald diese bald jene, in sich ganz unfruchtbare Erd- oder Steinart vieles beytragen, und fast unentbehrlich seyn. Z. Ex. Eine Rothtanne oder Fichte wird, wenn sie in blosser Lauberde stehet, ehe sie zu einer mäßigen Grösse gelanget, ohnfehlbar vom Winde übern Haufen geworfen; ist aber der milde leichte Boden durch schwere darinnen liegende Steine, Grand und Lagerwände fest, oder stehet diese Erde in klüftigen Felsen, darinnen die Wurzeln dieser Bäume sich ausbreiten können; so wiederstehen sie grossen Sturmwinden. Ferner so wachsen sie zwar in solchem fruchtbaren Boden geschwinde, das Holz wird aber darinnen bey weitem so fest, so dauerhaft nicht, als wenn der allzufruchtbare Boden durch magere, steinigte, wilde Erde gemäßiget ist. Was hier gesagt ist, gilt von allem Holze, vornemlich aber von Tannen und Fichten.

Man wird gar leicht bemerken, daß diese Baumerde keine bloße Erde, sondern mit fremden Cörpern vermenget sey. Untrügliche Versuche haben ergeben, daß feuerfangende Materie und Salze von verschiedener Mischung darinnen enthalten seyen. Die gelindesten Ausdämpfungen des Wassers nehmen vermittelst der Salze und feuerfangenden Materie die zartesten Theile dieser Erde mit in die Luft, aus der sie wieder mit Regen, Schnee und Hagel zurückfallen. Man findet daher, daß das reineste Schnee- und Regenwasser alle Theile solcher Erde in sich halte, welche sich durch einen zarten Schlamm darinnen offenbahren. Nachdem durch lange Zeit dieser Schlamm sich etlichemal in wohlverwahrten Gefäßen gesetzet hat, und mit gehörigen Handgriffen davon geschieden ist; so ist das Wasser davon so rein, als auf keine andere bekannte Art, zu verschaffen möglich, auch ferner nichts fremdes darinnen zu entdecken, es ist leichter als Regen- Schnee- Quell- und Flußwasser, und unveränderlich. Durch die gelindeste Destillation kann man es zu dieser Reinigkeit nicht bringen; es gehet von solchem zarten Schlamme, wenn die Operation auch noch so oft wiederholet wird, jedesmal ein merklicher Antheil mit über, so, daß man kein Ende davon findet.

Hieraus ist begreiflich, wie eine unfruchtbare, tief aus dem Boden hervorgebrachte Erde, nach Ablauf eines oder etlicher Jahre, in der Witterung fruchtbar werde, und allerhand Arten von Saamen und Gewächsen annehme; wie diejenigen Länder, worinnen es wenig und selten regnet, wenn man dem Boden nicht von Zeit zu Zeit mit Wässerungen durch aufgefangenes Regen- Schnee- oder Flußwasser (welches letztere von dem ersten herrühret) zu Hülfe kommt, gar bald in unfruchtbare Wüsteneyen verwandelt werden, und wie man unfruchtbare Sandwüsten zum fruchtbarsten Lande machen könne.

Man grabe im sandigem Boden ein Wasserbehältnis aus, und halte es mit Regenwasser angefüllet; nach einiger Zeit wird sich ein fetter Schlamm setzen; es kommen bald darauf kleine, so-

sodann gröſſere Waſſergewächſe hervor, von deren alljährlich abtrocknenden und ſodann verrotteten Theilen endlich das ganze Behältniß mit Schlamm angefüllet wird, wodurch der magerſte Boden auf viele Jahre fruchtbar gemachet werden kann.

Wenn der allerunfruchtbarſte, ſandige oder ſteinigte Boden eine mäßige Feuchtigkeit erhält; ſo zeigen ſich gar bald einige Arten von Kräutern und Stauden. Unter den Bäumen ſchlägt der Birkenſaamen an allen ſolchen Orten leicht an; iſt der Boden ſandigt, Kiefern; iſt er ſteinigt, Tannen und Fichten auch Haſeln. Das jährlich vergehende und verfaulte Kraut und Wurzeln, die abfallenden und verrotteten Baumblätter und Nadeln verbeſſern durch die daraus entſtehende Laubserde, den magern und unfruchtbaren Boden, und machen ſelbigen zu Annehmung anderer Gewächſe und Baumarten geſchickt, die in ſo wilden unartigen Boden ohne dieſe Vorbereitung nicht fortkommen würden. Der erſte Wachsthum iſt geringe und ſtruppigt, der folgende verbeſſert ſich und wird weit friſcher, ſo wie das Erdreich ſich verbeſſert.

Niedrige und krautartige Erdgewächſe ſind bey weitem nicht geſchickt, einen dürren und unfruchtbaren Boden zu verbeſſern, als Holz und Bäume. Jene können nicht hindern, daß durch Sonnenhitze und rauhe trockene Winde die wenige von ihnen ſelbſt entſtandene Baumerde aufgezehret werde; dieſe beſchatten den Boden, erhalten in demſelben eine mäßige Feuchtigkeit, und geben von ihrem eigenen Laube, Holz und Wurzeln eine dauerhaftere Düngung und Verbeſſerung des Bodens. So erhellet, wie ein unfruchtbarer Boden fruchtbar, ein fruchtbarer unfruchtbar werden könne.

Dürren Boden, am meiſten dergleichen Anhöhen und Bergen, muß man entweder durch Wäſſern oder Düngung, oder durch beyde zugleich, zu Hülfe kommen, oder aber, wie ſchon erwähnet, mit ſolchem Holze in Beſtand ſetzen, das auf dürren und magerm Boden am leichteſten fortkommt. Welche Gattungen insbeſondere zu wählen, muß aus der Art der wilden Erde beurtheilet werden, da es denn leicht fällt, wenn ſolches Holz einmal erwachſen und abgetrieben worden, die übrigen Holzgattungen, nach Beſchaffenheit des Bodens und der beſondern Witterung, anzubringen, welches gleich anfänglich ein vergeblicher Verſuch würde geweſen ſeyn.

Nachdem an hohen dürren und unfruchtbaren Orten das Holz nur zu einiger Höhe gelanget iſt, ſetzen ſich auch friſches Gras und andere Kräuter darzwiſchen an, da zuvor keine Weyde, als etwas Heydekraut, ein wenig magers Habergras, oder wohl gar nur grindigtes Moos, hat aufkommen wollen.

In Forſten und Gebürgen iſt auf keine Wäſſerung noch Düngung zu gedenken, es möchten ſeltene Fälle ſeyn, wo es anzubringen, oder auch wegen der groſſen Koſten anzurathen wäre.

Der

Der sicherste Weg ist, durch gewisse oben erwehnte Holzgattungen, wo der Boden zu wild und mager ist, denselben wieder in gute Art zu bringen, und zu Annehmung aller andern Gattungen, auch Hervorbringung frischer Weide, geschickt zu machen. Je länger Zeit hierzu erforderlich ist, je mehr hat man sich zu hüten, Gebürge und Wälder nicht in schlechten Zustand kommen zu lassen, welche, zu verbessern, leicht eines oder etlicher Menschen Lebenszeit hingehet. Weltbekannte und recht traurige Fälle kann man hievon anführen.

Die ungeheuren fast unwohnbaren Wüsteneyen in Lybien und Oberegypten waren durch den Fleiß und Klugheit ihrer alten Einwohner, so zu sagen, in Lustgärten und Lustwälder verwandelt. Noch liegen die Ueberbleibsel vieler alten Wasserleitungen, von unglaublicher Kunst und Grösse, vor Augen. Sie haben die Ströme im hohen Lande, und die Bäche und Quellen an den höchsten Gebürgen, aufgefangen, solche oft 30, 40, und mehr Meilen lang über Berge und Thäler, mittelst ungeheurer übereinander gesetzter Bogenstellungen, oder Canäle, die an den Einhängen der Berge durchgeführet worden, in das unfruchtbare sandige Land geleitet, und daselbst vertheilet. Höhen, wohin das Wasser nicht zu bringen, waren mit Holz besetzet, und dadurch diese Einöden zu dem fruchtbarsten Lande gemacht. Nachdem aber durch die Einfälle der barbarischen Völker das meiste dieser unglaublichen Werke verwüstet, und das übrige durch Faulheit der nachkommenden Einwohner verabsäumet worden; so sind diese Länder in wenigen Jahren wieder zu abscheulichen Wüsten geworden, und haben über tausend Jahre in solchem Zustande gelegen. Nur nahe bey den durchfliessenden Strömen, und wo noch leicht zu erhaltende Wasserleitungen im Stande geblieben sind, können sich einige Einwohner und wilde Thiere aufhalten. Da die alten Einwohner an allem einen Ueberfluß hatten, sind die heutigen in den dürftigsten Umständen, leben nicht viel besser wie das Vieh, und müssen, aus Mangel des Holzes, Cameel- und Kuhmist zu ihrer nöthigen Feuerung sammeln. Man führet dieses um deswillen an, damit man sehen möge, wie der schlechte Zustand eines Landes nicht der Natur, sondern der Faulheit und dem Unverstande seiner Einwohner zuzuschreiben seye.

Obgleich die Baum- oder Lauberde geschickt, ja nöthig ist, alle Arten von Gewächsen fortzubringen; so findet man sie doch nicht selten unfruchtbar, ja wohl gar schädlich, wenn sich nemlich diese Erde lange Jahre, oft wahrscheinlich viele Jahrhunderte, zusammen gehäufet hat; alsdenn wird sie durch unterirdische bösartige Wasser, die meistens alaunisch oder vitriolisch zu seyn pflegen, unfruchtbar, und allen Pflanzen verderblich. Wo diese Erde viele Ellen tief oder auch in Brüchen, als Torf stehet, da pfleget sie besagte Unart an sich zu haben, und pflegen sowohl der hineingeworfene Saamen, als die gesetzten jungen Stämme, zu verderben. Wenn solche unarti-

ge

ge Erde lange Zeit weit ausgebreitet an der Witterung lieget, pfleget sie sich zu verbessern, indem das Bösartige durch den Regen theils abgewaschen, theils durch die Luft zerstreuet wird.

Alle übrige Erd- und Steinsorten kann man wild nennen, weil sie an und vor sich selbsten in die Mischung der Pflanzen nicht eingehen, sondern nur in gewiessen Fällen mittelbar zum Wachsthum derselben etwas beytragen können. Was wir kurz zuvor erinnert, ist hier zu wiederholen; nemlich, auch diese wilden Erden und Steine können oft eine böse Art an sich nehmen, derselben wiederum durch die Witterung entlediget, auch durch auffallenden Regen und Schnee einigermassen fruchtbar gemacht werden, indem dadurch etwas von fruchtbarer Erde hinein geführet wird.

b) Vor andern zeiget sich der Mergel lat. Marga, dem Wachsthume der Pflanzen und Bäume in vielen Fällen beförderlich. Er hat das äussere Ansehen, als ein blauer, röthlicher oder hellgrauer Thon, oder sehr milder Stein; ist aber nicht zähe, und viel leichter als Thon; fällt in der Witterung auseinander, machet schweren thonigten Boden locker; nimmt die Fettigkeit der Lauberde, des Mistes und anderer Arten der Düngung gern an; machet sie beständiger, indem er deren gar zu schnelle Verwesung und Zerstreuung hindert. Weil er locker machet, tauget er nicht, wo sandiger, an sich schon lockerer Boden ist, welcher gar zu leicht durch die Hitze und dürren Winde austrocknet, wodurch der hineingeworfene Saamen verbrennet, es müßten denn etliche Jahre hinter einander sehr naß seyn. Wenn alsdenn einmal die Loden zu solcher Höhe und in geschlossenen Anwachs gekommen, daß Luft und Sonne den Boden nicht frey, noch den größten Theil des Tages berühren können, da wächst das Holz auf solchem Boden ungemein schnell, schlägt auch von den abgehauenen Stämmen gar häufig und frisch wieder aus, das Baumholz aber ist gemeiniglich dem Umstürzen bey grossen Winden unterworfen.

Einige Arten Mergel sind in der Erde gar vest, wie der härteste Stein, fallen aber in etlichen Jahren durch die Witterung auseinander; kommen jedoch an Güte den ersten nicht bey. Hat der Mergel eine böse Art an sich; so hält er selbige viel länger an sich, als irgend einige andere Bergart, und brauchet etliche Jahre Zeit, ehe er Gewächse annimmt. Es scheinet übrigens der Mergel, der Erde von den Pflanzen, unter allen andern wilden Erdarten, am nächsten zukommen, und stehet noch zu untersuchen ob davon in die Mischung der Pflanzen und Bäume etwas eingehe. Bey dem Ackerbau hat man viele nutzliche Versuche und Anmerkungen wegen des Mergels gemacht, welche wir anzuführen, hier um deswillen vor unnöthig halten, weil solche bey dem Waldbau selten mit Nutzen anzubringen stehen.

c) Leim, Ofenleim, lat. Lutum Furnarium, kommt dem zerfallenen Mergel am nächsten; ist eine leichte nicht gar zu lockere, auch nicht gar zähe, mit einem merk-

merklichem Antheil von Eisen gemengte Erde, daher an Farbe allezeit gelb, gleich einem Eisenrost. Wenn er einigen Antheil an Baumerde hat; so kommen darinnen fast alle Arten von Gewächsen und Bäumen gern fort. Er muß mit gelben und rothen Letten oder Thon nicht verwechselt werden, welcher an Zähigkeit und grösserer Schwere gar leicht davon zu unterscheiden ist. Die fruchtbarsten Länder haben gemeiniglich Leim zum Grunde, und kommen darinnen fast alle Gewächse gut fort, wenn er etwas Lauberde oder andere Düngungen bey sich hat; weil dessen Gefüge sehr gemässiget; nicht zu schwer, nicht zu leicht, nicht zu veste, nicht zu locker ist.

d) **Thon, Letten, Kley,** lat. Argilla, ist bekannt genug, von allerhand Farben, und schwer; ist, wenn er naß, sehr zähe; wird er trocken, hart; vor die zarten Wurzeln fast undurchdringlich, welche, für alle Gewächse schlimme Eigenschaft, durch Mergel und Sand verbessert wird. Wo diese beyden nicht damit gemischet sind, wächst in solchem Boden alles gar langsam, das Regen- und Schneewasser bleibt darauf stehen, frieret im Winter zu Eis, welches denen darauf befindlichen Gewächsen und jungen Saaten gern zum Verderben gereichet; daher man sagt: es sey ein kalter Boden. Was sich davon einziehet, hält der Thon gern lang an sich. Es kann also trocken und heisses Wetter denen Arten in thonigtem Boden stehenden Gewächsen so leicht nicht schaden.

e) **Sand,** lat. Arena, bestehet gemeiniglich aus kleinen Körnichen von Kieselsteinen, und da diese durch keine Witterung, durch keine Art von bekannten Feuchtigkeiten veränderlich und aufzulösen sind; so kann man auch mit Gewißheit sagen, daß davon nichts in die Mischung der Bäume und Pflanzen gehe, als welches nicht anderst, als durch eine Auflösung in einer Feuchtigkeit geschehen kann. Man findet das kleinste Körnichen vom Kiesel oder gemeinen Sande in allen feuchten Auflösungsmitteln ohne vorhergehendes heftiges Schmelzfeuer und trockene Flüsse, unauflöslich. Der Sand träget also zum bessern Fortkommen einiger Gewächse und Bäume auf keine andere Art etwas bey, als in soweit er eine veste zähe Erde, als Thon oder Letten, locker machet, daß die Wurzel durchdringen, und die zu ihrer Unterhaltung nöthige Feuchtigkeit und Nahrung dazu kommen kann.

Ausser dem hat man noch so viele Arten von Sande, als es Arten von Steinen giebt; kommen aber so häufig nicht vor, als die Kieselartigen, womit grosse, viele Meilen lang und breite Landstriche, und fast alle Ufer der Weltmeere, Landseen und Flüsse, bedecket sind. Man nennet nemlich allen kleinkörnichten Stein Sand. So hat man allerhand Arten Glimmer, Blende, Spat, Schiefers, Theilchens, und dergleichen, welche jedoch selten allein, wie meistens der Kieselsand, sondern fast allezeit untereinander in verschiedenem Verhältnis, wie auch mit mancherley Erdsorten gemenget sind.

sand. Stehet der Sand gar flach; so ist er für die meisten Gewächse, sonderlich auf trockenen Höhen unfruchtbar, der Regen gehet sich geschwinde ein, nimmt die zarteste und beste Laberde, imgleichem die ausgelaugte Fettigkeit aus den gröberen Theilen mit, und bleibet der magere Sand nur allein zurück, worauf nicht leicht eine andere Art Holz wächst, als Kiefern, Wachholder und Birken, welche letzten doch in gar zu magerem Sande zu keinem rechten Wachsthum gedeyhen. Ist unten hergegen vesterer Boden, als Leim oder Thon; so ist der darüber liegende Sand fruchtbarer, und trägt allerhand Arten Holz, verbessert sich auch durch das jährlich abfallende Laub, Nadeln und Verrottete, gern in in magerm Sande fortkommende Gewächse, wird dunkelgrau von Farbe, und gewinnet einen Rasen. Ehe dieses aber geschehen, hat allerhand Sand den Fehler, daß er von trockenen Winden, und zugleich der eingeworfene Flügelsamen von Bäumen, hin und wieder gejaget, zerstreuet, und an andern Orten wieder in Häufgens zusammen getrieben wird. Starker Regen führet ihn gleichfalls, vornemlich an Einhängen der Berge, gern mit fort. Selbst die Wurzeln der zarten im Sande stehenden Loden, werden durch grosse Winde und Regen entblösset und verdorben. Man hat sich demnach sorgfältig zu hüten, daß ein sehr sandiger Ort nicht ganz vom Holze entblösset werde. Man nennet sandigen Boden hitzig, weil der Regen sehr leicht austrocknet, und bey etwas anhaltender Hitze die meisten darauf gesäeten Gewächse verdorren, ehe sie von grossen Holzgattungen Schutz haben, wozu mit Kiefern am besten der Anfang zu machen.

f) Grand, Kirsch, Kieß, lat. Glarea, welcher mit dem Erze gleiches Namens, Pyrites, nicht zu verwechseln ist, bestehet aus kleinen Steinen von allerhand Art und Grösse, ist bekannt genug, führet insbesondere den Namen Kieß, wenn er aus sehr hartem und etwas gröbern Steinen bestehet; ist meist vermittelst der dazwischen liegenden Erde vest zusammen hängend, und läßt das darauf wachsende Holz nicht so leicht vom Winde umstürzen; trocknet durch Sonnenhitze und dürre Winde nicht so bald aus, als sandiger Boden, und ist daher dem Wachsthume, sonderlich des laubtragenden Holzes weit verträglicher, und allerdings, wenn fruchtbare Laberde darzwischen lieget, für den besten Holzboden zu achten.

g) Steine, Klippen und Felsen, lat. Saxa, Rupes. Dieser Namen Bedeutung ist nicht recht unterschieden, und wird meistens einer für den andern genommen. So sagt man: eine hohe Klippe, ein hoher Felsen, von einem und eben demselben aus sehr grossen Steinen bestehenden Berge. Sie sind von dem vorigen nur der Grösse nach unterschieden. Ist keine fruchtbare Erde darzwischen; so sind sie auch unfruchtbar. Hat sich diese erst gesammelt, und zwischen die Steine oder in die Klüfte der Felsen und Klippen gesetzet; so bringet solcher Boden das vortreflichste Holz hervor;

er; die Wurzeln ſtecken zwiſchen den groſſen Steinen oder in den Klüften und Riſſen der Felſen veſt und unbeweglich. Lang anhaltende Hitze und Trockniß kann die Feuchtigkeit nicht leicht verzehren, und behält alſo das Holz beſtändig faſt gleichförmige Nahrung. Ueberflüßige Feuchtigkeit kann nicht ſtehen bleiben, eine böſe Art annehmen, und die Wurzeln verderben; ſondern ziehet ſich in die Tiefe, und ergieſſet ſich am Fuße der Gebürge in Quellen.

Die Erfahrung lehret die Gärtner, was ſtockende und überflüßige Feuchtigkeit für Schaden thue, welche deswegen die Töpfe und Kaſten für die Gewächſe mit Löchern verſehen, damit das überflüßige Waſſer ablaufen könne; widrigenfalls verſtocken und verderben die hinein geſetzten Gewächſe in kurzer Zeit. Iſt ein felſichter Boden ganz, das iſt, ohne Klüfte; ſo wächßt kein Holz darauf, weil keine Lauberde ſich hinein, auch keine Wurzel ſich veſt ſetzen kann. An ſolchen ſteilen Einhängen iſt an keinen Holzanwachs zu gedenken, als nur in ſo weit etwan einige Klüfte vorhanden ſind. Der Regen wäſcht die Lauberde, ſo wie ſie von Zeit zu Zeit ſich ſetzet, ſo fort wieder ab. Auf ſolchen klippigen Ebenen ſetzet ſich zwar endlich etwas gute Erde und Raſen, taugt aber nicht, hochſtämmiges Baumholz zu ziehen; weil, ſo bald es zu einer Höhe gelanget, daſſelbe vom Winde umgeworfen wird; denn die Pfahl-Spieß- oder Herzwurzel kann nicht in die Tiefe dringen, ſondern wendet ſich, von der Klippe zurück gehalten, ſeitwärts: Es muß demnach ſolches Holz zeitig zu Kohl- und Feuer- oder ſchwachem Geräthholz abgetrieben werden.

Rollſteinigt heiſſet, wenn die abgefallenen Flächen der Berge aus groſſen faſt runden Steinen beſtehen, und führen daher die Namen, daß ſie leicht mit groſſen Haufen hereinſtürzen, wenn nur einige davon aus ihrer Lage kommen. In hohen Gebürgen findet man oft Meilen lange Thäler, wo man dieſes an den Einhängen der Berge gewahr wird. Sind die groſſen Zwiſchenräume ſolcher Rollſteine, wie gemeiniglich, leer; ſo iſt es ein gar unfruchtbarer Boden, wo eine Verbeſſerung faſt unmöglich fällt, weil entſtehende Regengüſſe die gute Erde abſchwemmen. Es findet ſich ſelten an ſolchen Einhängen vieles Holz, und wo eines iſt, da hüte man ſich, daß es nicht überſtändig werde, damit es aus den Wurzeln wieder ausſchlage, weil von Saamen daſelbſt wenig zu hoffen iſt; gar ſelten kommt das Holz zu einer Baumſtärke an ſolchen Einhängen.

Wenn auf einem Boden ſehr groſſe flache Steine liegen, nennet man ſolche Lagerwände. Je dichter ſolche bey einander liegen, je ſchlechter iſt der Boden, und je einzelner kann das Holz nur fortkommen, weil es nicht anders, als in den Zwiſchenräumen ſolcher Wände einwurzeln kann; und deſto rauher und ſtruppiger wird es, da es ſich meiſtens in Seitenäſte ausbreitet. Im übrigen kommt es auf die Erde

an, die zwischen den Lagerwänden lieget.

Um die Art der Steine hat man sich in Absicht auf das Holz wenig zu bekümmern, weil deren Materie in dessen Wachsthum gar wenigen Einfluß hat. Man begehe nur keinen Irthum in Beurtheilung der Ursache des guten oder schlechten Wachsthums. So sagen z. Er. einige: auf kaltsteinigtem Boden wächßt kein gutes Holz, welches zwar alsdenn seine Richtigkeit hat, wenn der Boden aus blossen mageren Kalksteinen bestehet. Dieses aber haben die Kalksteine nicht besonders, sondern es ist allen übrigen blos steinigten Boden gemein, daß sie unfruchtbar sind. Ist die Erde, welche zwischen den Kalk- und andern Steinen lieget, gut; sind keine schädlichen Wasser oder andere widerwärtige Umstände hinderlich; so wächßt an solchen Orten das beste Holz. Bey gegentheiligen Umständen stehet es schlecht.

3) Kommt nicht wenig darauf an, daß die Nutzung der Wälder und des Holzes weislich eingerichtet werde. Was hierzu erfordert werde, davon s. Holzbau, Holzschlag, Bauholz, Brennholz, Nutzholz, Schirrholz.

4) Der Wildstand, wenn er nicht gehörig eingerichtet wird, gereichet den Wäldern und Holzungen zu vielem Schaden. Wie es deswegen regelmäßig einzurichten, davon s. Holzschagen.

5) Was ein Käufer bey Erkaufung der Wälder und Holzungen zu erforschen, und zum Theil selbst in Augenschein zu nehmen habe, davon s. Holzverkauf.

6) Was in einem Wald- oder Gehölze das ganze Jahr hindurch die nöthigste Verrichtungen seyen, das kann unter dem Namen eines jeglichen Monats nachgeschlagen werden.

7) Von der alten und neuen Art, die Waldungen zu taxiren, siehe Taxirung der Waldungen.

8) Wie Lustwälder anzugen seyen, davon siehe Wildnisse.

9) Endlich müssen wir noch von Commun- und Privatwaldungen einige ökonomische Anmerkungen beyfügen. Es wird nützlich seyn, wenn wir zuförderst etwas von dem Ursprung derselben anmerken; denn dadurch wird es begreiflicher werden, warum diese und jene Verordnung in Absicht der Privat- und Commun-Waldungen hier und da gemacht worden.

Bekanntermassen haben in Deutschland fast alle Stände die Waldungen, und mithin das Jagd- und Forstregal von denen Kayfern erhalten. Die Carolingischen und Sächsischen Kayser waren fast mit nichts so freygebig, als mit Wäldern. Wenn sich ein Kriegsbefehlshaber einigermassen verdient gemacht hatte; so bekam er gar leicht einen Wald und die umliegende Gegend geschenkt. Nichts warf auch damalen wenigere Einkünfte ab, als die Wälder. Das Holz konnte fast gar nicht verkauft werden, weil Deutschland voller

voller Wälder war, und dennoch keine Bergwerke und andere Kunstwerke hatte. Diejenigen, so sie von denen Kayſern geſchenkt bekamen, wußten alſo nicht viel Einkünfte daraus zu ziehen. Sie lieſſen ſie alſo zum Theil ausroden, eigneten Stücke davon denen neu angebaueten Dörfern zu, und belehneten damit zum Theil die Freyen, die ihre Vaſallen oder Lehnsleute wurden. Und daher iſt nun der jetzige Zuſtand der Wälder in Deutſchland entſtanden, nach welchem theils die Rittergüter und die Gemeinden in Städten und Dörfern eigenthumliche Holzflecken mitten in denen herrſchaftlichen Forſten beſitzen; theils aber die Vaſallen eigene Reviere darinnen, wie auch abgelegene Forſte und Waldungen für ſich haben.

Gleichwie nun aber ein jeder mit dem Seinigen machen kann, was er will; ſo muß auch manchem ganz hart ſcheinen, wann Forſtordnungen z. Ex. in Anſehung des Holzverkaufs aus Privatwaldungen, beſondere Geſetze befolgt wiſſen wollen. Man leſe was die Fürſtlich-Weimariſche Forſtordnung de anno 1646. c. 1. §. 14. verlangt: Indem auch oftmals befunden wird, daß etliche, die eigen Gehölz haben, das ihre auf Theuerung halten, ſparen, und ſich aus unſern Gehölzen ſolches erholen, und ehe ſie den ihrigen oder unſern Unterthanen damit zu Hülfe kämen, lieber das Holz umkommen oder verfaulen laſſen; So thun wir denen Forſtbedienten hiemit befehlen, daß ſie denſelben noch den ihrigen, welche ſich dergeſtalt unbillig erzeigen, kein Holz verkaufen, ſondern denen Amtsunterthanen, vor den Auswärtigen, daſſelbe zukommen laſſen ſollen.

Die Gräflich-Hohenlohiſche F. O. de anno 1519. Tit. 35. befiehlet denen Forſtmeiſtern und Knechten: „Wo ſich befinden würde, daß die Gemeinden und ſonderbare Perſonen in ihren Hölzern, eine Uebermaas, Unordnung oder Verwüſtung gebrauchen, und ſich Unſerer Forſtordnung nicht gemäß verhalten verhalten würden, ſondern darwider handeln; ſollen die Forſtmeiſter und Knechte alles mit nöthigen Umſtänden berichten, damit Wir deswegen auch gebührendes Einſehen und der Strafe halber Befehl geben können. Dann es eben ſowohl eine Nothdurft, daß dieſelbige Hölzer ſowohl als unſere eigene Wälder, in Mehrung, Aufgang und Aufwachſung gehalten werden. Herrliche Abſichten!

Es iſt heut zu Tage noch als ein Grundſatz angenommen, daß der Jagd- und Wildbannsherr gebieten und verbieten könne, daß eines Theils der jagdbare Ort nicht ganz ausgeſtocket, noch zu Aecker und Wieſen gemacht, andern Theils aber die ausgerottete Hölzer, durch neuen Anbau und Anflug, wieder hergeſtellet werden. Wir bemerken aber auch dieſe Stunde, daß dieſer Ausſpruch vielen nicht recht gefallen will. Sie ſuchen denſelben mit allerhand wahrſcheinlichen Gegengründen zu beſtreiten. Hier folgen einige von ihren gelehrten Einwür-

würfen, sie sagen: Der Eigenthumsherr eines Waldes hat Fug und Macht, das Holz, auch zum Nachtheil und Schmälerung des Jagens, auszustocken und in eine andere Form zu verändern. Denn

1) ist in Rechten versehen, daß ein jeder seines Guts und Eigenthums ein freyer Herr und Meister ist, seinem Gefallen nach damit zu schalten und zu walten.

Arg. L. in re Mandata 21. Cod. Mandat. L. 1. §. 11. ff. de Aqu. & Aqu. pluv. arcend. L. nemo 61. ff. de pactis. Et L. si creditor 7 ff. de distract. pign. *Just. Hahn*, de Jur. Colon. P. II. c. 23. n. 175. Mithin folget

2) daß er auch seine eigenthumliche Waldungen ausstocken, und in eine andere Form verändern möge, zumalen derselbe durch die erstere gemeine Rechtsregel eine gegründete Meynung vor sich hat, und also demjenigen, der eine Ausflucht oder Widerrede dagegen anziehen will, der Beweis derselbigen obliget.

Besold. Consil. XV. n. 12. *Hier. Cagn.* in L. 13. ff. de R. J. n. 15. Sodann

3) ist offenbar, daß solche Ausstockung der Wälder allenthalben, bevorab in Deutschland, üblich, und uns vor Augen liegt, daß binnen 10, 20, 30, 40. und mehr Jahren hin und her an vielen Orten, grosse Hölzer und Wildnisse ausgerottet und fruchtbar gemacht worden, ungehindert, daß andere Herrschaften der Euden die Jagdgerechtigkeit gehabt und noch haben; als welche Gewohnheit nicht nur einen starken Beweiß ausmacht, sondern auch denjenigen, der da thut, was gewohnlich ist, von allem Betrug und Fahrläßigkeit frey spricht.

Arg. L. etiam 18. ff. Solut. matrim. *Nicol. Everhard.* in suis Topicis, in loco 104. *Bartol.* & Dd. in Lin. fin. si pignore. ff. de pignor act. ibique *Gloss.* verf. sine dolo. *Just Hahn* de Jur. Col. cit. loc.

4) Fänget in solchen Nutzungsfällen die natürliche Liebe zuerst bey sich selbsten an, weil die Natur dem Menschen eingepräget, daß er einen Nagel an seinem Fuß mehr liebet und höher achtet, als das Haupt seines Widersachers.

Arg. L. Præses 6. Cod. de Servit. & Aqu. *Bald.* Vol. 3. Conf. 312. Art. 1. n. 3. *Soc.* Conf. VI. n. 52. & Conf. VIII. n. 12. *Just. Hahn* de Jur. Col. Part. II. c. 23.

5) Gleichwie die Rechte der Dienstbarkeiten nur statt haben, wann die dienstbaren Güter in in dem Stand, wie sie erstmals gewesen, bleiben, und eine jede Verjährung also zu verstehen ist, wenn die Sachen in gleichem unveränderten Stande sich befinden.

Arg. L. quæro 54. §. inter

ter Locatorem. 1. ff. Locat. conduct. & L. quod Serv. 8. ff. de condict. cauſa data, cauſa non ſecuta.

Alſo ſcheinet auch nicht ungegründet zu ſeyn, daß beſonders in dem Fall, da die Jagdgerechtigkeit nicht durch gewiſſe Pacta, Geding und Verträge, ſondern nur durch die Verjährung acquiriret worden, der Eigenthumsherr, ſo lange die Waldungen und Hölzer unverändert bleiben, dem andern zwar an ſeiner Jagdgerechtigkeit keinen Eintrag oder Verhinderung thun könne: ſo bald aber die Hölzer und Waldungen nicht mehr in dem Stande ſind, wie ſie zu Zeiten der angefangenen Präſcription geweſen, ſich alsdann auch die darauf haftende Jagdgerechtigkeit von ſelbſt endige, oder wenigſtens verringere, bevorab weil eine jede Forderung und Verjährung gegen Rechtens und Verſtandes iſt, alſo, daß ſie weiter ſich nicht erſtrecket, dann ſo viel beſitzlich hergebracht worden, nach der gemeinen Regel: So viel ergeſſen, ſo viel beſeſſen.

Bartol. in L. de in rem verſ. 6. ff. de Uſur. n. 10. *Bald.* Vol. 2. Conſ. 257. &c. Ob nun gleich

6) ein anderer die Jagdgerechtigkeit durch lange Zeit präſcribiret und erlanget; ſo ſcheinet er doch ſolchergeſtalt die Gerechtigkeit nicht erſeſſen zu haben, daß er den Eigenthumsherrn verhindern könne, ſeine eigene Waldung und Wildniſſe nicht fruchtbar zu machen.

Arg. L. qui luminibus. 11. ff. de S. P. V. ibique *Gloſſ.* text. in L. 1. Cod. de Servit. aqu. *Bartol.* in L. ſi priusquam 15. ff. de nov. oper. Nunc. *Alexand.* L. II. Conſ. 174. Col. 1. n. 3. Wenn nun

7) derjenige, ſo die Jagdgerechtigkeit hat, nicht darthun kann, daß er und ſeine Vorfahren im Beſitz vel quaſi geweſen, den Eigenthumsherrn an der Ausſtockung ſeines Waldes zu verhindern; ſo zeiget ſich gleichſam die Folge, daß er auch zu gegenwärtiger Zeit nicht befugt ſey, einen Eingriff darinnen zu thun. Denn obgleich einer dem Jagdherrn in ſeinen Hölzern zu jagen geſtattet; ſo hat er ſich doch deswegen noch nicht pflichtig, oder ſeines Rechts verluſtig gemacht, ſeine Waldungen ihm nutzbarer zu machen, und ſolche auszuſtocken oder auszureuten; und des Eigenthumsherrn Geduld, ſo viel das Jagen betrift, erſtreckt ſich darum noch nicht auf einen ſolchen Fall, daß er ſeinen Wald fort für fort müſte in dem alten Stand und Weſen zu ſeinem höchſten Nachtheil ſtehen laſſen.

Per L. I. §. ſiquis 4. ff. de Itiner. actuque priv. u. ſ. w.

8) Iſt dem Eigenthumsherrn, ob er es ſchon ſonſt nicht Macht hätte, dennoch denen Rechten nach vergönnet, und zugelaſſen, einen unabgehauenen Wald, weil dieſer nicht ſonderlich nützlich ſeyn kann, abzuhauen.

per text. notab. L. divus. 22. in pr. ff. de Usu & habitat.

9) Dahero niemand zu verweisen oder zu verargen ist, wann er sein eigen Gut, ob es gleichwohl einem andern zu einem Nachtheil gereichet, zu seinem grösseren Vortheil und Nutzen in eine andere Form verändert.

Arg. L. Præses. 6. Cod. de Servit. & Aqu. *Chassan.* in Consuetud. Burgund. in rubr. 13. *des Forestes* §. 2. n. 29. Zumal sich

10) in gegenwärtigem Fall die Jagdgerechtigkeit weiter nicht, dann salvo jure des Eigenthumsherrn, erstrecket, welcher die Macht hat, gleichwie in Ansehung des Jagens und Vogelsangs seine Früchte auf dem Felde einzuernden, also auch die Bäume in seinem Walde zu fällen und zu seinem Nutzen anzuwenden.

Jas. in L. illud. 32. ff. ad L. Aquil. *Besold.* Cons. XV. n. 12.

Nunmehro haben wir die fürchterliche Rechtsregeln angeführet. Wir können uns aber um so mehr darüber beruhigen, als solche bereits der berühmte *Besoldus* in XVI. kräftigst widerlegt hat, und alle Vernünftige werden des Dafürhaltens seyn, daß der Eigenthumsherr eines Waldes nicht befugt seye, zum Präjudiz und Nachtheil des Jagd- und Wildbannsherrn, auf einmal alle grosse vieljährige Eichel und obstragende auch andere Bäume niederzuhauen, zu verkaufen, und also das Holz zu ruiniren, oder zu einer Viehweide zu machen; sondern daß derselbe nur so viel Holz hauen lassen dürfe, als in so weit der Jagdherr an Uebung seiner Gerechtigkeit unbeschadet bleibet.

V. per L. sed si grandes 11. ff. de Usufr. & Arg. L. 2. §. 7. & 8. ff. de Religios. *Oettinger* de Jur. Limit. Lib. 1. c. 20. *Knipschild* de Nobilitat. Lib. 3. c. 5. *Hermann. Hermes* Fascic. Jur. publ. cap. XI. qu. 4. *Berger* Diss. de Jur. venand. Posit. 22. *Besold* Thes. pract. verb. Forst, vers. das unziemlich ꝛc. item daß auch ꝛc. *Ertel* d. Jurisd. inferiori c. 34. *Colleg. Argentor.* ad libr. 41. tit. 1. ff. de A. R. D. n. 19. *Gail.* 2. Obs. 67. n. 5. *Mev.* Part. VI. Dec. 258. *Joh. Harpprecht* ad §. 12. Inst. de R. D. n. 280. *Mindan.* de Mandat. jud. Lib. 2. c. 39. *Noe Meurer* im Jagd- und Forstrecht P. II. tit. der Eigenthumsherr u. s. w.

Wie viel berühmte Männer könnten wie noch allegiren, wenn jemand Zeit und Lust hätte, ihre Schriften nachzuschlagen. Wir wollen einstweilen nur dieses bemerken: alle die in contrarium angeführte Rechtsregeln gehen überhaupt nur in solchen Sachen an, welche einem allein, wahrhaftig und vollkommen eigen sind, und pleno jure zustehen; lassen sich aber nicht auf solche Dinge an-

pplicirem, worinnen ein anderer ebenfalls ein Recht erlangt hat, als wie in gegenwärtigem Fall der Jagd- und Wildbannsherr.

Nach unserm Dafürhalten sollte man bey der Waldwirthschaft, weil davon das Aufnehmen und der Ruin des Forstes, folglich ein grosser Theil der Glückseligkeit eines Landes, abhänget, die Landleute nicht so ungemessen und frey in ihrem Verfahren, Holzhauen, Flössen u. s. w. und der ganzen Einrichtung ihrer Waldwirthschaft schalten und walten lassen. Es ist ein in der bürgerlichen Gesellschaft sehr mannigfaltig einzuschränkender Grundsatz: daß einer mit dem Seinigen machen könne, was er will. In so ferne von dem Fürnehmen und Wirthschaften einzelner Personen vor alle, oder die gesammte Gesellschaft und das gemeine Wesen, ein Schaden oder Nutzen entstehen kann; da darf ein Mitglied mit dem Seinigen nicht nach aller Willkühr verfahren, sondern muß solche nach dieser Absicht einrichten, wenn auch sein besonderer Nutzen dabey etwas leiden sollte.

Wir behaupten nicht zu viel, weil derselbe ein Mitglied der ganzen Gesellschaft ist; dardurch geniesset er, weil er ein Mitglied ist, und jener Bestes zusammen wohl beobachtet wird, tausend Vortheile gegen diesen und jenen kleinen Abgang in seinem Privatnutzen zur reichen Vergeltung und Ersetzung. Ueber dem ist es auch öfters nur ein eingebildeter Privatnutzen, und manchmal sein eigener Schaden, den er einzusehen nicht im Stande ist; oder ein kurzer und mit vielem Verlust auf einer andern Seiten verknüpfter Nutzen.

Allein die wenigsten Landleute sind von solcher Beschaffenheit, daß sie ihren wahren Nutzen, und dessen Zusammenhang mit dem gemeinen Nutzen, einsehen und verstehen; oder wenn sie auch diesen erkennen; so wissen sie nicht die Mittel, ihren wahren Nutzen recht und so zu schaffen, wie es das gemeine Beste erfordert. Denn das alte Herkommen, das schlechte Nachdenken und träge Wesen, verfinstert ihre Sinnen und Verstand. Endlich haben auch die meisten keinen guten Willen, sondern sind stöckisch und eigensinnig. Ob man nun gleich mit Gesetzen oder auch mit Unterrichtsmitteln solches verkehrte Verfahren in dieser Sache zu heben, trachten kann und muß; so hilft doch dieses nicht allein bey dem einfältigen und schlimmen Manne.

Was ist nun anzufangen? Wir sind des Dafürhaltens, daß nöthig seyn würde, daß ihme nicht nur verständige und angesehene Männer mit Beyspielen und Exempeln vorgiengen; sondern auch in mäßigen Districten eigene gutherzige, einsichtige, verständige, erfahrne, unermüdete und wachsame Land- und Waldinspectores gesetzt würden, die ihre Unteraufseher in jedem Dorfe unter sich hätten ꝛc. welche das Verfahren und Wirthschaften in Forsten beständig beobachteten, solches visitirten, und die Leute besonders sowohl instruirten, als auch anhielten, nach Unter-

schied der Zeit und Orten ihre Wirthschaft besser damit anzustellen. S. Fürstlich-Nassau-Weilburgische Forstordnung §. 21. Churfürstlich-Maynz. F. O. c. 8. §. 11.

Wir wissen wenige Gegenden, in welchen diese Sache beherziget worden. Die gewöhnlichen Forstknechte und Jäger, Waldvögte, Waldmeister und Beyknechte ꝛc. bekümmern sich zum Theil gar nicht um das Holzwesen, es liegt ihnen nicht schwer auf dem Herzen, ihre Bauren zu bessern, oder den jungen Anflug in ihren Waldungen zu befördern, oder daß leere Plätze mit jungem Holze grünen möchten. Wann diejenigen Waldungen, deren Nutzung denen Gemeinden überlassen ist, sehr groß sind, und einen wichtigen Theil derer Waldungen eines ganzen Landes ausmachen; so muß man auch desto mehr Sorge dafür tragen, daß sie so genützet werden, wie es die richtigen Grundsätze mit sich bringen, welche man in jedem Lande von der Forst- und Holzwirthschaft vest gestellet hat. Mit einem Wort: Man muß die Gemeindehölzer, wie die Herrschaftswaldungen durch alle Rubriquen tractiren. Die Herzoßlich-Würtembergische Forstordnung Artik. Gemeindswäld, will: „daß die Forstmeister und Knechte auf der Prälaten, Communen und sonderer Personen Hölzer, wie auf die Herrschaftliche, sehen sollen. S. Forst- und Holzordnung der Grafschaft Hanau und Münzenberg, de anno 1736. c. 6. §. 1. 2.

Aber wird und kann wohl dieses aller Orten geschehen? Es gewieß es ist, daß das Forstregal ohngemein wohl die Hände darzu bieten könnte; so gewiß ist auch im Gegentheil, daß die meistentheils im Weg stehende Verträge, wohlhergebrachte Gerechtigkeiten und andere dergleichen Sachen, solches nimmermehr zugeben, und daß manche Commun und Privatperson an ihrem eigenen Interesse, und in ihrer Privatwirthschaft ohngemein darunter leiden würde, wann sie mit ihrem Holzhaushalt an die gute eingeführte Ordnung gebunden werden sollte. Die Oekonomie in diesen Waldungen muß also so eingerichtet werden, wie sie mit der Wirthschaft ihrer Besitzer übereinkommt, und dann am Ende doch zum gemeinen Besten das Ihrige mit beytragen hilft, denn beydes läßet sich dennoch sehr wohl mit einander verbinden.

Wie man nun überhaupt sein Vermögen niemalen unbrauchbar liegen lassen darf; also folgt auch aus vorstehendem Satz am ersten, daß diese Waldungen genutzet werden müssen. Und weil die Nutzung entweder bald aufhören, oder doch nicht so groß seyn würde, als sie seyn könnte, wann sie nicht wirthschaftlich und der Beschaffenheit dieser Gattung eines Vermögens gemäß gesucht würde; sie folget auch zugleich zweytens, daß man hier eben so wohl auf den nachhaltigen Gebrauch, auf den Anbau, auf die Beförderung des natürlichen Wuchses und auf allerley Spärkünste und Mittel, das Holz zu menagiren, zu sehen

habe,

habe, als bey denen herrschaftlichen Waldungen.

Dieweilen aber wenige Besitzer sich bemühen, auf diesen Zweck zu arbeiten, und ihre Leidenschaften oder hundert andere Umstände sie verhindern, dasjenige zu suchen, was sowohl ihnen und ihren Nachkommen, als auch dem gemeinen Wesen am zuträglichsten seyn könnte; so muß der obersten Gewalt die Oberaufsicht und Direction über die, denen Privatpersonen zugehörige Waldungen und Gehölze, verbleiben, als sie durch allerley Wege an dieselben gekommen waren; und wie der Regent nunmehro, Kraft seines Forstregals, diese Direction ausübet; also stehet auch denen Besitzern solcherley Waldungen nur selten mehr frey, die Wirthschaft mit denenselben nach ihrem Gefallen einzurichten. So muß z. Ex. die An- und Ausweisung des Holzes in diesen Waldungen ordentlicher Weise allemal unter Aufsicht und Veranstaltung eines herrschaftlichen Forstbedienten geschehen. Erzeigen sich die Besitzer solcher Waldungen säumig in dem, was die Aufnahm ihrer Holzungen befördern kann; so ist es eine Schuldigkeit der Obrigkeit, sie von Amtswegen darzu anzuhalten.

Man beschweret sich zwar zuweilen, wann dieses geschiehet; allein diese Klagen gehören unter die allerunbilligsten, und können an der guten Sache nichts hindern. Denn würde dieses wohl eine grosse Beschwerde seyn, wenn man die Eigenthümer nöthigen wollte, ihre liegende Gründe auf die beste Art zu nutzen, und sie immer einträglicher zu machen? Wäre dieses auch eine Beschwerde; so würde sie doch denenjenigen, denen man sie auflegte, und auch dem ganzen Lande, zu grossem Vortheil gereichen. Unterliesse man die Felder zu pflügen, würde es alsdann ein hartes Verfahren seyn, wenn man die Leute darzu nöthigen wollte, daß sie dieselbe anbauen sollten? Der Zuwachs der Holzplätze ist für uns eben so nothwendig, als der Zuwachs der Getreidefelder; und dieser Zuwachs verringert sich zu einer solchen Zeit, da es nöthig wäre, daß er sich vermehrete, um alle die Werkstätte zu versorgen, welche wir durch unsern Fleiß anlegen und unternehmen können.

Alle Einschränkungen, die wegen der Gemeindehölzer in denen Forstordnungen gemacht werden, fallen denen meisten zwar ungemein lästig; sie sind aber doch nöthig, und zu unsern Zeiten am allernöthigsten, da wir von vorigen Zeiten wissen, wie übel in diesem Stück gehauset worden. Das Murren der Besitzer kann also hierun nichts hindern; denn das gemeine Volk, welches bey deren Unterlassung über die Abnahme des Holzes schwürig wird, ist hernach dennoch so unbillig, daß es die Ursache der Abnahme denenjenigen beymisset, welche darüber gesetzet sind, daß sie es zu erhalten hätten suchen sollen.

Ein Fürst muß allemal solche Mittel und Maasregeln ergreifen, wodurch das Vermögen des Staats erhalten und vermehret wird, und seine Unterthanen glücklich gemacht werden können,

und die Unterthanen müssen durch ihren Gehorsam und Fleiß diese Mittel und Maasregeln erleichtern. Und wie also aus diesen Sätzen folget, daß die Oberaufsicht des Landes- und Forstherrn über die Waldungen derer Gemeinden und Privatpersonen nöthig, ja unentbehrlich ist; also fliesset auch eben aus denselben, daß sie denen Besitzern zu keiner wahren Last gereichen, sondern nur zu demjenigen Besten behülflich seyn müsse, welches die Oberaufsicht ohne Zweifel zum Zweck hat.

Wir wollen noch ein und andere Gesetze und Gewohnheiten berühren, welche bey Privat- und Communwaldungen zu bemerken.

1) Ist oben gemeldet worden, daß die Anweisung des Holzes in dieserley Waldungen, durch die herrschaftliche Bediente geschehen müsse. S. das Herzogl. Würtembergische Gen. Reser. dd. 20. Novembr. 1652. Fürstl. Hessendarmstädtische Forstordn. §. 26. Fürstlich Nassau-Weilburg. Forstord. §. 20. Und zwar

a) wird dieses Geschäfte durch jene allein, oder mit Zuziehung der Beamten und Communvorstehern, so wie bey denen Kirchen- oder Pfarrhölzern in Beyseyn derer Kirchenvorsteher oder Altarleute, je nachdem es jeden Orts Herkommen ist, vorgenommen. S. Fürstl. Sachs. Weimarische Forstordn. 4ter Punct, §. 12.

b) Die Bezeichnung des angewiesenen Holzes mit dem Waldhammer, geschiehet wieder auf verschiedene Art, und beruhet blos auf dem Herkommen, worinnen sich auch nichts ändern lässet. 1) Zuweilen wird der Baum mit dem herrschaftlichen Waldhammer allein angeschlagen. 2) Zuweilen schlägt die Commun ihr Zeichen mit bey, und 3) zuweilen bezeichnet die letztere es nur allein. S. Fürstl. Hessendarmst. Forstord. Art. 27. Gräfl. Solms- Braun. Holzordn. Waldordnung für das Land Rheingau, §. 32.

c) Das Quantum, welches auf solche Art angewiesen wird, richtet sich nach der Gröffe und Beschaffenheit der Waldung, und nach der Nothdurft der Unterthanen, welche letztere in gewisse Erfahrung zu bringen, auch zuweilen gewisse Schreibtäge in der Commun angeordnet werden. S. Herzogl. Würtemb. Generals Resc. dd. 20. Nov. 1652.

d) Das Bauholz und die mästtragende Bäume werden dabey ins besondere geschonet, weil beydes lange Zeit zum Anwachs braucht, und das erstere in Nothfällen, bey Feuersbrünsten u. d. g. vor die Commun ein Schatz ist, an dem sie sich etwas erholen können; das letztere aber seinen jährlichen Nutzen abwirft, welcher mit dem in keinen Vergleich zu setzen, der durch Abhauung des Baumes zu zu erhalten stehet. S. Magdeb. Policeyordnung, c. 31. §. Erstlich ꝛc.

e) Dieses um so gewisser zu erreichen, sind besonders in Absicht des Bauholzes zuweilen alte

allerley Verordnungen gemacht, welchen sich diejenige unterwerfen müssen, die dergleichen aus der Waldung zu erhalten suchen. S. die Gräfl. Solmsische Waldordn. §. Zum siebenden sollen ꝛc.

2) Die Hauung selbst geschiehet, so viel möglich, Schlagweis, oder so, daß ordentliche Hähe getrieben werden, wie die Grundsätze einer guten Holzwirthschaft es mit sich bringen. S. Waldordnung für das Land Rheingau §. 13. Churfürstl. Maynzische Forstord. §. 8. §. 9. Fürstl. Sachsen Gothaische Forstordn. 4ter Punct §. 16.

3) Das Maaß, nach welchem das Holz in vielen Waldungen gehauen wird, ist gemeiniglich eben dasjenige, welches in denen herrschaftlichen Waldungen eingeführet ist; und es ist gut, daß man die Besitzer daran binde, damit aller Unterschleif und Betrug um so leichter vermieden, und beym Verkauf der Preis um so richtiger gemacht werden könne.

4) Die Austheilung des gefällten Holzes unter die Einwohner der Commun, welcher das Holz zuständig, geschiehet entweder mit Zuziehung des Beamten durch die Schultheissen und Communvorsteher, oder durch diese letztere allein; und zwar mehrentheils durchs Loos, um aller Partheylichkeit vorzubeugen. S. Gräfl. Solms-Braunfelsische Holzordn. d. a. 1623. Anfänglich sollen ꝛc. Fürstl. Nassau-Weilburgische Forstordn. §. 23.

5) Die zeitige Abführe des niedergeschlagenen Holzes dienet zur Beförderung des Wiederwachses; daher solche in dergleichen Waldungen so nöthig, als in denen Herrschaftlichen; wie denn auch die nöthige strenge Aufsicht bey derselben um so mehr unentbehrlich ist, als gar viele Bauren glauben, sie begehen keinen Diebstahl, wann sie Holz aus der Gemeindwaldung entwenden, indem dieses ja ohnehin niemand anders, als ihnen allein zustehe. S. Gräfl. Solms-Braunfelsische Holzordn. verdn: zum sechsten: So einem ꝛc. Fürstl. Hessendarmstädtische Forstordn. Art. XLII.

6) An einigen Orten ist über dis zu Vermeidung alles Unterschleifs verordnet, daß diejenige, welche mit Gefährt versehen, ihr angewiesenes Holz nicht im Wald verkaufen, sondern solches erst selbsten heimführen sollen. S. Fürstl. Nassau-Weilburgische Forstordn. §. 23.

7) In den Privatwaldungen ist der Verkauf des Holzes gemeiniglich sehr eingeschränkt, und die Bestimmung desselben auch um so nöthiger, als die mehreste Besitzer derselben nur auf die gegenwärtige Zeit sehen, ihre Nachkommen aber vor die ihrige auch wieder allein sorgen lassen. Ueberhaupt kann man wohl sagen, daß denenselben theils aller Verkauf überhaupt, theils wenigstens der an Fremde, ordentlicher Weise untersagt sey: es leidet aber auch seine Abfälle.

Welchen der Verkauf überhaupt zu gestatten sey, lässet sich leichte

leichtlich bestimmen. Denjenigen, welche ordentliche Forste haben, und das darinnen befindliche Holz nicht selber consumiren können, lässet sich solches nicht wohl untersagen, weil sonsten alle Nutzung des Holzes wegfiele; andern hingegen, welche nur geringe Hölzer, oder nur etliche wenige Berge und Plätze haben, ist der Verkauf um so leichter zu verbieten, als der Ueberfluß niemalen so groß werden wird, daß die forstmässige Tractirung der Hölzer solchen nothwendig erforderte.

Doch leidet auch dieses letztere wiederum seine Ausnahme, und es kann z. Ex. einer Gemeine unter gewissen Umständen der Verkauf erlaubet werden, da er doch sonst eigentlich vor beständig derselben verboten ist. Dergleichen Fälle können sich zutragen, wann die Gemeine zu ihrem Besten etwa besonders starke Ausgaben hat, welche ihr ausserdem gar zu schwer oder unmöglich fallen. Z. Ex. zu Erbauung neuer Kirchen, Pfarr- und Schulgebäude, Brücken ꝛc. Bezahlung alter Schulden und dergleichen mehr; doch richtet sich alles nach der Beschaffenheit des Holzes, und ob dieses just zu solcher Zeit im Stande sey, den verlangten Nutzen ohne Schaden zu geben. Die Hauptregel ist die: den Verkauf zu gestatten oder zu verbieten, in so weit, und je nachdem es die Beschaffenheit der Forste, das Beste derer Besitzer, und der Wohlstand des ganzen Landes entweder gestatten oder gar selbst anrathen, oder aber im Gegentheil verbieten. S. Königl. Preuß. Schles. Forstordn. Tit. 1. §. 1. im Hoyski magazin. 2. B. p. 166.

Das Verbot, wegen des Verkaufs an Auswärtige, hat hier eben den Grund, wie bey den herrschaftlichen Waldungen auch, und zielet meistentheils blos auf das allgemeine Wohl aller Unterthanen. Zuweilen aber geschiehet es auch noch in Ermanglung anderer Mittel, die Ruinirung der Privatwaldungen, und den daraus entstehenden Umsturz des herrschaftlichen Forst- und Jagdrechts dadurch zu verhindern. S. den Receß zwischen Oesterreich, Würtemberg und Ellwangen, das Floßwesen auf dem Neckar betreffend, Art. IX. n. 1. Zuweilen aber erstreckt sich dieses Verbot nur auf gewisse Gattungen Holz, welche entweder im Lande selbst benöthig, oder sonst auszuführen zu lassen, nicht für rathsam erachtet wird. S. Königl. Preuß. Schles. Holzordn. Tit. 1. §. 3. Oder es ist zwar gewissen Besitzern, welche vor andern grosse Forsten haben, der Verkauf zwar einiger massen erlaubet, andern aber, welche geringe Hölzer haben, gar nicht. ibid. Tit. 1. §. 4.

Am seltesten ist denen protestirenden Geistlichen vergönnet, aus ihren Pfarrhölzern einen Handel zu treiben, vielmehr sind solche blos zu ihrem nothdürftigen Gebrauch ausgesetzt. S. Fürstl. Sachsen-Weimarische Forstordn. IV. Hauptpunkt §. 12. Fürstl. Braunschw. Lüneb. Holzordn. §. 44. Oder wenn sich besondere Umstände herfür thun, weswegen eine Ausnahm

von der Regel Platz greifen könnte, muß es wenigstens denen herrschaftlichen Collegiis angezeigt, und deren Verfügung erwartet werden. S. Herzogl. Würtembergisches Gen. Resc. dd. 18. April. 1739.

Wo die Ausfuhr oder der Verkauf des Holzes an Auswärtige nicht durchgängig erlaubet ist, pfleget allemal auf die Quantität, welche auszuführen erlaubet worden, ein Paß von der Cammer oder Forstamt ertheilet zu werden. Dieser Paß wird sodann bey dem letzten Gränzzoll producirt, und unter den Originalpaß notiret, daß, und wann die erlaubte Quantität ausgegangen, und dieser sodann an diejenige Cammer zurückgesendet, welche solchen ertheilet hat. S. Königl. Preuß. Schles. Holzordn. Tit. 1. §. 3.

Wann aber Privati, Vasallen, Städte, ꝛc. ihre innerhalb Landes gelegene Forste schonen, und dagegen ihre Bedürfniß in herrschaftlichen Forsten erhandeln wollen; so fallen wohl allernächstens zweyerley Umstände zu betrachten vor: Nemlich, ob die Schonung blos um deswillen geschehe, weil man noch grössern Holzmangel schon vorher siehet, und solchen zu seinem künftigen Nutzen dadurch zu befördern sucht; oder ob sie der Verbesserung des Forstes, und folglich auch das Beste des Landes, wenigstens zur Hauptabsicht, das andere aber nur zur Nebenabsicht habe? Im ersten Fall kann und soll dergleichen Schonung, als dem Lande schädlich, verwehret werden. S. Herzogl. Sachs. Gothaische Forstordn. c. 3. §. 15. Fürstl. Hessen-Hanauische Forstordn. c. 3. §. 2. Im andern Fall verdienet es doch allemal die Attention desjenigen Collegii, welches die Direction der Forstökonomie hat, und ist eine genaue Untersuchung nöthig, ob es würklich aus diesem Grunde geschehe, und ob bey gehöriger forstmäßiger Tractirung des Forstes, nicht eben dieser Zweck erhalten werden könne, ohne daß solcher gänzlich geschlossen bleibe. S. Königl. Preuß. Magdeburg. Holzordn. Tit. 2. §. 6.

Ueberhaupt ist bey denen Communwaldungen eine gute und recht genaue Aufsicht nöthig, wann anders der Zweck auch bey der besten Einrichtung erreicht werden solle. Dann die vielen unerlaubten Ausgaben derer Communvorsteher aus den Cassen ihrer Gemeine, geben diesen Leuten immerzu Anlaß, auf Mittel zu denken, wie sie hie oder da die Einkünfte derselben auf eine heimliche Art vermehren können, und je bequemer der Holzverkauf sich darzu schicket, je leichter verfallen sie auch auf denselben. Die Geistlichen besonders und diejenigen, deren Güter nicht auf die Kinder forterben, finden allemal Gründe, deren sie sich bedienen, um Erlaubniß zu erhalten, daß sie ihr Holz fällen dürfen. Bald sind die Gebäude wieder herzustellen, bald sind neue Gebäude, die man sehr nöthig brauchet, aufzuführen. Durch eben diese Gründe, sie mögen gut oder schlecht seyn, erhalten sie auch auch oftmals so viel, daß sie das Holz für ansehnlichere Summen verkaufen können, als sie zu ihrem

rem Unternehmen nöthig haben. S. Churfürstl. Maynzische Forstordn. c. 8. §. 8.

8) Die Holztaxe in denen Privatwaldungen, aus welchen etwas verkauft werden darf, setzet gemeiniglich der Forsther, und ist dieselbe ordentlicher Weise eben die, welche in denen nächst gelegenen herrschaftlichen Forsten auch üblich ist. An verschiedenen Orten aber ist denen Eigenthümern der Waldungen noch gelassen, den Preis des Holzes selber zu setzen. S. Königl. Preuß. Schles. Forstord. Tit. 6. §. 2. Doch müssen sich dieselben dabey so verhalten, daß eines theils das Publicum im Preis ihres Holzes nicht zu sehr übersetzt wird, andern theils aber auch ihr Holz zum Nachtheil ihrer Nachbarn und Ruin ihrer Forste nicht gar zu niedrig verlassen und verthan wird. Und an einigen Orten vergleicht sich die Herrschaft gar dieserhalb mit denselben, damit der Preis in denen herrschaftlichen und ihren Forsten einerley sey. S. Herzogl. Würtemberg. Gen. Reser. dd. 24. May 1663.

9) In Absicht auf die Viehweide und die Heeg- oder Schonung dieser Hölzer finden wir weiter nichts besonders zu erinnern. Dann die ökonomische Principia bleiben in diesem Stück allemal einerley, die Besitzer der Waldungen mögen seyn, wer sie wollen.

Waldamsel, s. Amsel.

Waldangenschein, muß in Mißverständnissen, sonderlich in Wald- und Grenzstreitigkeiten gemeiniglich die beste Auskunft geben. Es ist der Augenschein überhaupt ein glaubwürdiger Zeuge und gründlicher Beweis, darauf man sicher gehen kann, und der allen andern Probationen vorzuziehen ist: Nam ocularis inspectio, sagt *Gipbanius* in Coment. de divis. jur. axiom. 170, hodiernis JCtis Euidentia facti nominatur, & his terminis promiscue utuntur. Euidentia enim est ita notoria res, ut oculis cerni possit, quod nos Augenschein vocamus. Man sagt sonsten im Sprichwort: Was die Augen sehen, das glaubet das Herze; dann die Wahrheit leuchtet dem menschlichem Gemüthe durch die Schärfe der Augen viel mehr ein, als durch das Gehör, weil das Gesicht unter denen äusserlichen Sinnen der vortreflichste, und ein gewisserer Kundschafter ist als die Ohren. Certior aure arbiter est oculus, sagt Horaz. Daher auch die Zeugen, welche ihre Aussage mit dem Augenschein bestätigen, denen andern allezeit vorgehen. Es wird ostermalen im gerichtlichen Proceß in puncto probationis, wenn es zum Beweiß kommt, und die Zeugen zu verhören sind, die Einnehmung des Augenscheins durch eine sonderbare Commission, von dem Richter ex officio erkannt, oder von denen Parthien begehret, worzu gewisse Personen, wie z. Ex. bey Gränz- und Marksteitigkeiten, die Feldmesser und Vorgänger erfordert, und beeidiget werden, deren Information sich der Richter bedienen muß. Wiewohl von einigen darfür gehalten wird, daß die bereits geschworne Meister von neuem mit Eid nicht zu beladen, sondern schlechts

schlechtweg ihrer vorigen Pflicht allein zu erinneren seyen.

In gedachten Fällen ist nicht nur ein Augenschein einzunehmen, sondern auch zu besserer Nachricht und eigentlicher Belehrung des Richters, der streitige Platz zu entwerfen, und durch einen erfahrnen Zeichner in einen glaubwürdigen Riß zu bringen; da dann förderist alle Gelegenheit, durch hierzu dienliche Instrumenten, eigentlich und mit Fleiß in Grund zu legen, die Marksteine oder andere Gränzen ordentlich nacheinander zu verzeichnen, die anreinende und anstossende Oerter dabey anzuhängen, und die ganze Revier also zu entwerfen, daß es mit der wahren Lage pünctlich übereinstimme, und derselben allerdings gemäß sey; welche Ichnographie oder augenscheinliche Entwerfung folgends sammt dem Rotulo examinis rei dem Richter zu übergeben ist. Dergleichen Abrisse sollen sich auch die Schiedsmänner extrajudicialiter in gütlichen Handlungen bedienen, dieweil solche auf dem Augenschein nimmermehr alle Sachen so eigentlich in frischem Gedächtniß behalten, daß sie sich oder andere daraus umständlich berichten mögen; wo ihnen solches aber auf dem Papier abgerissen vorgeleget wird, alles augenscheinlich erweisen, und denen Partheyen ein Genüge thun, auch desto behutsamer einen verträglichen Entscheid treffen können.

Der Augenschein zu gütlicher Hinlegung der nachbarlichen Späne ist öfters mit vieler Mühe verknüpft. Man muß sich nicht verdriessen lassen, hohe Berge zu übersteigen, tiefe Klingen auszusuchen, dicke Wälder und rauhe Büsche durchschliefen, unwegsame Steinriegel zu überklettern, wilde Heyden durchzuwandern ꝛc. Besonders aber wird zu einer Ocularinspection in Forst-, Wald- und Jagdsachen etwas mehr erfordert, als Männer, welche zwey gute Augen und den Ruhm haben, daß sie recht ehrliche Männer sind, auch an diejenigen Oerter, welche beaugenscheinet werden sollen, sowohl fahren, reuten, oder zu Fuß gehen können. Es kommen ausser denen Gränz- und Markstreitigkeiten noch viele Fälle vor, in welchen man einen gründlichen Augenschein einzunehmen hat z. Ex. bey Kauf- und Verkaufung der Hölzer und Waldungen, bey vorzunehmenden Holzschlägen, Ausrodungen, Anpflanzungen, schädlichen Viehweiden in jungen Schlägen, bey vorgefallenen Windbrüchen bey Einrichtung des Floßwesens, u. s. w.

Was mag wohl für ein Augenscheinsprotokoll von demjenigen zum Vorschein kommen, der zu Papier bringt, was er gesehen und gehöret, und doch wirklich nicht gesehen hat, was er hätte sehen sollen? Vielleicht aber kann ihm kein Fehler zur Last geleget werden, weil man ihn mit vieler Vorsichtigkeit an unrechte Oerter geführet, und etwa statt der herrschaftlichen, nur Privatwaldungen gezeiget ꝛc. Oder wann ein anderer Forstcommissarius die häufig wachsende Heidelbeerpflanzen für einen Anflug von Birken hält; dem man von weitem die wohlbestandene Waldun-

gen

gen zeigt, ingleichem die guten Lehren beygebracht hat, daß nirgendwo der Anflug in Tannenwaldungen besser fortkommen werde, als wo man alle Tage durch das Vieh, das denen jungen Tannen schädliche Gras, abfressen lasse; daß man in allen Holzungen die junge Dickichte recht ausbauen, und dem nebenstehenden Wuchs genugsame Luft machen müsse; daß, je mehr von Gipfeln, Aesten, Reisich, Schrootspänen und Windwürfen auf einem Schlag liegen gelassen würden, desto bester würde auch der Waldboden gedünget, und also der Nachwuchs befördert. Vortrefliche Forstregeln! wie gelehrt muß der ehrliche Forstcommissarius wieder nach Hause kommen! wir müssen ihm auf sein Wort glauben; er hat alles mit leiblichen und erleuchteten Augen selbst angesehen; man lese sein Protocoll, worinnen alles mit solchen unwiedersprechlichen Gründen erwiesen wird, daß man im Zweifel bleibt, ob die Elster in des Herrn Gellerts lehrreichen Fabeln, da sie dem Fuchs begreiflich zu machen sucht, daß er fünf Füsse habe, ihme den Vorzug streitig machen werde.

Waldbrüche, Buschbrüche, heissen morastige Oerter in Wäldern und Büschen, wo kein Gras wächset, und wohin schwer zu kommen ist. Um dieselbe nutzbar zu machen, müssen Gräben gezogen werden.

Waldbusse, heissen die in denen Forst- und Waldordnungen wider die Uebertretter derselben gesetzte Straffen.

Walddistelhecken, s. Stechpalmenhecken.

Walddünger, s. Moosrechen.

Waldeiche, s. Eiche.

Waldeisen, Waldhammer, Stempel, Holzstempel, Mahlhammer, Maalhammer, ist ein grosser mit einem starken hölzernen Stiel versehener Hammer, den man gleichsam für den Schlüssel eines Waldes anzusehen hat, und der daher aus dessen Hand nicht kommen soll, dem er anvertrauet worden. Die hierzu nöthige Materie muß Eisen und Stahl seyn, welches also zugerichtet wird, daß des Fürstens oder Herrns Wappen und Nahmen, oder auch des Obervorgesetztens seiner, oder des Forstreviers Benennung mit dem Initialbuchstaben also darauf gemacht werden kann, daß sich solches in die Bäume, nachdem vorher ein Stück der Rinde ausgehauen worden, einschlagen, und einpressen läßt. Der letztere heißt insgemein Interimshammer, oder Stempel, und neben solchem wird jedennoch an Baustämmen, und starken Bäumen der Hauptstempel durch den Obervorgesetzten darneben geschlagen.

Daß aber der Stempel allemal den Betrug der Forstbedienten abhalten, und demselben wehren sollte, ist nicht zuverlässig; massen dergleichen Männer, wenn sie Untreue an ihren Herrschaften begehen wollen, ohne Waldeisen oder Stempel solches werkstellig machen können. Vielmehr äussert sich der Nutzen eines solchen Instruments bey der Holzverkaufung, damit der Käufer, Zimmermann, oder Holzhauer keine andere Bäume fällen dürfe,

dürfe, als welche ihm angewiesen, taxiret und gezeichnet worden, welches sonst, da der Jäger bey solchem Holzhauen nicht beständig stehen kann, gar leicht geschehen, und ein stärkerer, mithin dem Werth nach kostbarer Baum, vor einen schlechten, und mehr als die Erlaubniß verstattet, geschlagen werden könnte.

Es ist auch der Stempel in denen Gehauen oder Schlägen nöthig, wo Scheit- Feuer- und Kohlholz gemachet wird. Denn wo hier die zu solchem Holz ausgesetzten Bäume ihre Marquen erhalten, da kann der Holzschläger nicht nach Gefallen die geradesten, und spältigen Bäume fällen, um mehr Lohn zu verdienen; sondern er muß solchemnach auch die abständigen Bäume, so knorrig, windig und veste scheinen, zum Nutzen des Eigenthümers zu gute machen. Ferner braucht man auch Waldeisen zur Bezeichnung derer Brettstöcke, anderer Nutzholzstöcke, auch zu denen ausgesetzten Scheitschragen, Klaftern oder Maltern, um denen Holzdieben damit zu steuren; wiewohl bekanntermassen auch diese gezeichnete Schaafe der Wolf vielmals ergreifet.

Ob nun schon gemeiniglich denen obern Forstbedienten der fürstlichen Höfe, das Waldeisen anvertrauet wird, und diese solchemnach die ordentliche Taxe des Holzes setzen, den Verkauf einzeichnen, und ordentliche Rechnung führen, damit alles in behöriger und richtiger Ordnung, und Berechnung unterhalten werde; so geschiehet doch manchmal, daß auch andere hierzu geschickte Männer, so der Jägerey nicht zugethan sind, ebenfalls dergleichen Besorgniß zu verwalten, Befehl erhalten, und solchem löblich nachzukommen wissen. Wenn hingegen Verwaltern, Schössern, Schreibern, und dergleichen Leuten, welche nicht wissen, wie ein Balkenholz, Strohsparn, und so weiter, aussiehet, der Waldhammer anvertrauet ist; so wird das Holz ohne Verstand verkauft, nach Affecten an Mann gebracht, und um eigenen Gewinnstes und Geschenke willen, dem Eigenthümer zum Schaden, verschleudert. Dieser muß demnach seine Waldungen Leuten anvertrauen, die Holzgerecht sind, und Verstand vom Forstwesen besitzen, wenn mehr Nutzen, als Schaden daher erfolgen soll.

Wo ein solcher Schlag geschiehet, daß ein Stück Holz ganz mitgenommen wird; so schläget man an die äusserste Bäume, welche nebst andern stehen bleiben, das Zeichen mit dem Waldeisen, und verschließt gleichsam das bleibende Holz damit. An den Stöcken des schwarzen Holzes werden meist Tiefen im Frühling gehauen, darein das Eisen fein kenntbar geschlagen wird, sonst wächset bald des Baumes Schale wieder darüber, das hernach Verdacht erwecket; wovon sowohl, als denen ungezeichneten Stöcken der Forstbediente Rechenschaft geben muß. Endlich ist noch zu gedenken, daß auch die mit dem Waldeisen, und sonst gezeichneten Bäume oder Stöcke zur Beobachtung der Strassen in Wäldern, Revieren, und Grenzen dienen, mithin die-

sen oder jenen Unterschied dieß-falls herstellig machen.

Waldpferde, deren verschiedene Gattungen, s. Wald nro. 2.

Waldeschorn, s. Thorn.

Waldforellen, s. Forelle.

Waldgeflügel, s. Geflügel.

Waldgerichte, sind besondere Gerichte, darinnen Waldsachen verhandelt werden. Es pflegen zwar sonst die zur forstlichen Obrigkeit gehörige Sachen gemeiniglich in denen ordentlichen Gerichten entschieden zu werden; jedoch sind an etlichen Orten besondere Gerichte angeordnet, vor welchen die der forstlichen Jurisdiction unterworfene Personen belanget, und die forstliche Sachen und Streitigkeiten erörtert werden müssen; als wie in der Kayserl. freyen Reichsstadt Nürnberg, allwo ebenfalls ein besonder Gericht, das Forstgericht genannt, angeordnet zu finden. Sonsten werden die Waldgerichte an den meisten Orten, gemeiniglich des Jahrs zweymal gehalten, da dann alle diejenige, so wider die Forst- und Jagdordnungen gehandelt, gepfändet, oder sonst von denen Forstknechten und Laufern angezeiget und aufgeschrieben worden, auf einen gewissen Tag vorbeschrieben, einem jeden, nach Beschaffenheit des Verbrechens, die Strafe dictiret, und an ihm vollstrecket, oder, da es Geldstrafe, wird solche eingebracht, und gebührend berechnet. Wenn etwa Bäume oder ander Holz abgehauen, und gestohlen worden, oder sonsten Schaden geschehen, wird das Gehölze, was es werth, und der Schade vorher in Anschlag gebracht, welches zuförderst bezahlt werden muß, und ist die Strafe ohne das noch vor sich. Insonderheit aber soll bey denen Landgerichtstägen Umfrage gehalten werden, und ein jeder Unterthan bey seinen Pflichten, und diejenigen, so nicht Unterthanen sind, aber Waldgerechtigkeit haben, bey Verlust derselben, anzuzeigen, schuldig seyn, wenn sie jemand wissen, der wider die Waldordnung gehandelt; welche sie nun rügen, die sollen ebenmäßig gebührlich gestraft werden. Da aber einer etwas verschwiege, und es käme hernach an Tag, daß er Wissenschaft darum gehabt; da wird er sodann ernstlich in Strafe genommen. Wenn die, so dem Reich unmittelbar unterworfen sind, der forstlichen Jurisdiction halber, mit einander litigiren wollen; so muß in prima Instantia die Klage bey denen Austrägen angestellet werden. s. a. Austräge.

Westenholz differt. de Jurisdict. forest. c. 9 §. 117. *Schweder* Jur. publ. part. spec. Sect. 2. cap. 17. §. 4. seq.

Es wird nicht undienlich seyn, wenn wir hier noch eine kurze Nachricht von denen heut zu Tage üblichen Forst- und Jagdgerichten beyfügen. In Oesterreich hat der Oberjägermeister in Jagdsachen wider die Verbrecher die Cognition. S. Leopoldi Jägerordnung ob der Enß, §. 13. In Böhmen gehören solche vor das Burggrafengericht, wie davon eine Constitution Caroli

II IV. bey *Schoppio* in Observat. S. 252. zu finden.

In Churſachſen wird der Unterſchied gehalten, daß wenn Privati untereinander Streit haben, alsdann gehöret die Entſcheidung vor die Hofgerichte; betrift es aber Königliche Jura an: ſo werden ſolche zum hochlöbl. Cammercollegio gezogen, nach dem Mandato vom 6ten April 1712 verbis: „Wir begehren, „auf beygefügtes Unſerer ſämmtlichen Hof- und Landjägermeiſter unterthänigſtes Suchen, „hiermit gnädigſt, ihr wollet „euch aller fernern Cognition in „unſern Jagd- und Forſtſachen „ganz und gar enthalten, daran „geſchiehet Unſer Wille und Meynung.„ Beſonders aber handelt hievon umſtändlich Chriſt. Gottlieb Wabſt, in der hiſtoriſchen Nachricht von des Churfürſtenthums Sachſen jetziger Verfaſſung der hohen und niedern Juſtiz, (fol. Leipzig 1732.). §. V. heißt es daſelbſt: „Wann nun alſo eine Sache, ſo des Sereniſſimi Jagd- und Forſtregalia concerniret, vorkommt; ſo führet die Hochlöbliche Cammer daſelbſt die Supplicanten, welche Supplicata und Klagen von den Concipienten mit unterſchreiben laſſen müſſen, die alleinige Cognition, verordnet Commiſſiones, dirigirt den Proceß, und läßt durch den Cammerprocuratorem oder Cammeragenten verfahren, und ſodann aus einem Dicaſterio hieſiger Lande rechtliche Erkenntnis einholen; bisweilen geſchiehet auch, daß der Rechtsſpruch auſſerhalb Landes pfleget eingeholet zu werden, darwieder jedoch von getreuen Ständen allerunterthänigſte Vorſtellung geſchehen; dafern nun aber von dieſen Urtheilen oder Verfahren Appellationes eingewendet werden, ſollen in regula die Berichte zur Landesregierung erſtattet werden, woſelbſt die Gravamina zu erörtern, und zu decretiren, ob der Appellation ſtatt zu geben, oder ſolche cum vel ſine clauſula zu rejiciren, maſſen dieſes als ein reſervatum regiminis Electoral. anzuſehen; dahero zum öftern denen Beamten auf dergleichen Appellationes ihre Berichte cum Actis zur Landesregierung einzuſenden, bey Strafe anbefohlen wird. Indeſſen iſt in allen hohen und niedern Judiciis bekannt, was für Differentien ſich dießfalls unter beyden hochbeſagten Collegiis hervorgethan. Zur Expedition dieſer Jagd- und Forſtſachen iſt ein beſonderer Jagdſecretarius verordnet, welcher alle aus dem ganzen Lande in dergleichen Sachen ankommende Supplicaten und Berichte vorträget, die Reſolutiones niederſchreibet, und darauf mündlichen Beſcheid ertheilet, oder Signaturen, Befehle, Verordnungen, ingleichem der Jagd- und Forſtbedienten Beſtallungen ausfertiget, die Jagdſchiede wohl obſerviret, auch bisweilen die an das geheim. Conſilium zu erſtattende Berichte concipiret, und die beym Collegio einlaufende Specialbefehle, nach gefertigten Transſumt. expediret.

Am Churbrandenburgiſchen Hofe findet ſich auch eine beſondere Jagdcanzley. S. Churfürſtl. Brandenb. Forſtordn. in der Mark. Art. 31.

sen oder jenen Unterschied dieß-falls herstellig machen.

Walderde, deren verschiedene Gattungen, s. Wald nro. 2.

Waldeschorn, s. Ahorn.

Waldforellen, s. Forelle.

Waldgeflügel, s. Geflügel.

Waldgerichte, sind besondere Gerichte, darinnen Waldsachen verhandelt werden. Es pflegen zwar sonst die zur forstlichen Obrigkeit gehörige Sachen gemeiniglich in denen ordentlichen Gerichten entschieden zu werden; jedoch sind an etlichen Orten besondere Gerichte angeordnet, vor welchen die der forstlichen Jurisdiction unterworfene Personen belanget, und die forstliche Sachen und Streitigkeiten erörtert werden müssen; als wie in der Kayserl. freyen Reichsstadt Nürnberg, allwo ebenfalls ein besonder Gericht, das Forstgericht genannt, angeordnet zu finden. Sonsten werden die Waldgerichte an den meisten Orten, gemeiniglich des Jahrs zweymal gehalten, da man alle diejenige, so wider die Forst- und Jagdordnungen gehandelt, gepfändet, oder sonst von denen Forstknechten und Laufern angezeiget und aufgeschrieben worden, auf einen gebothenen Tag vorbescheidet, einem jeden, nach Beschaffenheit des Verbrechens, die Strafe dictiret, und um ihn vollstrecket, oder, da es Geldstrafe, wird solche eingebracht, und gebührend berechnet. Wenn etwa Bäume oder ander Holz abgehauen, und gestohlen worden, oder sonsten Schaden geschehen, wird das Gehölze, was es werth, und der Schade vorher in Anschlag gebracht, welches zuförderst bezahlt werden muß, und ist die Strafe ohne das noch vor sich. Insonderheit aber soll bey denen Landgerichtstägen Umfrage gehalten werden, und ein jeder Unterthan bey seinen Pflichten, und diejenigen, so nicht Unterthanen sind, aber Waldgerechtigkeit haben, bey Verlust derselben, anzuzeigen, schuldig seyn, wenn sie jemand wissen, der wider die Waldordnung gehandelt; welche sie nun rügen, die sollen ebenmäßig gebührlich gestraft werden. Da aber einer etwas verschwiege, und es käme hernach an Tag, daß er Wissenschaft darum gehabt; da wird er sodann ernstlich in Strafe genommen. Wenn die, so dem Reich unmittelbar unterworfen sind, der forstlichen Jurisdiction halber, mit einander litigiren wollen; so muß in prima Instantia die Klage bey denen Austrägen angestellet werden. s. a. Austräge.

Westenholz differt. de Jurisdict. foreſt. c. 9 §. 117. *Schweder* Jur. publ. part. ſpec. Sect. 2. cap. 17. §. 4. ſeq.

Es wird nicht undienlich seyn, wenn wir hier noch eine kurze Nachricht von denen heut zu Tage üblichen Forst- und Jagdgerichten beyfügen. In Oesterreich hat der Obrist-Jägermeister in Jagdsachen wider die Verbrecher die Cognition. S. Leopoldi Jägerordnung ob der Enß, §. 13. In Böhmen gehören solche vor das Burggrafengericht, wie das von eine Constitution Caro-

li IV. bey *Schoppio* in Observat. S. 252. zu finden.

In Churſachſen wird der Unterſchied gehalten, daß wenn Privati untereinander Streit haben, alsdann gehöret die Entſcheidung vor die Hofgerichte; betrift es aber königliche Jura an; ſo werden ſolche zum hochlöbl. Cammercollegio gezogen, nach dem Mandato vom 6ten April 1712 verbis: „Wir begehren, „auf beygefügtes Unſerer ſämmtlichen Hof- und Landjägerey„ſter unterthänigſtes Suchen, „hiermit gnädigſt, ihr wollet „euch aller fernern Cognition in „unſern Jagd- und Forſtſachen „ganz und gar enthalten, daran „geſchiehet Unſer Wille und Mey„nung.„ Beſonders aber handelt hievon umſtändlich Chriſt. Gottlieb Wabſt, in der hiſtoriſchen Nachricht von des Churfürſtenthums Sachſen jetziger Verfaſſung der hohen und niedern Juſtiz, (fol. Leipzig 1732.). §. V. heißt es daſelbſt: „Wann nun alſo eine Sache, ſo des Sereniſſimi Jagd- und Forſtregalia concerniret, vorkommt; ſo führet die Hochlöbliche Cammer daſelbſt die Supplicanten, welche Supplicata und Klagen von den Cancipienten mit unterſchreiben laſſen müſſen, die alleinige Cognition, verordnet Commiſſiones, dirigirt den Proceß, und läßt durch den Cammerprocuratorem oder Cammeragenten verfahren, und ſodann aus einem Dicaſterio hieſiger Lande rechtliche Erkenntnis einholen; bisweilen geſchiehet auch, daß der Rechtsſpruch auſſerhalb Landes pfleget eingeholet zu werden, darwieder jedoch von getreuen Ständen allerunterthänigſte Vorſtellung geſchehen; dafern nun aber von dieſen Urtheilen oder Verfahren Appellationes eingewendet werden, ſollen in regula die Berichte zur Landesregierung erſtattet werden, woſelbſt die Gravamina zu erörtern, und zu decretiren, ob der Appellation ſtatt zu geben, oder ſolche cum vel ſine clauſula zu reſciriren, maſſen dieſes als ein reſervatum regiminis Electoral. anzuſehen; dahero zum öftern denen Beamten auf dergleichen Appellationes ihre Berichte cum Actis zur Landesregierung einzuſenden, bey Strafe anbefohlen wird. Inmaſſen iſt in allen hohen und niedern Judiciis bekannt, was für Differentien ſich dießfalls unter beyden hochbeſagten Collegiis hervorgethan. Zur Expedition dieſer Jagd- und Forſtſachen iſt ein beſonderer Jagdſecretarius verordnet, welcher alle aus dem ganzen Lande in dergleichen Sachen ankommende Supplicaten und Berichte vorträget, die Reſolutiones niederſchreibet, und darauf mündlichen Beſcheid ertheilet, oder Signaturen, Befehle, Verordnungen, ingleichem der Jagd- und Forſtbedienten Beſtallungen ausfertiget, die Jagdſchiede wohl obſerviret, auch bisweilen die an das geheime Conſilium zu erſtattende Berichte concipiret, und die beym Collegio einlaufende Specialbefehle, nach gefertigten Transſumt. expediret.

Am Churbrandenburgiſchen Hofe findet ſich auch eine beſondere Jagdcanzley. S. Churfürſtl. Brandenb. Forſtordn. in der Mark. Art. 31.

In Bayern gehören der Unterthanen Forst- und Jagdstreitigkeiten vor den Justizrath. Des Landesherrn Gerechtsame aber müssen vor der Hofkammer untersucht werden. S. *Schoppius* l. c.

Im Münsterischen hat man darzu ein besonderes Erbexengericht. S. *Schapp.* wotinn verordnet, daß davon keine Appellationes an andere Gerichte gehen dürfen.

Alles kommt hier auf eines jeden Orts und Landesherrns Einrichtung an; doch sind an den meisten Orten die Forstgerichte mit zur Cammer gezogen, und ist der Oberforst- oder Oberjägermeister, in Absicht der Forst- und Jagdsachen, zugleich ein Cammerrath; welchem Cammercollegio (so aber mit tüchtigen und auch der Rechte verständigen Subjectis, nicht aber nur mit solchen Personen, die blos aus der Schreib- oder Küchenstube zu solcher Function gezogen werden, besetzt seyn muß), auch alle Forst- und Jagdbediente in Forst- und Jagdsachen, zuweilen auch in allen Real- und Personalsällen unterworfen sind.

Was dieserhalb in Churfachsen üblich, beschreibet gedachter Wabst: „Der hochlöbl. Cammer müssen sich submittiren anfänglich alle hohe und niedere Jagd- und Forstbedienten, die sämmtliche Hofjägerey, Landjägermeister, Oberforstmeister, Wild- und Pürschmeister, Oberförster, Forstschreiber, Phasan- und Thierwärter, Förster, Hegereuter, Schützen, Fuß- und Grenzknechte, Jagdleute und Blauhüthe, Jagdschneider, Jagdbalbierer, Jagdmesserschmiede, wiewohl die Landesregierung die letzten nicht schlechterdings passiren lassen will. Es haben aber die Churfürstl. Beamte das Befugniß, daß sie alle Forst- und Jagdbediente in personalibus, sowohl in civilibus als criminalibus und andern Amtssachen, gleich denen Amtssassen und andern Amtsverwandten, Bedienten und Unterthanen, ohne Requisition des Landjäger- oder Forstmeisters citiren, auch in delictis gravioribus apprehendiren können, ex *Rescript.* dd. 1. Mart. 1701. Jedoch müssen die Rügen-, Jagd- und Forstsachen, wider die Forstbediente an die Churfürstl. Cammer zur Entscheidung remittiret werden, vermög Reser. den 20sten Jul. 1712.

In einer andern Resolution dd 12ten April 1728. wird denen getreuen Ständen versichert, jetzt angezogene Verordnung dahin erläutern zu lassen, daß besagte Jagd- und Forstbediente in causis realibus, und in Sachen so nicht ihren Dienst und Amt betreffen, vor dem ordentlichen Foro desjenigen Orts, wo sie angesessen sind, Recht geben und nehmen, in personalibus aber auf Maas und Weise, wie die ergangene Verordnungen es besagen, wider sie solle verfahren werden. Hiernächst alle andere Personen in denen die Jagd- und Forstangehenden Sachen, wenn dieselbe gleich sonst ein Forum privilegiatum haben; also wenn z. Ex. wider einen Geistlichen in

in dergleichen Sachen eine Untersuchung anzustellen; so wird zwar das Consistorium, darunter der Geistliche sonst gehöret, zur Sistirung desselben requiriret, auch demselben einen Superintendenten zu adjungiren frey gestellet; alleine den Proceß dirigiret die hochlöbl. Cammer, an welche auch die erkannten Geldstraffen mittelst Exaction des Consistorii eingesendet werden müssen, laut Rescr. dd. 18. Aug. 1713.

Welchem Foro nun der Landesherr, es sey gleich ein Justiz- oder Cammercollegium, oder auch eine besondere Jagdcanzley, seine Forst- und Jagdbediente unterwürfig gemacht, vor demselben werden auch derselben Eheweiber und Kinder belanget, so lange nemlich die Kinder in der väterlichen Familie bleiben, und nicht eine andere Lebensart erwehlen. Eben dasselbe haben auch die Wittwen und Gesinde, so lange jene nicht den Wittwenstand ändern noch ausser ihrem Stand heurathen, diese aber bey denselben in Diensten verbleiben. Und dieses ist nicht nur von denenjenigen zu verstehen, welche in des Forst- und Jagdherrn eigenem Territorio und Gebiet, allwo ihm die Forst- und Jagdgerechtigkeit zustehet, zu seinem Dienst bestellt, und ihnen die Aufsicht über den Forst- und Wildbann anbefohlen, auch in sothanem Forste oder Wald, entweder mit Consens und Einwilligung des Waldeigenthumsherrn, oder aber vermög besonderer Geding, Vergleich und Gewohnheit, Forst- oder Jagdhäuser aufgerichtet, um darinnen zu wohnen. Sie sind auch nicht allein ihrem Foro in Forst- und Jagdsachen, sondern auch, wenn sie etwan wegen eines geschlossenen Contracts und Handlung, so nicht Grund und Boden anbetrift, oder wegen zugefügten Schadens, ausgestossener Schimpfreden, und anderer von ihnen begangener Verbrechen in Anspruch genommen werden, unterworfen. S. *Beck* de jurisdict. forest. c. 20. *Westenholz* de jurisd. forest. cap. 9.

Wo hingegen die Forst- und Jagdstrittigkeiten zu erörtern, wenn die Partheyen dem Reich unmittelbar unterworfen sind, und welche Personen das Jus Austregarum zu gaudiren haben, davon ist das mehrere nachzusehen im Articul: Austräge; desgleichen in *Beck* Tract. de Jurisd. forest. Die Sachen aber, welche von demjenigen, der die Jagd- und Wildbannsgerechtigkeit hat, tractiret, untersuchet, und entschieden werden müssen, sind einig und allein die Jagd- und Waldhändel und Verbrechen, die denen Jagdordnungen und Weidewerksmandatis zuwider ausgeübet und begangen werden. Heut zu Tage sind die Kosten zu ersparen, die Forst- und Jagdämter an den mehresten Orten zusammen geschlagen. Wenn und wie nun Wald- und Jagdgerichte gehalten werden, davon ist schon oben gedacht worden.

Man muß in dieser Sache jeden Orts Forst- und Jagdordnung consuliren. Also handelt die Coburgische Jagd- und Forstordnung Tit. 12. von Waldgerichten, und wie solche gehal-

gehalten werden sollen. Ferner die Eisenachische Forst- und Jagdordnung Tit. 9. und die Reuß-Plauische Tit. 20. vom Holzwandel und Strafen. Von Schönbuchstrafen die Herzogl. Würtembergische, rubr. von Schönbuchsstrafen. Die Hohenlohische Tit. 25. von Rügungen und Waldbussen. Die Braunschweig-Lüneburgische cap. 1. vom Forstamt; die Nassau-Dillenburgische in Appendice. Die Bayrische C. 25. von Strafen, so sich des Wildprets und Gejädgs wegen zutragen. Die Gothaische Tit 11. von Waldgerichten. Von dergleichen die Weimarische Art. 9. Die Altenburgische Tit. 11. Sehr ausführlich aber hat Döpler im Schauplatz der Leibes- und Lebensstrafen von Waldgerichten gehandelt.

Mit welch besonderer Verfassung die Forstgerichte in Frankreich gehalten werden, erzehlet weitläuftig Joh. Leitensperger in Diss. de jure venat. forest. c. 3; welcher zugleich beybringet, welche Forstsachen bey denen *Officiers de table de mabre & les grands Maitres* und bey der *Domaine du Roi* abgethan werden sollen. Das Gericht der Marrmotafel beschreibet *du Val, dans le traité universel des Eaux & Forets de France.* cap. 29.

Waldgeschrey, ist ein gewisser Ruf, den die Jägerey bey einem Abjagen und Ausschiessen, wenn sie zu- und vom Holze ziehet, aus hellem Halse von sich hören lässet. Also wird bey der Hirschfeistezeit mit dem Waldgeschrey: Ja, ha, ha; Ja, ha, bey der Schweinhatze aber mit: Ho, Ri do, ho ha ho, zu Holze gezogen. Wenn aber alles verjaget worden, und das Jagen leer ist, ziehet die Jägerey in voriger Ordnung mit dem Waldgeschrey: Ja, ho, ho, vom Holze gegen den Schirm; da denn das Waldgeschrey aufhöret, und das Jagen mit Wald- und Hifthörnern abgeblasen wird.

Waldgraf, s. Holzgraf.

Waldhammer. s. Waldeisen.

Waldherr, heißt derjenige, dem entweder ein Wald ganz allein, oder mit mehrern in Gemeinschaft eigenthümlich zugehöret. Wo auch gemeinschaftliche Wälder und Holzungen vorhanden sind, da werden aus den Gemeinen gewisse Personen erwählet, welche die Aufsicht darüber führen. Und diese werden alsdenn gemeiniglich auch Waldherren genennet.

Waldhorn, franz. *Cor de Chasse*, ist ein blasendes Instrument von Messing, welches ehemals ganz allein auf der Jagd gebrauchet worden, und grossen Herren zur Tafelmusik gedienet hat; heut zu Tage aber von allen Bierfiedlern in denen Dorfschenken geführet wird. Es hat fast ein Mundstück, wie eine Trompete, klingt aber lieblicher, als dieselbe, und ist wegen seiner Länge in einen Kreis zusammen gebogen. Die grossen werden Parforcehörner genennet.

Waldknoten, s. Leinen anbinden.

Waldmist, s. Holzmist.

Waldordnung, s. Forstordnung.

Waldrecht, heißt die in denen Wald- und Forstordnungen gemeiniglich enthaltene Verordnung, daß bey Abräumung des Holzes auf jedem Morgen oder Acker Waldes eine gewisse Anzahl junger Stämme gelassen werden sollen, welche man Laßreiser, und an einigen Orten Bannraitel nennet.

Waldrohr, sind harte Binsenhälmer, die in Wäldern gefunden werden, und zotige Aehren haben, wie das gemeine Rohr. Es wird im August hart und gelbe, und dienet alsdenn, Reussen, Körbe, Sommerhüte u. d. g. daraus zu machen.

Waldruthe, ist ein Längenmaaß, so sonderlich bey Vermessung der Wälder und Forsten, vornemlich aber bey dem Acker und Buschholz gebrauchet wird. Sie enthält 16 Schuh, und ist insonderheit nöthig, daß man die Aecker nach der Länge und Breite, Ruthenweis bey dem Verkauf und in Rechnungen ausrechnet. S. Döplers Rechnungsbeamter, 2. Th. Cap. VI.

Waldschnepfen, s. Schnepfen.

Waldschritt, ist bey den Jägern ein üblich Maaß, wornach sie ihre Tücher und Netzer stellen, und beträgt ein einfacher 4 ein halben Schuh, ein gedoppelter aber 5 Schuh.

Waldspatz, s. Sperling.

Waldsperling, s. Sperling.

Waldstempel, s. Waldeisen.

Waldvögel, s. Geflügel.

Waldzinß, ist eine gewisse Abgabe, welche diejenigen zu entrichten haben, welchen in einem Wald das Holz-, Laub- und Eichellesen u. d. g. vergönnet ist.

Wallnußbaum, welscher Nußbaum, lat. Juglans, ist ein hochstämmiger Baum, der am besten auf etwas grand- und fettichtem, nicht gar zu nassen Boden wächset. Er leidet in grosser Kälte gern Schaden, stirbt auch wohl bis auf die Wurzel ab, und kann deswegen in hohen Gebürgen und sehr rauhen Gegenden nicht dauren. Ein nicht gar harter Winter verursachet, daß viele Aeste an ihm trocken werden, welche man in Zeiten abnehmen muß, da denn bald andere an deren Stelle hervor kommen. Oft erfrieret der ganze Stamm, und die Wurzel treibt dennoch, wenn er nur in Zeiten abgehauen wird, wieder Loden. So leicht auch dieser Baum, bis auf die Wurzel erfrieret, so bemerket man dennoch, daß die Nüsse in bergichten Gegenden, wo der Baum kaum dauren kann, fast eben so gut, als in fruchtbaren und gemäßigten Landgegenden gerathen, weil Blätter und Blüte so spät, daß kein Nachtfrost mehr zu besorgen, hervor kommen. Man kann ihn demnach in den Thälern zwischen den Vorbergen, woselbst die Kälte nicht so gar hart ist, mit Nutzen anbringen, wie auch in solchen Landforsten und Feldgebüschen, wo an dem Unterholze nicht gar viel gelegen ist; denn dieses leidet er durchaus nicht.

Er wird ein grosser Baum, setzet jährlich viel Holz an, hat

ein hartes, angenehm dunkelbraunes, oft schön maserigtes Holz, welches sehr gesucht, und theuer bezahlet wird. Es ist theuer, obgleich die Wallnußbäume häufig gezogen werden; zumalen da die starken Wallnußbäume meistens inwendig schadhaft sind, welches fürnemlich kalten Wintern zuzuschreiben ist. Im Vorsommer träget er zugleich nebst der Blüte grüne Kätzgens, worauf die Nüsse mit einer grünen Schaale umzogen folgen, welche bekannt genug sind. Die Schaale gibt eine gute braune Beize und aus den Nußkernen kann ein Oel gepresset werden, das dem besten Baumöle, so lange es frisch ist, gleich kommt, auch denen Kunstmalern zum Abreiben des Schieferweisses vor andern dienlich ist. Der Baum wird sowohl aus Nüssen, als Stammlohden fortgebracht, welche letzten aber von schlechter Dauer sind, es wäre denn, daß sie von einem jungen Stamme herrühren. Es schläget auch dieser Baum wieder von der Wurzel aus, ob er gleich alt, und stark geworden.

Unter allen Bäumen, die bekannt sind, ist keiner von so räuberischer Art, als dieser. Er leidet kein ander Gewächse unter sich, ohne ihm den Wachsthum zu entziehen. Man hat sich aus diesem Grunde zu hüten, daß man keine Wallnußbäume so nahe bey rare Obst- oder andere junge Bäume, an deren Erhaltung und guten Wachsthum viel gelegen ist, pflanze, daß er sie mit seinen sich weit ausbreitenden Aesten überziehen kann. Jedoch treibet man auch die Furcht vor der verdämpfenden Art dieses Baumes zu weit, wenn man glaubet, daß in einer ansehnlichen Entfernung davon nichts wachsen wolle, welches der Erfahrung zuwider ist. Was der Nußbaum mit seinen Wurzeln nicht erreichen, noch mit seinen Zweigen beschatten kann, leidet von ihm keine Noth. Das Holz wird besonders von den Tischlern sehr gesuchet, und zu Tischen, Stühlen, Schränken und anderm Geräthe gebrauchet; es dienet wegen seiner schönen Farbe, und weil es sich glatt bearbeiten lässet, zu eingelegter Arbeit vor andern; eben deswegen, und weil es leicht und dabey hart ist, werden daraus die besten Flinten- Büchsen- und Pistolenschäfte gemacht. Zum Brennen und Verkohlen ist es nicht viel nütze.

Walpurgismey, s. Wolbermey.

Wamme, nennet man an denen wilden Schweinen das Dünne am Bauch, nebst dem Bauchfette.

Wand, Schlagwand, ist ein Vogelnetz oder Garn, nach Proportion dieses Geflügels, so man fangen will, hoch, lang und stark, oder kleiner und schwächer; daher zu grossen Vögeln Wände von 80 bis 100 und mehr Schuhen Länge gebrauchet wird. Sie haben weite Maschen, sind mithin nicht schwer, sondern leicht aufzuziehen. Die zum Finken-, Goldammer- und dergleichen Vogelfang von Mittelzwirn engergestrickten Schlagwände hingegen bestehen ohngefehr in einer Breite von 4 Ellen. Solche schläget man zur Herbstzeit in den

nen Feldern auf, wo Sommergetreide, insonderheit Flachs und Hanf gestanden. Sie müssen etwas tiefer in Rinnen liegen, mit Spreu und Heckerling bedecket, und also zugerichtet seyn, daß sie vermittelst ein paar Schnellfedern im Rücken bald zusammenschlagen. Im Winter können die Goldammer und Sperlinge mit solchen Schlagwänden gut berücket werden, da sie die Höfe und Ställe fleissig besuchen. Hier nun geschiehet ihr Aufschlagen, sodenn das Bestreuen mit Schnee, Haser, Weitzen, Gersten und dergleichen, darauf sie haufenweise, zumal wenn es schneyet, fallen, und aus denen Stuben, Ställen, ꝛc. berücket werden können; jedoch müssen in der Mitten ein paar Lockvögel angepflöcket, auch will vor dem Rücken der Schlagwände Achtung gegeben seyn, daß die Entfernten, oder dabey sitzenden Vögel unverschüchtert bleiben.

Die Garne oder Netze sind an Stangen beveſtiget, und werden mit der einen Seite auf dem Boden also angehangen, daß sie sich durch die in denen daran befindlichen Ringen gezogenen Leinen in die Höhe, und geschwinde über den Vogel zusammenschlagen. Die wilden Enten sind solchergestalt auch auf denen Wasserinſuln zu fangen, oder man machet in Wassern, wo dergleichen Vögel ihren Aufenthalt haben, Hügel von Sand, Erdreich, und dergleichen, und stellet hier auf, wie sichs am besten thun lassen will.

Wanst, heißt bey dem Hirsch der grosse Theil von dem Geschreide, oder Gedärme, worum das Netze schließt.

Wasen, s. Waasen.

Wasseramsel, s. Amsel.

Wasserbeerenbaum, s. Kirschbaum.

Wasserhuhn, s. Taucher.

Wasserhund, franz. *Barbet*, heißt bey der Jägerey ein Hund, den man abgerichtet, in das Wasser zu gehen, und allerley auf demselben geschossenes Geflügel heraus zu holen; daher man sie auch Schießhunde zu nennen pfleget. Obwohl allerley Hunde abgerichtet werden können, in das Wasser zu gehen, und die Dienste zu thun, die von einem eigentlich sogenannten Wasserhunde erfordert werden; so hat man doch insonderheit zweyerley Arten, die von Natur ins Wasser gehen, nemlich die rauhen, zottelichten Pudelhunde, und die glatten Dänischen, so mehrentheils braun oder Otterfarbig sind. Weil die erstern, wenn sie stark mit wolle bewachsen, gar zeitlich müde werden; so pflegt man sie zu scheeren, und das grosse dicke Haar abzunehmen, dabey aber einen rechten Bart und die Augbraunen stehen zu lassen, und den Schwanz zu stutzen, damit sie desto besser schwimmen können.

Einen solchen Hund abzurichten, lehret man ihn erstlich auf dem Lande, hernach aus dem Wasser, und zwar anfänglich lieber aus einem stehenden, als aus fliessenden, ein Stück Holz (nicht einen Stein, weil sie daran ihre Zähne stumpf machen und verder-

ben), wieder holen. Wenn er dieses thut, nimmt man einen alten abgerichteten Hund darzu, läßt eine zahme Ente schwimmen, und wenn sie geschossen, zum erstenmale den alten und jungen zugleich, zum zweytenmale aber den jungen allein darnach gehen; wenn er sie gebracht, thut man mit ihm schön, giebt ihm etwas zu fressen, wirft die Ente wieder hinein, und wiederholet es zum andern und drittenmale. Ein solcher Hund muß gehorsam seyn, seines Herrn Stimme gehorchen, und hinter demselben bleiben, auch nicht eher hervor brechen, als bis der Schuß geschehen. Anfänglich werden die Hunde von etlichen angehänget, damit, wenn ein Fehlschuß vorgienge, sie nicht umsonst, sonderlich die jungen erst in der Lehre befindlichen Hunde, sich bemühen müssen; besser aber ist es, wenn sie der Stimme lernen gehorchen, und sich wieder abruffen lassen. Diese Hunde thun gute Stöberdienste im Gebüsche, Moraß und Wasser, alles Wassergeflügel, so es angeschossen, heraus zu holen, welches man sonst ohne Kahn schwerlich kriegen, sondern wohl liegen bleiben und verderben würde; zumal da mancher Vogel nur lahm geschossen ist, und flatternd fortzuschwimmen, sich unterzutauchen und im Schilf zu verstecken pfleget, welchen der Hund durch den Wind wohl vernehmen, finden und heraus bringen kann.

Wasserjagd, ist ein Jagen, so in einer solchen Gegend angestellet ist, da das Wild durch ein Wasser getrieben werden muß. Dergleichen Jagd geschiehet im Treiben und Abjagen, wie ein Hauptjagen, nur daß der Lauf hier ein Teich oder mittelmäßiger Strohm sey, wodurch das Wildpret gejaget werden muß. Auf der Mitte, wo es seyn soll, wird auf Schiffen ein Schirm vor die Herrschaft mit Sträuchern gesetzet, und ins Wasser gesenket, die Tücher aber durch Kähne über den Strohm gefahren, und wird auf grossen starken Stangen, woran oben Hacken gemacht, die Oberleine dergestalt aufgehoben, daß das Tuch knapp über dem Wasser mit der Unterleine liegt. Die Windleinen werden auch an grosse Pfähle, so ins Wasser geschlagen, über dem Wasser inwendig oder auswendig, wie gebräuchlich, angebunden.

Wenn nun im Jagen die Hunde das Wild herausbringen, zwingen sie solches durchs Wasser zu schwimmen, welches gepürschet, und von der Herrschaft geschossen, darnach, so es todt, in Kähnen geholet, und ans Land gestrecket wird. Damit nun die Tücher über dem Wasser nicht naß werden, müssen hierzu gewiesse Holzflösse von Zimmerbäumen an einander verbunden werden, von 5 bis sechs Bäumen, welche ausserhalb der Tücher kommen müssen, damit die Stellleute den Zeug auswendig stellen, heben und abwerfen können, das Wildpret aber inwendig nichts zum Auffussen finde. Vor allen Dingen müssen diese Flösse veste wider den Strohm verankert und wohl verwahret werden, sonst ist alles vergebens. Wenn eine solche Jagd auf einem grossen Strohm

geschehen soll; so müssen an die Netze grosse Gewichte gemacht werden, die untersinken, und die Netze anhalten, oben aber werden diese an Fähren angemacht, damit also nichts vom Wildpret unten durchkommen kann.

Wasserloden, s. Loden.

Wasserochse, s. Rohrdommel.

Wasserreiser, s. Loden.

Wasserschnepfen, s. Schnepfe.

Wasserschwalben, s. Schwalbe.

Wasservögel, s. Geflügel.

Wasserwolf, s. Hecht.

Wathe, s. Waade.

Wattfische, s. Gangfische.

Wayde, s. Weidgang.

Waydegeschrey, s. Gehörne vortragen.

Waydgang, s. Weidgang.

Wechsel, was es in der Kohlenbrennerey bedeute, s. Meuler, lit. B) α).

Wechseln, sagen die Jäger von allen Thieren, wenn sie von einem Ort oder Holz zum andern gehen.

Wechselklötze, s. Meuler, lit. B) α).

Wechselklüfte, s. Meuler.

Wecker, s. Aufwecker.

Wede, s. Meuler.

Wegedorn, s. Creuzdorn.

Wehrzähne, s. Gewehr.

Weichbild, s. Marksteine.

Weichmilane, s. Geyer.

Weichselharz, s. Kirschharz.

Weide, s. Weidgang.

Weide, Weidenbaum, Felbe, lat. Salix, franz. *Saule*, *Saux*, *Osier*, *Ozier*, ist ein wildes, bey der Landwirthschaft sehr nutzbares, ja fast unentbehrliches Holz, welches theils zu einem Baume erwächset, theils aber nur wie ein Strauch bleibet. Es giebt deren sehr vielerley Gattungen, also daß einige derselben über zwanzig zehlen. Andere theilen sie überhaupt in Perticales, die zu einem vollkommenen Stamm gedeyen, und Stangen und Pfähle geben, und in Viminales, die nur Gerten und Ruthen geben, und zum Theil an der Erde kriechen. Ihr Unterscheid ist mehrentheils an dem Laub zu erkennen, denn etliches gekerbt, anderes gleich, etliches lang, anderes breitlich, etliches weißlich, anderes grün ist. Daher sie auch unterschiedliche Nahmen bekommen, und Band- oder Bindweiden, Busch- oder Saalweiden, Glasweiden, Rosenweiden, deren Blätter in Büschelein wie Rosen stehen, Bruchweiden, Pappel- Rhein- Krebs- Bach- Sand- Gold- und Zachweiden heissen.

Die Band- oder Bindweide dienet zum Einbinden der Zäune, Gehäge, Geländere und Spaliere; hat eine braunrothe Rinde. Sie kommen nicht so gut von abgeschnittenen und eingesteckten Zeigen fort, als wenn junger Anflug mit sammt der Wurzel aufgehoben, und an bequeme Oertet versetzt wird.

Man

Man soll sie im Frühling allemal ein paar Schritte von einander pflanzen, damit sie desto bessern Platz, sich auszubreiten, finden mögen. Wenn sie in den ersten zwey Jahren, beede Frühlinge nach einander, im zunehmenden Mond glatt bey der Erden abgeschnitten werden; so treiben sie hernach desto heftiger. Man läßt sie nachgehends, sowohl als die Goldweiden, nicht stärker werden, als man sie brauchet, sondern schneidet sie alsdenn zur Frühlingszeit im abnehmenden Monden ab; sie sollen hierauf, wie man insgemein davor hält, zärter wachsen, als wenn das Abschneiden im zunehmenden Lichte geschehen.

Die Busch- oder Saalweide, welche auch an einigen Orten Werft genennet wird, hat eine grauliche Rinde, und rauhe, breite Blätter, treibet nicht sehr hoch, und wächset meist zu Busch, ist am besten zu nutzen, wenn man, nachdem sie 5 oder 6 Jahr gestanden, das Holz den Siebmachern, Böttigern und Korbmachern verkaufet, massen es, wenn man es länger stehen läßt, bald wiederum ausdorret, und sodenn durch die Spähne- oder Holzleser weggetragen wird.

Die Bruchweide treibt ihr Laub am ersten, mit einem solchen Ueberfluß von Saft, daß er häufig aus dem Holze fliesset, und dasselbe davon ganz brüchig wird. Sie ist, wegen ihrer Sprödigkeit anderst nicht, als zur Feuerung, oder höchstens zu Pfählen und Zaunstecken an Ufern zu gebrauchen, weil sie in denen Zäunen gerne wieder ausspressen.

Die Bach- und Sandweide, welche an den Wassern, Bächen und Flüssen, wegen ihrer starken Bewurzelung gerne geheget wird, hat ein grünes, glattes und etwas grösseres Blatt, als die andern Weiden, und eine inwendig etwas gelbliche Schale. Sie ist wohl zu Reisstäben zu nutzen, massen an denen Flüssen, auf denen Griesen, Horsten, oder Inseln dieses Holz so geschwinde in Stock kömmert, daß in drey Jahren Reise zu Seiten und Wasserkannen davon gebraucht werden können. Nächst den Böttigern dienet sie auch den Korbmachern.

Die Krebsweide braucht man, reissende Wasser damit zu verbauen, und dem Einbruch zu wehren.

Die Gelbe- oder Goldweide hat eine Pomeranzenschale, und wächset gerne auf Wassern und Sümpfen, wie die Sandweide. Sie wird, wegen ihrer ungemeinen Zähigkeit, von den Gärtnern sonderlich geachtet, indem sie sich gleich einem Stricke winden und binden lässet.

Die Zäheweide ist von gleicher Eigenschaft, ausser daß sie eine röthliche Schale hat, und das Laub viel später, als die andern treibet.

Die Weiden von der gröbern Art, welche man Kolb- oder Koppweiden nennet, pflegen geköpft und behauen zu werden. Das Köppen soll alle drey Jahre geschehen, damit die Aeste nicht zu stark werden, weil sie sonsten der Wind gar zu leichte abreisset, und den Stamm

das

dadurch splittert, oder gar umwirft. Die Aeste sollen nicht glatt an dem Stamm abgesetzet, sondern ein Stümmel, etwan einer Hand hoch, gelassen werden, damit der Stamm durch Kälte, Näsſe, und Hitze nicht so leichte Schaden nehme. Das Köppen geschiehet im Frühling und neuen Monden; so schläget der Stamm desto zeitlicher und besser wieder aus. Wenn man aber das Holz zu Zäunen brauchen will, ist es besser, daß es im Herbst, wenn das Laub abfallen will, geschihe. Die abgehauene Aeste der Weiden liesset man aus, und leget das, was zu Zaungerten tauget, und denn auch das Brennholz, jedes in Bündel gebunden, besonders, die hernach selbsten in der Haushaltung verbrauchet, oder Schockweise verkaufet werden.

Der Nutzen des Weidenholzes ist vielfältig, indem es nicht nur zur Feuerung, sondern auch zu allerley Stielen und Pfählen, zu Gerten in die Zäune, und ist die Wassergehäude, wozu es nebst der Erle das dienlichste Holz ist, den Böttigern zu mancherley Reifen und Bänderp, den Korbmacherp, zu Wagen-Spreu und andern Körben, denen Fischern zu ihren Reussen, und den Gärtnern, und Winzern zum Anbinden dienet. Das im Herbst gesammelte Laub ist den Ziegen und Schafen im Winter ein dienliches Futter. Die Blätter werden auch zuweilen anstatt des Hopfens zum Bire genommen, taugen aber nicht, weil es davon ungesund wird. Die Kohlen von Weidenholz werden zum Schießpulver von denen Pulvermachern, ingleichem auch zum Zeichnen von denen Mahlern gebrauchet. Um solcher Nutzbarkeit willen soll ein fleißiger Hauswirth darauf bedacht seyn, wie er das Weidenholz allenthalben, wo es angebracht werden kann, fortpflanze, weil es aller Orten auf niedrigen, feuchten und wässerigen Plätzen, in Wiesen, um die Bäche, Seen und Gräben gerne wächset, und gut fortkömmt. Nach Inhalt verschiedener Landes- und Teichordnungen, sollen um die gemeine Wiesen, Aenger, Aecker und Gärten Weiden gezogen, sonderlich um die Teiche Satzweiden, und unten vor dem Damm Saalweiden gesetzet werden. Die dergleichen Weiden muthwillig beschädigen oder ausreissen, werden nach Befinden mit Gefängniß, Landesverweisung, Abhauen der Hand, oder sonst ernstlich bestrafet.

Die Vermehrung der Weiden, und zwar erstlich der grossen Kolb- oder Koppweiden geschiehet folgender Gestalt: Man hauet frische Aeste einer Hopfenstangen dick, und fünf bis sechs Ellen lang, im Frühjahr bey wachsendem Mond, legt sie mit dem untern Ende in einen Teich oder Schlamm, bis derselbe Mondschein wieder Antritt, alsdenn werden sie in darzu gegrabene Gruben, oder mit einem Stickel oder Pfahleisen gestossene Löcher, einer Ellen tief, oder mehr, wenn der Boden trocken ist, versetzt, mit guter Erde verschüttet, und dicht vertreten, wobey sonderlich zu beobachten, daß die Rinde, wo der Stock in die Erde kömmt, nicht verletzet werde. Diese nennet man Satzweiden. Wenn man sie an trockne

ckene Orte setzen will, soll man ihnen einen breiten Feldstein unterlegen, und darnach die Weiden auf die darüber gestreuete Erde setzen; denn weil dergleichen Steine in der Erden schwitzen, und kühle sind; so bekommen auch die Weiden davon Saft und Kraft. Weil aber diese Satzweiden gerne auf allen Seiten auszuschlagen pflegen; so soll man jemanden dazu bestellen, welcher die übrigen Sprossen, so am Stamm hinunter auswachsen, und oben das Gewächse verhindern, fleißig abschneidet, und die obersten drey, vier oder fünf Reiser stehen lässet. Die kleinen Weiden werden besser durch Senken und und Einlegen vermehret.

Der grosse Weidenbaum träget gemeiniglich zweyerley Zäpflein oder Mainzlein, davon eines nur blühet, das andere aber Saamen träget. Die blühtragende Zäpflein sind unfruchtbar, und wenn sie verblühet, werden sie wollig, fallen ab, und verdorren; die andere haben allein Saamen ohne Blüte, welcher in seinen Hülsen mit zarter Wolle umwickelt lieget. Diese werden Weiblein, und die ersten, so die Zäpflein ohne Saamen tragen, Männlein genennet. Solche Blützäpflein sind entweder grünlich oder gelb, und geben denen Bienen eine angenehme und fast die erste Nahrung. Der Saame an theils der kleinen Weiden ist schwärzlich, und gleichfalls mit einer weissen Wolle umgeben.

Die Weidenblätter sind bitter, zusammen ziehend, kühlend und trocknend. Mit Wasser gesotten und getrunken, stillen sie das Erbrechen, Blutspeyen und Blutgang. Die frische Zweige in das Bier gehangen, sollen der Säure wehren. In Fußbädern gebraucht, benehmen sie die Hitze in Fiebern, und befördern den Schlaf, dienen auch in Bädern für Kinder, so die Miteesser haben. Frische Blätter in ein Gemach gestreuet, machen es kühl; im Bett lindern sie dem Kranken die Hitze. Die Zäpflein und die Rinde stillen durch Auflegen das Nasenbluten. Die innere Rinde von Bachweiden über Nacht in rothen Wein gelegt, und davon getrunken, heilet die Wassersucht. Die Asche von Weidenrinden mit Schaafkoth und Essig zu einer Salbe gemacht, ziehet die Hüneraugen und Warzen aus. Der Mistel befördert die Geburt, er wird aber selten gefunden. Von der Pappelweide, und Rheinweide, s. Pappel, Rheinweide.

Weidenblätter, s. Bley, ein Fisch.

Weidendorn, s. Sanddorn.

Weidenzeisig, s. Zeisig.

Weidewerk, s. Weydwerk.

Weidewund, nennen die Jäger, wenn ein Stück Wild angeschossen, oder verwundet ist.

Weidgang, Weide, Waide, Waidgang, Weyde, Weydgang, Viehweide, Hut, Huth, lat. Pascuum, französ. *Pascage*, heißt eine bequeme Gegend, allerhand Vieh dahin zu treiben, daß es seine Nahrung daselbst finde. Es dienen dazu unter andern auch die Wälder, und in Ansehung dieser ist nun zu bestimmen, wie es damit, ohne Nachtheil der Wälder und Holzungen zu halten seye. Wir wollen

wollen erſt einige allgemeine Anmerkungen machen, und ſodann zeigen, was bey der Hut- und Weide ſelbſt zu beobachten, und was vor Vieh dahin zu treiben ſeye.

A) Durch Hut und Weide kann der Anwachs des jungen Holzes in vielen Fällen ſehr befördert, aber auch ſelbiger gänzlich zu Grunde gerichtet werden, nachdem ſolche ein Aufſeher über die Forſten bey rechter Zeit und Gelegenheit auszudehnen, oder einzuſchränken weiß. Es iſt alſo dieſe Materie nicht allein wichtig, weil die meiſten Einwohner waldigter Gegenden ihren Unterhalt von der Viehzucht haben, ohne welche groſſe Bezirke, wilde unbewohnte Wüſteneyen ſeyn würden; ſondern ſie verdienet auch in Anſehung des Holzweſens ſelbſten eine groſſe Achtung. Laubtragende Oerter, die zur gewöhnlichen Weide können eingegeben werden, müſſen dem Hornvieh, worunter man allezeit das Rind- oder Kuhvieh verſtehet, ſchon ſo weit entwachſen ſeyn, daß es mit dem Maule die Spitzen der Loden nicht mehr erreichen, noch ſie mit der Zunge abſchlagen kann. Birken und Haſeln machen eine Ausnahme; dieſe, abſonderlich die erſten, werden wegen ihres bittern herben Geſchmackes und Sprödigkeit gar ſelten vom Hornviehe verbiſſen, und können demnach Oerter, die damit beſtanden, dem Viehe weit eher, als andere Laubtragende, eingegeben werden. Das Nadelholz wird nicht ſo leicht vom Hornviehe angefallen, als das Laubtragende, am wenigſten die Fichten. Wenn dieſes einer queren Hand hoch iſt, kann man das Vieh ſchon in die Oerter laſſen, und iſt nur im Vorſommer die Vorſicht zu gebrauchen, daß groſſe, dabey hungerige Heerden, nicht enge bey einander gehalten, gar nicht aber in ſolche junge Oerter getrieben werden, wo Mangel an Graſe, und Ueberfluß an Mooße iſt; welcher Fall in Nadelörtern, die auf gar hohen Gebürgen wachſen, nicht ſelten vorkommt.

Wenn ein Ort ſogleich nach der Hauung in friſchen Anwachs kommt, wird er gewöhnlicher maſſen in vier, acht, höchſtens zehen Jahren huthbar. Friſchwachſende Stammloden entwachſen dem Vieh binnen 4, 5, bis 6 Jahren. Laubtragende Saamenloden erfordern acht bis zehen Jahre Zeit. Der Augenſchein muß es zeigen. Wächſt in dieſer Zeit das junge Holz nicht ſo weit in die Höhe; ſo iſt ſchlechte Hofnung, daß ein ſolcher Ort, ohne viele Jahre Verluſt nur in mäßigen Beſtand mit guten Holzgattungen kommen werde. Man muß aber nicht auf die Gedanken verfallen, als ob ein Ort dem Viehe ſo lange gänzlich müſſe verſchloſſen werden, bis das junge Holz demſelben völlig entwachſen, und gar kein Schaden mehr darinnen zu beſorgen, ſo daß man ohne alle Vorſicht, ohne Einſchränkung die Heerden nach Gutdünken der Hirten hinein laſſen könne. Keinesweges; dieſes iſt nicht allein für die Viehzucht, ſondern auch in vielen Fällen für die Forſten ſelbſt ein gar verderblicher Grundſatz. Wenn nemlich das Holz, ſonderlich das Laubtragende, ſchon ſo hoch iſt, daß das Vieh nichts mehr davon erreichen kann; ſo fängt das Gras und Kraut an,

in solchen Oertern abzunehmen, daß das Vieh endlich wenig mehr findet, folglich wird die Nutzung von der Viehzucht weit geringer, als bey voller Weide. So bald dem Viehe seine gehörige Weide entgehet, so bald nimmt auch die Milch an Güte ab, wird wässerig, und erfolget bey weitem so viel nicht an Butter und Käse daraus, als bey voller Weide. Was dieses in einem Lande für Schaden bringet, wo die Viehzucht ein Hauptartikel ist, stehet leicht zu berechnen. Man lasse sich dabey das äusserliche gute Ansehen des Viehes nicht betrügen; denn dieses wird nicht eher mager, bis der Mangel der Weide gar groß ist.

Die Forsten selbst leiden sehr oft, wenn die jungen Oerter gar zu lange und so scharf geheget werden, daß gar kein Vieh hinein gelassen wird. Die Wichtigkeit der Materie erfordert, daß wir uns etwas dabey aufhalten. Der klare Augenschein zeiget, daß alsdenn die Weyde sehr abzunehmen beginne, wenn das junge Holz in einem Orte zu solcher Höhe und Stärke gelanget; daß die Viehheerden zu keiner Zeit einigen Schaden mehr darinnen thun können. Findet nun das Vieh seine nöthige Weide nicht; so treibet es der Hunger, das junge Holz anzufallen, wornach es sich sonsten nicht umsiehet. Im Laubholze bieget es sogar die schwachen Stangen mit den Hörnern nieder, und frißt die Gipfel ab; da leiden denn die Forsten denjenigen Schaden, durch das gar zu strenge Hegen in weit grösserer Maaß, den man dadurch zu vermeiden suchet. Vornemlich geschiehet dieses im Vorsommer. Bemerket ein Aufseher über die Forsten den Zusammenhang der Ursachen nicht, woraus dieses Uebel entstehet; so verfällt er auf die verderbliche Meynung: Er habe die jungen Oerter noch nicht lange genug geschonet, heget die in folgender Zeit vorfallenden Oerter desto länger und schärfer, oder treibet wohl gar die Heerden aus denen bereits eingegebenen und größtentheils verbissenen Oertern, dadurch wird die Weide noch mehr beenget, die Einwohner werden genöthiget, einen grossen Theil ihres Viehes abzuschaffen, und das übrige heimlicher Weise, meistens ganz zur Unzeit, in die jungen Gehäue zu treiben; es wird, um nicht entdecket zu werden, gar enge bey einander gehalten, und frißt sodann, von Hunger getrieben, mit grösser Begierde Gras und Loden weg. Ueberhaupt ist hier, wie in vielen andern Fällen, nöthig, daß man die Beschaffenheit eines Ortes nicht von einzelnen kleinen Plätzen, sondern von dem grössesten Theile beurtheilen müsse, wenn man nicht, in Hofnung einen kleinen Vortheil zu erhalten, sich einen weit grössern Schaden zuziehen will. So kann ein Aufseher über die Forsten aus Mangel einer vernünftigen Aufmerksamkeit und Erfahrung mit gutem Gewissen, und aus der besten Absicht ein Verderber der Forsten, der Einwohner und Einkünfte des Landes werden!

Ausser diesem entstehet aus übertriebener Hegung der jungen Oerter ein nicht geringer anderer Schaden. Nachdem nemlich ein Ort abgetrieben; so fängt das Gras und Kraut, auch allerhand

halbe

halbe Staudengewächse an, darinnen überhand zu nehmen; am allerschädlichsten ist dem Holzanwachse, das Gras, Fahrenkraut und Gelster. Das Gras ist das gewöhnlichste, und wenn es zu hoch und dicke wird, das allerschlimmste. Bewuchert es sich zu sehr, so legt es sich jährlich gegen den Herbst dick übereinander; geschiehet dieses mehrere Jahre; so ersticken die darunter befindlichen Loden, und zwar diejenigen am meisten, welche aus dem Saamen erwachsen, welche die nützlichsten sind, und daraus das künftige Baumholz gezogen werden muß. Vor andern betrift dieses Uebel die jungen Eichen. Der neufallende Saamen kann den Boden nicht mehr berühren, seine Wurzeln nicht in die Erde bringen, und folglich verdirbet er. Eine ungeheure Menge Ungeziefer, absonderlich Mäuse, vermehren sich in dergleichen mit dickem Gras überzogenen Oertern; es findet darunter gegen die Witterung, die solche zu vertilgen pfleget, Schutz; ihre Nahrung ist der abgefallene oder hineingeworfene Saamen, und die daraus entstehenden Käumen und zarten Loden; ja selbst die frischwachsenden und das Gras bald übersteigenden Stammloden werden von diesem Ungeziefer unten am Stamme abgeschälet und verdorben. Solche Oerter mögen gehäget werden, wie sie wollen, so ist auf wenig oder gar keinen Anwachs Hofnung zu machen. Hier ist kein besser Mittel, und die Erfahrung bestätiget es, als daß man das Gras heraus schneiden, oder welches besser ist, durch das Vieh abhüten läßt. Das Schneiden ist nicht so gut, als das Abhüten, wenn dieses zur rechten Zeit geschiehet. Durch das Schneiden gehen fast alle zarte Loden verlohren, welche noch unter dem Grase stecken.

Wir sagen aber ausdrücklich: Wenn das Abhüten zur rechten Zeit geschiehet; und ist dabey folgendes zu merken: a) Im May und Junius ist der junge Trieb noch weich; starret vom eingetrettenen Safte, ist sehr zerbrechlich, dem Viehe angenehm, und wird leicht von selbigem verbissen. b) Bey einfallendem Regen, sonderlich zu der Zeit, wenn unmittelbar vorher eine grosse Hitze und Trocknis gewesen, schlägt das durstige Vieh gern die Regentropfen mit der Zunge von den Loden, und zugleich die Spitzen von selbigen ab; auch muß man aus eben der Ursache das Vieh nicht in den ersten Frühstunden, da der Thau noch an den Blättern hänget, in ganz junge Oerter bringen. In obbenannten Monaten ist dieser Schade weit mehr, als die übrige Jahrszeit, zu befürchten. c) Je jünger die Oerter, und je mehr solche mit Holzgattungen bestanden sind, die das Vieh gern angreifet, als Eichen, Roth- und Heynbüchen, Eschen, Ehren, Lehnen, u. s. w. je behutsamer muß man verfahren, daß das Vieh gedachte Zeit, und unter vorerwehnten Umständen nicht hinein gelassen werde.

B) Bey der Huth und Weide selbst muß mehr Fleiß und Sorgfalt angewendet werden, als insgemein geschiehet.

a) Aus dem, was jetzo gesagt worden, ist leicht abzuneh-

men, wie junge Oerter mit den Heerden zu betreiben sind, die zur gewöhnlichen Huth und Weide nicht können eingegeben werden, und wie selbst der Anwachs des jungen Holzes dadurch zu befördern stehet. Halte das Vieh bis zu Ende des Junius aus solchen Oertern sorgfältig ab, nach diesem kannst du sie eingeben. Der Trieb des jungen Holzes von selbigem Jahre ist alsdenn nicht mehr so voller Saft, nicht mehr so krautartig, sondern schon holzigt, ohne Schaden biegsam, das Laub spröder, und das Vieh nach frischen Gewächsen nicht mehr so begierig, als im Frühjahre. Beobachte bey Behütung junger Oerter und Häne.

a) Welche schon ziemlich erwachsen, oder aus Holzarten bestehen, die entweder zeitig genug verhärten, oder sehr bitter werden, und die das Vieh nicht leicht angreifet, als Fichten, Birken, Haseln, solche kann man gegen das Mittel oder Ende des Monats Junius anfangen, zu betreiben. Oerter aber, worinnen die Loden schwächer, oder solche Holzgattungen sind, deren neuer Trieb sich später verhärtet, und vom Viehe gern angefallen wird, müssen erst im August oder September zum Durchhüten eingegeben werden. Es ist dabey nicht auf das Alter, sondern auf die Stärke der Lode zu sehen. Man findet Oerter in laubtragendem Holze, die in 4 oder 5 Jahren schon mit so starken Loden bestanden, daß man im Monat Julius kein Bedenken mehr haben darf, das Vieh hinein zu lassen, wenn nicht etwan darzwischen stehende Samenlohden von schätzbaren Holzgattungen mehrere Behutsamkeit erfordern. Bey andern hergegen ist oft im achten, und im zehenden Jahre noch viele Vorsicht nöthig.

b) Das Vieh muß niemals enge bey einander, sondern weit ausgedehnet, ohne Aufenthalt in beständigem doch langsamen Durchzuge getrieben werden; dringet es sich in dicke Haufen zusammen; so zertritt es viele Loden, wird es zugleich aufgehalten; so greift es, nach weggehütetem Grase, auch oft aus Muthwillen die Spitzen der Loden an.

c) Sind die Oerter gar klein, die Heerden sehr groß; so geschiehet allezeit Schaden. Da nun bey grossen Heerden besondere Kälberheerden zu seyn pflegen; so thut man sicherer, daß kleine oder gar junge Oerter nicht den Kuh- sondern den Kälberheerden eingegeben werden. Ja es ist rathsam, daß man dieses bey ganz jungen mit Gras stark überzogenen Oertern allezeit beobachte, sie mögen so groß seyn, als sie wollen.

d) Wenn es zu vermeiden stehet, soll kein junger Ort etliche Tage hintereinander betrieben werden, er sey denn so groß, daß man täglich einen ganz neuen Zug nehmen könne. Denn obgleich überflüssige und gute Weide darinnen vorhanden; so bemerket man doch, daß das Vieh, wenn es einige Tage eben denselbigen Zug behält, solcher einigermassen überdrüssig, und nach anderer lüstern werde. Es frißt nur aus Hunger, und benaschet, wenn es ihn etwas gestillet, sodann

die Loden. Am beſten iſt es, wenn es ſeyn kann, man laſſe die Heerden alle Tage durch einen neuen jungen Ort gehen, betreibe ſodann einige Zeit, die zur gewöhnlichen Hut eingegebenen, nach Ablauf einiger Wochen aber wiederum, nach Beſchaffenheit der Umſtände, die jungen Oerter, ſo lange noch vieles Gras darinnen befindlich.

e) Niemals ſoll ein junger Ort rein ausgehütet werden, ſonſt fällt das Vieh zuletzt die Loden an.

f) Bey trockenem Wetter fähret man ſicherer mit dem Durchtreiben, als bey naſſem, ingleichem von den Mittagsſtunden bis zu den Abendſtunden mit weniger Gefahr, als in den Frühſtunden. Süſſe Thaue, die das Vieh gerne ablecket, veranlaſſen oft Verbeiſſungen, und dieſen iſt es faſt allezeit zuzuſchreiben, wenn junge Tannen, darnach ſich ſonſt das Vieh nicht umſiehet, verbiſſen werden, und iſt demnach gut, daß ein Forſtknecht, oder ein anderer Unterbedienter etwan eine halbe Stunde gegenwärtig ſey, wenn das Hornvieh in einen Ort gelaſſen wird. Ganz junge Häue von drey, vier Jahren, die vielaus den Saamen erwachſene Eſchen, Ehren und Lenen haben, ſind dennoch im Herbſte etwas mißlich zu betreiben, ſürnemlich wenn die Oerter klein und die Heerden ziemlich groß ſind. Aus dieſen hütet man das Gras am beſten Weg, ſo bald der Schnee und die Witterung im erſten Anfange des Frühlings ſolches leidet, ehe noch die Knoſpen aufbrechen. Man bemerket auch, daß das Gras zu Ende des Herbſtes, und im Winter unter dem Schnee wachſe, und kann man die jungen Oerter, ob man ſchon die Heerden zu Ende des Herbſtes und im Sommer durchgetrieben, im Anfange des Frühlings noch einmal betreiben laſſen; denn obgleich der Saft in das Holz getretten, oder darinnen verdünnert und flüchtig geworden; ſo bleibt doch der Aufſatz vom vorigen Jahre hart und zähe, und thut das Vieh nicht eher Schaden, bis die Blätter ſich aus den Knoſpen entwickeln, und das neue Holz aufzuſetzen beginnen. Es hat dieſes den Nutzen, daß man das Vieh einige Wochen lang in ſolchen jungen Oertern weiden kann, damit in denen zur Weide eingegebenen, das Gras in beſſern Wachsthum komme. Die dagegen gemachte Einwürfe, das Gras ſeye faul, dem Viehe ſchädlich, und was dergleichen mehr, fallen durch den bloſſen Augenſchein weg.

β) Man hat, wie ſchon gedacht, oft wahrgenommen, daß die Heerden, wenn man ſie viele Tage hinter einander in einen Ort treibet, wo auch gute Weide im Ueberfluß iſt, ſolcher auf gewieſſe Maaſe überdrüſſig, auf die ſchon ziemlich erwachſenen Loden lüſtern werden, und ſolche verbeiſſen. Es iſt alſo rathſam, daß die Heerden in der Weide Abwechſelungen haben, welches zwar nicht nach Wunſch allezeit möglich, doch aber, ſo viel die Umſtände leiden wollen, zu beobachten iſt. Man bemerket dieſes gar ſelten in Oertern, wo reines und weiches Gras iſt, gar oft hergegen, wo meiſtens Kraut von ſtarkem Geſchmack wächſt; anfänglich

lich fällt das Hornvieh begierig darauf, wird aber deſſelben nach einiger Zeit überdrüſſig, wenn es nicht zwiſchen unter einige Tage Veränderung hat. So nützlich es demnach für die Forſten befunden wird, daß man gar zu kleine, ohne Ordnung untereinander liegende Hauungen, vermeide, dagegen eine der Gelegenheit gemäße Ordnung darinnen halte, und nach einer gewiſſen Richtung mehrere Hauungen unmittelbar an einander fortführe; ſo ſchädlich iſt die Ausſchweifung, wenn man durch gar zu groſſe und viele Hauungen weite Räume abholzet. Wenn auch ein Ort eine gar zu groſſe Ausdehnung hat, z. Ex. von mehr als hundert Waldmorgen; ſo iſt nicht anzurathen, ſolchen in etlichen wenigen Hauungen unmittelbar hintereinander abzutreiben. Iſt in Anſehung des Grund und Bodens, und in Art der Weide keine Abwechſelung, iſt das Vieh der Veränderung gewohnt, kann man ſolche nicht ſchaffen, indem man auf die gegenſeitige Ausſchweifung verfallen iſt, und gar zu groſſe Flächen abgekohlet hat, und dieſe alſo zur Weide mit einemmale einzugeben gezwungen iſt; ſo muß man ſolche etwas länger hegen, als nöthig wäre, wenn einige Abwechſelung hätte verſchaffet werden können.

γ) Von alten Zeiten her iſt an vielen Orten die höchſt ſchädliche Einrichtung gemacht, oder als eine üble Gewohnheit eingewurzelt, daß mehr als eine Heerde, oft deren drey, vier und mehrere, einen Ort betreiben. Man nennet ſolches Koppelweyde. In den meiſten Fällen iſt kaum begreiflich, was dazu Anlaß gegeben, und iſt der Urſprung unendlicher Zänkereyen, zwiſchen denen dazu gehörigen Gemeinen. Wo Oerter in der Forſt damit beläſtiget ſind, ziehen die Koppelweiden deren Verderben faſt allezeit nach ſich. Kaum iſt eine Heerde weg, ſo folget die zweyte, dritte, u. ſ. w. Hat die erſte einen Strich kahl gefreſſen, ſo fällt die zweyte auf das junge Holz; die dritte noch mehr. Will man nun, dieſes Uebel zu vermeiden, ſolche Oerter gar zu lange ſchonen, ſo vergehet die Weide gar darinnen, und das Klagen der Intereſſenten hat kein Ende. Erfordert es die Beſchaffenheit der Oerter, daß das ſehr häufige Gras herauskomme; ſo ziehet es das Verderben des jungen Anwachſes nach ſich, wenn man alle Heerden hinein läſſet; die nadeltragende Oerter ſind dabey einem faſt unvermeidlichen Verderben unterworfen; das überhand nehmende Gras muß heraus, ſonſt iſt an kein Aufkommen der zarten Tannen zu gedenken; läſſet man ſo viele Heerden hinein, ſo fallen die letzten, wenn ſie nichts mehr finden, auf die Tannen, und was nicht verbiſſen wird, das wird vertreten; will man nur eine nach der andern zu verſchiedenen Zeiten durchtreiben laſſen; ſo verlanget ein jeder der erſte zu ſeyn, und einer ſo viel Recht zu haben, als der andere; da wird denn ein Rechtshandel daraus, die vernünftigſten Anſtalten werden unterſaget, bis zum Austrag der Sache, worauf man oft ein halbes Jahrhundert vergebens gewartet. Solche höchſtſchädliche Einrichtungen abzuſtellen, muß die

die höchste Obrigkeit selbst durchgreifen, jedem Interessenten nach Ermessen redlicher, und der Sachen kundiger Leute, eine Abtheilung geben, ohne sich an Beschwerden zu kehren, die nichtswürdige Kleinigkeiten, oder wohl gar blossen Trotz und Eigensinn, und nicht einmal Eigennutz zum Grunde haben.

C) Was das Vieh anbetrift, welches auf Huth und Weide in die Wälder zu treiben; so gehören eigentlich nur Heerden von Hornvieh in die Forsten. Diese sind am nutzbarsten, und dem Anwachs des Holzes am wenigsten gefährlich.

a) Mit Schafheerden hat man schon weit vorsichtiger zu gehen; es ist ein viel naschhafteres Thier, und, wenn unter einer Heerde nur etliche sind, welche die Rinde von den jungen Stämmen abschälen; so lernen es die übrigen insgesammt, wodurch das Unterholz in ganzen Oertern verdorben und trocken wird. Dabey sind die einständigen und besten jungen Eichen, Eschen, und andere sehr nutzbare Loden der Beschädigung am meisten unterworfen. Ob also gleich die Spitzen des jungen Holzes dem Verbeissen durch Schafe entwachsen; so kann man doch keine Schafheerde eher in solche Oerter lassen, bis die Rinde so verhärtet ist, daß man keine Abschälung mehr zu besorgen hat. Es ist um so viel weniger anzurathen, Forsten durch Schafheerden in Gefahr zu setzen, da die Wolle, welche in Wäldern fällt, von weit geringerer Güte ist, als die Landwolle; die übrige Nutzung der Schafheerden aber in Wäldern bey weitem, der vom Hornviehe nicht gleich kommt. Jedoch ist das Anlegen der Schäfereyen in Wäldern nicht ganz zu verwerfen. Man hat erwachsene Oerter, wo Schafe keinen Schaden thun können, wo für das Hornvieh wenig oder gar keine Weide vorhanden, wo zugleich die Dickungen nicht gar zu groß; da kann man Schafe mit Nutzen, und ohne alles Bedenken hinein lassen. Wenn auch Tannenkiefern, sonderlich die Fichten, zu einer Höhe von drey bis vier Fuß erwachsen, daß die Schafe den Gipfel oder Quirrel nicht mehr erreichen können, da ist man vor Schaden ganz sicher. Diese Gattungen Nadelholz sind am Stamme umher mit häufigen und starren Aesten so besetzet, daß kein Schaf zum Abschälen kommen kann. So lange aber ein Schaf den Gipfel erreichen kann, ist es dem Nadelholze sehr gefährlich, und muß zu keiner Zeit dahin gelassen werden.

b) Mit Pferden ist in Forsten ebenfalls behutsamer als mit dem Hornviehe zu verfahren. Nichts aber ist schädlicher, als beständige und starke Stutterey en. Die Loden sind dabey dem Zertretten weit mehr unterworfen, als vom Hornviehe. Die müssigen, wilden, täglich in Forsten umher laufenden Pferde zernagen und verderben das junge, allem andern Viehe entwachsene Holz, aus Muthwillen. Wo demnach keine grosse und weitläuftige Waldung vorhanden, aus denen man das Holz nicht mit annehmlichen Vortheilen nutzen kann, wo man zu sorgen hat,

daß die Oerter nach Ablauf gewisser Jahre wieder mit Laubholze müssen bestanden seyn; da lasse man Stutereyen weg, oder schränke sie dergestalt ein, daß die jungen Oerter in Sicherheit stehen. Mit Hütung einzelner Spannpferde, welche den Einwohnern zur Arbeit dienen, hat es schon eine andere Bewandnis. Diesen kann man ohne Bedenken solche jungen Oerter eingeben, dergleichen dem Hornviehe zur gewöhnlichen Weide angewiesen werden. Dabey ist vornemlich zu beobachten, daß nicht so viele in einen Ort getrieben werden, die das Gras und Kraut rein weg zu fressen, vermögend sind; denn wenn dieses geschehen, so ist ein Pferd dem jungen Holz weit gefährlicher, als das Hornvieh, es beisset fingersdicke Loden ab, da hergegen das Hornvieh nur die äussersten Spitzen, wenn sie noch weich sind, mit der Zunge abschläget. Es sind auch die Pferde nicht mit den Vorderfüßen einzuspannen, wodurch viel junges Holz, wenn sie darzwischen gerathen, beschädiget und zerbrochen wird. Da es ihnen auch schwer wird, fortzukommen, fallen sie gerne auf das junge Holz, nachdem das Gras auf einem Platze weggefressen.

Weil Pferde, die fast täglich in der Arbeit stehen, und nur des Abends auf die Weide kommen, so bald sie gefressen, sich zu legen pflegen, und selten weit umher schweifen; so kann man für diese ohne Bedenken grosse Plätze anweisen, wo kein Anwachs ist, und wo das überflüssige Gras zu dessen Beförderung abgehütet werden muß, welches nicht ohne Schaden ablaufen würde, wenn man Füllen hinein brächte, die noch zu keiner Arbeit gebrauchet werden, die gern weit und breit umher streifen, in das nächststehende junge Holz fallen, und die Loden, wo nicht aus Hunger, doch aus Muthwillen zernagen und zertretten. Es müssen diesemnach Pferde mit weit mehrerer Behutsamkeit gebrauchet werden, das überflüssige Gras aus jungen Oertern zu hüten, die im Anwachse stehen, und zur gewöhnlichen Weide noch nicht eingegeben werden können, als bey dem Hornviehe, weil sie sich mit einem sanften und gleichförmigen Durchzuge, gleich dem Hornviehe nicht regieren lassen, und da die Kälber mit weit mehrerer Sicherheit in junge Oerter gelassen werden können, als die Kuhheerden; so sind im Gegentheil alte Pferde sicherer, als Füllen. Im Jahre 1756. hat man an einem gewiessen Orte nach vorhergegangener genauen Besichtigung über vierhundert Stück Bauerpferde in junge Oerter gehen lassen, womit den zweyten Julius der Anfang gemacht wurde. Im Herbst desselben Jahres stellete man abermals eine Besichtigung selbiger Oerter durch beeidigte Forstbedienten an, da sich denn nicht der geringste Schaden zeigte, ohnerachtet viele junge Fichten und Birken im Grase steckten.

c) Schweine pflegt man selten in die Forsten zu treiben, wenn keine Eich- und Buchmasten gerathen. Diese Thiere thun durch Verbeissen nicht leicht einem Holze Schaden, desto mehr aber durch Umbrechen des Bodens.

Wo demnach zarte Saamenloden befindlich, soll man sie entweder weglassen, oder mit besonderer Vorsicht durchtreiben, welche hierinn bestehet: Es muß ziemlich häufige Mast vorhanden seyn, und da anderes Vieh dem Holze am gefährlichsten fällt, wenn es hungerig ist; so zeiget sich bey den Schweinen das Gegentheil; je hungeriger diese sind, je weniger Schaden thun sie den Loden, wenn nur Eicheln oder Buchekern auf dem Boden liegen, sie fallen begierig darauf, und sehen sich nach jenen nicht um. Haben sich aber die Schweine gesättiget; so fangen sie erst aus Muthwillen an, den Boden umzubrechen und zu wühlen, wodurch die Saamenloden an den Wurzeln beschädiget, oder gar aus der Erde gehoben werden. Dieserwegen sollen die Mastschweine in einem langsamen und beständigen Zuge erhalten, und wenn man merket, daß sie satt sind, ohne Anstand aus denjenigen Oertern getrieben werden, wo sie an Saamenloden Schaden thun können. Lieget keine, oder nur gar wenige Mast auf dem Boden; so wühlen die Schweine aus Hunger nach Wurzeln und Erdmast. Ist der Boden trocken und hart, oder durch einen Frost erstarret; so hat man weniger Gefahr zu besorgen, als bey nassem Wetter, da der Rasen und das Erdreich weich und leicht umzubrechen ist. Man kann sie also des Vormittags nach vorhergegangenem Nachtfroste einige Stunden lang durch junge Oerter ziehen lassen. An Stammloden, die von alten tief gehenden Wurzeln ihre Nahrung haben, thut ein Schwein nicht leicht Schaden. Die gewöhnlichen Oerter, welche für Mastschweine ohne weitere Vorsicht einzugeben, müssen entweder gar kein, oder solches Unterholz haben, dem ein Schwein durch Umbrechen des Bodens nicht mehr Schaden kann.

d) Kein Thier ist schädlicher, und auf das junge Holz lästerner, als die Ziege. Es mag so viel Weide vorhanden seyn, als da will; so benaschen, schälen und verbeissen sie das junge Holz; keine Art ist davor sicher, es mag Frühjahr oder Herbst, naß oder trocken seyn, keine Dornhecke kann davor aufkommen. Nur allein wo ziemlich grosse mit altem Holze bestandene Oerter sind, dessen Rinde schon verhärtet ist, da kann den Ziegen Weide gegeben werden. Am sichersten ist, man lasse die Ziegen ganz aus den Forsten weg, oder schränke ihre Zahl sehr ein, und gestatte nicht, daß sie ohne Hirten frey herum laufen; denn sie streifen gern weit und breit umher, und kommen oft in etlichen Tagen nicht wieder nach Hause.

Sonsten bedeutet Huth und Weyde auch das Recht, sein Vieh auf einem Boden zu weiden. Diese Gerechtigkeit ist eine Nutzung des Eigenthums, und wird auf eines andern Grund und Boden, wenn sie nicht rechtmässig hergebracht, nicht gestattet; ist also von der Gerichtbarkeit unterschieden, und folget nicht, daß, wer die Gerichte an einem Orte hat, zugleich auch Huth und Trift habe. Ordentlich ist niemand schuldig, einen andern auf seinem Boden weiden zu lassen, wo es nicht durch Verträge, oder undenkliche Verjährung hergebracht ist.

Weidmann, ſ. Weydmann.

Weidmeſſer, ſ. Weydmeſſer.

Weiher, ſ. Teich.

Weindroſſel, ſ. Droſſel.

Weinmonat, ſ. October.

Weißbaum, ſ. Maasholder.

Weißdorn, Mehlbeerſtrauch, Hagedorn, lat. Oxyacantha, Spinus albus, Spina alba ſ. acuta, Meſpilus Apii folio ſilveſtri ſpinoſa, franz. *Epine blanche*, *Aubepin*, *Aubepine*, iſt ein Strauch, deſſen Stämme und ſtärkeſten Aeſte mit einer glatten und weiſſen, oder aſchfarbenen Rinde umgeben, die Zweige aber mit langen, harten und ſcharf zugeſpitzten Stacheln oder Dornen wohl beſetzt ſind. Die Blätter, welche dem Maſſelnlaube an Geſtalt ziemlich gleich kommen, aber um ein ziemliches kleiner, und auſſer denen groſſen Ausſchnitten, noch rings herum klein zerkerbet ſind, haben eine ſaatgrüne Farbe, und gleiſſen auf der obern Seiten. Die Blüte ſind weiß, und geben einen angenehmen Geruch von ſich. Die Frucht, welche den Namen der Meelbeere, Mehlfäßgen, oder Mehlfeiſtgen führet, iſt roth und glatt, in Geſtalt, wie eine Arlsbeere, nur daß ſie eines mehlichten Geſchmacks iſt, und einen doppelten ſteinharten Kern in ſich hat, durch welchen dieſer Strauch ſich ſelbſt vermehret und fortpflanzet. Er wächſt in Wäldern und Brahnen, an Wieſen und Feldern, in einem feuchten guten Boden, und dienet vortreflich zu lebendigen Hecken, ſ. lebendige Hecken. Die jungen Stämme ſind gut geſtroft zu werden, indem ſie allerley Reiſer von Steig- und Kernholz annehmen. Die Beere haben die Kraft, zu trocknen und zuſammen zu ziehen.

Das Holz iſt ungemein zähe, dabey hart, und giebt unter allen hier zu Lande befindlichen Gattungen die beſten Treibſtöcke bey Mühlwerken, und allem vorgelegten Zeuge; die beſten daneben beſtirſten Hefte und Handgriffe, und iſt ein treflich Drechslerholz, auch zur Feuerung gut. Wegen der Gleichheit dieſes Strauchs mit andern Dorngewächſen ſ. a. Creuzdorn, Schwarzdorn.

Weißdroſſel, ſ. Droſſel.

Weiſſe Gangfiſche, ſ. Gangfiſche.

Weißeyer, ſ. Maasholder.

Weiſſer Falke, ſ. Falke.

Weißgeſperbte Habichte, ſ. Sperber.

Weißharz, ſ. Tannenharz.

Weißlöder, ſ. Maasholder.

Weiß Rebhuhn, ſ. Schneehuhn.

Weißtanne, edle Tanne, lat. Abies fœmina, iſt zwar in verſchiedenen Stücken von der Fichte oder Rothtanne unterſchieden; kömmt doch aber unter allem Nadelholze am mehreſten mit ſelbiger überein. Sie liebet etwas mildern Grund und Boden, und kömmt auf den höchſten Gebürgen, wie auch in den äuſſerſten Nordländern nicht ſo gut fort, als die Fichte. Sie erwächſt zwar zu einer anſehnlichen Höhe

und

und Stärke, jedoch erreichet sie die Länge der Fichte nicht. Das Holz ist etwas feiner, und kleinjähriger, auch härter, und hat bey weitem nicht so vieles Harz; der Schaft ist nicht mit so vielen Aesten durchwachsen; die Kahle wird etwas vester und schwerer, und ist bey strengen Schmelzarten besser zu gebrauchen, als die Fichtenkohlen. Das Holz und die daraus geschnittenen Bretter reissen nicht so leicht auf, als die fichtenen; die Nadel ist weicher und breiter, hat am Ende einen zarten Einschnitt, welcher zwey kleine Spitzen bildet, und zeiget auf der umgekehrten Seite weißliche Striche, fast wie das Rosmarinblat. Die Aeste stehen allzeit aufwärts, und sind gleich, auch ist die Rinde sprödet und zerbrechlicher, als an der Fichte, ingleichem gehen die Wurzeln tiefer, als an dieser.

Die Weißtannen sind dem Verbeitzen mehr unterworfen, haben aber dagegen die Eigenschaft, daß sie sich leichter wieder erholen, wenn die Beschädigung des Hauptstämmgens in den ersten Jahren geschiehet. Zum Harzreissen dienet sie nicht so gut. Die Sturmwinde sind ihnen zwar gefährlich, bey weitem aber nicht so sehr, als den Fichten, weil der Wurm die Weißtanne nicht so leicht anfällt. Sie tragen selten vor dem vierzigsten Jahre Saamen, der in der Mitte des Herbstes schon reif wird. Das Holz ist im Gebrauch dem Fichtenholz fast gleich, wird aber ausserdem noch zu musicalischen Instrumenten auch aller sehr feinen Arbeit vorgezogen.

Welle, heisset 1) der Baum, an welchem bey den Wassermühlen das Wasserrad, bey den Windmühlen aber die Flügel befestiget sind, und sich auf seinem Zapfen umwenden. Was die verschiedene Arten der Wellen für eine Stärke und Länge haben müssen, ist allerdings bey dem Forstwesen zu wissen, nöthig, s. Eiche, lit. D) 2)) 2) Bedeutet dieses Wort an einigen Orten ein Bund Reißholz oder Reißbündel, dergleichen bey Abhauung des Schlag- und lebendigen Holzes mit Wieden zusammen gebunden, in Schocke gesetzt, und also verkaufet und abgefolget werden.

Wels, Scheide, lat. Glanis, Silurus, ist ein grosser Flußfisch, dessen Haut unter seinen Schuppen glatt, dicke, braun, und mit schwarzen Flecken gezeichnet ist. Sein Kopf ist groß, die Augen sind klein, der Rachen ist gar weit, mit kleinen Zähnen besetzet, und an dem Gaumen hat er kleine Beine, die so scharf, als Feilen sind; an der untern Lippe hangen vier kleine bleiche Haare, gleich als Bärte; an der obern aber stehen zwey sehr lange und harte, von eben solcher Farbe. Sein Bauch ist groß und ungestalt, weißlicht, und mit braunen Flecken gezeichnet. Dieser Fisch kommt zu einer so abscheulichen Grösse, daß ihrer gesehen worden, die über 200 Pfund gewogen, und einen 10 bis 12 Schuhe langen Wagen angefüllet haben. Er hält sich in grossen Strömen, z. Er. in der Donau, auf. Er zerreißt alle Angeln, die ihm sind geleget worden, und führet sie hinweg, daß es schwer wird, ihn zu fangen.

Sein Fleisch ist hart, wird eingesalzen und gegessen. Die Leber dieses Fisches wird dienlich erachtet, die Warzen zu erweichen und zu vertreiben.

Welscher Kautz, s. Eul.

Welscher Kirschbaum, s. Corneelbaum.

Welscher Nußbaum, s. Wallnußbaum.

Weltgegend, lat. Plaga, dieselbe, wo man sie im Holze verlohren, zu finden, s. Baum, Sonnenuhr.

Wendehals, s. Natterwindel.

Wenden, ist eines von denen Zeichen, daran ein Hirsch an der Fährte vor einem Thier erkannt wird. s. Gewende.

Werfen, wird a) von allerley Vieh gesagt, wenn es seine Junge ablegt. Hunde von einem Wurfe sind diejenigen, so zugleich geworfen worden. Verwerfen aber heißt, wenn die Frucht unzeitig kommt. b) Heisset es bey der Falknerey so viel, als den Vogel von der Hand auf das Land fliegen lassen.

Werfen, Holzwerfen, Holzschiessen, ist ein Geschäfte, das an steilen Einhängen vorfället, wo keine Kohlstätte, keine Fahrwege ohne grosse Kosten anzulegen, und das Holz, oder die Kohlen nicht ohne Gefahr herunter zu bringen sind. Dieses Herunterwerfen muß bald möglichst geschehen, ehe die Loden heraus kommen. Verspätet man sich damit; so werden die meisten durch das herabstürzende Holz zerschmettert. Bey dem Schiessen ist der Handgriff nöthig, daß die Scheite oder Klüfte dergestalt geworfen werden, daß sie im Fallen auf die Spitze zu stehen kommen, da sie sich denn vielmal überschlagen, und mit einem Wurfe gar weit herab zu bringen sind; wenn sie hingegen flach geworfen werden, bleiben sie gemeiniglich da liegen, wo sie zum ersten auffallen. Runde, schwere Klötze, darf man nur ins Laufen bringen, so bleiben sie an solchen Einhängen selten hängen; sondern fangen bald an, sich überzuschlagen, und stürzen mit grosser Gewalt herunter. Man kann auch, wenn viele hervorstehende Klippen das Herabschiessen beschwerlich machen, schmale Wege schräg an den Einhängen herabführen, und das Holz auf Schlitten an bequeme Kohlstätte führen, welches im Winter auf Handschlitten am besten zu bewerkstelligen ist.

Werft, s. Weide.

Werftenweiden, s. Haarweiden.

Wetterklüfte, s. Eisklüfte.

Weyde, s. Weidgang.

Weydegeschrey, s. Gehörne vortragen.

Weydemann machen, heißt einen bezaubern, daß er nichts tödten oder treffen kann.

Weydemesser, ist ein starkes Messer, so die Jäger bey dem Aufbruch eines Hirsches brauchen, die stärksten Knochen durchzuschlagen. Das Weydemesserschlagen ist bey den Jägern ein alt eingeführter Gebrauch, womit die Fehler, so von denen der Jäger-

gersprache Unerfahrnen begangen worden abgestrafet werden, mehr zum Scherz, als daß es einigen Nutzen habe. Es wird der beste Hirsch mit dem Kopf gegen den Ort, wo die Herrschaft sitzet hingeleget, der Verbrecher angeklagt, und wenn er überzeugt ist, über den Hirsch gestrecket; die umstehende Jägerey fängt an zu blasen, der Oberste von der Jägerey, so zugegen, mit dem blossen Weydemesser in der Hand, tritt hinzu, dem Verbrecher auf den Hintern drey Schläge zu geben, und ruft bey dem ersten Schlag: **das ist vor Fürstl. gnädige Herrschaft**; bey dem andern: **das ist vor Ritter, Reuter und Knecht**; bey dem dritten: **das ist das edle Jägerrecht.** Jeder Schlag wird mit einem Waldgeschrey begleitet, und mit einem Juchschrey beschlossen. Hierüber darf sich niemand erzürnen, und wer darum Actionem Injuriarum anstellen wollte, würde nicht gehöret werden, weil ein Scherz niemanden zur Beschimpfung gereichet.

Weydgang, s. Weidgang.

Weydmann, Weidmann, ist einer, der die Eigenschaften allerley Wildes und Weydwerks kennet, demselben geschickt nachzustellen, und solches zu fällen oder zu fangen, weißt. s. a. Jagdgerecht, Jäger.

Weydmannschaft, s. Weydwerk.

Weymanns Heil, Glück zur Jagd! Ein Wunsch, womit man einen zu Holz oder Felde gehenden Jäger zu begrüssen pflegt, wiewohl sie an einigen Orten den zweyten Ausdruck nicht leiden wollen. Wenn indessen ein Jäger wirklich Glück zu seinem Jagen haben will; so muß er vornemlich GOtt um seinen Beystand und Seegen anflehen, weil von GOtt alle gute Gaben, und auch das Glück im Jagen herrühret; er muß sich auch so viel, als möglich, vor vorsetzlichen Sünden hüten, damit er nicht den himmlischen Vater erzürne, und sich also aufführen, daß er GOtt zu seinem Beystande haben möge. Nächst diesem muß er Lust und Liebe zum Weidwerke, zu dem Jagdzeuge, zu denen Hunden tragen, und sich durch Fleiß und Uebung, frühzeitige und späte Bemühung, eine sonderbare Erfahrenheit in der Jagdwissenschaft zu erwerben suchen. Er muß die Zeiten und Jahreswitterung, den Unterscheid und die Eintheilung derer Winde, wohl zu unterscheiden wissen, die Hunde und Jagdzeuge also warten und pflegen, daß sie in steter Bereitschaft erhalten werden, die Jagddienste, Jagdfuhren, Jägerrüstungen, und Geschosse gehöriger massen besorgen, damit bedürfenden Falls alles parat seyn möge. Es wollen zwar manche unterschiedene abergläubische und wider die gesunde Vernunft laufende Sachen anrathen, um dadurch bey der Jägerey recht glücklich zu seyn. Weil aber solche mehrentheils zugleich wider den Wohlstand und die Ehrbarkeit gerichtet sind; so lässet man sie billig weg, zumal, da nur die blosse Einbildung darunter würket. Man glaubet auch, daß, wenn sich die Jäger derer venerischen Dinge sehr befleißigen, sie hernachmals im Jagen unglücklich seyn, ihnen das Wild ent-

entlauffen, die Büchsen versagen, und die Pferde und Hunde bey ihnen abnehmen sollen.

Einige geben auch vor, man solle aus Silber, Kupfer, Zinn ꝛc. ein Bild eines Mannes machen, der in der rechten Hand einen gespannten Bogen halte, darauf der Pfeil liegt. Im Giessen oder Stechen solle man also sagen: durch dieses Bild bind ich alles Wild im Walde, Hirsche, wilde Schweine, Hasen ꝛc., daß keines meiner Jagd entgehen kann, ohne daß es mir meinen gewünschten Antheil und Raub davon übrig lassen müsse. Und dieses sollte man thun, wenn die Sonne in das Zeichen des Schützen getretten. Wäre sie aber in den Löwen gestiegen, solle man eben dieselbe Materie auf ein ander Blech zu stechen anfangen, und bey der Arbeit wie vorhin sprechen. Wäre auch dieses geschehen; so sollte man beyde Bilder aneinander legen, daß diejenigen Theile, worauf gestochen ist, zusammen stossen, sie in ein grau seiden Tüchlein Wickeln, sie veste zusammen binden, daß sie nicht leichtlich aufgehen und separirt werden können, und sie, wenn man auf die Jagd gienge, bey sich tragen; so würde man sein Wunder sehen. Manche versprechen sich denselben Tag ein besonders Glück im Jagen, wenn ihnen früh Morgens bey dem Ausgehen eine Jungfrau begegnet; ist es aber ein altes Weib, so glauben sie, daß sie nicht recht glücklich seyn werden. Doch alles dieses sind ungegründete Aberglauben, welche nur von einfältigen Leuten geheget werden. Verständige Jäger kehren sich an solche Tändeleyen im geringsten nicht.

Weydmesser, s. Weydemesser.

Weydwerk, Weydmannschaft, wird eingetheilet in das hohe und niedere Weydwerk. Jenes begreift das hohe Wild; dieses aber das niedrige und kleine Wild. s. Wild, Jagd, Jägerey.

Weydwerksgeräthe, s. Jagdzeug.

Weydzeug, s. Jagdzeug.

Weyhrauchvogel, s. Kirschvogel.

Wichtel, ist ein Lockpfeiflein, womit man den Ruf einer Eule oder Käutzleins natürlich nachmachen kann. Es bestehet aus zweyen viereckigen, etwan eines halben kleinen Fingers breiten, aneinander gepfropften Hölzlein, mit einer subtilen birkenen, oder kirschbäumenen darzwischen hinein gestemmten Rinde. Man brauchet solches bey den Feld- und Platthäumen, und lassen sich damit nicht nur Häher, sondern auch allerley andere Vögel, Elstern, Drosseln, Amseln, Kirschvögel, Mistler, vielerley Art Meisen, Rothkähligen und andere mehr locken, fangen und berücken, s. a. Feldbaum.

Wiedebaum, s. Faulbaum, Haubeerenholz.

Wiedehopf, lat. Upupa, franz. *Cochet Sauvage*, ist ein Vogel, welcher seinen Federn nach vor schön passiren kann; denn am Leibe siehet er gelbbräunlich, an den

den Flügeln und am Schwanze schwarz und weiß, dicht geschäcket, mit einer grossen ziegelrothen, und an den äussern Enden dunkelbraunen Krone, die er im Fluge hinterwärts leget, im Sitzen oder Laufen aber eines Thalers groß ausbreitet. An der Gröſſe gleichet er ohngefehr einer Weindrossel; die Flügel sind zwar länger, aber der Leib ist noch geringer, die Brust sehr schmal, und der Schwanz ziemlich kurz; die Füſſe sind von mittelmäßiger Höhe; der Schnabel ist ziemlich lang und subtil, wie denn der ganze Vogel gering und mager ist, welches sein mattherziger Flug anzeiget. So schön als nun dieser Vogel von Federn ist, so unsätig ist er auch, massen er in sein Nest, welches er in hohle Bäume bauet, den garstigsten Koth zusammen träget, und weil er daher übel riecht, ist er darüber zum Sprichwort worden: Er stinkt wie ein Wiedhopf.

Er nähret sich von Würmern, Ameisen, Raupen und anderm Ungeziefer, welches er, gleich denen Schnepfen meist aus der Erde suchet; er brütet insgemein vier Junge aus, und zeigt durch sein Geschrey die Veränderung des Wetters an, die er bald empfindet. Im August ziehet er mit andern Vögeln hinweg, und kömmt im Frühjahr fast unter allen am spätesten wieder. In der Arzney soll die Brühe von seinem Fleische wider die Colick dienen, und die Federn auf den Kopf gelegt, die Hauptschmerzen lindern. Von einigen wird dieser Vogel auch des Guckugs Lackey genannt.

Wiederfährte, s. Fährte.

Wiedergang, s. Absprung.

Wiedersinniges Gehörne, Wiedersinnsgehörne, heisset ein Hirschgeweyh, welches neben der grossen Stange unten am Kopf eine andere kleine heraus wachsend, oder einige Ende Wiedersinns, und gegen der grossen Stange sich wendend, hat.

Wiederstrich, s. Wiederzug.

Wiederwachs, heißt bey dem Forstwesen, wenn sowohl durch denn Saamen, als vermittelst derer Sommerlatten, so an abgeholzten Stöcken ausschlagen, die abgetriebenen Hölzer wieder aufs neue zum An- und Aufwachs gebracht werden. Wo der bloße Anflug nicht genug thut, soll der Wiederwachs durch Aussäung des wilden Saamens befördert werden. Es dienet auch zu solcher Beförderung, daß nach Gelegenheit des Orts tüchtiges Holz zum Wiederwachs erwählet, daß die Gehaue ordentlich abgetheilet, daß der junge Wiederwachs für der Sichel, oder Holzgräserey, und für dem Viehe wohl bewahret, und endlich, daß er nicht zu jung, und vor gehöriger Zeit angegriffen, und wieder abgetrieben werde. s. u. Gehau.

Wiederzug, Wiederstrich, heißt, wenn die Vögel gegen das Frühjahr wieder zu uns her, und zurücke ziehen. In solchem Wiederzug machen den Anfang gleich um Lichtmeß die Kornlerchen, welche, wie alle andere Vögel, viel schneller zu uns eilen, als sie von uns gehen; denn ob es gleich im Herbste eilfertig aus-

anfänget, wenn eine Schaar der andern in Lüften nachfolget; so währet es doch viel länger, und gehen etliche Wochen darüber hin, ehe sich eine Art Vögel ganz und gar verlieret; im Frühlinge hingegen sind sie auf einmal da, und ist, wenn um Lichtmeß schönes Wetter einfällt, in wenig Tagen das Feld mit Lerchen bedecket, welche mit ihrem Gesange in der Luft sich hören lassen. Es singt aber die Kornlerche, welche, neu einfallender Kälte halber, oft wieder schweigen muß, nicht lange allein; so lässet sich ohngefehr vierzehen Tage, auch wohl um drey Wochen später, ihre Verwandte, die Heydelerche, mit noch viel gröſſerer Lieblichkeit hören; und fast zu gleicher Zeit kommt der Staar. Denen folget auf Petri Stuhlfeyer, wenn das Wetter nicht noch gar zu winterisch ist, der Storch, und gleich darauf die wilde Taube. Indessen macht sich die Bachstelze mit vielen andern Vögeln auch herbey, als da sind die kleinen Staudenschnapper, die Rothschwänzlein, Weißdrossein und Steinbeisser; hingegen streichen die Wintergäste, als Krammetsvögel und dergleichen, wieder hinweg.

Gegen dem Ende des Merzen kommen die Rothkehligen, die zwar eigentlich unter diese Classe nicht gehören, weil etliche, obschon sehr wenig, über Winter bleiben. Es lassen sich auch um diese Zeit meistens etliche wenige Haus- und Mauerschwalben wieder sehen. Hierauf kommt der Weydenzeisig, oder das in Oesterreich sogenannte Wispergrein, und bey recht eintretendem Aprill neben allerhand Schwalbenarten, der Wiedhopf, die Gerenthlerche und der Guckuck. Gegen die Mitte dieses Monats kommt der Wendehals, oder Natterwindel, und alsdenn die Nachtigall, welcher viel solche, von Fliegen, Mücken und Gewürmen sich nährende Vögel in wenig Tagen so bald nachfolgen, als da sind: der kleine Dornreich, der im Schilf sich aufhält, der Wittwald und dergleichen mehr. Zu Ende des Aprils, oder wenn es lange kalt ist, und das Getreide kurz bleibet, noch später, kömmt alsdenn die Wachtel wieder, und nach solcher der Schnerff, oder Heckschnarre, die Turteltaube, der Mönch, oder schwarzköpfige Dornreich, und der grosse Dornreich; endlich der Kirschvogel, und denn ganz zuletzt die Rheinschwalbe; und sind der Kirschvogel und die Rheinschwalbe diejenigen, die am ersten hinweg, und im Frühlinge am spätesten wieder herstreichen.

Wiepe, s. Dornrose.

Wiesel, ist ein kleines vierfüßiges Thierlein, lang, geschlank, schnell im Lauf, so groß, als ein halbwächsiges Eichhörnlein, oder Iltis, und von Farbe röthlicht oder schäckig, oder falb, selten aber weiß, und solche sind die rarsten, zumal so ihr Schwanz mit einem schwarzen Spitzlein gezieret ist, wie die Hermeline. Sie vermehren sich sehr stark, und bringen 6, 7 bis 8 Junge, ja man will deren 9 und 10 bey ihnen gefunden haben. Die Al-

ten

ten lieben ihre Jungen sehr, und wissen sie im Fall der Noth geschickt von einem Ort zum andern zu tragen. Ob nun solche Thierlein gleich nicht groß sind; so thun sie dennoch denen brütenden Vögeln sehr vielen Schaden, und sonderlich an den Eyern der Auerhähne, Birkhähne, Fasanen, Rebhüner, und allerhand anderer Vögel. Kommen diese Diebe an ein Nest, wo Eyer liegen; so tragen sie alle heraus, saugen solche aus, und nehmen den Hauswirthen öfters die Eyer unter den brütenden Hühnern weg. Ihre Malice erstrecket sich so weit, daß sie auch einen halbgewachsenen Hasen anzugehen sich unterstehen, als welchen sie jedesmal im Genicke fangen, und so lang hieran behangen bleiben, und würgen, bis der Hase todt ist. Wiesel heissen auch wohl das Rindvieh, besonders die Kühe, in die Euter, diese schwellen hernach, woraus zu schliessen, daß ihre Bisse giftig sind; jedoch helfen hievor die weissen Wieselfelle, wenn man den beschädigten Ort fleißig damit bestreichet, oder verbindet.

Die in denen hohen Gebürgen sich aufhaltende, sollen im Winter weiß seyn, zur Sommerszeit aber solche Haare wieder verändern. Sie halten sich ebenfalls in Häusern, alten Mauren und Gebäuden, auch wohl in Erdklüften auf, haschen und fressen Mäuse und Ratzen, wie die Katzen; dahero sie gern in denen Häusern gesehen werden, wo sie keinen Schaden thun. Der Wiesel Biß und Anhauchen ist auch denen Pferden schädlich, und einem so beschädigten Rosse muß von einem weissen Wieselbalg ein Stücklein eines Groschens groß in Wein eingegeben, und mit einem dergleichen, oder andern Wieselfell der Schade gestrichen werden.

Wie nun aus jetzt gedachtem zu ersehen, daß die Wiesel, welche gleich denen Katzen brunsten und setzen, schädliche Thiere sind; also hat der Weidemann und Hauswirth Ursach, auf ihre Ausrottung zu denken. Man machet dahero Fallen von zwey Brettern, die dritthalb Fuß lang, und 1 Fuß breit sind. An einem Ende wird durch beyde Bretter ein Loch gebohret, ein hölzerner Nagel also durchgestecket, daß das untere Brett daran veste wird, das obere aber sich etwas in die Höhe bewegen läßt. Am andern Ende des untern Bretes kommen zweg Säulen zu stehen, zwischen welchen das obere Brett leicht auf- und niedergehet, und diese Säulen hält oben ein Querriegel, daran eine Schnur mit einem Stellholz, von drey Zoll Länge, und einem halben Zoll Breite, zu hängen kommt, welches an beyden Enden dünn und stumpf zugeschnitten seyn muß. Die Stellung geschiehet auf dem untersten Brett. Hier wird in der Mitte zwischen gedachten Säulen eine Kerbe eingemeisselt, ein Stellhäcklein, dritthalb Zoll lang, einen halben breit, und stark geschnitten, von oben einen halben Zoll herunter eine gerade Kerbe gemacht, unten aber an dem Stellhacken wird ein doppelter Zwirnfaden angebunden, und mit einer Zwecke mitten auf dem untersten

Brette

Brette angenagelt. An diesen Stellhacken wird eine messingene Dratseide angebunden, hinten an dem hölzernen Nagel, welcher die Bretter zusammen hält, veste gemacht, und hier wird denn ein kleiner Vogel zum Fangen angebunden. Soll nun aufgestellet werden; so nimm das vorne auf dem obersten Brett mit der Schnur angemachte Stellholz, lege die Schnur oben über das Querringlein, ziehe das oberste in die Höhe, und auf, setze das Stellholz mit einem Ende in den Kerb auf dem untersten Brett, richte den Stellhacken, woran die Dratseide ist, gerade auf, daß er mit seiner Kerbe auf das unten angesetzte Stellholz zu stehen komme, und oben auf das Brett lege einen schweren Stein, der, wenn die Wiesel den Vogel rauben will, und also das obere Brett zufallen muß, solches nieder, und den Räuber damit todt drücket. Auf gleiche Art kann man auch die Iltisse fangen.

Ueber dieses werden auch die Wiesel vermittelst der Schleifen erhaschet; und weil sie grosse Liebhaber der Eyer sind; so mache in frische Eyer kleine Löchlein, thue Mercurium sublim. darein, und lege selbige an Oerter, wo die Wiesel ihren Aufenthalt haben, darnach gehen sie, sauffen solche aus, und müssen vom Mercurio in ihren Löchern verrecken, da man zwar die Bälge einbüsset, doch werden sie solchergestalt aus dem Wege geräumet. Raute um die Hühnernester geleget, soll verwehren, daß keine Wiesel zu den Eyern kommen. Wiesein an einen Ort zu versammeln, darzu nimm Därmer von einer Eydexe, und das Kraut Verjus, stosse beydes, weiche es in Wasser, streue es hernach auf den Boden, wo Wiesel hinkommen, oder Fallen aufgestellet sind; so wird sie der Geruch herbey, und desto eher in die Fallen locken. Des von einem Wiesel frisch aufgefangenen Bluts, zwey Unzen schwer, eingenommen, wird als eine bewährte Arzeney wider die fallende Sucht gerühmet; ingleichem die Asche der in Töpfen verbrannten Wiesel; ferner, das gedörrete Gehirn, mit Essig vermischet; oder auch die Leber, ohne die Galle, drey Tage nacheinander in einem anständigen Maaß eingenommen.

Wieselschleiffen, s. Dratschleiffen.

Wiesenbrahnen, s. Haag.

Wild, wilde Thiere, lat. Feræ Bestiæ, franz. *Betes farouches, sauvages*, heißt insgemein alles Vieh, welches in den Feldern und Wäldern sich aufhält, und ohne Zucht und Wartung der Menschen sich selbst fortpflanzet und erhält, als Bären, Hirsche, Rehe, Schweine, Wölfe, Luchse, Hasen, Füchse, Dachse, wilde Katzen, Marder, Iltisse ꝛc. Man theilet es in edles Wild, und Raub- oder reissende Thiere. Jenes in vierfüßiges und Federwild. Das erste in hohes und kleines, rothes und schwarzes Wild. Unter das Federwild gehören die Schwanen, Trappen, Kraniche, Auer- Birk- und Haselhüner, Vocken, Fasanen, Brachvögel, Schnepfen

pfen, Rebhüner, wilde Gänse, Enten, Reiger, Taucher, Waſſerhüner, wilde Tauben, Rybitze, Wachteln, Ziemer, Schnepfen oder Mißler und andere kleine Vögel. Die Raub- und reiſſende Thiere ſind ebenfalls entweder vierfüßige oder Vögel. Man nehme hierbey zu Hülfe die Artickel Jagd, Wildpret, Thier, und dergleichen. Aus dem Wilde überhaupt wird endlich jagdbar Wild. Daher das Wild entweder jagdbar oder nicht jagdbar iſt. Das Wort Jagdbar, ingleichem Hirſch iſt hier nachzuſehen. Sonſt wird es auch in zahmes und gemeines, aus- und inländiſches, Land- und Waſſerwild getheilet. Ja die Fiſche, ſo ohne Wartung in Flüſſen, Ströhmen und im Meere ſind, werden auch zum Wilde oder zur Jagd gerechnet. ſ. Jagd.

Wenn durch das Wild, oder durch die Jagdbediente, Jagdvögel, Aufſtellung der Garne, oder in andere Weiſe den Unterthanen und Bauerleuten durch das Jagen ein Schade zugefüget wird; ſo iſt der Wildbannsherr, ſolchen Schaden wieder zu erſetzen verbunden; wovon Seckendorf im deutſchen Fürſtenſtaat part. 3. ſect. 3. regal. 5. §. 1. pag. 403. alſo ſchreibet: Nur daß hingegen die Obrigkeiten und Jagdbefugte denen ſchädlichen Raubthieren auch abhelfen, und im Nothfall, ſich und das Seinige dafür zu ſchützen, niemand wehren, auch ander Wildpret nicht in ſolcher Menge hegen, daß dadurch der Feldbau verderbet werde, maſſen ſie auch nach Billigkeit ſolchen veranlaßten Schaden zu erſetzen, gehalten ſind.

Klock. vol. 1. conſil. 30. num. 21. ſeqq. *Lauterbach.* Colleg. theoret. pract. tit. de acquir. rer. domin. §. 25. *Ziegler.* de Juriſd. majeſt. lib. 2. cap. 7. obſervat. 6. *Finſterwald* Obſerv. pract. ad conſuetud. Auſtriac. lib. 3. obſerv. 153. num. 12. *Hildebrand* diſſert. de Conſervat. ferar. docivar. §. 7. 8. 11.

In dieſem Fall kommt den Unterthanen, ſie mögen gleich fremde oder eigene ſeyn, entweder die Actio Legis Aquiliæ vel in factum, oder die Actio de paſtu pecoris, oder die Actio, ſi quadrupes pauperiem feciſſe dicatur, zu ſtatten, womit auch unter andern *Klockius* cit. conſil. 30. num. 24. mit dieſen Worten übereinſtimmet: Nicht weniger weiß man ſich aus denen Rechten zu erinnern, daß dieſſfalls der Wildbannsherr, da er das *Dominium* über das Wild hat, wegen erlittenen Schadens, und zu deſſen *Aeſtimation*, entweder *actio Legis Aquiliæ*, oder *de paſtu pecoris actione*, oder auch *ex Edicto ff. ſi quadrupes pauper. feciſſe dic.* mit Recht vorgenommen werden kann.

Vid. unten cit. & *Hildebrand.* diſſert. de Con-

ſervat. ferar. nociva. §. 13. junct. præced. §. 11.

Nicht weniger mag auch zu Verhütung des künftigen Schadens hinlängliche Caution, das häufige Wildpret zu verringern, von dem Wildbannherrn geſordert, oder auch Mandata ſine Clauſula wieder denſelben extrahirt werden, entweder das bishero in groſſer Anzahl gehegte Wildpret zu verringern, oder zu prævaviren, daß dadurch denen Aeckern und Früchten der Unterthanen künftig hin kein Schade zugefüget werde, auch denenſelben nicht zu verwehren, ſich wider das Wild, auf erlaubte Art zu verwehren.

Klock. tom. 1. conſil. 30. num. 25. & 27. ſeqq. *Hildebrand.* diſſert. cit. §. 12. 15. 17.

Jedoch pflegt man in Ertheilung ſolcher Mandate behutſam zu gehen, maſſen in denen Reichsconſtitutionen verſehen, daß man denen Klagen und Beſchwerungen der Unterthanen nicht ſo gleich Glauben beymeſſen, und Proceß erkennen, ſondern zuvor von ihrer Obrigkeit einen ſchriftlichen Bericht abfordern ſolle.

vid. *Receſſ. Imper. noviſſ.* de 1654. §. 105. ibi: Denen Unterthonen und Bürgern. Add. *Capitulat. Auguſtiſſ. Imperat. Carol. VI.* art. 15. in fin.

Bey Schätzung des Schadens aber hat man nicht allein auf die gegenwärtige, ſondern auch auf die zukünftige Zeit das Abſehen zu richten, alſo, daß auch der Abgang derjenigen Früchte, ſo man hätte wahrſcheinlich bekommen können, wenn ſie durch das Wild nicht wären verderbet worden, nicht unbillich in Betrachtung gezogen wird.

Gerhard. loc. theolog. de Magiſtratu. num. 434. *Ziegler.* de jur. venand. §. 29. & tr. de Jurib. majeſt. lib. 2. cap. 14. §. 29.

Wie denn auch ſogar die Unterthanen und Bauersleute ihre Verſäumnis, Mühe und Koſten, ſo ſie bey dem beſtändigen Wachen wegen des Wildes angewendet, unter den Schäden mit einrechnen, in Anſchlag bringen, und dieſerhalben billiche Satisfaction begehren können.

Molin. tract. de Juſtit. & Jur. diſput. 47. fol. 227. Dd. antea cit. *Ertel.* tr. de jurisdict. infer. Lib. 2. cap. 7. obſerv. 6. Sterwald cit. obſervat. 153. num. 12. *Gail.* 2. obſervat. 68. n. 10.

Auf dieſe Weiſe ſind nun, öfters an dem Kayſerlichen und Reichskammergerichte, wider hohe Obrigkeiten Mandata ſine clauſula erkannt, und denenſelben bey gewiſſer Pœn anbefohlen worden, daß ſie nicht allein den durch das Jagen oder Wild verurſachten Schaden erſetzen, ſondern auch das häufige Wildpret legen, und von der groſſen Anzahl etwas ringern, auch denen Unterthanen und Bauersleuten nicht verwehren ſollen, ihre Güter mit Zäunen, Hunden, und

und auf andere Art, ſo gut ſie können, zu verwahren.

Gylmann. Symphorem. Supplicat. Cameral. tom. 2. part. 3. tit. 5. tit 8. ſupplicat. 7. *Klock* vol. 1. conſil. 30. num. 27. ſeqq.

Wie denn auch ſogar ſolche Herrſchaften, wenn ſie den Unterthanen und Bauersleuten durch ausſchweifendes Jagen, und allzugroſſe Anzahl des Wildes, einen ganz unerträglichen Schaden zufügen, und denſelben zu erſetzen, ſich weigern, mithin ſich ihres Rechts mißbrauchen, ihrer Wildbannsgerechtigkeit entſetzet werden können.

arg. l. 2. ff. de his, qui ſunt ſui vel alien. juris. *Knipſchild.* de nobilit. lib. 3. cap. 5. num. 328.

Welches alles aber jedoch mit der Maaße zu verſtehen, wenn die Unterthanen den Schaden nicht ſelbſt auf eine andere Weiſe abkehren können. Denn wo ihre Herrſchaft genugſame Mittel zu Abtreibung dieſes Schadens geſtattet, ſie hingegen ſich derſelben aus eigenem Verſchulden und Nachläßigkeit nicht gebraucht hätten; ſo iſt in dieſem Fall wohl nicht abzuſehen, wie derſelben Herrſchaft zu Abtragung eines ſolchen durch der Unterthanen eigenes verſchulden verurſachten Schadens, mit Fug anzuhalten ſeye.

Ertel. de jurisdict. infer. lib. 2. cap. 7. Obſervat. 6.

Alſo iſt in Bayern, wie *Ertel* cit. loc. bezeuget, denen Bauren 1) erlaubt, ihre Aecker und Wieſen zu verzäunen, und zu verfrieden, wenn nur die Pfähle oder Zaunſtecken nicht allzuſpitzig, und das Wild ſich daran nicht ſelbſt ſpieſſen kann; denn das würde der Jagdbarkeit abbrüchig fallen. 2) Können ſie mit geprügelten Hunden, oder mit Anzündung eines Feuers, oder mit Erhebung eines groſſen Geſchreyes, oder mit einem blinden Büchſenſchuß, das Wild von denen Feldern abhalten. 3) Können ſie die Jagdherrn erinnern, wenn die Menge und Gefahr des Wildes zunimmt, daß ſie Jagden anſtellen. Wenn aber im Gegentheil den armen Unterthanen alle dergleichen heilſame Verwahrungsmittel abgeſtrickt ſind, und ihre Felder und Wieſen Schaden gelitten; ſo iſt der Jagdherr zur Erſetzung des Schadens, wenn er auch gleich geringe wäre, gehalten; maſſen keinem erlaubet iſt, um ſeiner Luſtbarkeit und Ergötzung willen, den andern in Schaden zu ſetzen. Ja wenn endlich gar nichts helfen und verfangen will; ſo iſt denen Unterthanen auch wohl zugelaſſen, das ihren Aeckern und Früchten ſchädliche Wild, wenn ſie ſolches auf denſelben ertappen, niederzuſchieſſen. Denn wenn ſonſt einem jeden in denen Rechten erlaubt iſt, zu Beſchützung und Erhaltung ſeiner Sachen, ſogar einen Menſchen um das Leben zu bringen; warum ſollte nicht vielmehr zugelaſſen ſeyn, die wilden Thiere, wenn ſie die von GOtt beſcherten Früchte verderben, und nun ſolche nicht wohl anderſt abhalten kann, zu tödten; welches auch *Klocken* in öfters angezogenem Conſil. 30. num. 9.

für recht und billich in diesen Worten erkennet: So ergiebt sich doch dieser Schluß, daß denen Hoch- wohl- und Wohlgebohrnen Herren *Consulenten*, oder deren Unterthanen, mit gutem Fug Rechtens, das schädliche Wildpret, so ihren Aeckern und Wiesen dermassen *depopulando* zusetzet, *impune* zu fällen, und zu erschiessen, zugelassen.

add. *Nicol Everhard. junior.* consil. 19. num. 57. vol. 1. *Hildebrand.* dissert. de Conservat. ferar. nociva. §. 19.

Jedoch wird dabey erfordert: 1) daß der Jagdherr zu verschiedenenmalen seye angegangen, und inständig ersuchet werden, die Anzahl des Wildes zu verringern; solches aber nichts fruchten wollen, wie vorgedachter *Klockius* d. consil 30. num. 15. seqq. mit diesen Worten an die Hand giebt: Nichts destoweniger aber könnte mit dem Wild zu fällen, gestagter massen, gleichwohl also verfahren werden, daß um mehrern Glimpfs willen, Fürstenberg noch zwey oder dreymal, mit der angehefsteten *Commination* ersuchet werde, daß im wiedrigen Fall die Herren Consulenten denen Ihrigen, zu Abwendung dero äusserſten Verderbens, die Anzahl des Wildes etwas zu ringern, unumgänglichen Verhängen, auch wieder unbillige Gewalt nach Vermögen handshaben müßten. 2) Daß die Erlödtung des Wildes von denen Unterthanen, mit Vorwissen ihrer ordentlicher Obrigkeit, denen sie unterworfen, vorgenommen werde, damit derselben nicht wieder ihren Willen eine verdrießliche und beschwerliche Defension von wegen ihrer Unterthanen auf den Hals komme. 3) Daß die schadenleidende Unterthanen fremde seyen; denn des Jagherrn eigene Unterthanen sind nicht befugt, das auf ihre Aecker und Felder laufende Wild niederzuschiessen; sondern sie müssen sich an denen rechtlichen Remediis begnügen lassen, und ihre Herschaft, wenn sie diesem Unheil nicht steuret, gehöriger Orten belangen. 4) Daß sie das niedergeschossene Wild für den Jagherrn liegen lassen, indem die Macht, die schädlich wilden Thiere umzubringen, denen Unterthanen mehr zur Erhaltung ihrer Possessionis vel quasi libertatis, als zu Wiedererlangung des ihnen durch das Wild verursachten Schadens, verstattet und zugelassen ist.

Add. *Nicol. Everhard. junior.* vol. 1. consil. 10. n. 57. *Hildebrand.* dissert. de Conservat. ferar. nociva. §. 19. 20. 21.

Wild, wird auch insonderheit das Thier oder Weiblein des Hirsches genennet. s. Hirsch.

Wildacker, ist ein Stück Feld, welches in einem mit Wild wohl versehenen Wald oder Heide, oder auch in einem Thiergarten, ordentlich bestellet, und vor das Wild mit allerley Getreyde und Früchten, als Waitzen, Erbsen, Haber und Wicken, Kraut und Rüben, besäet und bepflanzet wird.

wird. Ein solcher Acker soll von gutem gewächsigen Grund und Boden, und, wo möglich, an dick verwachsenen Behältnissen gelegen seyn, damit das Wild Sicherheit, Ruhe und Friede vor vielem Geschrey, Schiessen, Platzen und Hundejagen habe.

Wildbahn, Wildfuhre, ist derjenige Ort in einem Forst, oder Wald, wo das Wild seinen Stand, oder Lager zu haben pfleget; oder aber ein mit richtigen Gränzen umschlossenes Forstrevier, da das Wild gehäget, und dessen Bahn, oder Wechsel, und Stege ungehindert gelitten, und erdultet werden. Hierunter wird nicht allein Wald und Waldung verstanden, sondern die Wildbahn erstrecket sich auch weiter auf die umliegenden Felder und Wiesen, wo das Wildpret seine Nahrung, Wege und Stege unverwehrt haben muß; da ihm gleichsam eine freye Bahn ohne jemands Hinderniß vergönnet wird. Durch ungebührliches Holzen leidet eine Wildbahn nicht wenig Schaden; denn wo zu viel ausgelichtet, und helle gemacht wird, verlieret das Wildpret seinen Stand, immassen sowohl das Roth- als Schwarzwildpret seinen Wechsel nach Dickigten führet, und seinen Stand darinnen nimmt. Wo nun diese ausgelichtet werden, da folget, daß das Wild seine Bahn anderst nehmen müsse. Man verbietet demnach dieses, insonderheit aber, und zwar nicht unbillich, zum wenigsten währender Satzeit, alle Verstöhrung des Wildes, so durch Viehhüten, Holzabhauen, Laubstreifen, Streulingstechen, Pälz, und Beerensuchen, und dergleichen Unfug mehr, verursachet wird, weil ein in der Satzeit hierdurch verstöhrtes Stück Wild erschrickt, aufspringet, und sich dadurch leicht einen solchen Schaden thut, daß es crepiren muß. Um eben dieser Ursachen willen, sollen keine Hunde, Kühe, Pferde, Ziegen, Schaafe, und dergleichen in den Wald gelassen werden.

Die Wildbahn wird auch dadurch ruiniret, wenn die Jagden zu der Zeit geschehen, da das Wildpret und Gethierig des Geäses, und der Weyde halber gering und wenig nutzbar ist. Noch mehr Schade erfolgt dießfalls, dafern die Grenznachbarn immer auf den Grenzen liegen, und was sich nun vom Wild von der andern Seite auf der Grenze blicken läßt, alsobald hinwegschiessen. Den unredlichen Stücken, deren sich vielmals die Jäger zum Verderb der Wildbahnen bedienen, ist beyzuzählen, wenn sich solche auf den Gränzen die Schuhe mit Teufelsdreck beschmieren, weil das Wild den Geruch davon scheuet, und sich niemals über die Grenze begiebet. Noch unbilliger aber ist es, wenn sie in andern Wildfuhren die Satz- und Wildschoppen, mit dem Teufelsdreck verunreinigen, welches alles Wildpret vertreibet. In die Waldungen, wo Wildpret geheget werden soll, muß absonderlich kein Schaafvieh getrieben werden, weil dessen Geruch das Wild nicht vertragen kann, und davon weichet.

Zum Aufbringen einer Wildbahn dienet hauptsächlich, daß die Jägerey zuförderst auf

das Abschaffen der Raubthiere wohl bedacht seye. Zu dem Ende müssen die Wolfs- und andere Jagden zu rechter Zeit angestellet, und mit denen Nachbaren gute Vergleiche getroffen werden, damit den schädlichen Thieren an vielen Orten zugleich nachgestellet werde, um sie desto eher zu überwältigen. Hiernächst hat ein Jäger wohl zu beobachten, ob der Ort, wo er pürschen will, von der Art seye, daß die Thiere zwey Kälber tragen; befindet sich dieses, so muß er kein Altes, auch nicht einmal ein Gelttes, schiessen, sondern zur Aufnahme der Wildbahn, nur Schmalthiere, und junge Hirsche. Die Vorsorge einer gütigen Herrschaft, ist eine herrliche Sache vor die Wildbahn, wenn nemlich im Holz Wiesen seyn, das darauf geerndtete Heu und Grummet aber auf gewiesse in den Dickigten erbauete Heuschoppen gefahren, und das Wild damit bey strenger Winterkälte gefüttert, und erhalten wird. Ein Gehäge ist gleichfalls eine herrliche Sache vor die Wildbahn, da in etlichen Jahren kein Vieh hingetrieben, viel weniger geschossen, und gejaget werden darf, damit sich das Wild ungestöhret vermehre; hieher gehören auch wohl angelegte Thiergärten. Wie die Wildfuhre regelmäßig, ohne Schaden des Forstes einzurichten seye, davon s. Holzschaden.

Wildbann, Wildbannsgerechtigkeit, lat. Jus Banni ferini, heißt das Recht, in Jagdsachen allerhand Ordnungen, Gebot und Verbot aufzurichten, und die Verbrecher zu straffen, damit der rechte Gebrauch der Jagden, altem Herkommen nach, erhalten, auch sonst die hohe Wildfuhr und Jagdbarkeiten des Landesherrn behauptet werden. Der Wildbann ist von der bloßen Jagdgerechtigkeit unterschieden, wie das Grössere von dem Kleinern, und gehöret unter die Regalien und Landesherrlichkeiten. s. Jagdgerechtigkeit. Von der forstlichen Obrigkeit (Jurisdictio forestalis) aber unterscheidet er sich, wie ein Theil vom Ganzen, s. Forstgerechtigkeit. Und wie er endlich vom Forstrecht unterschieden seye, davon s. Forstrecht. Worinnen bestehen die Wirkungen, die Nutzung, der Erweiß, und die Endigung oder der Verlust des Wildbanns? diese Punkte müssen wir hier kürzlich erörtern.

A) **Die Wirkungen**, wodurch sich der Wildbann von dem Forstrecht und der Jagdgerechtigkeit unterscheidet, sind folgende:

1) **Die Macht**, Jagdordnungen zu machen, und Waidwerksmandate zu publiciren, als ohne welche der Wildbannsherr seine Wildbannsgerechtigkeit nicht füglich ausüben und erhalten kann. Seckendorf im deutschen Fürstenstaat, part. 3. cap. 3. regal. 5. num. 6. *Westenholz.* dissert. de Jurisd. forest. cap. 5. thes. 52. *Otto* hoher Herren und Potentaten *Brevier*, sect. 2. pag. 252. *Maier* tract. de jur. venand. cap. 12. §. 2.

2) **Das Recht**, die Uebertretter der Jagdordnungen und Waidwerksmandate zu pfänden. Hin-

Finsterwald, Observat. pract. ad Consuetud. Austriac. lib. 3. Observat. 157. *Maier*, tract. de jur. venand. cap. 14. thes. 2.

2) Das Recht, über die Jagdstreitigkeiten zu erkennen, und die Uebertretter der Jagdordnungen und Waidwerksmandate nach Verdienst zu bestraffen. Seckendorf im deutschen Fürstenstaat, part. 3. cap. 3. sect. 5. §. 6. pag. 446. *Beier*, delineat. jur. german. lib. 2. cap. 3. §. 6. *Westenholz* cit. dissert. cap. 5. §. 72. Von Bestrafung der Wilderer, s. Wildschütze.

4) Das Exercitium des hohen und niedern Waidwerks, als Hetzen, Jagen, Fällen, Würgen, wie es dem Wildbannsherrn gefällig, mit Pürschen und Schiessen, und mit Garnen, Seilern und Stricken. *Modestin. Pistor.* Consil. 20. num. 15. *Myler ab Ehrenbach*, de principib. & statib. Imper. part. 2. cap. 73. num. 11. Hieher wird auch insgemein der Otter- und Biberfang gerechnet, weil er mit Hunden gehetzet und gefangen wird. *Besold.* vol. 1. consil. 3. rubr. von der Fischerey, schreibet davon also: Dieweil auch des Biber- und Otterfang ein Anhang des Gewaids und Regals ist, so wohl des Wildbanns, als der Fischereyen; so kann dem Herrn des Wildbanns, Forsts und Gejags, diese Art der Jagdbarkeit mit keinem Fug gestricket werden. add. *Besold.* thes. pract. voc. Fischerey. *Knipschild.* de Civit. Imper. lib. 2. cap. 7. §. 68. Wiewohl ihn andere bloß zur Fischerey ziehen, theils wegen seines schwammichten Schwanzes, nach welchem er mehr den Fischen, als einem Erdthier gleichet, theils weil er in der römischen Kirche an Fastägen genossen wird, theils weil er in den Fischwassern grossen Schaden thut, und also demjenigen, der solchen leidet, billich auch der Nutzen durch Fangung solcher Thiere zukommen solle. *Not.* Meurer vom Jagd- und Forstrecht, part. 4. rubr. Ob dem Forstherrn wegen des Forsts, oder aber dem Wasserherrn das Otter- und Biberfangen zustehe; wo er meldet, daß diese Thiere nicht in Forst gehören, auch keine Freyung haben. add. *Killinger*, de jur. venand. concl. 5. Lit. B. *Speidel*, specul. jurid. polit. voc. Jagen. *Ertel*, Observ. jurid. Equestr. part. 1. Observat. 10. s. Biberfang.

5) Das Recht, das Exercitium des hohen und kleinen Waidwerks männiglich, der des Jagens entweder gar nicht, oder an dem Ort nicht, befugt, bey Strafe zu verbieten. *Merkelbach* apud *Klock.* consil. 29. num. 492. *Myler ab Ehrenbach*, de principib. & Statib. Imper. part. 2. cap. 73. num. 11.

6) Das Verboth, Wolf- oder Fuchsgruben zu graben, und die Anordnung, wo es erlaubt, solches vorhero öffentlich anzuzeigen, damit sich die Leute vorsehen können. *Westenholz*, dissert. de jur. forest. cap. 5. §. 56. *Martin.* de jur. venand. §. 28. *Hildebrand.* dissert. de jurisd. univers. cap. 13. posit. 9.

7) Das Verboth, zu gewiessen Jahreszeiten nicht zu jagen. *Westenholz*, dissert. cit. cap. 5 §. 57. Seckendorf im deutschen Fürstenstaat, part. 3. cap. 3, sect. 5. §. 6. pag. 444. *Meier*, tract. de jur. venand. cap. 13. thes. 4.

8) Die Verordnung, daß das Rind- und Schaafvieh nicht ins Holz getrieben werde, wenn das Wildpret setzet, oder das Wild heget. *Westenholz*, dissert. cit. cap. 5. thes. 58. Kluger Beamter, part. 1. tit. 34. §. 9. *Knipschild*, de Nobilit. lib. 3. cap. 5. num. 279.

9) Die Verordnung, daß niemand Hunde mit sich in den Wald nehmen, diejenigen aber, welche nothwendig Hunde bey sich haben müssen, als Metzger, wenn sie über Feld gehen, und Vieh holen, und andere Reysende, die Hunde an Stricken führen sollen, damit sie nicht dem Wildpret nachlauffen, und es verschüchtern, oder wohl gar umreissen und fressen; ingleichem, daß um eben dieser Ursachen willen die Schäfer ihren Hunden Prügel oder Querknittel anhängen, desgleichen die Bauren und Unterthanen ihre Hunde an Ketten halten, oder auch mit dergleichen Knitteln verwahren, so der solche kleine Hunde bey sich haben, daß sie zwar das Wild vom Schaden an ihren Früchten abschrecken, aber demselben nichts thun können, welches man insgemein die Hundsbengelung, oder das Geboth, die Hunde zu prügeln, nennet. Und muß der Querknittel gemeiniglich fünf Viertel-Ellen, der Schleifknittel aber 2 Ellen lang seyn; die Rundung aber ein Viertel Elle dick. Fünsterwald, Obser. pract. ad consuetud. Austriac. lib. 3. Observat. 153. num. 3. Seckendorf im deutschen Fürstenstaat, part. 3. cap. 3. sect. 5. §. 6. pag. 445. Kluger Beamter, part. 1. tit. 34. §. 9.

10) Die Abschaffung allerhand allzuvortheilhafftiger und unwaidmännischer Art des Jagens und Waidwerks; als wenn jemand vor die an ihn gränzende Wälder des Nachts Lappen vorziehen, oder mit Hunden vorhalten, oder sonst abschrecken und vortretten lassen wollte; item das Nachtlauschen auf die Hasen, oder daß sie mit Schleiffen, oder Schlingen gefangen, wie auch das Wildpret in Schnüren, Schlägeln, und Fallen fangen, nicht weniger, wenn das Wild mit vergifteten Speisen angelockert, oder durch Selbstgeschoß, welches letztere jedoch bey Wölfen und andern schädlichen Thieren statt finden mag, oder mit andern schädlichen Instrumenten und verbothenen Zeug gefangen wird. Seckendorf im deutschen Fürstenstaat, part. 3. cap. 3. sect. 5. §. 6. pag. 445. *Westenholz*, dissert. cit. thes. 60. Kluger Beamter, part. 1. tit. 34. §. 9.

11) Das Verboth, daß an schädlichen Orten der Wildfuhr keine Büchsen gelöset werden. Seckendorf im deutschen Fürstenstaat, cit. loc. *Westenholz*, cit. loc. thes. 61. Kluger Beamter, cit. loc. *Maier*, de jur. venand. cap. 12. thes. 2. p. 264. & cap. 13. thes. 14. pag. 297.

12) Das Verboth, Vögel zu fangen, wenn sie in der Brut sind, oder daß sich keiner im Frühling, wenn das Federwildpret und die Vögel ausbrüten, in Wäldern oder Feldern, an Eyern oder jungen ausgebrüteten Vögeln in Nestern, groß und klein, nichts ausgenommen, vergreiffen dürfe. *Hildebrand*, differt. de jurisdict. univers. cap. 13. posit. 9. *Maier*. tract. de jur. venand. cap. 13. thes. 4. pag. 276. *Otto*, in der freyen Pürschbeschreibung, fol. 227. u. 288.

13) Die Vorsicht, daß der jagdbare Ort nicht ganz ausgestocket und niedergehauen werde. Kluger Beamter, part. 1. tit. 34. §. 9. *Harprecht*, de jur. venand. thes. 26. *Maier*. de jur. venand. cap. 21. thes. 16. pag. 300. seq.

14) Das Recht, den Wald ohne Schaden des Waldeigenthumsherrn einzulandern, oder mit einem Gehäge einzufangen, welches man die Gerechtigkeit des Hagens, oder einen Haag ins Holz zu schlagen, eine gehegte Wildbahn zu machen, zu nennen pfleget. *Westenholz*, dissert. cit. cap. 5. §. 66. *Stryck*, in us. modern. ad ff. tit. de aquir. rer. domin. §. 7. *Knipschild*, de Civit. Imper. lib. 2. cap. 7. num. 53.

15) Das Verboth, daß die Unterthanen keine allzuspitzige Zäune oder Pfähle um ihre Felder schlagen, dadurch das Wildpret im Ueberspringen, wenn es seine Nahrung suchet, oder von Wölfen und Hunden verfolget wird, sich leichtlich spiessen und umkommen kann. Kluger Beamter, part. 1. tit. 34. §. 9. Finsterwald, Observat. pract. ad consuetud. Austriac. lib. 3. Observat. 153. num. 10. *Noë* Meurer, vom Forst- und Jagdrecht, part. 2. rubr. wie die Zäune zu Schützung der Früchte oder Baumgüter wider das Wildpret zu machen.

16) Die Befugniß, den Hundshaber einzufordern, welchen die Unterthanen dem Wildbannsherrn jährlich zur Recognition seiner Jagd- und Wildbannsgerechtigkeit geben und entrichten müssen. *Besold*. thesaur. pract. voc. Forst. *Wehner*, Observ. pract. voc. Forst. Kluger Beamter, part. 1. tit. 34. §. 14. pag. 379.

17) Das Recht, Jagdsteine, Jagd- oder Hägesäulen, Hasensäulen, welche die Circul, Krayß und Gränze des Wildbanns anzeigen und bemerken, aufzurichten. *Wehner*, Observ. pract. voc. Forst. Kluger Beamter, part. 1. tit. 34. §. 9. *Noë* Meurer, vom Jagd- und Forstrecht, part. 1. pag. 7.

18) Das Recht, die Jagdfrohnen zu fordern, wo es also herkommlich und gebräuchlich. *Westenholz*, dissert. de jurisd. forest. cap. 5. §. 68. Seckendorf, im deutschen Fürstenstaat, part. 3. cap. 3. regal. 5. §. 8. pag. 451. *Knipschild*, tract. de Nobilib. lib. 3. cap. 5. num. 287. seq. s. a. Jagdfrohnen.

19) Die Befugniß, Jäger, Waldknechte und andere zur Jagd gehörige Bediente zu bestellen, und solche wieder abzuschaffen. *Westenholz*, dissert. cit. cap. 5. §. 71. *Knipschild*, de Civit. Imper. lib. 2. cap. 7. num. 46. *Krebs*, tract. de ligno & lapid. part. 1. class. 4. sect. 16. §. 16. num. 2. Seckendorf, im deutschen Fürstenstaat, part. 3. cap. 3. sect. 5. §. 7. pag. 447.

20) Die Befugniß, Jagdhäuser, darinnen die Jäger, Waidknechte und Hüter sich aufhalten, in dem Wald oder Forst aufzurichten und zu bauen, immassen die Aufsicht über das Holz und den Wildbann nicht wohl und füglich geschehen kann, wo sich nicht diese Bediente stets in dem Forst aufhalten und Achtung geben, daß darinnen kein Schaden geschehe. *Krebs*, loc. cit. part. 1. class. 4. sect. 16 §. 19. Seckendorf loc. cit. part. 3. cap. 3. sect. 5. §. 8. pag. 449. *Wehner*, Observat. pract. voc. Forst.

B) Die Nutzungen, so dem Wildbannsherrn gebühren, sind 1) alle Nutzungen, so aus dem grossen und kleinen Waidwerk erhoben werden. 2) Die Geldbussen, welche denen, so wider Verboth jagen, und in andere Wege die Jagdordnungen übertretten, auferleget werden. 3) Die Jagdfrohnen, wo sie hergebracht. 4) Die Jägeratzung. 5) Der Jagd- oder Hundshaber. Einige rechnen noch hieher die wilden Bienen und Honig, so aber mit bessern Recht dem Forstherrn zugeeignet wird.

C) Was den Erweiß der Wildbannsgerechtigkeit anbetrift; so beruhet derselbe überhaupt auf den Waldnutzungen, die in Ansehung derselben erhoben werden. (*Brunnemann.* consil. penult. num. 235. *Klock.* vol. 1. consil. 50. num. 275. *Knichen.* de jur. territ. cap. 4. num. 213.). Doch hat dieses nur in dem Possessorio, oder wo von der Proprietät nur incidenter gehandelt wird, seinen Effect; denn in petitorio, weil über die Proprietät hauptsächlich der Streit ist, werden stärkere und erheblichere Probationes erfordert s. a. Forstgerechtigkeit. lit. E). (arg. L. 4. Cod. de probat. *Faber.* Cod. Sabaud. lib. 3. tit. 22. def. 18.).

D) Wie sich der Wildbann endige und verlohren werde. s. Forstgerechtigkeit lit. I).

Wildbannsgerechtigkeit, siehe Wildbann.

Wildbaum, Wildbäume, werden diejenige Bäume genennet, welche in grossen Wäldern, wo viel Wild geheget wird, zur Winterszeit zu dessen Erhaltung gefället werden, welche in jungen Kiefern bestehen, wovon dir Hirsche die Rinde gerne abschälen, wobey sie aber zugleich mit einer Hauptfütterung versorget werden.

Wilddieb, s. Wildschütze.

Wilde Enten, s. Ente.

Wilde Esche, s. Esche.

Wilde Fasanerey, s. Fasanerey.

Wilde Feldgeiß, s. Gems.

Wilde Gans, s. Gans.

Wildelster, ſ. Neuntödter.

Wilder Corneelbaum, ſ. Rheinweide.

Wilderer, ſ. Wildſchütze.

Wilder Ochſe, ſ. Ochſe.

Wilde Roſe, ſ. Dornroſe.

Wilder Pflaumenbaum, ſiehe Schlehendorn.

Wilder Schneeball, ſ. Schwalckenbeere.

Wilder Sperberbaum, ſ. Ebreſchenbaum.

Wilder Taxbaum, ſ. Eibenbaum.

Wildes Schwein, ſ. Schwein.

Wilde Stämme, ſ. Stamm.

Wildfang, ſ. Ente, Taube, Habicht, Beitzvögel.

Wildfuhr, ſ. Wildbahn.

Wildfuhren, ſ. Jagdfrohnen.

Wildgarn, iſt eine Art von Jagdnetzen, welche in Ermanglung der koſtbaren Tücher, auch der Hirſch- und Saunetze, zu denen Hirſch- Rehe- und Saujagen gebrauchet werden. Es ſind derſelben zweyerley: ſchwere und leichte.

a) Die ſchweren Wildgarne, wenn ſie recht bequem verfertiget, und Buſenreich eingetheilet werden ſollen, müſſen 100 Schritt ſtellen, und das Garn aus klarem, und recht gutem gehächeltem Hanf, neunfädenig geſchlagen, gemachet, die Maſchen, oder Schmaſen in das Gevierte 6 Zoll über der Rückbank gezogen, 18 dergleichen Schmaſen hoch verfertiget, und die Leinen 20 Faden ſtark geſchlagen werden; ſo wiegt das Netz über 3 Centner, und muß unumgänglich auf einem Wagen geführet werden, weilen ſolches zu tragen, zu ſchwer fallen ſollte.

b) Die leichten Wildgarne, ſo auch Ruppelnetze genennet werden, ſtellen im Buſen 60 gute Schritte. Die Leinen, davon ſolche Garne geſtricket werden, ſind ebenfalls neunſchäftig, doch kleiner, als die vorigen, geſchlagen, in der Dicke einer Trommelleine, aus recht klarem ausgehächelten Hanf. Die Schmaſen kommen auch 6 Zoll ins Gevierte, und iſt ein ſolch Garn 16 ſolcher Schmaſen hoch, und werden die Knoten über die Rückbank dichte zugezogen. Die Ober- und Unterleinen ebenfalls von 20 Faden, aber doch dünner, als die vorige. Am Gewichte kommt ein ſolches Netz etwan anderthalb Centner, und kann daſſelbe auf einem groſſen 3 Ellen langen Hacken gar füglich von zwey Mann getragen werden, welche einander auch im Aufſtellen und Fangen hülfliche Hand leiſten können.

Wildgraf, ſ. Holzgraf.

Wildhagen, Rehhagen, werden mitten im Walde angeleget. Nemlich es wird ein viereckigter Platz Holz, oder Dickigt in einen Zaun eingemacht, worinnen aber Lücken bleiben. Wenn nun gejaget werden ſoll; ſo wird von den Seiten der auswendige Wald ab- und hineingetrieben. Alsdenn werden in die Lücken Stangen in die Quere geleget, ſo hoch, daß

daß die Thiere unten gar leicht durchkommen können. An den Stangen werden von guten vesten Leinen Schleifen zu den Stangen gemacht, daß selbige quer über die Lücken stellen. Sodann wird in den Hagen nach den Zäunen zugetrieben, und den Thieren keine Ruhe gelassen. Wenn die Thiere nun zu den Lücken hinaus wollen, bleiben sie hangen, wie die Vögel in den Dohnen. Die es recht ordentlich halten wollen, lassen an den Hagen herum Wildfurchen pflügen, da man denn allezeit sehen kann, was in den Hagen hinein ist. Wenn man nun siehet, daß von sich selbst etwas hineingezogen; so brauchet es keines Beytreibens.

Es werden die Hagen auch auf folgende Art gemachet: Man machet einen Zaun mitten durch den Wald, leget an demselben zugleich einen lebendigen Zaun, und Hecke an, und bleiben hierinnen auch Lücken, worinnen denn ebenfalls, wie oben gedacht, Stangen mit Schleifen gemacht werden, und hierauf wird von einer Seite nach dem Hagen zugetrieben, da die Stangen mit den Schleifen gegen das Treiben hangen. Ist nun daselbst durchgetrieben, so werden die Stangen wieder auf die andere Seite gehänget, und von jener Seite auch hergetrieben. Einige halten sich auch wohl Jagdhunde, womit sie die Thiere sowohl in vorigen, als diesem Hagen geschwinder, und besser in die Schleifen jagen können. Wie aber leicht zu erachten, so ist es ein schlechtes Vergnügen, und mehr, um nur zu würgen, und todt zu machen, und Nutzen daraus zu ziehen, als daß es zur Lust gereichen kann. Ueberdem so sind diese Hagen der Wildbahn, und den Gehägen schädlich, indem darinne Alt und Jung deren muß.

Wildhuhn, s. Rebhuhn.

Wildkalb, heißt das Junge von einem Hirsch, weiblichen Geschlechts, gleichwie das junge Männlein ein Hirschkalb genennet wird. Wenn es über ein Jahr alt ist, heißt man es Schmalthier, welchen Namen ihm einige Jäger viel zu frühzeitig nach der Brunst oder Winterverhärung, jedoch nur um ihres Nutzens willen, beylegen, weil sie vom Schmalthier mehr Pürsch- oder Fanggeld, als vom Kalbe, bekommen, s. a. Hirsch, Hirschkalb.

Wildling, s. Ente.

Wildlinge, s. Stamm.

Wildmarder, s. Marder.

Wildmeister, ist ein ansehnlicher Jagdbedienter, der ein Amt verwaltet, welches theils Orten höher, theils Orten aber geringer ist, als des Oberförsters. Er muß in seiner Wissenschaft, wegen Forst- und Jagdsachen schon in allem vest, richtig und gewieß seyn, die ihm untergebenen Forstbedienten in genauer Aufsicht haben, und davor stehen, daß dieselbigen Aemtern zugehörige Forstreviere, Gränzen, Wildbahnen, Heiden, Gehölze, Wälder, Büsche, Moräste, Teiche, Mastungen, Fischwasser, und Krebsbäche, auch deren darauf berechtigte hohe und niedere Jagden, Gehäge und Wildbahnen, in treu-

fleiß-

fleißiger Aufsicht gehalten werden mögen, sich in dem gehörigen Forsthause, wo es ihm angewiesen, allezeit aufhalten, und von daraus die zugehörigen Heiden und Wälder das Jahr hindurch fleißig bereuten, davon nichts schmälern, oder einziehen lassen, das brauchbare benöthigte Holz jedesmal anweisen lassen, wo es der Wildbahn nicht schädlich, oder des Wildes Behältnisse, Wechsel, Stand, und Dickigte nachtheilig seyn möchte, das angewiesene Brennholz nicht von grünen mastragenden Eichen, oder Buchen, weniger von Samenbäumen, sondern von dürrem abgestandenen Holz, so ferner zu keiner Frucht oder Mast dienlich, sondern abgestorben und vertrocknet ist, zu gewöhnlichen Kühnklaftern schlagen lassen. Auf die Brettmühlen, Eisenhämmer, Glashütten, Pechöfen, genaue Aufsicht halten. Die Grenzen jährlich beziehen, und besichtigen lassen, damit hierinnen kein Unterschleif vorgehen möge, und so etwas an der Grenze streitig werden wollte, soll er dieselbe zur Handhabung der Gerechtigkeit bey Zeiten bejagen; die Verbrecher, so sich auf irgend eine Art am Holz, oder Wildpret vergreifen, hat er zur Bestrafung scharf anzuhalten.

Die Raubthiere, und Raubvögel mit allem Ernst zu vertilgen; dagegen die Gehäge des Wildprets groß oder klein zur fleißigen Aufsicht wahrzunehmen, damit dem Wildpret zur Winterszeit mit nöthiger Fütterung, und Lebensunterhalt bey Zeiten Rath geschaffet werde. Er soll keine Ziegen dulden; bey dem jungen Wiederwachs das ungebührliche Hüthen des Rind- sonderlich des Schwein- und Schafviehes nicht verstatten; ohne absonderlichen erheblichen Urlaub und Vergünstigung der Cammer nichts von Masthölzern veräussern; die Lieferung des Wildprets nach Hofe beschleunigen; beym Holzmarkte sowohl des Frühjahrs, als des Herbsts, soll er nebst dem Amtmann, und Forstschreiber die Gelder einnehmen, hierüber richtige Rechnung führen, und stempeln lassen; auch angelegte Feuer zu verhüten sorgen; des Herbstes bey Zeiten die Mastung bereuten, und hiervon genugsamen Bericht einziehen; bey gefallenem Neuling oder Schnee denen Wölfen, Luchsen, und Raubthieren, sie zu fangen, fleißig nachtrachten, und die Luderplätze ausser den Gehägen ordnen lassen.

Hiernächst hat er auch treulich und fleißig wahrzunehmen, daß ausserhalb der Strasse keinem Menschen erlaubet seye, Büchsen, oder Flinten zu tragen, zu hetzen, zu forciren, zu jagen, zu baitzen, zu schiessen, und zu stellen; doch werden hiervon die Reisenden ausgenommen, dafern sie auf offener Landstrasse bleiben, und ihre Hunde gekuppelt führen. Hierüber muß ein Wildmeister acht haben, ob man etwa irgend wo heimlich pürschet, oder Fallen, Schlingen, Gruben, und Drat leget, junge Hasen, und Rehe in der Satzzeit auffängt, Rebhüner, Feldhühner, Fasanen, Auer- und Birkhühner, Enten, und Tauben, und anders Geflügel, oder derselben Eyer annimmt, wodurch das laufende, fliehende, und fliegende Wildpret vermöget wird.

Ferner

Ferner muß er auf die Verbrecher Acht haben, so Holz stehlen, Laub streifen, Gras mausen, über Triften hüten, Eichen schälen, Linden streifen, Bäume ringeln, Mayen hauen, Harz scharren, Eicheln schlagen, Birken bohren, Vogelkieh hauen, Heidekraut im Sommer brennen, wodurch vielfältiger Schade geschieht, und dieselben zur Bestrafung angeben. Keinem Nachbar soll er die Folge des Schweißhundes verstatten, sondern wie das Angeschossene umkommen, Bericht erstatten. Keine fremde Jägerpursche ohne richtige Kundschaft den Förstern zu halten verstatten; auf der adelichen Vasallen Jagden genaue Aufsicht haben; den Wildpretsdieben, und Räubern nachstellen, dieselben anhalten lassen, solche, und dergleichen Sachen mehr, nach genugsamer Erkundigung, untersuchen, manchmal gehörigen Orts Bericht erstatten.

Wildniß, Lustwald, Lustgebüsche, Plantage, lat. Nemus, Tempe, franz. *Bois de Plaisance*, ist ein gewiesser District, welcher mit allen möglichen Arten von wilden Bäumen auf eine dem Auge gefällige Art besetzt ist.

I. Eine Wildniß ist im Grossen, was eine Pflanzung oder Plantage im Kleinen ist. Die Engländer haben deren vornemlich zweyerley Arten: Entweder man bepflanzet hie und da einen einzelnen kleinen Hügel oder runden Raum mit Bäumen, so daß in der Mitte einer oder mehrere der höchsten, umher einige etwas niedrige, um diese eine Reihe kleiner Bäume, denn eine Reihe hohe Stauden, und so weiter immer mehr niedrige gepflanzet, der ganze Ort aber mit einem niedrigen, weiß anzumahlenden Geländer umgeben wird, dieses nennet man alsdenn einen Klump Bäume. Sie müssen überhaupt eine Pyramide vorstellen. Oder aber sie pflanzen an einem, nach Beschaffenheit des Orts, krumm oder schlangenweise anzulegenden Gang, an beyden, oder auch nur an einer Seite, allerley Arten von Stauden und Bäumen. Von diesen letztern werden wir hier vornemlich handeln, und was dabey zu beobachten seye; in gewiesse Regeln fassen.

Die 1. Regel: Vorzüglich beruhet es darauf, dazu bequeme Plätze zu wählen. Auf einen Ort allein sich einzuschränken, geht nicht wohl an. Eines Theils erfordern so viele Arten von Gewächsen unterschiedene Lagen, Erdreiche, Gegenden und Plätze, welche man an einem Ort nicht leicht vereint findet. Es gefällt auch gemeiniglich die Abwechslung besser, wenn wir, nachdem wir einige Zeit in einer Wildniß gegangen sind, erst eine Weile über einen leeren, oder freyen, grünen, oder mit Blumen bepflanzten Platz gehen, denn an ein Wasser gelangen; denn eine Brücke passiren; denn einen Tempel oder ein Lusthaus antreffen, und nach einiger Zeit wieder an eine andere Art von Pflanzung gelangen. Es ist auch fast nothwendig, von dem Nadelholz, als Tannen, Fuhren, Lerchenbäumen, hie und da besondere Pflanzungen anzulegen. An einer Stelle

le wird auch eine recht dichte, hohe, schattige finstre Bepflanzung erfordert, wenn man eine andere nur mit niedrigen, eine freye Aussicht verstattenden Stauden besetzen soll. Man schränkt sich überdem mit einer Pflanzung dieser Art nicht blos auf den eigentlichen Garten ein, sondern legt dergleichen auch im freyen Felde, oder in einer Waldung an, wo man eine angenehme Gegend oder schöne Aussicht vor sich hat.

Die 2. Regel: wenn wir sagen, daß man zu den Pflanzungen bequeme Plätze auswählen soll; so ist bey der Wahl ein Unterschied zu machen, unter einem kostbaren, blos zum Vergnügen einzurichtenden Garten, und unter einem Garten, welcher einer Privatperson gehört, wobey man also vornemlich auf den Nutzen siehet, jedoch auch einen Theil des Platzes zum Vergnügen widmet. Jenen kann man nach Gutbefinden vertheilen, wie es sich am besten schicken will, ohne zu erwogen, ob der Platz besser genutzt werden könne. Man wird vielleicht die Gegenden, wo die beste Erde ist, am ehesten zu einer Pflanzung nehmen, um die Bäume desto freudiger wachsen zu machen. Bey den Privatgärten aber soll man jedesmal Rücksicht darauf nehmen, daß nach unserer Landesart der Nutzen, mithin die Erziehung guter Küchenkräuter und guter Sorten von Obst das vornehmste sey. Folglich würde strafbar seyn, wenn man die zum Küchengarten dienliche Plätze zu einer Wildnis nehmen, und um schöne Pflanzung zu haben, an dem Nothwendigen Mangel leiden wollte. Derowegen wählt man am liebsten abgelegene, unebene, winklichte Gegenden, von einem sterilen Boden, woran nichts zu verderben ist, oder welche, wenn sie unbepflanzt blieben, ein heßliches Ansehen geben möchten. Sind uns die Hände gebunden; so helfen wir uns so gut wir können, und ein jeder wird nach seinen besondern Umständen erwegen, in wie weit er die allgemein gegebenen Regeln bey sich anwenden, oder sich einschränken solle.

Die 3. Regel: Man bepflanzt nicht gern einen nahe bey dem Wohnhause gelegenen Platz: theils um eine freye Aussicht zu behalten; theils weil hohe Bäume in der Nähe die Luft dumpficht und unangenehm machen. Ja man hält die vielen Ausdünstungen, welche grosse Bäume von sich geben, der Gesundheit schädlich. Sie ziehen auch Fliegen und Ungeziefer an sich, welche dadurch in die Zimmer gebracht werden. Ein anders ist, wenn man gleich vom Hause ab eine schattige Promenade zu haben wünscht.

Die 4. Regel: Eine anzulegende Wildnis muß mit dem Garten ein gewisses Verhältnis haben. Man kann nicht den ganzen Garten zu einem Lustwalde machen, und mit Bäumen über und über bepflanzen. Wir lieben auch freye Plätze, wo wir einer offenen uneingeschränkten Luft geniessen, auch eine freye Aussicht auf einige Entfernung haben können. Beständig eingeschlossen zwischen Stauden und Büschen

zu gehen, würde uns eben so zuwider werden, als wenn man stets zwischen geschornen Hecken gehen müßte. Hingegen einen grossen Platz mehrentheils offen oder wüste liegen zu lassen, und nur kleine Plätze darein zu bepflanzen, oder gar keine hohe Bäume darinn zu ziehen, wäre eben so unnatürlich. Es beruhet also auf eine geschickte Eintheilung, daß man eben ein rechtes Mittel zu treffen weißt.

Die 5. Regel: Man hüte sich, eine freye Aussicht in eine angenehme Gegend durch eine Bepflanzung zu hemmen. Z. Ex. wenn man aus dem Hause, oder aus dem Garten auf eine offene Heerstrasse, oder auf einen fleißig besuchten Weg, oder auf eine angenehme Wiese, wo stets Vieh geweidet wird, oder auf einen schiffreichen Fluß, oder sonst an einen Ort sehen kann, wo oft neue Gegenstände vorfallen. Denn die Aussicht in die schönste, aber stets in die nemliche und todt bleibende Gegend, wird man bald müde; da hingegen sieht man gern in eine, oft Veränderungen darstellende Gegend, ob unsere Aufmerksamkeit neue Gegenstände entdecken kann. Wir nennen solches *Des vues mouvantes*, bewegliche Aussichten.

Die 6. Regel: die Wildnisse schicken sich vornemlich an und neben einem Flusse oder Wasser; theils weil dieses ihnen einen doppelten Reiz giebt; theils weil viele Stauden nur allein oder vorzüglich am Wasser wachsen: als Ellern, Weiden, *Nyssa*, *Diospyros*; theils weil auch den den mehrsten andern Bäumen diese Gegend am angenehmsten zu seyn pflegt. Das Wasser giebt zu dem Gelegenheit zu Anbringung mehrerer Abwechslungen, als Brücken, Wasserfälle, Cabinette. Man hat das zum Begiessen nöthige Wasser gleich bey der Hand. So nützlich es aber ist, verschiedene Arten von Bäumen an das Wasser zu setzen, so sehr hat man sich zu hüten, daß man keine zarte Stauden an solche Plätze pflanze, welche im Winter unter Wasser stehen; denn man lauft Gefahr, daß sie, da es daselbst allemal kälter ist, im Winter verstieren oder verfaulen.

Die 7. Regel: Wo Anhöhen sind, sollen solche billig bepflanzt werden. Man verdirbt sich die durch die Anhöhe ohnehin unterbrochene Aussicht nicht weiter, vielmehr fällt ein bepflanzter Hügel besser ins Auge; viele Stauden wachsen vorzüglich an an Anhöhen; man kann sie nicht wohl auf andere Art nutzen; die Stauden beschatten sich alsdenn unter einander nicht so sehr, als wenn sie auf einer Ebene stehen, sie fallen auch besser ins Auge, und man kann wirklich mehrere Stauden neben einander, mithin sie dichter zusammen setzen, weil sie mehr freye Luft behalten, und mit den Zweigen nicht so leicht in einander gerathen.

Die 8. Regel: Du kannst auch besondere Lustwälder für den Frühling, Sommer und Herbst anzulegen, und in die ersteren die Pflanzen zu setzen, welche früh im Frühjahr ausschlagen, grün werden, und blühen. In jene diejenigen, welche des Sommers über blühen und in der gröſten

Schön-

Schönheit sind; und in die letztern solche Stauden, welche entweder immer grün sind, oder doch spät ihr Laub behalten. Allein man sucht lieber einen jeden zur Veränderung und zu den Promenaden bestimmten Platz sich auf das ganze Jahr angenehm zu machen. Dieses geschieht, wenn man die immer grünen, und früh und spät ausschlagenden Bäume geschickt untereinander zu mischen weiß. Wenn neben einem spät ausschlagenden Platanus andere eher grünende Stauden gesetzt werden; so bemerkt man keine Lücke.

Die 9. Regel: Eine solche Wildniß, wenn sie gut gerathen, und schnell wachsen soll, will frisches und neues Erdreich haben. Ein Ort, der schon durch andere Gewächse lange Zeit ausgezehret und entkräftet worden, kann nicht mit Vortheil so fort gebraucht werden, wenn man auch gleich die Kosten daran wenden wollte, denselben zu resolen und stark zu düngen. Zu einer Pflanzschule für ausländische Bäume ist die Erde von vermoderten Rasen, oder ein frisch umgebrochener und bearbeiteter Anger am zuträglichsten, und der besten gedüngeten Gartenerde vorzuziehen. Eine solche Erde hat Kräfte genug, den geschwinden Wachsthum der junger Pflanzen zu befördern, erstickt sie aber nicht durch überflüssige Seile, und hat dabey den wichtigen Vorzug, daß sie einige Jahre vom Unkraut rein bleibt, wenn bey der ersten Bearbeitung die gehörige Vorsicht gebraucht wird. Es empfiehlet sie daher auch der um den Anbau fremder Bäume verdiente Herr von Grafenried in den Berner Sammlungen zu solchen Gewächsen vorzüglich, die in Töpfen oder Kasten aufbehalten und gewartet werden sollen.

Die 10. Regel: Allzufeuchte und niedrige Orte sind noch weniger zuträglich. Es giebt zwar einige Arten der Bäume, welche in nassen und sumpfichten Oertern am besten wachsen. Es sind aber nur sehr wenige, wie z. Ex. unsere Ellern und einige Weiden. Deswegen müssen doch die jungen Stämme davon im trocknen Boden angezogen werden; will man den Saamen in feuchten sumpfichten Boden aussäen; so wird er gemeiniglich verlohren gehen, weil es daselbst zu kalt ist, und die zarten Pflanzen leicht verfrieren, oder im Wasser versaufen.

Die 11. Regel: Insonderheit erfordert die Anlage solcher Plantagen ein wohl zubereitetes, mürbes und lockeres Erdreich. Ueberhaupt kann in Ansehung der wilden Bäume, von der Zubereitung des Erdreichs der Artikel: Holzbau nachgesehen werden. Oefteres Umgraben macht das zäheste Erdreich locker, zumal wenn es vor dem Winter geschiehet, und die Erde furchenweise aufgeworfen wird, damit der Frost und das Schneewasser desto besser eindringen können. Wer aber einen Platz recht zuverläßig umarbeiten und gehörig zubereiten lassen will, läßt ihn mit der Hand umgraben. Hat er in Anger gelegen; so ist am besten, das erste Umbrechen im Sommer verrichten zu lassen. Die Schollen müssen sorgfältig

so beym Umgraben gelegt werden, daß der grüne Anger in den Grund kommt; bleibt das Erdreich so hohl und uneben liegen, daß die Luft zwischen den Schollen durchstreichen kann; so bracket und trocknet die Erde im Sommer und Herbst aus. Wenn denn im Winter der Forst und Schnee hinzu kommt; so verfaulen die in der Erde befindliche Wurzeln und Kräuter, und wenn hierauf das Land im folgenden Frühjahr weiter gerührt wird; so fällt es auseinander, und läßt sich durch einander arbeiten. Geschieht das Umgraben aber zum erstenmal im Winter; so bleibt die bewachsene Narbe bis in den andern Sommer grün, und das Erdreich kann nicht durch einander verarbeitet werden.

Wenn man etwas gröſſere Plätze umbrechen läßt, geschieht es mit dem Pfluge, welcher aber sorgfältig zu führen ist, daß die Furchen nicht zu breit gemacht, durchgehends von dem alten Boden abgelöset, mithin rein umgelegt werden, so daß der grüne Rasen recht unten zu liegen kommt, und die Furchen nicht etwa über Kants stehen bleiben. Das Umbrechen muß in beyden Fällen geschehen, so tief als man nur mit dem Spaden oder Pfluge kommen kann.

Wenn ein umgebrochenes Feld zum zweytenmal gepflüget werden soll, pflegt man den Pflug gern in die Quer zu führen, damit die Furchen besser durchgeschnitten werden, und die nachfolgende Egge sie leichter aus einander reiſſen kann. Hat man zum ersten Umbrechen nicht eher, als spät im Winter, gelangen können; so pflegt man im Frühjahr über das umgebrochene Feld Haser säen, und nur mit einer Egge lose überherziehen zu lassen; so verfault der Rasen unter dem aufwachsenden Korn des Sommers über. Wie oft ein Land vergebens zu bearbeiten sey, und wie lange es ruhen müsse, um locker und artbar zu werden, lehret die Erfahrung nach der Natur jeden Erdreichs beurtheilen.

Die 12. Regel: Ein solcher angepflanzter Ort muß gegen das Wild, besonders die Hasen und Kaninichen, wohl verwahrt seyn. Insonderheit ist, wenn man in Waldungen Heisterkämpe oder Baumschulen anlegt, nothwendig, sie mittelst Graben und vester Hecken zu befriedigen. Am sichersten ist, einen Graben umher zu ziehen, durch die Erde innerhalb einen Wall erhöhen zu lassen, und solchen alsdenn mit Birken, Haseln, oder anderm weichen, geschwinde wachsenden Holze zu bepflanzen. Wo viele Hasen sind, können solche einen ganzen Heisterkamp in kurzer Zeit bey starkem Frost zu Grunde richten. Man hat gefunden, daß sie alle in dem Sommer vorher aus Eicheln gelaufene Eichheister auf der Erde abgebissen haben, als wenn sie mit einem Messer abgeschnitten gewesen wären. Das beste Mittel dagegen bestehet darinn: beym Anfange des Winters trockne abgehauene Zweige und Buschwerk ausbreiten zu lassen. Es fällt den Hasen zu beschwerlich, darzwischen herum zu hüpfen, und noch verdrießlicher, zwischen den trocknen, ihnen unange-

angenehmen Zweigen, die jungen grünen Loden aufzusuchen. Wo viel Hochwild ist, sind oft alle Vorsichten vergebens.

Wenn nun ein Platz zu einer Pflanzung ausgewählt und zubereitet ist; so kommt es auf eine Kenntniß derjenigenn Pflanzen an, welche darauf gesetzt werden können, und zwar wird eine doppelte Kenntniß, theils dem Namen, theils aber auch der Natur nach erfordert.

1) Dem Namen nach muß man eine jede Pflanze kennen; weil man sie sonst gar nicht unterscheiden und sich bemerklich machen könnte. Zwar um sich selber eine Pflanze bemerklich zu machen, wäre eine jede Benennung, ja ein jedes Zeichen, welches wir derselben beylegen, hinreichend. Damit wir aber die unendlichen Irrthümer, worein wir sodann gerathen würden, vermeiden, oder, wie der Ritter Linne sich irgendwo ausdruckt, nicht in die vorige Barbarey zurückfallen, und uns auch andern verständlich machen, nicht weniger nachschlagen und lesen können, was andere von jeder Pflanze gelehrt und geschrieben haben; so ist nothwendig, daß wir uns den rechten bestimmten Namen, womit ächte Kräuterkenner die Pflanze belegt haben, und unter welchem sie allen bekannt ist, ausforschen.

Es ist eben nicht nöthig, daß wir uns alle und jede Benennungen bekannt machen, womit eine Pflanze von andern entweder aus Unwissenheit, oder aus einem Neuerungsgeist belegt worden, sonst würden wir unser Gedächtnis ohne Noth und Nutzen ermüden. Es ist genug, wenn wir davon nur so weit eine Kenntniß haben, daß, wenn uns ein wenig er bekannter Name vorkommt, wir wenigstens wissen, wo wir den wahren Namen, oder die Beschreibung der Pflanze, welche dadurch verstanden wird, aufsuchen sollen, und wenn ja von Unwissenden ein barbarischer oder ganz unschicklicher Name gebraucht würde, daß wir uns nicht gleich verführen lassen, zu glauben, daß wir mit einem neuen Namen auch eine eben so neue und uns bekannte Pflanze erhalten werden; wir haben vielmehr in solchen Fällen allemal Ursache, mißtrauisch zu seyn, und uns entweder gar nicht verführen zu lassen, oder doch vorher eine sorgfältige Untersuchung anzustellen, ehe wir Kosten anwenden.

Der fleißigste Naturforscher unserer Zeit, der Ritter Linne, hat mit solchem Fleiß alle Pflanzen ausgeforscht, untersucht und mit zutreffenden Namen belegt, daß seiner Scharfsichtigkeit sehr wenige entwischen konnten. Er hat in seinen generibus plantarum alle bisher bekannt gewordene Geschlechter auf das genaueste beschrieben und bestimmt, so daß man bey jeder neu vorkommenden Pflanze bald entdecken kann, zu welchem Geschlechte sie gehören möchte.

In den Speciebus plantarum, und im zweyten Theile des Systematis Naturæ hat er alle ihm bekannt gewordene Sorten von jedem Geschlecht aufgeführt. Seine Namen enthalten einige der vor-

nehmsten Kennzeichen, wodurch man jede Pflanze von den ähnlichen unterscheidet, und ausserdem hat er für jede noch einen Trivialnamen, nehmlich ein einzelnes Wort, welches zum Geschlechtsnamen gesetzt wird, angenommen, damit man nicht, den oft langen und weitläuftigen ganzen Namen behalten, und jedesmal hersagen darf, sondern jede Art von Pflanzen sich unter zwey einzelnen Worten bemerken kann. Z. Ex. Quercus robur, Quercus rubra, Quercus prinos, und so weiter. Diese trivialische Namen sind also dasjenige, was sich ein jeder, der sich Pflanzen bemerken will, bekannt machen soll. Die übrigen Hauptnamen dienen dazu, daß ein Gartenfreund oder eine neue, ihm noch nicht bekannte Pflanze unter einem Trivialnamen erhält oder besitzt, nach jenen prüfen kann, ob die Pflanze auch die darinn enthaltene Theile oder Eigenschaften habe, mithin eben die nemliche sey, welche der Name anzeigt.

Anfänger in der Botanick werden dabey zwo Hauptunbequemlichkeiten bemerken: Eines Theils wird den wenigsten die botanische Sprache bekannt seyn, und sie werden nicht anders, als mit vieler Mühe erlernen, was die vom Ritter angenommene Kunstwörter bedeuten. Wollen sie aber mit einiger Zuverläßigkeit handeln, und die Pflanzen gründlich kennen lernen; so müssen sie sich doch jene bekannt zu machen suchen. Andern Theils werden manchem die angenommenen Character nicht bestimmend und unterscheidend genug scheinen. Wer aber einen Versuch machen will, wird finden, wie schwer es sey, in wenig Worten genau die Kennzeichen zu bestimmen, wodurch eine Sache von allen ähnlichen unterschieden ist, ohne daß sie gewisser Maassen auch auf eine oder andere der ähnlichen passen. Eine öftere Wiederholung macht uns darinn mehr geübt. Man geht bey denen ohnehin jetzt allgemein angenommenen Linneschen Namen doch sicherer, als wenn man die ältern unbestimmten schwankenden Benennungen eines Bauhins, Tournefort, Boerhavens, und so weiter, wieder hervorsuchen und beybehalten wollte.

Doch da hier die Rede blos von Bäumen ist; so möchte mancher denken, daß es schon genug sey, wenn er sich, wenigstens bey den einheimischen Pflanzen, blos um die deutschen Namen bekümmere, und daß er der lateinischen Namen entbehren könne; Erwegen wir aber, wie vielerley Namen oft der nemliche Baum, z. Ex. Euonymus europæus, Frangula alnus, Sorbus aucuparis, habe; lesen wir weiter nach, wie sehr die auch noch in neuern Zeiten vom Forstwesen handelnde, sonst geschickte Verfasser, sich in deutschen Benennungen irren und abwechseln, so daß sie dadurch undeutlich und unvernehmlich werden, und z. Ex. ganze Abhandlungen schreiben müssen, was vor ein Baum wohl unter Schießbeeren verstanden werde; So werden wir bald überein kommen, daß wir ohne die wahren lateinischen Benennungen mit anzuführen, sehr unsicher gehen, und unmöglich fertig werden können, um so weniger, da viele der deutschen Namen nur Provincialbe-

nen-

nennungen sind, welche ausser der Provinz nicht einmal in den übrigen Theilen von Deutschland verstanden werden.

2) Wenn wir nun die Pflanzen dem Namen nach kennen; so müssen wir uns noch ferner ihre Natur und Eigenschaften bekannt machen; denn daraus ergiebt sich, wie wir eine jede warten und handhaben müssen, und wie wir sie nutzen können. Wie wir uns dabey verhalten sollen, dazu giebt der Ritter Linne vortrefliche Muster in denen beyden im V. Tom. der Amœnitatum nachzulesenden Abhandlungen: Arboretum suecicum, und Frutetum suecicum, und in einer dritten im IV. Tom. Stationes plantarum.

Es beruhet darauf, daß wir bey jeder Pflanze zu erforschen haben: 1) Patriam, das Vaterland, nemlich in welchem Theile der Welt, oder in welcher Provinz sie angetroffen wird. 2) Aërem seu Clima, das Clima, worinn sie vorzüglich, oder vielleicht nur allein fortkommt. 3) Cibum, die Nahrung, welche sie erfordert. 4) Potum, den Durst, ob sie viel oder wenig Feuchtigkeit verlanget. 5) Motum, die Art zu wachsen. 6) Excreta, ihre Fortpflanzung. 7) Serendi modum, ihre Vermehrung. 8) Mores, die Natur und merkwürdigen Eigenschaften. 9) Usus, wie sie gebraucht wird, und was sie für Nutzen leistet. 10) Tonsuram, ob, wie und wenn sie geschoren werden können.

Wenn wir nunmehro die Bäume dem Namen und ihrer Natur nach überhaupt kennen, und jetzt eine Pflanzung anlegen wollen; so kommt es auf eine geschickte Auswahl derer zusetzenden Sorten an. Hiebey hat man zu sehen 1) auf die Lage des zu bepflanzenden Ortes. 2) Auf dessen Grund und Boden. 3) Auf den Umfang desselben. 4) Auf die Umstände, worinn sich der Herr des Orts befindet. 5) Auf die etwa besonders eintretende Nebenbetrachtungen.

1) Zuförderst ist auf die Lage des Orts Rücksicht zu nehmen, daß man keine andere Pflanzen aussetze, als die sich dahin schicken. Z. Ex. Ich will einen hohen, kahlen, steinigten, dem Winde ausgesetztem Berg besetzen, wohin selten Spaziergänge geschehen; so werde ich nichts hinbringen, was weichlicht oder rar ist, noch was nur in Gründen oder gar am Wasser wächst. Wird hingegen nahe bey der Wohnung eine Pflanze angelegt, an einem Ort, welcher alle natürliche Vortheile hat, und wohin jeder Spaziergang am ehesten gerichtet wird; so versammelt man allda lieber alle die rarsten, schönsten, und am mehresten ins Auge fallenden, oder eine sorgfältige Wartung erfordernde Pflanzen.

2) Eine gleiche Bewandniß hat es in Ansehung des Grundes und Bodens, der bestanzt werden soll. Die besten Pflanzen woran uns am meisten gelegen ist, setzt man am liebsten dahin, wo der beste Boden für sie ist. Eine Wachholderstaude, Birke, Fuhre nehmen schon mit dem magersten Erdreiche vorlieb, und wachsen daselbst vielleicht besser.

Ein Tulpenbaum, Platanus und Catalpa erhalten eben ihre Schönheit, wenn sie frey wachsen, erfordern also einen guten Boden.

3) Es macht einen grossen Unterschied aus, wie groß der zu bepflanzende Platz im Umkreise ist. Man setze

Den 1. Fall, daß jemand nur einen kleinen Garten in oder vor der Stadt hat, wovon er einen Theil bepflanzen will. Er ist also auf alle Weise eingeschränkt, und kann keine Promenaden ins Grosse oder Weite anlegen; so würde er unrecht handeln, wenn er einen solchen geringen Platz mit hochwachsenden Eichen, Büchen, Birken, Fuhren, wilden Kastanien, und so weiter bepflanzte, oder wenn er alle mögliche Arten von Stauden, und mehr, als der Raum umfängt, anzubringen suchte, und sie also so dichte in einander pflanzte, daß keine vor der andern aufkommen kann. In solchem Fall wählt man also lieber lauter seltene, und gewisse Vorzüge habende, auch nur von mittelmäßiger Höhe wachsende Stauden und Bäume; läßt die höchsten, und sich am meisten ausbreitende, ganz zurück, und setzt etwa nur hie oder da am Ende oder auf den Seiten einen Tulpenbaum, Platanus, oder Amerikanische Eiche.

Der 2 Fall ist, wenn jemand zwar schon einen grössern Platz von ziemlichem Umfange, welcher alle Arten von Stauden fassen könnte, vor sich hat, jedoch noch auf diesen Raum eingeschränkt ist. Alsdenn suche man den Platz im Anfange mit den nächsten besten Stauden zu bepflanzen, um ihn bald grün und bewachsen zu sehen. So wie man denn in der Folge rarere und bessere Pflanzen erhält, so werden die schlechtern und unnützern wieder ausgehoben, umgetauscht und weggeworfen.

Der 3. Fall ist, wenn wir mit unsern Pflanzungen auch ausser den Garten ins Weite gehen, und ganz grosse Pflanzungen und Wildnisse anlegen können. Da soll man gleich hie und da anfangen, wo es am schicklichsten ist, wo es am mehrsten unterhält, und wo es am reizendsten ins Auge fällt, kleinere Pflanzungen zum Vergnügen und zur Veränderung anzulegen, überhaupt aber im Ganzen auf den Nutzen und auf das Wesentliche sehen; sonst würde, wenn man überall spielen wollte, der Schaden zu groß seyn. Indem wir aber auch in grossen Waldungen hin und wieder Plätze zum Vergnügen anlegen, die uns und andere zu Zeiten hinlocken; so wird der Endzweck dadurch erreicht, daß der Herr seine Waldungen öfter als sonsten besucht, und auf gute Ordnungen und Verbesserungen siehet, auch die dabey zu gebrauchenden Leute zu mehrerem Fleiße aufmuntert. Auf diese Weise können die daran zu wendende Unkosten reichlich bezahlt werden.

4) Die besondere Umstände, worinn sich diejenige befindet; der eine Pflanzung anlegt, setzen ihm die Schranken, wie weit er gehen soll. Ein grosser reicher Herr, der einen kostbaren Gar-

Garten blos zur Pracht anlegt, und einige tausend Thaler Kosten nicht scheuet, kann sich auf einmal eine Sammlung von allen Stauden und Bäumen kommen lassen. Er muß billig suchen, das rareste und kostbarste zu besitzen. Es würde klein scheinen, wenn in einem prächtigen Garten alle Pflanzungen von lauter einheimischen Dornen, Birken, Eslern, und so weiter, angelegt wären. In einem Garten eines geringen Landwirths, welcher alle unnütze Kosten billig scheuet, erhält eine Pflanzung, welche von lauter einheimischen Pflanzen ohne grosse Unkosten angelegt ist, eben dadurch die grössesten Vorzüge und Schönheit, wenn sie gleichwohl so eingerichtet ist, daß sie gefällt; denn im Grunde haben wir unter unsern einheimischen Pflanzen fast eben so artige und gefallende, auch mehrere nutzbare Bäume und Stauden. Ein Landwirth, der mit auf den Nutzen siehet, wird mehr Vergnügen an einer Pflanzung von Quitten, Mispeln, Nussen, Kastanien, Hanebutten, Kirschen, Pflaumen, Stachelbeeren, Johannisbeeren, Berberitzen und dergleichen, ihm eßbare Früchte gebenden Stauden finden, als wenn ihn eine Stunde lang zwischen lauter fremden, weiter keinen Nutzen habenden Stauden herumführt.

Ein anders ist es auch, ob jemand blos einen zu bepflanzenden offenen Platz hat, oder ob er zugleich Gewächshäuser, mithin Gelegenheit hat, die zärtlichen oder noch jungen Pflanzen im Anfange zu beschützen. In jenem Falle darf er sich nichts anschaffen, als was er sicher der freyen Erde sogleich anvertrauen kann; denn eine weichliche Pflanze, von der man voraus weiß, daß sie nicht aushält, in die Erde zu pflanzen, ist allemal eine Verwegenheit. Es ist Schade, daß man eine Pflanze, mit welcher einem andern gedienet seyn möchte, vorsetzlich umkommen macht, und daß man sich etwas mit Unkosten kommen läßt, wovon man zuverlässig voraus weiß, daß die Kosten verlohren sind. Hat man aber Gewächshäuser, so kann man auch schon weichlichere Gewächse sich anschaffen. Man verwahrt sie sodann des Winters im Schutz, bis sie rechte Wurzeln haben, und etwas herangewachsen und verhärtet sind. Man setzt eine oder andere Pflanze etwas mehr an die freye Luft, läßt sie einen mäßigen Frost ausstehen, und bemerkt, ob sie empfindlich darauf ist, oder ob man ein mehrers mit ihr wagen darf. Das gilt vornemlich, wenn man Pflanzen hat, von deren Namen und Natur man ungewieß ist; denn wenn man sie kennt; so kann man auch der Beschreibung schon ziemlich wahrscheinlich urtheilen, ob sie draussen ausdauren werden oder nicht. Oder man hat Pflanzen, welche als zart angegeben werden, und zweifelt also, ob sie in unserer rauhen Gegend den Frost aushalten werden? Alsdenn braucht ein vorsichtiger Gärtner Behutsamkeit. Wer also Pflanzungen von fremden Bäumen anlegen will, kann ohne Gewächshäuser nicht fertig werden. Man nehme sich aber doch in Acht, den Pflanzen keine bessere Wartung zu geben, als ihnen gehört. Man verzärtelt

sie sonst, und sie gehen desto leichter aus. Man setzt oft Saamen in ein Treibbeet oder Treibhaus, um sie erst keimen zu machen; so bald sie aber gekeimt haben, müssen die weniger zarten gleich heraus gebracht, und allgemählig an die freye Luft gewöhnt werden.

5) Bey einer jeden neuen Anlage ist noch weiter besonders in Erwegung zu ziehen, ob noch Nebenbetrachtungen eintretten. Ich habe z. Er. eine kleine Anhöhe, von welcher das Auge eine anmuthige Gegend übersehen kann; so ist es billig, einen lustigen, bepflanzten Spatziergang dahin anzulegen, und den Hügel selber auszuzieren, ohne sich die Aussicht zu verderben. In einem warmen trocknen, doch nicht unfruchtbaren, sandigten Erdreiche kann man schon mehr wagen, als in einem kaltgründigen, nassen Leimboden. Ein Platz, der leicht und oft von Wasser überschwemmet wird, darf nur mit solchen Stauden besetzt werden, welche das Wasser nicht scheuen.

Wie nun endlich eine Bepflanzung selbst eingerichtet werden müsse, das wollen wir an einem Beyspiel zeigen.

a) Zuförderst sind die Gänge geschickt abzutheilen und zu führen. Denn da die Pflanzungen, wovon hier die Rede ist, zum Vergnügen gereichen sollen: so helfen sie nichts, wenn nicht Spatziergänge dahin und durch solche gehen, damit wir die darinn enthaltene Schönheiten und Seltenheiten auch beobachten können.

b) Die Gänge selber dürfen nicht zu schmal angelegt werden. Es ist unangenehm, wenn nicht zwo oder drey Personen ungehindert neben einander gehen, und eine angefangene Unterredung fortsetzen können; noch unangenehmer ist, wenn uns alle Augenblick neue Zweige und Reiser im Wege sind und hinderlich fallen, oder bey Regen und Thau wohl gar benetzen. Am unangenehmsten aber fällt, wenn die zu nahe gepflanzten Stauden oben über dem Wege zusammen stossen, und in einander wachsen, da denn das Laub unten ganz vergeht, und blos die äussern, einer freyen Luft genießenden Spitzen der Zweige noch Blätter behalten, dem Auge aber nichts übrig bleibt, als eine Menge unordentlich durch einander geschlungener, trockener, nackter, oder mit Moos bewachsener Stämme und Zweige.

c) Ich erfordere also für die Gänge, wenn es der Raum einiger Maaßen erlaubt, acht, wenigstens doch sechs Schuh.

d) An jeder Seite des Ganges, wenn er von beyden Seiten bepflanzt wird, bleibt eine Rabatte von anderthalb bis zwey Schuh, welche mit Auriculn, Primeln, Violen, Saxifragis, Marienblumen, Hepatica nobilis, und dergleich niedrigen Pflanzen besetzt wird; damit, wenn die dahinter stehende Stauden auch umfallen oder überhangen sollten, dadurch doch keine Hinderung oder Mißstand in der Promenade erweckt werde. Ist neben dem Gange eine, gleich schrem angehende Anhöhe; so wird sich dergleichen Rabatte nicht allemal anbringen lassen.

e) Ich

e) Ich setze den Fall, daß alles so weit abgetheilet sey, und daß der Raum, von 80 Fuß lang, und 50 Fuß breit, etwa zwey neben dem Wege, der der Länge nach durchgehet, zu bemerkende Quadrate vorstelle, welche bepflanzet werden sollen, deren jedes 72 Schuh lang und etwa 50 Schuh breit ist; so bemerkt man gleich hinter der eben beschriebenen Rabatte die erste Linie, und setzt auf solcher in Distanzen von vier zu vier Fuß ohngefehr, und nachdem jede Staude mehr oder weniger Raum erfordert, lauter von den allerniedrigsten, und nicht über drey bis vier Schuh aufwachsenden Stauden. Etwa drey Schuh dahinter, aber nicht in gerader Linie, und so wie es der Raum erfordert, setzt man eine zwote Reihe von etwas höhern gut ins Auge fallenden Stauden, etwa vier, fünf bis sechs Schuh auseinander. Vier Schuh weiter zurück wird die dritte Linie gesetzt, von noch höhern, oder weniger hübschen Stauden, sechs Schuh weit aus einander. Für die höhesten Stauden und kleine Bäume folgt die vierte Reihe, sechs Schuh weiter zurück, und acht Schuh auseinander. Noch zehen Schuh weiter pflanzt man Bäume von der mittlern Gattung, 22 Schuh auseinander. Zwölf Schuh weiter und fünfzehn Schuh aus einander pflanzt man noch höhere, und endlich in der siebenden Reihe 13 bis 15 Schuh hinter der vorigen, und 15 bis 20 Schuh aus einander, noch einzelne ganz hohe Bäume, welche sich über alle übrigen erheben.

Ist alsdenn daselbst noch Raum übrig; so wird derselbe weiter mit hohen Bäumen besetzt, doch allemal dabey Rücksicht genommen, daß sie die vorhin beschriebenen nicht zu sehr beschatten, sondern für solche genugsame Luft durchstreichen lassen. Hat man nicht auf fünfzig Schuh Breite; so werden entweder die hintersten grösten Bäume weggelassen, oder man muß die Stauden aus der dritten oder vierten Reihe, oder aus der vierten und fünften zusammen ziehen, auch die Stämme in jeder Reihe einen oder mehrern Fuß weiter aus einander rücken. Dichter als hier angegeben worden, rathen wir Niemand, gleich von Anfange an seine Pflanzen zu setzen, sie hindern sich nur eine die andere im Wachsthum, und an statt, daß die Absicht ist, eine grüne belaubte Pflanzung zu haben, siehet man nach wenig Jahren nichts, als eine Menge unordentlich durch einander gewachsener trockener Stämme. So lange einige Stauden im Anfange noch nicht den Umfang haben, den sie, wie wir wissen, in wenig Jahren erreichen werden. Z. Ex. die bald aus der Wurzel austreibende Berberitzen; so pflanzt man zwischen durch perennirende hoch wachsende Pflanzen. Z. Ex. Stockrosen, Aster, Rudbeckia, Dracocephalum, Meum, und dergleichen, oder auch schön blühende Sommergewächse, z. Ex. Sonnenblumen, Polygonum virginianum, Tagetes, Adonis, Chrysanthemum, u. s. w.; oder aber, man besäet den Platz mit Mohn, Ritterspora, und andern dergleichen den Sommer

über schön blühenden, nicht sehr weichlichen Sommergewächsen.

Ist sodenn die Verpflanzung geschehen; so versäume man nicht, weil es noch in frischem Andenken ist, sich gleich eine Tabelle zu machen, und alles, was ausgepflanzet worden, zu bemerken. Es ist nichts verdrießlicher, als wenn man selber seine Reichthümer nicht kennet; wen man etwas gepflanzt hat, und weiß es nicht wieder zu finden; oder wenn man einem andern Gartenfreund eine Pflanze, welche er begierig ist, zu sehen, zeigen will, und muß sich müde darnach suchen. Man hat alsdenn nur nöthig, in dem Hauptcatalogus bey einer Pflanze die Nummer des Quartiers, wo sie steht, und ob sie in der ersten, oder einer der folgenden Reihen gesetzt worden, zu bemerken; so findet man nach der Tabelle leicht die Nummer in der Reihe.

Um zu wissen, auf wie viel Raum man Anstalt machen müsse, um eine gewieße Anzahl von Pflanzen gemächlich neben einander zu ordnen; so merke man, daß zur Bepflanzung eines Morgens beynahe 600 Bäume und Stauden zureichen, oder wenn ich 600 Stämme räumlich verpflanzen will; so wird dazu schon ohngefehr ein Morgen Land erfordert. Ein jeder, der nun einen Ort will bepflanzen lassen, braucht ihn nur vermessen zu lassen; so weiß er voraus, wie viel Sorten der Platz nach dessen Umfange fassen könne, und daß er nicht nöthig hat, mehr als diese Anzahl roden zu lassen oder anzuschaffen. Nach der gewöhnlichen Art zu pflanzen, da man wenigstens alle zwey Schuh einen Stamm setzt, ohne Rücksicht auf die Gröſſe zu nehmen, gehen auf eine Quadratruthe 64 und auf einen Morgen 7680 Stämme. Man setzt also mehr als zwölfmal so viel Pflanzen, als aufwachsen können, macht sich eilf bis zwölffach vergebene Mühe und Kosten, und ladet sich auf die Folge durch das Ausschneiden und wieder Wegnehmen eine weitere unnöthige Arbeit auf. Nicht zu gedenken, daß sich so viele Pflanzen eine die andere im Wachsthum hindern, daß, wenn eine wieder ausgehoben wird, auch die Wurzeln der nebenstehenden leiden und beschädiget werden, und daß darüber aus einer Pflanzung gar nichts wird, oder daß man nur so viel länger warten muß, bis sie heran wächst. Will man einen Ort blos mit niedrigen Stauden und geringern Bäumen besetzen; so findet darauf eine etwas gröſſere Anzahl Platz. Es müssen aber sodann alle grosse Bäume zurück bleiben, welche doch mit am nutzbarsten sind.

II. Bey dieser Abhandlung nehmen wir Gelegenheit, den oben entgangenen Articul von Alleen nachzuholen. Es sind dieselbe solche Lustgänge oder Spatzierwege, die mit grossen oder kleinen Blumen, wie auch mit Sträuchern oder Stauden und Blumengewächsen besetzet und eingefasset sind. Hier ist unser Augenmerk auf Baumalleen gerichtet. Diese kan man verschiedentlich abtheilen: entweder in Creutze, in Sanct Andreas Creutze, in Gänsfüsse,

se, oder in Sternalleen. Wann diese Spatziergänge aus einem gemeinschaftlichen Punct ausgehen; so werden sie Gänsfüse; wann sie sich aber durchschneiden, werden sie Creutze oder Sanct Andreas Creutze, oder Sterne genennet. Es kommt darauf an, ob wir Landstrassen, grosse Plätze (*Quincunces*), oder Felder, mit Bäumen besetzen, oder Avenüen, oder auf die Gebäude zuführende Alleen anlegen sollen.

A) Die Einrichtung der Alleen, muß sehr oft nach denen bereits vorhandenen Wegen gemacht werden. Man befleissiget sich indessen, so viel möglich, dieselbe in gerader Linie anzulegen; dann Alleen mit verschiedenen Krümmen und Wendungen würden kein gutes Ansehen machen. Dergleichen Wendungen können nur in denen Reihen von Bäumen, welche die Feldfuhren umgeben, geduldet werden, wo man dieses Irreguläre muß gelten lassen, weil hier das Nützliche dem Angenehmen vorgesetzt, und auf keine Promenaden gesehen wird. Indessen machen diese Pflanzungen allemal ein gutes Ansehen in der Ferne. Da man sich nun hiebey nach dem Umfang der Grundstücke und der Feldfuhren richten muß; so ist dieses besser gethan, als wenn man ein kostbares Erdreich verlieren und gerade Alleen oder Reihen setzen wollte, die nur ein gutes Ansehen geben. Sollte aber der Boden nicht viel taugen, oder der Durchschnitt nicht viel betragen, so thut man allezeit besser, wenn man die Bäume in gerader Linie setzet.

α) Ueberhaupt ist bey Anlegung der Alleen zu beobachten: 1) daß man eine jede Baumart in den ihr anständigen Boden setze. Diesen Grundsatz auszuüben, wird bey manchem Planteur eine Kunst seyn. 2) Daß man zu grossen Alleen Bäume von dem gröstien Wuchse, und nur solche wähle, deren Holz mit der Zeit zum theuersten verkauft werden kann. Bey Anlegung eines Gartens, der so gar groß nicht ist, kann man blos auf die Zierde sehen; aber bey grossen Pflanzungen ist es nicht wohl gethan, wenn man das Nützliche aus den Augen setzet, das man seinen Nachkommen schaffen kann. 3) Wird man mit denen aus seinen eigenen Baumschulen genommenen Bäumen bessern Fortgang in denen Pflanzungen haben, als mit denen hier und da gekauften, oder aus denen Waldungen zusammen gesuchten Stücken. Wofern man aber dieselben nothwendig kaufen muß; so erwähle man tüchtige, und suche alle wiedrige Zufälle bey deren Transport bestmöglichst zu verhüten.

β) Insbesondere hat man bey Setzung der Alleen auf zwey Stücke zu merken: einmal, wie breit die Alleen zu machen; und sodenn, wie weit ein Baum in der Reihe von dem andern abstehen müsse.

a) Die Breite der Alleen, oder wie weit eine Baumreihe von der andern abstehen müsse, wird durch 4 Umstände bestimmet. Man richtet dieselbe ein: 1) nach der Beschaffenheit des Bodens, 2) nach dem Wuchs und Grösse, welche die Bäume, so man setzet, bekom-

bekommen können. 3) Nach der Gröſſe des Platzes, den man besetzen will, und nach der Länge der Alleen, die man anzulegen willens ist. 4) Nach der Breite oder Façade der Gebäude, wann die Alleen oder Avenüen auf dieselben zugehen.

1) Wir wissen, daß in gutem Boden die Bäume viel länger dauren, und auch viel gröſſer werden, als in schlechtem. Damit nun die Bäume der beyden Reihen mit ihren ausgebreiteten Aesten einander nicht zu nahe kommen; so muß die Breite der Alleen auf gutem Boden gröſſer, als auf schlechtem seyn. Doch soll man in gutem kostbaren Boden die Breite der Alleen einzuschränken suchen, und die Nebenalleen (*contre allées*) gar weglassen, um den guten Boden zu etwas bessers anzuwenden, als ihn, der bloſſen Annehmlichkeit wegen, zu verderben.

2) Man muß die Hauptabsicht bey denen Alleen und Avenüen betrachten. Sie sollen einen sehr hohen bedeckten Gang (*Berceau*) vorstellen. Allein die Aeste von der einen Baumreihe müssen nicht in die Aeste der andern Reihe hinein gehen, und dieselben nicht einmal berühren. Es muß, so lang die Allee ist, in der Mitten ein leerer Raum bleiben, ohne welchen die Luft inwendig in denen Alleen fehlen, und alles, was darunter ist, verderben würde. Hieraus erhellet deutlich, daß die Alleen, welche man mit sehr hochwachsenden Bäumen besetzet, viel breiter müssen angeleget werden, als die, welche man mit Bäumen von mittelmäſſigem Wuchs besetzet. Eine von Kirschenbäumen, Eschen und Linden, hinlänglich breite Allee, würde also zu schmal und bald verwachsen seyn, wann man dieselbe mit Ulmen, Eichen oder Castanienbäumen besetzte.

3) Nichts ist so unangenehm, als sehr kurze Alleen von einer sehr groſſen Breite, und man verlieret einen Theil von der Annehmlichkeit einer sehr langen Allee, wann man sie zu schmal anlegt. Dieſes aber betrift nur nur die Gartenalleen; denn man kann die Breite einer Avenüe nicht allezeit ihrer Länge gemäß einrichten, indem dieſelben öfters eine Viertelſtunde, eine halbe Stunde, ja wohl eine Stunde lang sind. Die Länge und Breite haben alsdann keine Verhältniß gegen einander, wann das Auge nur einen kleinen Theil von der Länge übersehen kann. Aber in denen Gärten und in denen Parcs sind die Alleen gemeiniglich nicht länger, als daß man völlig durchsehen kann, und daher muß die Breite derſelben, nach der Länge eingerichtet werden. Einige Gartenarchitecten, geben einer Allee von 100 Klaftern in die Länge, 5 bis 6 Klaftern in die Breite; der von 200 Klaftern, 7 bis 8. Einer von 300 Klaftern und darüber, 10 bis 12. Indeſſen darf man ſich nicht zu viel an dieſe Regeln binden. Denn z. Er. die groſſe Allee in der *Thuilleries*. hat nur 8 und eine halbe Klaſter in der Breite. Die schöne Allee des *Pälais-Royal*, die nicht ſo lang iſt, hat 9 Klaftern. Die Allee vom

vom *Cours*, welcher bis an das Gitter von *Chaillot* gehet, und sehr lang ist, hat 16 Klafter, und Nebenalleen, von welchen jede 8 Klaftern breit ist. An denen grossen Königl. Straßen in Frankreich ist die Breite zwischen denen Bäumen, womit sie besetzet sind, 14 Klafter, und wenn man an gewissen Orten die Zierde vermehren will; so kommen Nebenalleen hinzu, deren jede die Helfte so breit seyn muß, als die Hauptallee.

Man siehet hieraus, daß die Gartenarchitecten, wegen der Breite von Alleen nicht einerley Meynung sind. Es kann auch das Vermögen des Eigenthümers, nebst der Grösse und Lage des Platzes, den man besetzen will, hierinnen einen Unterschied machen, worüber wir uns erklären müssen. Wenn man in schlechtem Boden, der nichts einträgt, Alleen anleget; so darf man die Avenüen nicht zu verengen suchen; aber in gutem kostbaren Boden mag man die Nebenalleen weglassen, und die Breite der Avenüen auf 6 bis 7 Klaftern einschränken, um nicht das Nützliche dem Angenehmen aufzuopfern. Dieses ist eine Wirthschaft, welche nicht nur die von mittelmäßigem Vermögen zu beobachten haben, sondern auch die allerreichsten beherzigen sollen. Dann nichts ist dem gemeinen Wesen schädlicher, als gutes Land, welches den Ueberfluß bringen, und den Bürger ernähren soll, zu Eitelkeit und Prahlerey anzuwenden.

Es wäre ferner lächerlich, auf einem kleinen Platz, allzubreite Alleen anzulegen. Wenn man z. Er. einen sehr langen und schmalen Platz hat; so würde es sich nicht schicken, denselben ganz mit einer einigen Allee einzunehmen. Oefters aber begehet man einen andern Fehler, der das Gegentheil von diesem ist. Denn man findet kleine Plätze, wo man mit Veränderung des Maasstabs alle Theile kleiner gemacht, und Risse ausgeführet hat, die vor grosse Plätze gemacht waren. Wenn diese Gärten erst neu angelegt sind; so zeigen sie bisweilen eine angenehme Austheilung. Wenn aber die Wände in die Dicke gewachsen und die Bäume groß worden sind; so kann man wegen der Enge von den Alleen, nicht darinnen spatzieren, und die Bäume ersticken einander.

4) Man richtet sich öfters mit der Breite der Alleen und Avenüen, wie oben gedacht, nach der Fasade der Schlösser, auf welche sie zu gehen. Wenn man die ganze Breite von der Fasade in denen Alleen haben will; so müssen dieselben oft sehr breit gemacht werden, wann sie gleich nicht sonderlich lang sind. Es würde nicht angenehm seyn, vor einem grossen Gebäude eine Allee zu sehen, die sehr schmal wäre; aber es ist auch lächerlich, wann man eine kurze Allee allzubreit macht, um die grosse Breite eines Gebäudes völlig zu sehen. Mann stelle sich eine Allee für, die so breit wäre, als die Fasade von der *Thuilleries*. Oder gesetzt, man hätte einen Platz, der 28 Klafter breit ist, und man wollte eine einige Allee von 28 Klaftern breit darauf anlegen;

legen; das würde eher ein mit Bäumen umsetztes Feld, als eine Allee vorstellen.

b) Man hat hiernächst auch darauf zu sehen, wie weit Bäume von einer Reihe, von einander abstehen müssen. Wenn sie gar zu weit von einander abstehen; so sind die Reihen nicht behörig besetzt, und machen ein schlechtes Ansehen, wenn etwa ein Baum fehlet. Sind sie aber zu nahe an einander gesetzt; so schaden sie sich nicht nur mit ihren Wurzeln, die einander die Nahrung rauben, sondern auch mit ihren Aesten, die in einander wachsen. Es liegt also eben so viel daran, die Bäume in gehörige Weite von einander zu setzen, als die gehörige Weite der Reihen von einander zu beobachten.

1) Das, was wir von der Breite der Alleen gesagt, kann in vielen Stücken bey der Weite der Bäume von einander angewendet werden; nemlich die Bäume von der nemlichen Art sind in gutem Boden weiter auseinander zu setzen, als im schlechtem; die Bäume von sehr grossem Wuchs müssen weiter auseinander stehen, als die, so einen kleinen Wuchs haben; die, so nur in einer oder zwey Reihen gesetzt werden, können enger bey einander stehen, als die, welche auf Plätzen (*quinconces*) bey einander stehen sollen. Zu denen Avenüen nimmt man gemeiniglich Bäume von dem gröſten Wuchs, und da diese weit mehr Platz zu ihren Wurzeln haben müssen, und man ihnen viel mehrere Aeste läßt; so sind sie auch weiter auseinander zu setzen.

Wir finden um so viel nöthiger, dieses zu erinnern, weil man in vielen Gegenden die Bäume viel zu enge setzet. Man bildet sich ein, seine Pflanzungen desto eher in gutem Stand, und das Angenehme von denenselben geschwinder zu sehen, wenn man nur recht viele Bäume setzet. Wenn man diesen sich selbst betriegenden Leuten vorstellet, daß die Avenüen besser ausfallen, in welchen die Bäume weiter auseinander stehen; so antworten sie: wie sie allemal einen zwischen zweyen heraus nehmen wollen, wann ihre Bäume anfangen würden, einander zu schaden und zusammen zu wachsen. Aber dieses geschiehet niemals; man entschließt sich sehr hart, einen Baum abzuhauen, der gesund und mit vieler Mühe erzogen worden ist. Wir wissen auch, daß diese Verdünnung der Bäume um die Helfte nicht wohl angehe, weil diejenigen, so hinweg genommen werden sollten, öfters die schönsten sind. Es ist also wohl am besten, die Bäume in gehöriger Weite, wie es ihr Wuchs erfordert, zu setzen. Man wird deutlich sehen, daß die Ulmen in der Allee vom *Cours* bis *Chaillot*, welche nur 2 Klafter weit von einander stehen, einander hinderlich fallen, und obschon diese Bäume zu Ulmen keine sonderliche Gröſſe haben; so sind doch schon sehr viele davon verdorben, welche man durch andere junge Bäume hat wieder ersetzen müssen.

2) Doch wir müssen die Sache näher bestimmen, nach denen verschiedenen Gattungen der Bäume. Zwischen Kopfweiden,

weiden, die nur in einer Reihe stehen, und öfters abgestutzt werden, lassen wir nur eine Klafter Raum. Die in einzelnen Reihen fortlaufende Weiden, lombardische und gemeine Pappelbäume, Birken, Espen, Erlen, Kirschbäume, Speyerling und Vogelbeerbäume, Tannen, Cypressen, welche sämmtlich in die Höhe gehen, stehen bey uns anderthalb Klafter auseinander. Die weissen Pappelbäume, Linden, Eschen, Forren, stehen 2 Klaftern weit von einander. In denen Avenüen, welche allemal mit einem Nußbaum, und dann mit einer Esche wechselweiß besetzet sind, stehen diese Bäume drey Klaftern weit auseinander. Die occidentalische Plantanus, die Maulbeerbäume, und Rothbuchen, bekommen einen Raum von 4 Klaftern. Eben diese weite gehöret für die Roßcastanienbäume, in welcher auch die schöne Allee des *Palais-royal* stehet. Die in der grossen Allee der *Thuilleries* stehen etwas enger. Die Königl. Französische Forstordnung, hat 5 Klaftern vor die Weite von den Ulmen an den Landstrassen anbefohlen. Man setzt sie aber nur 3 Klaftern weit auseinander, welches wirklich nicht hinlänglich ist, um künftig grosse und schöne Bäume zu bekommen. Die Eichen, die Ulmen, die Castanienbäume, können nicht näher, als auf 5 Klaftern beyeinander stehen.

Wenn in die Felder hinaus, blos der Aussicht halben, hinter dem *Salgts-de Loups*, oder Wolfssprüngen, und denen Gittern Alleen gesetzt werden; so kann man die Bäume 10 bis 12 Klaftern weit von einander setzen, weil man sich bemühen soll, dieses Vergnügen ohne Nachtheil der mit Getraide besäeten Felder zu geniessen. Es gehören auch diese Alleen nicht zum Promeniren, sondern sind blos der Aussicht halber, und man siehet sie nur von einem ihrer Enden. Wenn nun gleich diese Bäume weit von einander gesetzt sind; so scheinen sie doch aneinander zu stehen. Die Birn- und Aepfelbäume, welche man besonders in denen Ländern, wo Obstwein (*Cidre*) gemacht wird, in die Getraidefelder setzt, sollen auch weit auseinander gepflanzt werden. Eben so sollen auch die auf die Wiesen übers Creuz gesetzten Bäume sehr weit von einander stehen. Wir halten aber für das Beste, mitten in die Wiesen und in die Getraidefelder gar keine Bäume zu setzen, denn sie bringen allezeit denen andern Gewächsen Schaden, wenn sie auch noch so weit von einander stehen.

B) Was sind aber für Wald- und Forstbäume zu denen Pflanzungen zu erwählen?

α) Wir richten Anfangs unser Augenmerk auf grosse Alleen, die entweder auf Schlösser zugehen, oder an Strassen angeleget werden.

1) Bey Gärten siehet man insgemein 1) auf die Gestalt und das Ansehen der Bäume, 2) auf die Schönheit ihrer Blätter, und 3) ob sie sich beschneiden lassen, oder

oder auch 4) ob sie schöne und wohlriechende Blumen haben ꝛc. Aber bey grossen Unternehmungen, von welchen hier die Rede ist, siehet man auf die grösten Bäume, und die am höchsten zu verkaufen sind, und bemühet sich dabey, durch Abwechslung der Baumarten die Pflanzungen angenehm zu machen, jede Baumart aber in einen ihr anständigen Boden zu setzen. In denen meisten Provinzen von Frankreich findet man an denen grossen Landstrassen, an denen Wegen, und um die Schlösser, nichts als Ulmen und Nußbäume. Soll man sich also auf diese 2 Sorten allein einschränken, ohne auf die verschiedene Beschaffenheit des Erdreichs, ohne auf den Nutzen von verschiedenen Hölzern, und ohne darauf zu sehen, daß man die Spatziergänge angenehm machen würde, wenn man zur Abwechslung mehrere Arten von Bäumen setzte? Wir ahmen gar zu gerne einem andern etwas nach, ohne weitere Ueberlegung. Man siehet seine Nachbarn nichts als Ulmen und Nußbäume pflanzen, und man folget ihrem Exempel. Weil die Strasse von Paris bis *Fontainebleau*, mit Ulmen besetzt ist; so müssen alle Landstrassen im Königreich mit Ulmen besetzet seyn. Es mag der Boden trocken oder feucht, tief oder seicht, stark oder leicht seyn; so setzet man Ulmen und Nußbäume. Weil nun diese Bäume in einer Provinz zu gemein worden sind; so kann man sie nicht anbringen, dahingegen anderes Holz selten und theuer ist. Dem ohngeachtet werden überall Ulmen oder Nußbäume gesetzt, und es scheinet, es schicke sich sonst gar kein Baum zu Besetzung der Wege und um die Schlösser. Dieses ist ein Irrthum, daran auch dem Staat gelegen ist, daß man davon abkomme. Wir geben zu, daß diese Bäume schön sind, und das Holz nutzlich ist. Allein die Eiche, die Rothbuche, die Esche, der Castanienbaum, der Maulbeerbaum, die Forre, die Fichte, sind ebenfalls nützlich und theuer zu verkaufen. In dem Boden, wo diese Bäume, die in vielen Stücken allen andern vorzuziehen sind, nicht fortkommen, kann man, nachdem derselbe trocken oder feucht ist, wilde Kirschbäume, Birken, Platanus, verschiedene Sorten von Pappelbäumen pflanzen, welche Pflanzungen eine Veränderung machen, die gewiß viele Annehmlichkeit hat.

Man wird einwenden, daß viele von den erstberührten Bäumen in denen Baumschulen nicht vorzufinden. Wir gestehen es ein und bekennen dabey, daß man genöthiget seye, dieselben in eigenen Baumschulen zu erziehen. Daß man aber an diesen Bäumen Mangel hat, rühret daher, weil bey denen Gärtnern, nichts als Ulmen, Nußbäume und Linden gesucht werden. Würde nach andern Bäumen gefraget; so würden die Gärtner auch ihre Baumschulen mit denenselben versehen. Wenigstens wäre zu wünschen, daß die Intendanten der Provinzen ihren Untergebenen befehlen möchten, Nachricht einzuziehen, was für Baumarten in denen Landschaften, worüber sie gesetzet sind, fortkommen, damit die öffentlichen Baumschulen mit solchen versehen, und vorzüglich nur nützliche Baumarten

arten in denenselben erzogen würden. Man findet wohl, daß in dergleichen Baumschulen holländische Linden erzogen werden, welche man doch noch vor nichts, als vor Bäume zur Zierde, halten kann.

Bey diesem Vorschlag, in denen Baumschulen nur solche Bäume zu erziehen, die in dem verschiedenen Boden von jeder Landschaft forkommen, wird man nicht einwenden können, daß die vorgeschlagene Pflanzungen ohne Nutzen seyn werden. Um aber alle wiedrige Vorurtheile zu vernichten, wollen wir Exempel von Pflanzungen anführen, die an verschiedenen Orten in Frankreich gemacht worden, und die sehr glücklich angeschlagen sind. Bey *Rayeux* findet man sehr schöne und grosse Pflanzungen übers Creutz mit Rothbuchen. In Gegenden von der Obernormandie schöne Alleen, darinnen wechselweiß eine Eiche und eine Tanne stehet. In *Bretagne* um die Getraideselder, um den stachlichten Ginster, (*des Landes*) und an den Wegen ziemlich weitläufige Pflanzungen mit Eichen, die aber besser fortgekommen seyn würden, wenn sie dicker und nicht zu hoch, und mit bessern Wurzeln wären erzogen worden, damit sie dem Wind besser wiederstehen könnten. In dem Delphinat und andern Provinzen, siehet man sehr grosse Pflanzungen von Castanienbäumen; in einigen von unsern mittägigen Provinzen, sind grosse Pflanzungen von Maulbeerbäumen; also ist gar kein Zweifel, daß man nicht die Strassen und Alleen mit andern Bäumen, als

Ulmen und Nußbäumen, besetzen könnte, wenn man Verstand und Fleiß anwenden wollte.

2) Doch wir wollen noch von den verschiedenen Bäumen besonders reden, die man in grosse Alleen setzen kann.

Die Ulme wird sehr groß und wächset in sehr verschiedenem Erdreich. Sie bekommt, wenn man etwas Mühe anwendet, eine sehr schöne Gestalt. Sie hat schöne Blätter, und das Holz giebt sehr gute Wagnerarbeit; aber die Wurzeln laufen sehr weit, und saugen folglich das nahe gelegene Land stark aus. Mit diesem Baum werden die mehresten Alleen und die grossen Plätze übers Creutz besetzt.

Der Nußbaum strecket seine Wurzeln nicht so weit von sich, und wächset in ziemlich trockenem Erdreich, wo der Kiefer oder *Tuf*, nahe an der Oberfläche lieget. Sein Holz suchen bekanntermassen die Schreiner und Bildhauer. Man machet dessen grüne Frucht ein, speisset die völlig reife Kerne, und ziehet daraus ein brauchbares Oel. Die Blätter sind schön; aber die Zweige stehen nicht so schön, als an der Ulme. Der Nußbaum kann nicht dick (*en massif*) zusammengesetzt werden; er stehet besonders gern in Weinbergen und am Rande der Aecker, überhaupt wächset er im geackerten Lande schneller.

Der orientalische Platanus, in guter Erde, welche nicht zu feucht ist, und noch mehr der occidentalische, machen in einem recht feuchten Boden ein

ungemeines Ansehen. Herr du Hamel hat zwar schon beträchtliche Pflanzungen mit demselben gemacht, allein er spricht: sie sind noch zu selten in Frankreich, als daß man sie zu grossen Pflanzungen vorschlagen sollte oder könnte. Die Blätter des Platanus sind seicht oder tief eingeschnitten, stehen wechselsweis an denen Zweigen, und gleichen denen Weinblättern, oder stellen eine Hand vor, daher der wahre orientalische Platanus, der Alten abgehauene Hand genennet wird. *Tournefort* in Coroll. Instit. gedenket des Platanus Aceris folio, welche Sorte aber von Herrn Millern, nur für eine Varietät der ersten gehalten wird, weil er jene aus dem Saamen von letzterer selbst erzogen habe. Der occidentalische oder virginische Platanus, hat sehr grosse starke ausgeschnittene Blätter. Alle diese drey Sorten von Bäumen haben steiffe Blätter, wie Pergament, die selten von Ungeziefer beschädiget werden, und bis zu denen ersten Frösten grün bleiben.

Gedachte Bäume wachsen sehr groß, und die Stämme gerade in die Höhe, ohne viel Zweige anzusetzen; der Kopf macht einen dicken mit Zweigen und Blättern stark besetzten Wald, daß auch der gröste darauf sitzende Vogel von unten auf nicht entdecket werden kann. Das Holz von dem occidentalischen kann mit dem von der Rothbuche verglichen werden, grün ist solches sehr dichte und schwer. Damit die Saamen von diesen Bäumen besser aufgehen, muß man sie vor dem Säen in der Hand mit trockener Erde abreiben, damit die Haare, womit sie bedeckt sind, wegkommen, weil diese Haare die Feuchtigkeit an sich ziehen und verhindern, daß die Erde die Saamen unmittelbar berühre, daher sie anstatt zu keimen, schimmlich werden. Noch etwas besonders haben wir bey diesen Bäumen anzumerken, daß sie ihre Rinde ablegen, welche sich von dem Stamm in grossen handbreiten Stücken ablöst, und von der Dicke des vierten Theils einer Linie sind.

Die Esche hat eine sehr schöne Gestalt, einen glatten und geraden Stamm, und macht von sich selbst einen schönen Kopf. Die Blätter haben ein helles und sehr angenehmes Grün. Wir haben damit grosse Alleen in trockenem und seichtem Boden besetzt, worinnen sie gut fortkommen, und mit der Zeit viel nützliches Holz geben werden. Es werden zwar viele davon alle Jahre von denen Cantharden abgefressen; aber diese Insecten fressen sie nicht alle ab, und die abgefressene treiben wieder Blätter, die im Herbst später als die andern abfallen. Uebrigens greifen diese Insecten die Esche mit Blumen, (Fraxinus floribus bothryoides) sehr selten an.

Maulbeerbäume theils in solchen Boden, wie wir erst gemeldet, theils in thonigen Sand gesetzt, kommen alle gut fort.

Der Castanienbaum ist ein sehr schöner Baum mit nützlicher Frucht, und vortreflichem zu verschiedenem Gebrauch dienlichen Holze. Seine Blätter sind groß und schön grün; aber man kann kaum mit grosser Mühe verhindern,

dern, daß seine Aeste nicht tief herunter hängen, daher man denselben sorgfältiger ausschneiden muß, als die andern Bäume.

Der wilde Kirschbaum, franz. *Merisier*, ist von gar zu kleinem Wuchs zu schönen Alleen; indessen ist es doch gut, daß man denselben in schlechtem Boden zur Aushülfe habe. Wir haben einen Weg an einer Hälfte mit demselben besetzt, wo nur eine sehr seichte Lage von mittelmäßiger Erde, und unter derselben weisser kiesiger Kieser war. Diese Bäume werden in dergleichen Boden weniger von dem Gummi angegriffen, als in gutem Boden. Man wird aber endlich doch auch Exempel wissen, daß der wilde Kirschenbaum in einem ihm anständigen Boden sehr dick und zu einer ansehnlichen Höhe gewachsen.

Tannen und Fichten haben wir mit erwünschtem Fortgange in fetten ti eftliegenden Sand gepflanzt. Wann man aber grosse Bäume haben will; so ist die Tanne der Fichte vorzuziehen. Es ist auch die Farbe von den Tannenblättern angenehmer. Wir haben auch schöne Alleen mit Forsen gepflanzt; aber es würde nicht möglich seyn, die Wege mit denselben zu besetzen, weil diese Bäume gerne verderben, wenn man sie etwas groß versetzet.

β) Wer Lust hat, kleine Alleen anzulegen, der muß solche Bäume erwählen, welche schöne Blätter haben, nicht leicht von Insecten abgefressen werden, und sich im Fall der Noth durch das Beschneiden eine schöne Gestalt geben lassen, die nicht viel Bruten treiben. Diejenigen, so schöne Blumen haben, sind ohne Wiederspruch denen übrigen vorzuziehen. Viele Bäume haben einige dieser Vortheile, aber wir kennen keinen, der sie alle bey einander hätte.

Der Roßcastanienbaum hat ein sehr schönes Blatt und sehr angenehme Blumen. Er macht einen dicken Schatten, und die Sonne dringt am hellen Mittag nicht durch; er treibt keine Brut; er leidet das Beschneiden mit dem halben Mond und der Scheere sehr gut; er ist im Frühjahr der angenehmste Baum, den man nur wünschen kann; aber die Blätter werden sehr oft von Käfern oder Raupen abgefressen. Da sie nun groß und dünne sind; so thut ihnen Wind und Sonne sehr wehe, und der Baum, der im Frühling so angenehm war, siehet im Herbst garstig aus. Seine Blätter fallen ab, und machen die Alleen unangenehm, wie denn auch die abgefallene Früchte im Spatziergehen sehr beschwerlich fallen.

Die kleinen Blätter der Afteracacia, haben ein angenehmes helles Grün, und werden nicht von Insecten abgefressen; die Blumen sind sehr schön und riechen angenehm; wenn man aber diesen Baum in die Höhe wachsen lässet; so reisset der Wind öfters die Aeste von einander, und der Baum spaltet sich bis unten an die Wurzeln. Stutzet man denselben, um das Spalten zu vermeiden; so siehet er nicht einmal so gut aus, als die Kopfweiden. Er läßt sich

auch nicht beschneiden, sondern treibet hin und wieder lange Ruthen aus, die ihn verunstalten. Ueber dieses treiben die Wurzeln viele Brut, welche desto beschwerlicher ist, als sie viele Dornen hat.

Zu gedachten kleinen Alleen schicken sich auch der Jörgelbaum, Lotus oder Celtis; der Baumbohnenbaum, Cytisus alpinus; der Speyerlingbaum, Sorbus sativa; oder noch besser, der Vogelbeerbaum, Sorbus aucuparia. Sie machen schöne Stämme, Köpfe und angenehme Blätter. Die holländische Linde ist heut zu Tage fast der einzige Baum, den man zu kleinen Alleen erwählet. Sein Stamm wächset gemeiniglich schön gerade; die Aeste bilden von sich selbst einen schönen Kopf, und lassen sich nach Belieben beschneiden. Die Blätter sind angenehm, und werden viel weniger als andere von den Winden und Insecten beschädiget; sie treibet keine Brut, und die Blüte riecht sehr angenehm. Dieses kann man zu ihrem Ruhme sagen. Aber in etwas trockenem Boden verlieret dieser Baum seine Blätter sehr bald.

C) Das Setzen der Bäume erfordert nicht minder allerley Vorsicht.

a) Den Anfang macht man mit Aushebung der Gräben oder der Löcher, welches zu allen Jahreszeiten geschehen kann, wenn nur die Erde nicht zu trocken oder zu hart zum Ausgraben ist. Es ist auch sehr gut, wenn diese Arbeit lange vor dem wirklichen Setzen geschiehet, weil Regen und Sonne die Erde besser, und zum Wachsthum der Bäume dienlicher machen.

Die Größe der Gräben und der Löcher, müssen nach der Grösse und nach dem Wuchs der Baumart, die man setzen will, eingerichtet werden. Man arbeite also zugleich mit dem Kopf, und nicht nur mit der Hand. Man überlege, daß eine Ulme ein grösseres Loch als eine Birke erfordere, und eine Ulme die 10 bis 12 Zoll im Umfang hat, ein grösseres Loch brauche, als eine die 6 bis 7 Zoll hat. Desgleichen sind in schlechtem Boden grössere Löcher zu machen, als in gutem. In dergleichen schlechtem Erdreich haben wir hier für besser gehalten, statt der Löcher, Gräben machen zu lassen. Man wird finden, daß ein in ein grosses Loch oder in einen Graben gesetzter Baum so lange stark treibet, bis er die aufgegrabene oder herbey geschafte Erde ausgeschöpfet hat; seine Wurzeln laufen auf alle Seiten, und wann sie in dergleichen Boden einige Lagen von guter Erden antreffen; so begeben sie sich in dieselben. Ein Baum, der verdorben wäre, wann man denselben in ein kleines Loch gesetzt hätte, bekommt und wächst bisweilen wohl ganz gut, wann er in einen Graben, oder in ein grosses Loch gesetzt wird. Durch die schlechte Erde verstehen wir keinen schlechten vesten Kiesel oder blosse Kreide, oder einen ganzen Felsen; dann hier stehen die Bäume wie in einem Kasten, und müssen nothwendig verderben, wann sie die wenige Nahrung, die sich etwa um ihre Wurzel befindet, aufgezehret haben.

Es iſt unmöglich, alle beſondere Fälle, die vorkommen können, vorher zu ſehen, und wird genug ſeyn, wann wir überhaupt ſagen, daß zu Bäumen von mittlerm Wuchs, die Löcher 3 Schuh weit, und 2 Schuh tief zu machen; die von groſſem Wuchs erfordern Löcher von 4 bis 5 Schuh weit, und 2 oder dritthalb Schuh tief, ausgenommen in gar ſeichtem Boden; denn in dem Fall ſind die Löcher ſehr breit, und nicht tief zu machen.

β) Hiernächſt theilet man ſeine Arbeiter ſo aus, daß die Bäume mit Sorgfältiger Schonung der Wurzeln ausgegraben werden. Es kommt aber hier darauf an, woher die Bäume zum Verſetzen genommen werden; aus denen dahin verlangten Baumſchulen, oder aus Waldungen.

1) Nimmt man die Setzlinge aus denen Baumſchulen; ſo hat man einen gedoppelten Umſtand in Erwägung zu ziehen.

a) Wenn die Baumſchulen von dem Ort, wo die Bäume zu ſetzen ſind, nicht weit abliegen; ſo ſchonet man die kleinen Wurzeln, und ſogar die Haarwurzeln. An ſtatt die Bäume völlig zu ſtutzen, nimmt man ihnen nur einen Theil von ihren Zweigen. Da ſehr viel daran gelegen, daß die Wurzeln ſo kurze Zeit, als immer möglich, aus der Erde und in der Luft ſind; ſo hat man mit Einſetzung der Bäume im geringſten nicht zu ſäumen, und dahin zu ſehen, daß die Wurzeln auf das genauſte mit der beſten Erde eingeſchlämmet werden.

b) Muß man aber die Bäume aus entfernten Baumſchulen herbey bringen; ſo müſſen die kleinen Wurzeln und die Haarwurzeln weggeſchnitten werden, die Wurzeln eine oder zwey Stunden ins Waſſer geſtellt, und der Kopf der Bäume völlig geſtutzet werden.

2) Indem man aber zur Zeit noch nicht allerOrten Baumſchulen hat; ſo iſt man genöthiget, die Setzlinge aus denen Waldungen zu ziehen.

a) In dieſem Fall iſt zuförderſt eine gute Auswahl nöthig. Es iſt bekannt, daß einige Bäume von Saamen aufgegangen, andere ſind eine bewurzelte Brut. Die aus dem Saamen entſprungene Bäumlein, ſind denen andern vorzuziehen, wann ſie ihrer Gröſſe gemäſſe Wurzeln haben; aber die, ſo in beſſer und tiefer Erde gewachſen, haben öfters nur eine einige Herzwurzel, und kommen nicht leicht fort. Die Brut iſt ſehr gut, wenn ſie ſchöne und hinlängliche Wurzeln hat; aber man darf keine nehmen, die von alten Stöcken abgeſprengt worden iſt; auch die Brut taugt öfters nichts, die auf einem Stumpf von einer groſſen Wurzeln ſtehet; wann nicht neue Wurzeln an dem Stumpf, oder noch beſſer an dem Bäumlein ſelbſt über dem Stumpf ſind. Gemeiniglich treiben dieſe Bäume eher Brut, als die vom Saamen erzogene. Die hochſtämmigen Bäume zu denen Alleen und Avenüen, ſollen einen geraden, 8, 9 bis 10 Schuh hohen,

bis 5 Juß diesen Stamm haben, an dem die Aeste, nachdem die Baumarten sind, mehr oder weniger glatt, ohne Moos, Schwamme (Lychen), ohne Kröße oder Beschädigung seyn soll. Die Zweige sollen gesund und stark, und wann es möglich ist, nahe bey einander seyn. Denn die Bäume mit eng bey einander stehenden Aesten machen allezeit ein angenehmeres Ansehen, als die, an denen die Aeste weit auseinander gehen. Man untersucht auch, ob die Rinde an denen Aesten nicht runzlich ist, und reißt Knöpfe ab, um zu sehen, ob sie recht grün und frisch sind. Die Dicke und Länge der Aeste soll gegen die Grösse des Baums ein gutes Verhältnis haben. Die Aeste sollen glatt, nicht zerbrochen, nicht geschunden, oder von einander gerissen seyn.

b) Weil die Waldbäume nicht allemal so geschwind hier, als die, so man aus seinen eigenen Baumschulen nimmt; so sticht man auf die Haar- und kleinen dünnen Wurzeln weiter nicht Achtung. Diese Bäume müssen nothwendig auf Wägen geladen, und daher an denen Köpfen gleich abgestutzt werden, damit sie leichter fortzubringen sind, wann sie einen weiten Weg transportiret werden müssen; man darf es auch nicht wagen, weil sie schon ausser der Erde sind, dieselben mit den Aesten einzusetzen. Man muß aber dem Stamm seine völlige Länge lassen, damit bey dem Einsetzen könne nachgeschnitten werden, und die Stämme alle einerley Höhe bekommen.

c) Bey dem Setzen selbst ist die Frage: wie tief und in welcher Lage die Setzlinge eingesetzt werden müssen?

1) Die Tiefe, welche bey dem Setzen zu beobachten, wird durch verschiedene Umstände bestimmet. Bäume, die sehr groß werden sollen, und dem Wind sehr ausgesetzt sind, müssen etwas tiefer gesetzt werden, als die, welche von geringerem Wachs sind, und an Orten stehen, wo sie vom Wind nicht viel auszustehen haben. Mithin müssen die Bäume in denen Avenüen etwas tiefer gesetzet werden, als die in denen Gärten. Auch auf Bergen soll man in der Lage gegen Norden dieselbe nicht so tief setzen, als die in der Lage gegen Mittag. In leichtem Boden setzet man sie tiefer, als in starkem und festem, weil die Sonne, die sehr tief in das leichte Erdreich dringt, die Wurzeln austrocknen würde, wenn sie zu nahe an der Oberfläche wären. In feuchtem Erdreich soll man nicht so tief setzen, als im trocknen. Ist der Boden morastig; so muß man die Bäume auf Höhen auf, oder gar auf gemachte Hügel setzen. In trockenem Boden muß man die Fläche desselben um denen Bäumen etwas tiefer und gleichsam wie ein Becken machen, damit sich das Regen- und Schneewasser hinein setze, und die Wurzeln anfeuchte. In feuchtem hingegen, soll, wie gesagt, die Erde rings um den Baum erhöhet werden, damit das Wasser ablaufe, welches die kleinen Wurzeln, wann zu viel stehen bliebe, in Fäulniß setzen würde. In Herbstgeschüfter Erde, oder

wo dieselbe sehr tief aufgegraben worden, müssen die Bäume ganz seichte gepflanzt werden, weil die Erde sich setzt und mit derselben die Bäume, daher sie in kurzer Zeit viel zu tief stehen würden. Ueberhaupt ist allezeit besser, die Bäume zu seicht, als zu tief in die Erde zu setzen.

a) Es ist aber noch die Frage: Ob etwas daran gelegen seye, bey den Bäumen, die man versetzet, die nemliche Lage oder Stellung in Ansehung des Horizonts in Acht zu nehmen, welche sie in der Baumschule oder im Walde gehabt haben?

a) Einige Schriftsteller geben vor, das Holz von dem nemlichen Baum, so gegen Norden zu stehet, habe eine andere Beschaffenheit, als das, so gegen Mittag stehet. Daher solle man die Seite des Baums im Versetzen wieder gegen Norden kehren, wie sie vorhin, da man ihn aushub, dahin gekehret war, damit die Natur des Baums nicht verändert, und also dessen Wachsthum gehindert werde. Das nehmen einige als eine allgemeine Regel an; andere hingegen wollen es nur bey schon etwas erwachsenen Bäumen beobachtet wissen, und halten es bey zarten Pflanzen für gleichgültig.

b) Ohne uns hier in Vernunftschlüsse einzulassen, beruffen wir uns auf folgenden Versuch, den ein Schriftsteller des Forstmagazins, aus dem wir diese Abhandlung genommen, mit aller Sorgfalt angestellet, um eine Entscheidung in dieser Sache zu finden. Es schreibet: Wir hatten eine Allee von ungefehr 80 Ulmen zu setzen, wozu wir solche aussuchten, die weit von einander in denen Weinbergen waren erzogen worden, weil wir uns vorstelleten, die Sonne und der Nordwind müßten viel mehr in das Holz dieser einzelnen stehenden Bäume gewürkt haben, als in die Cörper derer, so in den Baumschulen sehr nahe beyeinander stehen, und die Würkung der Sonne, noch weniger aber des Windes, in Ansehung der frey und einzeln stehenden, fast gar nicht empfinden. Wir bezeichneten die Mittagsseite an dem Cörper unserer Bäume, liessen sie, wie gewöhnlich, mit aller Sorgfalt ausgraben, und so setzen, daß wechselsweis allemal einer mit dem Zeichen gegen Mittag zu stehen kam, wie er vorher gestanden war, ein anderer aber mit dem Zeichen gegen Norden, daß also in der ganzen Länge dieser Allee die Helfte der Bäume so stund, wie sie erzogen waren, die andere Helfte aber verkehrt. Im Frühling und die folgende Jahre wurden sie öfters sehr genau betrachtet, ob man einigen Unterschied zwischen diesen Bäumen wahrnehmen könnte; da zwar einige stärker wuchsen, als die andern; aber es war ohne Unterschied der Stellung, die sie vorher gehabt oder geändert hatten. Hieraus glauben wir schliessen zu können, daß man nicht nöthig hat, bey dem Versetzen die Stellung, welche sie vorher gehabt, beyzubehalten.

D) Es ist aber nicht genug, in Ansehung der bisherigen Regeln sorgfältig zu seyn. Es wird hernach eben so viel Fleiß in War-

tung der angelegten Alleen erfordert, und zwar in verschiedenen Fällen und Umständen.

1) Einzeln stehende Bäume, die auf allen Seiten, wie in denen Alleen, freye Luft haben, mit ihren Aesten in die Breite gehen, und oben auf eine unangenehme Gestalt bekommen, erhalten dardurch einen schlechten Werth. Man muß also besondere Sorge für sie tragen, sie ausputzen, und die Aeste an denenselben nach Verlangen ziehen. Es ist zwar möglich, die Gestalt eines übel gezogenen oder vernachläßigten Baumes wieder herzustellen, und es ist bekannt, daß geschickte Baumputzer Avenüen wieder in guten Stand gestellet, die mit ihren unrechtstehenden Aesten fast völlig zusammen gewachsen waren; aber dieses geschiehet niemals, ohne den Werth des Baumes zu verringern. Es bleibet dem Baum allezeit ein innerlicher Fehler, obschon die Oerter, wo Aeste abgehauen worden, sich wieder mit Holz und Rinde überwachsen. Das neue Holz, so die Wunde bedeckt, vereinigt sich niemals mit dem alten, sondern legt sich nur über dasselbe, und es bleibt in dem Baum eine Wunde, die allemal schädlich ist, ob man sie gleich nicht siehet. Das Abhauen der grossen Aeste verringert also den Werth der Bäume, und soll daher auf alle mögliche Art vermieden werden. Da aber die dünnen Aeste des Baumes, ohne Beschädigung desselben abgeschnitten werden können; so soll man diejenige, welche am unrechten Ort stehen, bey Zeiten wegschneiden, ehe sie dick werden. Dieses ist das einzige Mittel, schöne Avenüen zu erhalten, gute Nutzbäume zu bekommen, und die innerliche Wunden zu verhüten, welche dem Baum so nachtheilig sind, wann er gefällt wird und verkauft werden soll. Wann wir sagen, daß das Abnehmen der jungen und dünnen Zweige denen Bäumen keinen Schaden bringe; so verstehen wir dieses von allen Sorten der Ulmen, Eichen, Forren, Eschen, Castanienbäumen ꝛc. und setzen voraus, daß diese Zweige mit Vorsicht ganz nahe an dem Stamm abgenommen werden, damit die Wunde desto schneller wieder verheile.

Viele stehen in der Meynung, man könne die grossen Ulmen ohne Schaden anhauen, hingegen müsse man sich hüten, Aeste an denen Eichen, Nußbäumen, Forren, wegzunehmen. Dieses aber ist nur von grossen Aesten zu verstehen, und leidet doch noch einige Einschränkung. Wir geben zu, daß bey Abhauung eines grossen Astes an einem Nußbaum, an einer Eiche, an einer Forre, zum öftern das von seiner Rinde entblößte Holz faulet, und die Wunde sehr schwer heilet, wenn diese Bäume nicht ausserordentlich frech sind; da hingegen bey Abhauung eines solchen Astes an einer Ulme die Wunden fast allezeit schön wieder überwachsen, demohngeachtet aber inwendig eine Kluft, eine Trennung des Ganzen, mit einem Wort, ein mehr oder weniger beträchtlicher Fehler bleiben wird, wodurch dem, der einen solchen Baum kauft, ein merklicher Schaden zuwächst. Wir schliessen hieraus, wie vorher, daß man so viel, als nur immer möglich, an keinem Baum einen grossen Ast abhauen soll. Dieses

es Abhauen schadet der Eiche mehr als der Ulme, wie wir eingestehen; aber es schadet auch den Ulmen, daher man dasselbe so viel, als möglich ist, zu unterlassen hat. Das einige Mittel, das Abzuhauen zu vermeiden, ist dieses, daß die dünnen am unrechten Ort stehenden Zweige öfters weggeschnitten werden, oder daß man öfters und wenig ausputze, damit man nicht genöthiget werde, hernach viel auf einmal hinweg zu nehmen.

2) So sorgfältig die Bäume gesetzt worden, so werden doch öfters nicht alle forkommen. Man suchet ihnen mancher Orten durch das Behacken etwas zu gute zu thun. Einige verrichten diese Arbeit des Jahres viermal. Man behacket sie vor dem Winter etwas tief, damit die Erde geöffnet werde, und das Schnee- und Regenwasser besser eindringen könne; das zweyte mal im Merz, ebenfalls tief, damit das Unkraut getilget, und die durch die Winterregen zusammen geschlagene Erde wieder gelockert werde; die andern zweymal nur seichte, um das Gras zu vertilgen. Diese Regeln sind gut, besonders wenn man sich die ersten Jahre in Acht nimmt, daß die Bäume durch das tiefe Behacken nicht los gemacht werden. Aber die Unkosten, so auf diese Arbeit zu wenden, würden denen meisten beschwerlich fallen.

3. Daß Bäume von Menschen und Vieh beschädiget werden können, ist bekannt. Man setze vor die ersten scharfe Straßen, und bewahre sie vor den letztern mit genugsamen starken Pfählen oder Baumstühen und Dornen. Um an gangbaren Straßen die Beschädigung von denen Wagen zu verhüten, ist das sicherste und gebräuchlichste Mittel, drey bis vier Schuh weit von denen Baumreihen einen Graben zu ziehen, welcher tief genug seyn muß, um die Fuhrleute abzuhalten. Die Erde aus dem Graben kann auf die Bäume zugeworfen werden, wordurch sie vester gegen den Wind stehen, und man auch das Behacken derselben ersparen kann. Wir lassen unsere Gräben in einem fortgehen, so lang unsere Baumreihen sind, und haben dabey folgende Vortheile: a) Sind die Bäume durch die aus dem Graben an dieselbe geworfene Erde besser vor dem Umreissen vom Winde gesichert. b) Dienet diese aufgeworfene Erde statt des Behackens. c) Sind sie vor denen Fuhren gesichert. d) Werden die besäeten Felder hiemit umschlossen, daß man nicht hineinfahren und an dem Getreide Schaden thun kann. e) Wird durch diese Gräben das Wasser von den Wegen abgeleitet, welche dadurch besser bleiben, wie auch von Feldern, welch dadurch fruchbarer gemacht werden.

Es wäre zu wünschen, daß die an die Straßen gesetzte Bäume mit ihren Wurzeln nur auf die Seite gegen den Weg zu liessen, und also ihre Nahrung aus einem Boden zögen, der sonst keinen Nutzen giebt. Da nun der vorgeschlagene Graben die Wurzel in den Weg zu laufen verhindert; so sollte man glauben, es wäre besser, die Gräben auf die Seite gegen die Felder

zu, und nicht gegen den Weg zu machen; aber alsdann hätten die Bäume sonst keinen Schutz, als die aus den Gräben an ihren Fuß geworfene Erde, welches unzulänglich wäre, und das Wasser würde im Weg stehen bleiben, dieser aber dardurch schlimmer werden. Es gehet also dieses nur in dem Fall an, wenn man ausser um die Getraidefelder herum, oder an Wege, die wenig gangbar sind, Bäume setzet.

4) Wie soll sich aber der Planteur verhalten, wenn seine Bäume vom Winde abgebrochen oder umgeworfen werden?

a) Auf diesen Fall hat man auf hochstämmige Bäume in denen Alleen und Avenüen viele Sorgfalt zu verwenden. Starke Pfähle thun etwas, inzwischen kann doch der Wind den Stamm abbrechen. Geschiehet dieses nicht; so reibet sich der vest gebundene Stamm dennoch an dem Pfahl. Man bindet daher zwischen den Pfahl und Stamm etwas Heu oder Moos. Dieß Mittel ist gut, so lange das Band nicht gefaulet ist. Es muß also erneuret werden. Die Pfähle faulen auch an der Erden ab, u. s. w. Weil wir dafür halten, daß allzuhäufige und mühsame Besorgungen bey grossen Pflanzungen so viel möglich zu vermeiden, weil sie selten recht in Acht genommen werden; so bedienen wir uns keiner Baumpfähle, sondern setzen lauter solche Bäume, die in unsern Baumschulen eine gehörige Dicke bekommen haben. Wir setzen lieber dicke und starke Bäume, wenn sie gleich am Stamme etwas kurz sind, als allzu dünne, und sehr hohe.

b) Jedermann weißt, daß neugesetzte Bäume leichter von dem Wind umgerissen werden, als die grossen, schon vest eingewurzelten. Allein auch diese haben vieles von dem Winde auszustehen. Seltener geschiehet es, daß die vom Saamen an der Stelle, wo sie stehen, aufgewachsene Bäume, die ihre Hauptwurzeln noch haben, und in einem tiefen Boden stehen, von dem Winde umgerissen werden, welches eine von denen Hauptursachen, warum man das Oberholz, welches dem Wind stark unterworfen ist, vom Saamen erziehen und nicht pflanzen soll. An andern in denen Baumschulen erzogenen Bäumen kann man die Herzwurzel nicht lassen, mithin haben die in denen Avenüen gesetzte Bäume meistentheils diese Wurzel nicht.

Viele Baumarten, als die Ulmen, laufen mit ihren Wurzeln sehr weit, und diese wiederstehen dem Winde ziemlich, ob sie schon keine Herzwurzel haben; jedoch laufen sie Gefahr, von dem Winde umgeworfen zu werden, wenn die heftigen Winde von der Seite auf sie stossen, wo sie keine starke Wurzeln haben, z. Ex. ein Baum, der starke Wurzeln gegen Norden und Süden hat, wird denen von Norden und Süden kommenden Winden wiederstehen, kann aber vom Ost- und Westwind leicht umgeworfen werden; und da die heftigsten Winde aus Westen kommen; so wird ein solcher Baum, als wir zum Exempel angeführet haben,

haben, dick leichter vom Winde umgeworfen, als ein anderer, deſſen ſtarke Wurzeln gegen Oſten und Weſten gehen. Aus dieſer Urſache widerſtehen die am Vorſaume von groſſen Hölzern befindliche Bäume dem Winde beſſer, als die im Holze ſelbſt; denn dieſe haben nicht Platz genug, mit ihren Wurzeln auszulaufen, wozu die andern in dem anſtoſſenden Boden überflüſſige Gelegenheit haben. Die Vorſaumbäume beſchützen die innern; daher wird auch bey Niederſchlagung eines Waldes der Vorſaum, der auf der Seite ſtehet, wo der ſtärkſte Wind herkommt, ganz zuletzt niedergeſchlagen.

Ein anderer Umſtand iſt, daß durch heftige Windſtöſſe die Bäume umgeriſſen werden, wenn die Erde bey häufigem Regen und Thauwetter voll Waſſer, und faſt in Koth verwandelt wird. Es werden daher Bäume, die in leichtem und moraſtigem Boden ſtehen, öfter vom Winde umgeworfen, als die in einem trockenen Boden ſind. Zu dieſer Urſache, die von dem Boden herkommt, ſetzen wir noch eine andere, daß nemlich die meiſten dieſer Bäume, die in dergleichen Boden geſetzt werden, ſehr viele kleine Wurzeln haben, die nicht weit laufen, daher ſie auch leichter umgeworfen werden, als die, welche weniger, aber ſtärkere und längere Wurzeln haben. Man wundert ſich allezeit, wenn man an einer vom Winde umgeriſſenen Tanne, oder an einem weiſſen Pappelbaum ſiehet, daß ſo groſſe Bäume mit ſo ſchlechten Wurzeln verſehen ſind. Die Thalbäume ſind dieſem Zufall auch mehr unterworfen, wenn ſie an einem Bach oder an einem mit Waſſer angefüllten Graben ſtehen, beſonders wenn dieſer auf der Seite iſt, wo die ſtarken Winde herkommen. Noch mehr: ohnerachtet die Eichen dem Winde ſehr gut widerſtehen, ſo werden doch öfters diejenigen, ſo von ſich ſelbſt aus dem Saamen aufgewachſen, und die man vorzüglich zu Laßreiſern ſtehen läſſet, vom Winde umgeworfen, wenn man die um ſie herumſtehende Bäume weggenommen hat, weil dieſe Eichen ihre Wurzeln nicht im veſten Boden, ſondern in eine Moderserde ſchlagen, die oben auf dem Boden von verfaulten Blättern entſtehet. Dieſe Moderserde iſt ſehr leicht, die Wurzeln ſtehen nicht veſt in derſelben; und über dieſes ſind die Wurzeln in dergleichen nahrhaften und leichten Erde allezeit klein, übel beſchaffen, und leicht zu zerbrechen.

c) Was iſt zu thun? Wir antworten: ob es zwar nicht möglich, alle dieſe erzehlten Zufälle zu verhüten; ſo kann man doch wenigſtens die verdrießlichſten Folgen davon vermindern, wenn man, wie oben gedacht, Bäume mit langen Wurzeln ſetzet, dieſelben mit ſtarken Pfählen verſiehet, und die Stämme veſt daran bindet; wenn man Gräben macht, um die Erde an denen Bäumen zu erhöhen; wann man endlich keine Bäume ſetzet, die ſehr groß werden, und beſonders keine ſolche, die nicht hinlänglich ſtarke Wurzeln treiben. Dieſes aber iſt hauptſächlich in leichten und wäſſerigen Boden, und in denen von Weſten gegen Oſten gelegenen Thälern zu beobachten, wo

wo die Wind durch die Berge eingesperret, und dardurch stärker wird, und wo es etwa am besten ist, Schlagholzer zu ziehen. Wenn auch das Erdreich nicht wäre; so darf man an solche Plätze, die dem starken Winde ausgesetzt sind, keine Afteracacia und keine Gleditsia setzen, deren Aeste mit sammt dem Stamm fast bis auf die Wurzeln von einander reissen; wie auch keine Bäume, die leicht abbrechen, als die Ulme mit dem Namen Ulmus folio latissimo scabro, oder die mit sehr grossem rauhen Blatt. Man merke diese Regel wohl!

5) Ferner ist eines Alleinspectors Schuldigkeit, bey grossen Pflanzungen, gleich nach Ausgang des Winters, und wenn sich die Knöpfe öfnen wollen, alle Bäume durchzusehen, um diejenigen, so krumm stehen, wieder gerade zu richten; an diejenigen, welche los gemacht, Erde zu schütten; mit einem Wort, die Bäume so zu richten, daß sie recht gerade stehen. Wenn man dieses die ersten 3. oder 4. Jahre unterließ; so würde man mit Verdruß sehen, daß ein Theil der gesetzten Bäume aus der geraden Linie wachsen.

6) So sorgfältig man aber bey dem Setzen nur lauter gute Bäume ausgewählet, so viele Mühe und Vorsicht man dabey selbst angewendet, und so viele Unkosten die Wartung derselben verursachet hat; so ist es doch unmöglich, daß nicht durch allerhand Zufälle einige verderben sollten.

a) Es verderben sonderlich viele, wenn in der Erde viele weisse Würmer, sonst Käfer werden, (Engerlinge) vorhanden sind, welche die Wurzeln anfressen, und die Pflanzungen in kurzer Zeit sehr dünne machen, oder fast gänzlich ruiniren. Es ist also sehr viel daran gelegen, so geschwind als möglich, die verdorbenen Bäume wieder zu ersetzen. Zu diesem Ende behalten wir bey Anlegung neuer Pflanzungen von Ulmen, Nußbäumen, Eschen u. s. w. einige der stärksten zurück, und warten sie mit aller Sorgfalt, um sie zur Ersetzung der Bäume zu gebrauchen, die in den ersten Jahren der Pflanzung verderben. Wenn man sie mit allem möglichen Fleiß setzet und wartet; so werden diese Bäume gemeiniglich so schön als die, welche gleich zu Anfang der Pflanzung hinkommen sind.

b) Indessen kann es doch bisweilen geschehen, daß auf dem nemlichen Platz 2. oder 3 Bäume nacheinander verderben, ohne daß uns möglich ist, die Ursache davon zu ergründen. In diesem Fall haben wir vor gut befunden, an diese Stellen von einer andern Art Bäume zu setzen; man wähle aber solche, die dem Ansehen derer, die ausgesetzt werden sollen, etwas gleich kommen. Dieses Nachsetzen machet bey den jungen Pflanzungen nichts sonderliches zu schaffen; aber bey einer schon vor langen Zeiten gesetzten Allee hält es mit dem Fortkommen solcher jungen Bäume schwer, die an die Stellen der verdorbenen oder vom Winde umgeworfenen gesetzt werden. Der Boden, wo man diese neuen Bäume hinsetzet, ist von den Alten, die darinnen verdorben sind, erschöpft; die

die Wurzeln der benachbarten Bäume nehmen den neugesetzten den Saft, wobey ihnen die zu dem Setzen der neuen Bäume umgegrabene Erde Gelegenheit giebt, mit ihren Wurzeln in dieselbe zu laufen; diese neue Wurzeln würden noch stärker wachsen, wenn zu besserm Bekommen der neuen Bäume neue Erde wäre herbeygeschaft worden. Der Schatten der grossen benachbarten Bäume hindert vornemlich das Wachsthum der zwischen dieselben gesetzten jungen Bäume sehr stark. Aller dieser Beschwerlichkeiten ohngeachtet, müssen die leere Plätze wieder besetzt werden, weil es sehr garstig aussiehet, wenn in einer schönen Allee zwey oder drey Bäume fehlen.

Wildpret, lat. Ferina, französ. *Venaison*, nennet man 1) alles Vieh, das sich in Feldern und Wäldern ohne menschliche Hülfe selbst fortpflanzet, und erhält, s. Wild. Wo das Wild geheget wird, da leidet der Landmann nicht wenig Schaden bey seinem Ackerbau, weil er die Feldfrüchte einzäunen, und doch gewärtig seyn muß, daß die wilden Sauen, und ander Wild durchbrechen, solche verderben, und auffressen. Es muß des Nachts gehütet werden, welches Mühe, schlaflose Nächte, und Unkosten verursachet. Wie weit sie von dem Wildbannsherrn Schadloshaltung fordern können, davon s. Wild.

2) Wird durch das Wildpret insbesondere das Fleisch von wilden Thieren, so zu essen sind, angezeiget. Das Wildpret ist zwar nicht so nahrhaft, als das Fleisch des zahmen Viehes, jedoch aber verdaulicher und gesunder. Das Wildpret, und zwar erstlich das Hirschwildpret lange zu erhalten, reibe es wohl mit Salz und halbgestossenen Wachholderbeeren, schichte es in ein wohl verpichtet eichenes Fäßlein, schlage es zu, daß keine Luft dazu kommt, wälze das Fäßlein oftmals hin und wieder; so bleibet es lange gut. Wenn du davon gebrauchen willst, mußt du es vorher eine Weile wässern lassen, und es hernach in halb Weinessig und halb Wasser, wie es dir gefällig, sieden, und eine beliebige Brühe darüber machen. Du kannst auch in das Fäßlein, zwischen jede Lage Wildpret, Salz, gestossene Wachholderbeere und Lorbeerblätter streuen.

Das Schweinwildpret aber, wenn es drey oder vier Stunden im Wasser gelegen, wasche sauber aus, lege es in einen Topf, oder, wenn es viel, in einen Kessel, nebst ein oder zwey in Stücken zerschnittenen Zwiebeln, gröblich gestossenem Pfeffer, Cardamomen, Zimmet, Muscatenblumen, Salz, ein wenig Wachholderbeeren, etlichen Nußmuskatennägeln und Lorbeerblättern, wechselsweise geschichtet, gutes Weinessig und Wasser, jedes den dritten Theil, daran, laß es zusammen sieden, hernach lege das Wildpret auf ein sauber Tuch, damit es abtrockne und verkühle, folgends schichte es in einen Topf, und wenn die Brühe auch ein wenig erkühlet, schütte sie sammt dem Gewürze und anderm darüber; verbinde den Topf wohl mit einem Tuche, bedecke denselben mit einer Schüssel, und bewahre ihn in

in einem kühlen Keller zum Gebrauch. Sollte die Brühe, darinnen das Wildpret gesotten, nicht so viel Fett haben, daß der Topf oben ganz damit bedeckt ist, kannst du frisch Schmalz lassen heiß, und wiederum kühl werden, und solches darauf giessen, damit das Wildpret und die Brühe völlig bedeckt bleibe, daß keine Luft darzu kommen kann. Solchergestalt hält es sich ein halb Jahr, und noch länger gut. Sollte es sich aber, absonderlich in grosser Hitze, fügen, daß das Wildpret riechend würde; so siede Kälberfüsse auf eben diese Weise, wie das Wildpret, genß die Brühe davon über das riechende Wildpret, welches aber zuvor etliche mal aus frischem Wasser sauber ausgewachsen seyn muß, und bedecke es wieder mit frischem Schmalz. Grenz- oder Nasch-wildpret wird dasjenige Wild genennet, welches sich an denen Grenzen befindet, und daher, weil es leichte übertritt, eher pflegt gepürschet zu werden, als das, so mitten in der Wildbahn oder dem Gehege ist.

Wildpretstaxe. Diejenige, so im Jahr 1694. in Sachsen herausgekommen, und nach welcher Sr. Churfürstliche Durchlaucht zu Sachsen, Herzog Friederich August, in der Proviant- und Rauchhause, Wildpretsziehrgarten, und sonst das Wildpret verkaufen lassen wollen, lautet also:

Ein Hirsch, so über 5 Centner,		12. fl.	
1 fl. 10. Gr. 6 Pf. Jägerrecht darunter begriffen.			
Ein Hirsch 4 Centner		11 fl.	
1 fl. 10. Gr. 6 Pf. Jägerrecht darunter begriffen.			
Ein gemeiner Hirsch		9. fl.	
1. fl. 10. Gr. 6. Pf. Jägerrecht darunter begriffen.			
Ein Spießhirsch		7. fl. 12. Gr.	incl. 1. fl. Jägerrecht.
Ein Stück Wild		2. fl. 12. Gr.	
Ein Wildkalb		3. fl. 9. Gr.	9. Gr.
Ein Reh		2. fl. 12.	6. Gr.
Ein Rehkalb.		1. fl. 6.	3. Gr.
Ein gewogener Tannhirsch		4.	12. Gr.
Ein ungewogener Tannhirsch		3. 9.	9. Gr.
Ein Tannspießhirsch		2. 15.	
Oder ein Stück Wild		2. 9.	
Ein Tannwildkalb		1. 9.	3. Gr.
Ein hauend Schwein		8.	
Ein angehend Schwein		7.	1. fl.
Ein Keyler oder Bache		6.	18. Gr.
Ein jähriger Frischling		2. 18.	6. Gr.
Ein heuriger Frischling		1. 6.	3. Gr.
Ein Haase		14.	2. Gr.

Wildrufdreher, ist ein gesperrtes Handwerk in Nürnberg, welches anderer Orten nicht zu finden. Nicolaus Grün hat solche Wissenschaft daselbst erfunden. Es bestehet aber ihre Arbeit in

in gewiessen Hörnern und Pfeifen, wodurch sie theils einen sehr langen und durchdringenden Hall zuwege bringen, theils den Ruf des Wildes, theils auch das Pfeifen und Geschnader des Geflügels sehr artig nachzuahmen wissen. Sie machen aus einem krummen und weiten Ochsen- und Büffelshorn, ein zierlich und enges sehr weit schallendes Wald- und Jägerhorn, wie auch unterschiedliche Arten der Wildrufe, davon man jede nicht nur besonders haben kann, sondern auch alle in dem sogenannten Guckuck, so unter denenselben der gröste ist, beysammen sind, und weil die Meister dieses Handwerks kein Meisterstück machen, möchte dieser gar wohl dafür dienen können. Denn es sind alle Arten der Wildrufe in demselbigen allein beysammen, erstlich des Guckuckes, nach einer geringen Verwendung der Hirsche, des wilden Schweines, des Rehes, des Fuchsens, und der Hasen Ruf; sodenn das Geschnader der wilden Gänse und Enten, sammt dem Ruf der wilden Tauben, denn kommt es wieder zu dem Guckuck.

Wildrufhörner, sind gewiesse Hörner und Pfeiffen, wodurch man theils den Ruf des Wildes, theils das Pfeiffen des Geflügels sehr artig nachahmen kann, siehe **Wildrufdreher**.

Wildschütze, Wilddieb, Wilderer, heißt derjenige, der wider das Landesfürstliche Verboth mit Schiessen oder andern Vortheilen das Wild abfängt, und dem Gehäge Schaden thut. Was ihre **Bestrafung** anbetrift; so können sie, nebst denen, so sie beherbergen, hausen, hegen, und das Wildpret oder die Häute wissentlich von ihnen kaufen, nach Befinden der Umstände entweder mit einer Geld- oder Gefängnißstrafe, oder aber mit Landesverweisung, oder beyverspürter Beharrlichkeit, Trotz und Widerspenstigkeit, gar mit einer Leibesstrafe, beleget werden; wenn nur allenthalben die Proportion zwischen dem zugefügten Schaden und der Strafe fleißig in Acht genommen, und dießfalls nichts wider die Billigkeit verhänget wird.

> Seckendorf im Teutschen Fürstenstaat part. 3. cap. 3. Sect. 5. §. 6. pag. 446.

Ob aber die Wilderer auch sogar am Leben bestraft werden können, darinn sind die Rechtslehrer nicht einig. Einige läugnen dieses schlechterdings, und halten davor, daß es unbillig und grausam, und der gesunden Vernunft entgegen seye, einem Menschen um eines unvernünftigen Thiers oder Bestie willen, so noch in seiner natürlichen Freyheit herum gehet, und in keines, mithin auch des Wildbannsherrn Dominio und Possession noch nicht ist, folglich auch an solchem Wild kein Diebstahl begangen werden kann, sogleich das Leben zu nehmen, da doch zwischen der Strafe und dem dem Verbrechen eine Proportion seyn solle, dergleichen aber zwischen einem wilden Thier und dem Leben eines Menschen keineswegs ist.

> *Myler* ab *Ehrenbach*, de principib. & statib. Im-

Imper. part. 2. cap. 73. §. 12. *Hopp.* und *Schneidewin* ad §. 12. Institut. de rer. divis. *Becer.* de regalib. cap. 1. num. 72.

Diese Meynung ist auch in dem Sächsischen Landrecht Lib. 2. Art. 61. gegründet, wo es heisset: Da Gott den Menschen schuf, da gab er ihm Gewalt über Fische und Vögel, und über alle wilde Thier; darum haben wir des ein Urkund von Gott, daß niemand sein Leben an diesen Thieren verwirken kann. Womit auch der Schwabenspiegel Lib. 1. tit. 36. §. 2. übereinkommt, wenn es daselbst heißt: Kein Richter soll einem seinen Leib gar nehmen, weder um Gewild, noch um Vögel, noch um Fisch.

Add. *Samuel Puffendorf.* de Jur. nat. & Gent. lib. 4. cap. 6. §. 7.

Andere machen diesen Unterscheid: ob in denen Jagdordnungen und Patenten keine gewiesse Strafe darauf gesetzet, oder ob eine gewiesse Strafe darinnen bestimmet seye? Im ersten Fall tragen sie auf eine willkührliche Strafe an, so entweder in einer Geldbuße, oder in der Landesverweisung, oder auch, nach Befinden der Umstände, in dem Staupenschlag bestehet. Im andern Fall aber geben sie, wenn das Wildpretschiessen zum drittenmal wiederholet, und die Wilderer dadurch dergestalt incorrigible geworden, daß von ihm, wegen der mit unterlaufenden äusserlichen Verachtung seiner Herrschaft und Obrigkeit, keine Besserung zu hoffen stehet, auch auf die Todesstrafe.

Harpprecht. ad §. 12. Institut. de rer. divis. num. 304. seqq. *Mohr.* de jur. venand. part. 1. cap. 4. *Cubach.* Cent. 2. quæst. illustr. 2.

Wobey sie aber zum Theil auch dieses voraussetzen, daß der Wilderer wegen des ersten und andern Schusses schon gestraft worden (*Harpprecht.* cit. loc. num. 319.); welchem aber andere hierinnen nicht beypflichten. Dem sey aber, wie ihm wolle; so ist es so viel gewiß, daß, nach heutiger Gewohnheit in Deutschland, das Wildpretschiessen und verkaufen für ein malitiöses Verbrechen geachtet werde, folglich, nach Befinden der Umstände, zuweilen auch mit dem Leben abgestraft werden könne. Und dieß nicht ohne Ursache, indem diese Bestrafung nicht sowohl wegen geschossenen Wildes, als vielmehr wegen verächtlicher Hintansetzung des herrschaftlichen und obrigkeitlichen Gebothe geschiehet; wie dann auch in dem göttlichen Gesetz die Verachtung und der Ungehorsam gegen die Obern am Leben bestraft worden, Deut. XVII., 12. Mithin ist bey Dictirung der Strafe nicht sowohl auf den Werth des Wildes, als auf die Beschaffenheit des Verbrechens, nemlich auf die muthwillige Uebertrettung des oberherrlichen Gebothe zu sehen; und auf diese Weise wäre eine Proportion zwischen dem Leben des Menschen und diesem Verbrechen ratione qualitatis. Hiernächst wenn gleich kein Diebstahl

stahl an der Sache selbst, oder derselben Innhaber und Besitzer geschiehet; so ist doch schon genug, daß die einem Fürsten oder Herrn zustehende Jagdgerechtigkeit dadurch gehemmet, mithin der Gebrauch derselben in so weit abgestricket wird, immassen auch in Ansehung des Gebrauchs, so einer in dieser oder jener Sache hat, ein Diebstahl geschehen kann; wie denn auch die peinliche Halsgerichtsordnung Kayser Carl des V. Art. 169. hievon nicht undeutlich Maaß und Ziel giebet; denn nachdem dieselbe verordnet, daß die, so aus Weyhern oder Behältnissen Fische stehlen, denen Dieben gleich zu strafen seyen; so wird dieses mit angehänget, daß, wenn einer aus einem fliessenden uneingefangenen Wasser, daß einem zustünde, Fische fienge, derselbe an seinem Leib und Gut, nach Gelegenheit und Gestalt des Fischens, der Person und Sachen, zu bestrafen seye. Weil nun ein solches Fischen mit dem Wildpretschiessen in gleichem Verhältniß stünde; so wäre hieraus offenbahr, wie ein Wilderer, auch nach Maßgebung der peinlichen Halsgerichtsordnung, bestrafet werden könne. Und dieser Meynung sind unter vielen andern zugethan:

Stryck in us. modern. ad ff. tit. de acquir. rer. Domin. §. 3. *Noë Meurer* tract. vom Forst- und Jagdrecht. Lib. 2. rubr. Welchergestalt die Forstliche Ober- und Herrlichkeit durch gebührende Strafe zu handhaben. Sechens dorf im deutschen Fürstenstaat. part. 3. cap. 3. pag. 446. *Weßenholz.* Dissert. cit. cap. 5. §. 72. seqq. *Maier*, Tr. de jur. venand. cap. 14. thes. 4. pag. 328. seqq. *Carpzov.* Prax. crim. quæst. 84. num. 38. seqq. wo er zugleich viele Einwürfe der Gegner beantwortet.

Jedoch soll eine Herrschaft nicht leicht in solchem Fall mit der Todesstrafe verfahren; sondern so viel nur immer möglich die Gelindigkeit vorwalten lassen; es wären denn solche beschwerliche Umstände vorhanden, um welcher willen, andern zum merklichen Exempel und Abscheu, die Todesstrafe erkannt werden müßte; als wenn Wilderer Mord- und Rauberey dabey getrieben, oder denen Jagdbedienten selbst den Tod gedrohet, und heimlich nachgestellet, oder das Wildschiessen oft und vielfältig wiederholt daß keine Besserung zu vermuthen stehet.

Wehner. Observ. pract. voc. Forst. *Everhard.* vol. 1. consil. 10. num. 42.. *Ziegler.* de jur. venand. §. 36. *Ertel.* Tr. de jurisdict. infer. lib. 2. cap. 7. observ. 8. & part. 2. observ. Equest. 14. pag. 200.

Wenn man indessen die die Wahrheit bekennen soll; so bleibet es immer hart, das Wildschiessen zu einem Grund der Todesstrafe zu machen, wenn es auch schon oft wäre wiederholet worden. Die aufgegebene oder verlohren scheinende Hofnung der

Besserung findet eine nur in dem Fall statt, wenn man den Wildschützen wieder auf freyen Fuß stellet. Sollte man ihn nicht in Umstände setzen können, da er diese Genugthuung nimmer begehren kann? Ist er ein wahrer Mörder und Räuber; so ist ihm sein Urtheil in denen Gesetzen schon gesprochen. Ist er mit dem, der ihn einfangen wollen, handgemein geworden, und hat denselben etwa entleibet; so kommt noch viel auf die Umstände an, wie er verleitet worden, sich sowohl zu widersetzen, als auch sich an seinem Gegenpart zu vergreifen. Den Tod drohen kann noch weniger sogleich die Todesstrafe rechtfertigen. Es giebt immer noch 100 Strafen und Ahndungen, wodurch man den Wildsherrn in seinen Rechten schützen kann. Auf gleichen Schlag mag man von der Tortur der Wildschützen urtheilen. Jene Grausamkeiten aber, da man Wilddiebe auf lebendige Hirsche geschnüret, oder in Häute wilder Thiere gestecket, und dieselbe beissen und zerreissen lassen, und andere dergleichen ungeheure Erfindungen der Marter, sind einem Fürsten höchst unanständig, und verwandeln den, der sie beschliesset und vollstrecken lässet, in einen Wüterich und Tyrannen.

Knipschild. de nobilit. lib. 3. cap. 5. num. 331. *Martin.* de jur. venand. §. 5. *Besold.* Thesaur. pract. voc. Jagen.

Uebrigens siehet man leicht, daß ein Richter bey Untersuchung und Bestrafung des verbothenen Wildpretschiessens auf vielerley Umstände zu sehen habe. Insgemein werden insonderheit von den Rechtslehrern zum Augenmerk genommen: 1) Was den Wildschützen zum Wildschiessen angetrieben? Ob er es aus Zorn, weil er einen Schaden darvon gelitten, oder auf Nutzen, oder auf Muthwillen gethan, und ob es nicht ein schädliches Wild gewesen? 2) Ob jemand zuvor im Sinn gehabt, in des andern Wald zu gehen, und das Wildpret dichtscher Weise zu fangen und zu pürschen, es ihm aber wiederum gereuet habe? 3) Ob er in grosser Theurung und Hungersnoth, sein Leben zu erhalten, Wildpret gefangen oder geschossen? 4) Ob er nach einem Hirsch oder andern Wildpret zwar geschossen, es aber nicht getroffen oder bekommen? 5) Ob es nicht gefundenes Wildpret gewesen, so von einem andern erschossen, oder im Winter erfroren? 6) Ist die Person auch anzusehen, ob sie von Stande oder geringer Condition, jung oder alt seye? 7) Ist der Ort in Betrachtung zu ziehen, ob es in der besten Wildfuhr, in der Sulz, oder aber nur im äussern Holz geschehen? Denn im erstern Fall ist der Schaden grösser, und das Verbrechen schwerer 8) Ob der Wildschütz das Verbrechen öfters wiederholet, und ob er schon einmal wegen dergleichen Verbrechen bestrafet und abgemahnet worden? 9) Ob er mit gewehrter Hand, und Vorsatz sich zu wehren, oder nur dem Jagdherrn zum Tort und Schimpf gepürschet habe? 10) Ist auch auf die Zeit zu sehen, ob es bey nächtlicher Weile oder bey Tag, oder zur andern verbothenen Zeit ge-

geſchehen, wenn das Thier geſetzt oder ein ſäugendes Kalb hat. 11) Muß die Anzahl der geſchoſſenen Wildſtücke überleget, anbey auch weiter unterſucht werden, 12) ob vieles davon in ſeinen Nutzen gekommen? 13) Was er davon lucrirt und participiret? 14) Ob er ſich gegen denjenigen, der ihn ertappt und pfänden, oder zur Haft bringen wollen, mit Waffen gewehret, denſelben verwundet, oder gar getödtet? 15) Ob er nebſt dem Wildſchieſſen auch geraubet, gemordet, und andere Uebelthaten mehr im Wald oder ſonſten begangen? Nach Befinden dieſer und anderer Umſtände, muß die Strafe angeſetzet werden.

Carpzov. prax. crim. quæſt. 84. *Rudinger.* Cent. 5. Obſerv. 64. *Entel.* Prax aur. de jurisd. inter. Lib. 2. cap. 7. Obſerv. 8. **Kluger Beamter** part. 1. tit. 34. §. 15. *Doepler.* theatr. pœnal. & execut. crim. cap. 44. num. 93.

Wildſtand, wie er regelmäßig, ohne Schaden des Holzes einzurichten, ſ. **Holzſchaden.**

Wildtrage, iſt eine Maſchine, womit bey denen Jagden das Wildpret zuſammen, und vor den Jagdſchirm getragen wird. Es beſtehet aus einem geſtrickten Netz, iſt 3 Ellen lang, und 4 Ellen breit. An beyden Seiten ſind Arms dicke Stangen.

Wildwage, welche man zu Abwägung des auf den Jagden gefälleten Wildprets gebrauchet, wird nicht mit Schalen, ſondern wie eine Schnellwage, von ſtarkem Eiſen mit Ketten und Hacken gemacht, auf deren Ballen die Pfunde, Steine und Centner bemerket ſind; da denn, nach der Schwere des Wildes, das Gewicht vor- oder hinterwärts gehangen wird.

Wildwächter, heiſſen die entweder zu Abſcheuchung des Wildes, oder zu deſto beſſerer Aufſicht über die Förſte und Wälder beſtellten Wächter.

Wind, ein Hund, ſ. **Windhund.**

Windbracken, ſ. **Windfall.**

Windbruch, ſ. **Bruch, Windfall.**

Windfall, Windbruch, Windbracken, Windriß, Windwurf, Wulzen, heiſſet bey dem Forſtweſen das von ſtarkem Winde abgebrochene und gefällte Holz. Iſt der Baum nur zerſplittert, zerſpaltet, oder zum Theil abgebrochen, welches bey hartem Winter oder dürrem Wetter, da die Erde veſt iſt, und ſtark anhält, geſchiehet; ſo heiſſet es ein Windbruch. Wenn aber bey vielem Regen der Boden feucht und locker wird; ſo hebt ein entſtehender Sturm die Wurzel, und der ganze Baum fällt um, und das heiſt ein Windfall, Windſchlag, oder Windriß. An etlichen Orten kommen ſie denen Förſtern und Jägern zu gut. Eben dieſe erhalten dergleichen nur im Fall, wann ſolche ſich auf denen Scheidewegen und Gränzen befinden; an andern Orten giebt man denen Forſtknechten ein gewiſſes an Geld, Getreide oder Holz darfür. Nach der Braun-

schweig. Lüneburgischen Forstordnung de anno 1671. „Hingegen sollen die Beamte und Förster hinführo, zu ungleichen Verdachts und Mißbrauchs, sich so wenig des Windbruches fall- oder Vollholzes anmassen, sondern zur herrschaftlichen Nothdurft gebrauchen, verkaufen, und bestehen, und nicht zum Verderben muthwillig liegen lassen, bey Verlust des contravenirenten Dienst, und Vermeidung ernstlicher Strafe. Conf. Ordin. Marburg. de anno 1602. Art. 34. Ordin. Hassiac. de anno 1617. Desgleichen sagt Herr von Seckendorf im teutschen Fürstenstaat: daß Windfälle nicht für Accidentien der Diener gehalten werden.

Diejenigen, so von denen Jagd- und Forstrechten Wissenschaft haben, können folgende Fragen beantworten: 1) Ob derjenige, so das Lager-, Ab- und Reißholz, abgängig und Afterholz aus einem Wald zu geniessen hat, mit Recht die Windbrüche und Risse oder Windfälle darunter verstehen könne? 2) Wem die Windwürfe zugehören, wenn sie auf eines andern Grund und Boden gefallen? 3) Ob derjenige, so die Beholzungsgerechtigkeit hat, ohne Vorwissen und Einwilligung des Jagdherrns, solcherley Holz wegnehmen könne? Ingleichem ob ein Vasall, usufructuarius, emphyteuta verbunden, an die Stelle der durch Windsturm umgerissenen Bäume, wieder andere anzupflanzen?

Krebs Tr. de lapide & lign. voc. Windfall & Ruta caesa. I. *Noë Meurer* Jagd- und Forstrecht, pag. 209. de arbor. ventor. dejectis.

Endlich bleibt die Hauptfrage zu erörtern übrig: Ob dann der Schaden, der durch Windbrüche in denen Waldungen verursachet wird, nicht in etwas verhütet werden könnte? Dieſfalls finden wir in der Fürstlich-Braunschweig-Lüneburgischen Forstordnung de anno 1590. c. 2. §. 2. diese Regel: Man soll durch Lochweishauen nicht schädliche Windbrüche causiren. Herr Christian Böse in seinen Haushaltungsprincipiis, in specie vom Harz, sagt p. 129: Besser sind solche Windbrüche nicht zu verhüten, als wann man keine Oerter, so man es ändern kann, von der Abend- oder mitternächtigen, als der Wasserseiten her, anhauet, auch überall keine mehr, als so viel zum Haushalt nothwendig erfordert werden, noch weniger die noch vollen Oerter, oder auch die, so schon angehauen sind, inwendig zu weit vor dem Heye anhauet und durchlöchert; weil erstlich von der Wasserseite die schwereſten Winde herkommen; zweytens, die Fronten der Oerter, oder die Bäume, so vornen an und auf ihrem Saum herumstehen, allemal mehr Wurzel haben und sich besser wider die Winde defendiren, als die inwendig im Ort stehen, wenn der Ort erst geöffnet ist; und drittens, diese inwendigen sich auch noch weit besser für Schnee und Windbruch halten, wenn sie noch geschlossen stehen, und eben an einander

Holz

Halt haben, als wann sie erst durchlöchert sind, und dem Winde Oefnung darinnen gegeben wird. „

Herr Döbel 3 Th. c. 101. S. 90. in der Jägerpract. lehret: „ Die Sturmwinde thun im Wald grossen Schaden, und vornemlich, wo der Wind einen grossen Anfall haben kann, oder wo die Hölzer hin und wieder ausgeleichtet, einzelne Bäume oder kleine Flecken ausgehauen, oder die Gehau oder Schläge also angeordnet werden, daß der Wind über das Freye sich recht herein legen kann. Dergleichen besonders in harzigen Tangel- oder schwarzen Hölzern geschichet, auch wo viel Rothbuchen stehen, insonderheit wann die letztern voller Laub sind. Kommt nun der Sturmwind, und hat erst ein Loch; so legt er deren viel hinter- und übereinander nieder; derowegen ist nöthig, daß ordentliche Gehaue und Schläge gemacht worden. „ Ingleichem behauptet dieser Forstmann über des Hr. v. S. Oekon. Bedenken. (S. Oekonom. Nachr. 9. B. S. 595.). „ Je mehrere Bäume auf einem Platze hin und wieder ausgeleuchtet, das heißt, hin und her ausgehauen sind; desto mehr stemmt sich der Wind in solche ausgeleichtete Orte, und thut hernach grossen Schaden. Wo nur erst ein Loch oder Scharte hinein wird, da wirft alsdenn der Wind ganze Striche bey einander um. Derowegen halte ich es mit diesen andern wohlerfahrnen Forstverständigen und Holzgerechten, welche uns sämmtlich anrathen, daß man Gehaue machen soll.

Herr Beckmann in seinen Versuchen und Erfahrungen von der Holzsaat p. 63. ed. de anno 1756. schließt daher aus überzeugenden Gründen: daß an denen vielen Windbrüchen niemand als derjenige Schuld sey, der hin und wieder in seinem Holze herumschlägt. Dann, so lange eine Armee geschlossen bleibet, kann der Feind gewiß so leicht nicht einbrechen; so bald aber Lücken werden, so bekommt der Feind mehr Vortheile, in dieselbe hineinzudringen, und sie wohl gänzlich über den Haufen zu werfen. Eben dieser Schriftsteller behauptet diesen Satz gegen einen seiner Gegner, den obangezogenen Herrn v. S. auf folgende Art: „ Ich kann ihnen versichern, daß es mir sehr zu Herzen gehe, wann ich die betrübten Früchten sehe, die das von ihnen angerühmte hin und wieder Ausleichten in denen Waldungen hervorbringet. Ich glaube auch ganz gewiß, daß das, was ich von der Ursache der Windbrüche melde, die Wahrheit sey. Nur scheinet es mir, als hätten sie das von mir gebrauchte Gleichniß ganz unrecht verstanden. Dann es ist doch wohl ausgemacht, daß der Wind von einem solchen Ort, wo er auf allen Seiten gleichen Widerstand findet, nicht so viel Macht haben, und so viel Gewalt brauchen könne, als da, wo er Lücken und Gassen vor sich hat, und mehr Freyheit, aber nirgends Widerstand antrift. Warum thut der Wind mehreren Schaden, wenn er, wie man im gemeinen Leben zu reden pflegt, einen Zug bekommt? Stellen sie sich nur vor, der Wind treffe auf eine Seite einer Waldung,

den ausschalben, ohne einige Lücken zu haben, mit Bäumen besetzet ist, wird er da etwas ausrichten können? Ich zweifle sehr! Wie aber, wenn er leere Zwischenplätze findet, da seiner Gewalt nichts widerstehet, wird es da auch wohl ohne Zerbrechen und Umstürzen der Bäume abgehen? Die Erfahrung bestätiget das, was ich gesagt habe. Denn in denen mir anvertrauten Holzungen ist bey meiner Art, das Holz auf ganzen Schlägen abzutreiben, nach denen heftigsten Sturmwinden, gar wenig, und öfters gar nichts vom Winde gebrochenes anzutreffen gewesen; da ich hingegen bey andern und verschiedenen meiner Nachbarn, die auch in ihren Wäldern nur hin und wieder die starken Bäume heraus nehmen lassen, deßfalls jedesmal große Klagen gehöret habe. Glauben sie nun bald, daß derjenige, der den Holzschlag in einem Walde anordnet, den an Windbrüchen in demselben Schuld sey? Finden sich aber dennoch einige, die hierbey noch einigen Zweifel hätten, so sage man mir doch, wie es komme, daß öfters ein Baum, dessen Stärke und Jahreszirkel uns von seinem 100, ja wohl 150 jährigen und noch höhern Alter überzeugen, von dem Wind umgebrochen wird? Diese 100 und mehr Jahre über, die er gestanden, sind doch ohne Zweifel auch Sturmwinde vorgefallen. (Dergleichen den 27. Nov. 1627. im Oberharz und andern Orten gewesen, dergleichen Anno 1660. 1703. 1739. 1756.). Gleichwohl hat ihm die Gewalt derselben, diese ganze Zeit hindurch, da er doch endlich viel schwächer, und also weit eher zu bewegen war, nichts anhaben können. Jetzo aber, da er mit vielen und starken Wurzeln versorgt, stark, noch frisch und gesund, und weit schwerer zu bewegen ist, wird er dem Wind zum Raube, und von ihm umgebrochen. Rühret dieses nicht daher, weil wir seine Nachbarn um ihn herum wegschlagen lassen, die ihm vorher zum Schutz dienten, und keiner Gewalt eines auch noch so grossen Sturms verstatteten, ihn da oder dorthin zu bringen; sondern vielmehr der Macht des Windes mit zugleich gemeinschaftlichen Widerstand thaten? Nun aber stehet er in Freyheit, der Sturmwind kann ihn nach seinem Gefallen ergreifen, erschüttern und bewegen; er hingegen muß nachgeben, der Gewalt weichen, und endlich umbrechen. Uns dünket, hieraus läßt es sich mit mehr als zureichender Gewißheit einsehen, und begreiffen, wer an denen Windbrüchen in einer Waldung am meisten Schuld seye. s. a. Mooswachsen.

Windhaare, s. Donen.

Windhengen, s. Hengen.

Windhund, Wind, Windspiel, lat. Vertagus, franz. *Chien courant*, *Chien gresser*, *Chien forcenant*, ist eine besondere Art Hunde, welche höher und geschmeidiger sind, als andere. Sie lauffen schnell, und haben daher auch ihren Namen, haben ein spitziges mit guten Zähnen versehenes Maul, spitze Schenkel, und einen langen Schwanz. Die an ihnen erforderte Tugenden sind, daß sie geschwind, und gefängig sind, als

sie

so den Hasen nicht nur erlaufen, sondern auch fangen können. Man ziehet und füttert sie nicht mit vielen Suppen, wie andere Jagdhunde, sondern mit gutem Brod und Brühen, die ihnen Kräfte geben. Sollen sie nicht auf dem Hof herum laufen, und gesund bleiben; so müssen Zwinger, und Hundeställe vorhanden seyn, die Ställe aber täglich rein gesäubert, und die Hunde fleissig, besonders aber zur Sommerszeit, gebadet werden. Zwey oder drey dergleichen Hunde fassen die Jäger an einem Hetzriemen zusammen, die ein Strick Hunde heissen. Die jungen Hunde hetzet man nicht eher ein, sie sind denn wenigstens ein Jahr alt, und im ersten Jahr muß der Lehrmeister ihnen nicht zu viel zumuthen. Auch ist hauptsächlich in Acht zu nehmen, daß einer nicht hetze, wenn der Hase weit aufstehet, denn sonst kommen die Hunde fast aus dem Athem, ehe sie ihn einholen, und wenn weite Hatzen geschehen, kann man auch in einem Tag nicht viel hetzen. Die Hunde werden vor den Jahren dardurch labath, welches auch geschiehet, so man in einem Tage zu viel hetzet; drey, vier, bis fünfmal auf einen Tag gehet an, was drüber ist, dürfte denen Windhunden nicht nutzen. Ist aber ein Ueberhetzen geschehen, so muß man ihnen die Füsse einsetzen. Darzu nimm Essig, Salz und Kienruß, thue es in ein Fäßlein, und setze der Hunde Füsse eine Weile darein, das ziehet ihnen die Müdigkeit und Hitze aus. Der Windhetzer muß auch ein Horn mit Schießpulver bey sich führen, indem es öfters geschiehet, daß sich die Hunde verlaufen, oder mit dem Athem laufen, da er denn nur einen Schuß Pulver einschütten darf, darauf sich jeder Hund recolligiret.

Einige, und insbesondere die zu Fusse anziehen, und hetzen, haben Gefallen daran, die Hunde zu gewöhnen, daß sie den Hasen hergetragen bringen. Dieser wird der Ritter genannt. Es gehört aber nur bey jedem Strick einer, der es thut; mehrere sind schädlich, weil sie vielleicht alle tragen wollten, und den Hasen also zerreissen würden. Nützlich ist der Windhund bey der Jägerey besonders deswegen, weil man jederzeit nach des Obern Befehl Hasen schaffen kann, es wären denn die Hunde nichts nütze, oder aber das Unglück regierte, daß keine Hasen zu sehen. Es die Jagdhunde in einem Feldholz, oder Bruch gelöset werden, ausser diesem aber mit denen Windhunden vorgehalten wird, erfolget Nutzen und Plaisir, weil solchemnach Hasen, Rehe, und Füchse, zugleich gehetzet werden können; jedoch fangen, und werfen nicht alle Windhunde den Fuchs, sondern laufen nur in Gesellschaft anderer mit.

Zum Retter oder Schirmer erwählet man insgemein den herzhaftesten unter den drey Jungen, welcher nach dem vorgeworfenen Brod am schärfsten greifet, und die andern abweisen will, welchem man beystehet, und allezeit die Oberhand lässt, damit er gewieß versichert bleibe, er sey Hahn im Korb, und habe vor denen andern etwas zum voraus. Wenn der Retter

den Hasen selbsten fressen wollte, muß ihm der Appetit mit der Hetzpeitsche vertrieben werden. Anfänglich lässet man ihn zu Hause, und hetzet die zwey andern Jungen vorhero erst mit einem alten und erfahrnen recht vollkommen ein, hernach ist der Reuter zum absonderlichen Fang anzugewöhnen.

Es giebt auch eine Zwitterart von Windhunden, die nicht allein hurtig, sondern auch stark, beissig, und gut auf die Füchse, ja sogar zur Wolfsjagd zu gebrauchen sind. Daß der Fuchs seinen Schwanz, wie ein gewisser Autor schreibet, zwischen die Läuste nehme, und, wenn die Hunde hinter ihm her sind, sein stinkendes Wasser darauf lasse, und den Schwanz ausstrecke, und daß solches denen Hunden zuwider seye, und sie abweichend machen solle, ist Einfalt, s. a. Hase, Hund.

Windicht, Schnellgehend, heißt bey dem Forstwesen das Holz, das wie ein gedrehter Strick aussiehet. Das besondere hiebey ist, daß es alles recht herum gedrehet ist, gleichwie der Hopfen oder die Bohnen an den Stangen hinaufranken. Solches entstehet vom vielen Winde. Wenn das Holz noch jung, aber wipfelreich ist, und dickes Laub hat; so kann sich der Wind stark hinein setzen, und es herum drehen. Weil es nicht gleichspaltig ist; so kann es zu Schindeln, Schleussen, Brettern u. d. g. nicht gebraucht werden, und schickt sich zu nichts, als ins Feuer.

Wind leinen, s. Donen.

Windriß, s. Windfall.

Windspiel, s. Windhund.

Windwurf, s. Windfall.

Winterdrossel, s. Drossel.

Wintereiche, s. Eiche.

Wintergrün, s. Epheu.

Winterleite, s. Leite.

Wintermonat, s. November.

Winterstand der Hirsche, siehe Hirsch.

Wipfeldürre, heißt bey dem Forstwesen dasjenige Holz, welches an dem Wipfel abzudorren anfängt, welches zum öftern daher kömmt, wenn denen jungen wachsenden Bäumen oben die Gipfel zu Wein- und Bierzeigern, oder sonst sinnwidriger Weise abgeschnitten worden. Es ist eine gefährliche Sache, wenn man denen Förstern und Forstknechten dergleichen Holz als ein Accidenz überlässet; denn unter diesem Schein gehet, ohne Vorwissen der Herrschaft, nebenbey auch viel gutes Holz hinweg, welches heimlich verkauft wird, unter dem falschen Vorwande, daß es Wipfeldürre gewesen; und dieses kann man an dem Stocke, darauf das Holz gestanden, nicht eigentlich mehr erkennen. Daher es besser ist, ihnen ihre Besoldung zum etwas zu vermehren, als ihnen selbst Gelegenheit an die Hand zu geben, weiter zu greifen, als ihnen gebühret, weil sie dergleichen Unvermerkt thun können, und sehr wenige sind, die ihr Gewissen mehr, als ihren Nutzen bedenken sollten.

Wipfelreich z. heißt der Baum, der

der oben nach der Spitze stark mit Aesten besetzt ist.

Witterung, heissen die Jäger die Ausdünstungen, so die wilden Thiere von sich lassen, und von den Leit- und Spürhunden wahrgenommen werden. Von der Witterung bey dem Fuchseisen. s. Fuchseisen.

Witterwald, s. Kirschvogel.

Witwohl, s. Kirschvogel.

Wölfen, heißt bey der Wölfin, wenn sie Junge bekommt. Bey der Füchsin bedienet man sich dieses Wortes ebenfalls, wenn sie wirft.

Wolbeymey, Walpurgismey, ein Staudengewächse, welches an vielen Orten diesen Nahmen führet, weil es im Maymonat ausschlägt. Es bringt weisse Blüten, und darauf im Herbst rothe Beeren hervor, die den Saamen in sich halten, und wächset in Landforsten, Vorbergen, Hecken und an Zäunen. Das Holz ist von keinem andern Gebrauch, als wozu alle andere geringe Hecke dienet.

Wolf, lat. Lupus, franz. Loup, ist ein reissendes, arglistiges, schädliches Thier, und der gefährlichste Feind der wilden und zahmen Thiere, sonderlich der Schafe. Seiner Grösse nach kommt er einem starken Hund gleich. Sein Kopf ist lang, der Rachen ganz spitzig, die Oberlippe gehet um ein merkliches weiter als die Unterlippe hervor; im Rachen hat er schöne starke, weisse, und sägenartig stehende Zähne, mit welchen er zerreißt, was ihm vorkömmt; die Ohren sind spitzig, der Hals ist kurz, und stark, die Augen klein, aber doch scharf sehend; seine Witterung ist gleichfalls scharf, und gut, daher er den Raub von weitem riechet. Die übrige Proportion des Leibes ist fast wie eines Hundes seine, der Schweif aber rauch und haarig. Der Farbe nach siehet der Wolf graulicht, sein Balg wird rauch gar gemacht, zu Pferdedecken gebraucht, und in Fußsäcke, und Winterkleider gefüttert. Die Klauen kommen der Hunde ihren gleich, doch sind sie kleiner, und spüren sich schmäler, auch länger. Solches desto gewisser zu erkennen, ist zu beobachten: 1) der Wolf hat einen grossen und starken Ballen, siehet aus wie ein Herz, und machet wegen seines Gesäßes 2 Gruben in die Erde, welches kein Hund thun kann. 2) Die Klauen, aber 2 Vorderklauen hält er allezeit zusammengespannet, welches ebenfalls kein Hund that. 3) Zeiget sich des Wolfs Spur, wenn die Afterklauen von dem übrigen Fuß weit abgesondert sind. 4) Ist des Wolfs Spur oder Schritt weit länger und gerader, als die Schritte der Hunde, welche ohnedem auch beymetten; denn da er beständig trabet, tritt er mit den hintern Klauen just in die vordersten ein, welches das Spuren gar nett wird. Etliche Wölfe, die beysammen sind, trabe hintereinander her, so, daß die hintern alle in der vordern Einfahrt treten, und man also nicht erkennen kann, ob es einer oder mehr seyen, bis sie auseinander traben; wenn sie aber flüchtig gehen, greifen sie auseinander, wie andere Thiere.

Der Wolf wird in der Jahre von der Wölfin dadurch wahrgenommen: 1) daß diese längere Füsse hat, als der Wolf. 2) Daß die Füsse auch stärker sind. 3) Daß die Krallen nicht so stark, als des Wolfs. Am Gelos werden sie auch erkannt; dann der Wolf, sonderlich wenn er alt ist, hat ein hart Gelos, der Wölfin aber ihres ist breiter, und weicher; dieses lässet sich am besten sehen, wo der Wolf oder die Wölfin den gefangenen Raub verzehret. Auch loset der Wolf neben die Wege, die Wölfin aber mitten in die Wege. Ferner feuchtet der Wolf gern an alte Stöcke, wie die Hunde, die Wölfin aber in die Fehrte, wie die Hündin. Dieses Zeichen aber siehet der Jäger nur Winterszeit im Schnee.

Die Wölfin läuft des Jahrs einmal, und zwar in dem härtesten Winter, fängt nach zweyjährigem Alter an, hält, wie die Hunde, ohngefehr 14 Tage zu, gehet nicht länger, als 9 Wochen trächtig, und bringet alsdenn im Martio ihrem Alter nach, 5, 6, 7, 8, 9 Junge, wenn ihr Alter aber das 10te Jahr erreicht, läuft sie nicht mehr. Wölfe werden, gleich den Hunden, blind gebohren, von der Wölfin aber, bis sie wieder läuft, mit grosser Sorgfalt gesäuget, und erzogen.

In grosser Winterkälte treibet der Wolf sehr weit um sich, und suchet oftmals so gar die Meyerhöfe, Schaafställe, und Hühnerhäuser der nahe bey Waldungen abgelegenen Einwohner heim. Wenn die Kälte gar zu heftig ist, fangen die Wölfe an, erschröcklich zu heulen. Sie gehen, wie abgetheilet, alle Morgen auf die Jagd, oftmals mit einander in einem Haufen, bringen dem Wild für, bis sie was fangen. Das Schlauseyn und die List des Wolfes erhellet aus nachfolgendem: Die Wölfe thun öfters in starker Gesellschaft einen Anfall auf die Schaafheerden. Ist nun ein Schauf von einem Wolf erhaschet worden, bey dem nur einer seiner Cameraden Stand hält; so wird zwegen Wölfen ein Schaafhund, er sey auch der freudigste, nicht leicht das Schaf desswegen abjagen können, nachdem diese arglistige Thiere die Gewohnheit haben, den Raub, so oft sie von einem Schaafhund auch dessen Erlangung angefahren werden, fahren zu lassen, der andere Wolf aber springt ihn behende auf, oder nimmt ihn wohl von dem andern aus dem Rachen an, und wandert damit fort; unterdessen wehret sich der angefallene Wolf des Schaafhundes, so viel er kann; eilet nun der Schaafhund dem andern nach, und verläßt diesen; so wehret sich der andere seiner wieder um, und der nachgekommene frohlet mit dem überkommenen Raub aufs neue fort. Auf diese Weise continuiren sie gemeiniglich das Spiel, und werden des Raubes völlig meister. Derowegen nun ist mehr, als ein Hund, bey einer wohlbestellten Wolfsjagd vonnöthig, damit im Nothfall einer den andern secundiren kann.

Die Wölfe stecken entweder in grossen Bergen, und Dickigten oder in Brüchen und morastigen Oertern. So für Winterszeit Schneewetter einfällt, frey-

sei

ſet man die Oerter, wo Wölfe zu vermuthen; aber ohne Schnee verlappet man die groſſen Dickigte, Brüche oder Berge des Nachts, wenn die Wölfe auf dem Raub ſind, giebt ihme aber darneben ein ander Stück Wald in die Lappen, läſt den Ort, wo ſie gemeiniglich heraus, oder hineintraben, offen; bey Tage geſchiehet das Zulappen; bey dem Schnee aber verrathen ſie ſich ſelbſt. Die Lappſtatt darf nicht gar zu enge, und muß ſolche auch mit Dickigt verſehen ſeyn, da die Wölfe die Lappen gut halten, und dahinein läſt man einige Leute gehen, welche auf ein Beil, oder Axt mit einem Stein klappen; denn machen ſich die Wölfe, welche kein ſolch Lermen vertragen können, auf die Klauen, und ſtellen ſich alſo dem Jäger zum Schuß dar. Wenn man in Dickigten, Brüchen, oder dergleichen, Wölfe vermuthet, oder im Winter auf dem Schnee treyben, und ausmachen kann; ſo iſt gar thunlich, daß man Wolfs- oder Rehgarne nehme, ſo viel als man hat, oder darzu nöthig ſind, und den Ort umſtelle. Will der Herr der Jagd ſich hier mit dem Schieſſen beluſtigen; ſo ſtellet man die Garne veſt, daß ſie nicht leicht von den Fuckeln fallen können, läſſet alsdenn etliche Kuppeln Jagdhunde hinein, damit ſolche die Wölfe zum Ausbrechen forciren. Die Garne werden in der Mitten, und die beyden Tücher auf den zwey Flügeln daran gerichtet; zuweilen aber ſind die Tücher auf einem Flügel nützlicher. Wenn die Garne recht gerade, wie höchſt nöthig, gerichtet, und nachgeſtellet worden; ſo tritt der Bauer zum Exempel, ſo das Garn getragen, 20 oder 30 Schritte weit, vor das Garn hinein, mit einer ſtarken zweyzinckigten eiſernen Gabel, und hält ſich, ſo viel möglich, verborgen, doch ſo, daß er ſehen kann, wenn der Wolf kömmt. Die andern Jagdleute haben Trommeln, Schalmeyen, und zum Theil geladene Flinten. Dieſe ſtehen zwiſchen denen Trommelſchlägern, und pfeifen; alſo nun wird der Feind aufgebracht, und endlich gefället.

Kann man junge Wölfe noch blind erlangen; ſo werden ſolche durch eine Bauerbäze geſäuget; ſehen ſie aber ſchon; ſo geſchiehet ihr Erziehen mit Milch, Brod, und auch gekochten Speiſen, und mit der Zeit läſſet man ihnen Hunde zukommen. Die das von herſtammende Baſtarte ſind gut zu Schweißhunden an der Leine ꝛc. zu gebrauchen; wenn ſie aber gelöſet ſind; ſo jagen ſie nur ſtumm hinter den Thieren her, daß der Jäger oft nicht regardiret, wo Hund und Thier hinkömmt. Erlanget nun der erſtere das letztere; ſo packt er an, ziehet nieder, und ſitzt, ehe der Schütze dazu kömmt, ſich derb und dichte ſatt.

Die Wölfe gehören zwar unter die Mitteljagd; es ſollen aber doch auch diejenigen, welche nur mit der Niederjagd beliehen ſind, ſelbige fällen und ſchieſſen, die Bälge in die Wildmeiſterey, worunter ihr Bezirk gehöret, einliefern, und dafür zur Ergötzlichkeit das darauf geſetzte Schußgeld, zum Exempel zwey und einen halben Thaler, wie

wie theils Orten gebräuchlich, empfangen. Hierbey iſt noch zu gedenken, daß die Wölfe durch den ſogenannten Selbſtſchuß erleget werden, wovon unter dieſem Wort nachzuleſen. Hernach giebt es auch Wolfsgärten, Wolfsgruben, Wolfsjagden, Wolfsnetze zum Ruin der Wölfe, wie bey dieſen Worten zu erſehen.

Weydmänniſch wird vom Wolf alſo geſprochen: die Untertheile an den Läuften werden Klauen genennet; die Zähne Fänge; der Wolf trabet; der Wolf iſt auf den Raub geweſen; der Wolf reißt und wirft das Thier; der Wolf frißt den Raub; der Wolf ranzet oder rollet, zur Zeit der Vermiſchung; die Wölfin wölft, ſo ſie Junge bekömmt; der Wolf wird todt geſchlagen; der Wolf wird geſtreifet; der Wolf hat einen Balg, und keine Haut; die Ruthe, oder Ständarte iſt eigentlich ſein Schwanz; die Blume, die Spitze an der Standarte; der Wolf hat einen Bau, oder Lager; wenn etliche Wölfe beyeinander ſind, wird dieſe Compagnie eine Rotte Wölfe genennet.

Das Haupt eines Wolfes ins Bette gelegt, ſoll den Schlaf befördern; die Lebern ſowohl als die Lungen von Wölfen, werden vor die Schwindſucht gebraucht. Das Herz dienet denen, die mit der fallenden Sucht oder ſchweren Noth beladen. Wer den Schlund, oder das Luftrohr ſpeiſet, befördert ſeinen Appetit zum Eſſen. Das Fett erwärmet und heilet die innern Glieder des Leibes. Wolfsfleiſch gedörret, und gepülvert, iſt eine Medicin vor das böſe Weſen. Der Wolfskoth hilft wider die Colick, ſo er eingenommen wird. Die Wolfszähne werden in Silber eingefaßt, denen kleinen Kindern zum Spielen gegeben, damit ſie öfters in den Mund fahren, und das Durchbrechen der Zähne befördern.

Wolfsart, heißt eine Gattung Schweißhunde, welche ganz ganz ſtumm hinter dem verwundeten Thier zu jagen pflegen, und ſolches, ſo bald es ſtehet, mit Wolfsart packen, auch wohl zu freſſen anfangen, ehe ſie der Jäger findet, und dazu kommt. Sonſt aber haben ſie ſeine Nasen, und halten auch gut an.

Wolfseiſen, ſind nichts anders, als Schwanenhälſe, oder bieberiniſchen Eiſen, nur daß ſie für die Wölfe noch einmal ſo groß gemacht werden, als die Fuchseiſen. Die Feder muß ſtarck ſeyn, daß der Wolf nicht viel mit fort kann. Am beſten ſind dieſe Eiſen bey dem Schnee. Man kirret die Wölfe mit gedrucktem Rehleber, oder einem Geſcheide vom Wildpret an, und wo man vorher das Lager zum Eiſen einhauen, und Spreu und Ameiſenhaufen darauf ſtreuen, wie ein mehrers bey dem Artickel: Fuchs und Fuchseiſen zu erſehen. Die Brocken auf den Plätzen wehme man von Rehwildpret, oder Enten, und brate ſie in Bärenfett oder Entenfett, thue auch ein wenig Campher darzu. Wenn ſie denn die Brocken an denen Plätzen einige mal

mal vorgenommen haben; so leget man das Eisen, und verwittert es. Die Witterung aber wird also gemacht: Man nimmt rein Gänsefett, läßet es zergehen, thut darein Fenchelkraut, die Knospen von Fichten und Tannen, läßet es ein wenig braten, doch muß der Rauch nicht hinein schlagen, auch nicht anbrennen. Alsdenn thut man ein wenig Campher darzu, drückt es durch ein rein Tüchlein, und schabet ein wenig Wachs hinein, daß es steif werde, und hebet es in einem Geschirr zum Gebrauch auf. Mit dieser Witterung bestreichet man das Eisen. Die Brocken an dem Anzuge müssen nicht zu lange gemacht werden. Die Legung des Eisens ist bey den Füchsen mit mehrerm beschrieben.

Mit denen Tellereisen ist der Fang auch recht gut zu jungen Wölfen, wo man deren kundig wird. Zu diesem brauchet man keine Witterung. Die Eisen müssen aber das ganze Jahr draussen im Holz bleiben; so behalten sie die Witterung von draussen. So lege auch ein paar Eisen, und hänge eine Ente, Gans, oder was von einem Schaaf an eine Gabel. Wenn sie selbiges vermerken; so wollen sie nach dem Raub springen, fangen sich aber darüber. Noch besser ist es, wenn man was lebendiges auf einen Pfahl, oder Scheibe bindet; so gehen auch die Alten daran. Die Eisen müssen an Ketten gelegt werden.

Wolfsgarn, Wolfsnetze, gehören mit zum Jagdzeuge, und müssen 40 gedoppelte Schritte stellen. Die Leinen, davon das Garn gestrickt wird, werden von klarem Hechelhanf, von sechs Faden, wie ein starker Federkiel dicke zusammen gedrehet, und die Maschen ins vierkantigte fünf Zoll breit, und fünf Zoll lang, gemacht. Das Netze wird zwanzig solcher Maschen hoch, daß es also über drey Ellen hoch stellen kann, und doch Busen genug hat. Die Leinen sind fast Daumensdicke stark, von achtzehen Garnfaden, so ebenfalls von gutem Hechelhanf seyn müssen. Die Ober- und Unterleine an jedwedem Ende, welche dem Netze wohl zwey Klaftern vorgehen, werden an den Hacken und dessen Heftel veste angeschlinget. Diese Hacken und Heftel macht man gerne von weißbüchenen oder vestem Weißdornholze, und läßet sie oben mit eisernen Ringen beschlagen. Die Netze läßet man bis an den Ort der Stallung fahren, da sie abgenommen, auf Hacken von den Stellleuten getragen, und nach der gehauenen Stallung abgelaufen werden.

Wolfsgarten, ist ein umschlossener und stark verzäunter Platz, dergleichen man in grossen Wäldern, wo es viele Wölfe giebt, anzulegen pfleget, solche Raubthiere darinnen zu fangen. Er wird mit hohen Planken, Stacketen oder Pallisaden rings herum eingefangen, und auf allen vier Seiten eine Oefnung gelassen, in welche eine Fallpforte gebauet wird, davon ein Strick in das mitten in den Wolfsgarten gebauete Jägerhaus gehet, aus welchem man die vier Stricke oder Leinen gar leichtlich los, und die Fallpforte niederlassen, mits

mithin also den Garten auf einmal beschiessen kann. Wenn nun im Herbste oder Winter die Zeit zu den Wolfsjagden vorhanden, lässet man erstlich ausserhalb des Gartens in dem Walde hin und wieder, hernach um den Garten ringsherum, ferner zu denen vier Oefnungen hinein, und wieder heraus, auch im Garten Creutzweise herum, ein Stücke umgefallenes Vieh schleppen, und endlich solches im Garten liegen. Man muß aber vorhero im Sommer die Wölfe, wenn die Jungen erst halb gewachsen, dahin gewöhnen, denn also werden sie den Ort, dessen sie von Jugend auf kundig sind, und ihren Fraß daselbst gefunden haben, nicht leichtlich verlassen, auch sich um so weniger eine Hinterlist besorgen, als sie den ganzen Sommer über die Thore Tag und Nacht offen gefunden, niemals einigen Wind weder von Menschen noch Hunden gespüret, folglich ohne alle Gefahr und Argwohn aus- und eingegangen. Wenn nun gegen und in dem Winter die Bälge gut worden, werden die vier Fallthüren behörig gestellet, welche denn die in dem Gartenhause aufpassenden Jäger, wenn sie einen oder etliche Wölfe in der Stallung haben, zugleich fallen lassen, und hierauf die Wölfe nach Belieben schiessen, oder lebendig einfangen können; denn die Wölfe in diesem Garten mit den Hunden zu hetzen, ist darum nicht rathsam, weil die ausserhalb des Gartens befindlichen Wölfe durch das Anschlagen und den stark erschallenden Laut der Hunde dergestalt erschrecket werden, daß sie nicht leicht in den Garten kommen, sondern sich gar in andere Gehölze verschlagen. So werden auch die Hunde lange Zeit von denen Wölfen gespüret, daß diese, ob sie gleich verbleiben, sich dennoch nicht in den Garten zu kommen getrauen. Am besten ist, man stelle Netze auf, jage sie mit genugsamer Mannschaft darein, und schlage sie mit nichtigen Prügeln zu tode. Dieses ist dabey jederzeit fleissig zu beobachten, wenn man das Aas um und in den Garten schleppet, daß solches nicht mit hänfenen Stricken, sondern mit Weiden oder von Bast gedrehetem Stricken geschehe, weil sonst kein Wolf der Spur nachkommen wird; es wäre denn, daß der hänfene Strick wohl und oft mit Wolfskoth bestrichen würde.

Eine andere Art, einen Wolfsgarten anzulegen, ist diese: Man erwählet sich in einem Walde, wo es viel Wölfe giebt, einen runden Platz, der ohngefehr im Diameter, oder Durchschnitt, zehen bis zwölf Klaftern hält, macht ringsherum einen Zaun von starken eichenen Pfählen oder Stacketen, so enge, kein Fuchs oder Wolf durch kann, lässet in demselben eine Oefnung, Schaafe dadurch und in den Garten zu treiben, welche Oefnung mit einer von starken Brettern oder Pfosten verfertigten Thüre versehen ist, und wenn die Schaafe in den Garten getrieben sind, wohl versperret bleiben muß. In der Mitte macht man einen mit Stroh gedeckten Stall, etwa auf vier Schaafe, in der Höhe, daß ein Schaaf ohne Anstossen hinein gehen kann. Der Stall muß, damit die Schaafe

von den Wölfen frey gesehen werden mögen, unten her nicht verschlagen, hiernächst auch die Schafe vor der Kälte zu verwahren, mit vielem Wirrstroh, und nicht weniger mit genugsamer Fütterung versehen seyn. Rings um diese Verzäunung macht man einen andern Zaun, daß ein Zaunpfahl davon auf den andern der ersten Verzäunung sehe, und also einer gegen dem andern über stehe. Der Raum zwischen beyden Zäunen muß nicht über zwey Fuß, oder eine Elle seyn, und im äussern Zaun, gegen der innern verspertten Thüre über, ebenfalls eine Thüre in der Weite einer Elle gemacht, und eingehänget werden. Ferner wird auch eine leichte Thüre mit dünnen Brettern eingehänget, und solche nebst den vorigen mit Gewichten und in Wirbeln gehenden Leingen dergestalt zugerichtet, daß, wenn an die Thüre ein Wolf kommt, und nur ein wenig daran stösset, solche sogleich aufgehe, und sich öfne, die äussere Thüre aber sich schliesse; so bald aber der Wolf fortgegangen, diese letztere sich von selbst wieder öfne, und hingegen die andere Thüre sich schliesse. Ob nun gleich der Wolf an diese Thüre zurück kommt, und solche öfnet; so schlägt ihm hingegen die äussere Thüre vor der Nase zu, daß er nicht hinaus kommen kann, sondern bey der Thüre wieder zurück gehen muß. Und auf solche Weise kann nicht nur einer, sondern mehr Wölfe oder Füchse gefangen werden.

Wolfsgrube, ist ein tief in die Erde gegrabenes Loch, welches also zugerichtet ist, daß sich die Wölfe selbsten darinnen fangen müssen. Es wird in der Wildniß, wo Wölfe zu vermuthen oder gespüret werden, eine Grube, wenigstens neun Ellen tief, und sechs bis sieben Ellen weit, ausgegraben, an den Seiten und am Boden mit fünf bis sechs Zoll starken eichenen Pfosten ausgeschalet, solche Pfosten auch, daß die Wölfe mit den Klauen nicht hasten können, glatt gehobelt. Auf diese Gruben werden entweder geflochtene Decken von Stroh oder weidene Ruthen gemacht, durch deren Mitte eine Stange gehet, daß sie mit einem gleichen Gegengewicht aufliegen, sonsten aber allenthalben frey sind, dergestalt, daß ein Wolf oder Fuchs, wenn er nur mit einem Vorderlauf darauf kommt, den Deckel überschnappen macht, welcher das Thier mit einer sonderbaren Behendigkeit in die Grube wirft, sich aber sogleich wieder in sein vorriges Lager und Gleichgewichte begiebt. Oder, man kann die Gruben nur mit Stellreisern, Tangelästen, oder häselnen subtilen Stänglein überlegen, und mit Stroh, Laub oder Streuling dem Erdboden ähnlich verwittern. Mitten auf den Deckel wird eine Ente mit einer mit Heu oder Stroh gefüllten Backschüssel, damit sie warm sitze, vest aufgebunden; oder, man stellet, wenn die Grube nur mit Reiß bedeckt wird, in der Mitte eine glatte geschälte Stange der Gruben hoch auf, stecket ein kleines Schubkarrenrädlein darauf, und bindet ein lebendiges Schaaf oder Lamm veste darauf an. Wenn nun der Wolf das Schreyen der Ente, oder des Lammes höret, und so nahe kommt, daß er eis

nes von diesen beyden auf wenig Schritte vor sich merkt; so schleicht er auf dem Bauche so lange, bis er es in einem Sprunge zu erwischen verhofft, und wenn er denn springt; so fällt er mit grosser Gewalt in die Grube, und die Ente oder das Lamm bleibt unversehrt. Damit aber der Wolf nicht Beyweg spatziere; so wird auf beyden Seiten ein Zaun von Windbrüchen verhauen, und mit Reißstangen verleget, daß daselbst nicht wohl durch zu kommen; so bleibet der Wolf auf dem ordentlichen Gange. Es muß aber solcher Zaun von Natur recht wild, wüste und verfallen aussehen, sonst dürfte der Wolf die Nachstellung leichtlich merken.

Das Luder, so auf allen Wechseln an eine Wiede gebunden oder angehacket wird, muß man nicht mit den Händen angreifen oder an Stricke binden, weil solches die Wölfe riechen würden; ja man muß auch die Schuhsohlen mit Pferdemist umbinden, und bisweilen vom Luder etwas liegen lassen; so wird dieser Gast nicht leicht vorbey kommen, sondern sich wohl fangen. Soll nun der Wolf lebendig aus der Grube heraus gebracht werden; so steiget man auf einer Leiter hinunter; hält ihm einen starken Knebel, wie eine Krücke, vor, daß er darein beisset, von oben her aber drücket man ihm den Kopf mit einer starken eisernen Gabel, lässet den Wolfskasten hinunter in die Grube, öfnet dessen Thüre, thut ihn mit dem Hinterleibe rückwärts hinein, und lässet die Gabel gehen, drücket, statt dessen, mit der Fallthüre so lange auf den Hals, bis der mit der Krücke ihn vollends hineinstösset, und die Fallthüre zumachet; sodann wird der Kasten aus der Grube gezogen, aufgeladen, und weggeführet. Einige geben ihm auch in der Grube eine Holzkette ins Maul, und schliessen sie im Genicke zu, welchenfalls sie ihn gar leicht führen können.

Die Wolfsgruben sind heutiges Tages denen Vasallen scharf verbothen, sonderlich denen, welche nahe an des Landesherrn Gehege und Wildbahne gelegen sind und angrenzen, dieweil in solchen Gruben oft und vielmal trächtiges Wildpret, Hirsche, Sauen, Rehe und andere Thiere, auch das kleinste, hinein zu fallen pfleget, ja wohl gar öfters Menschen bey grossem Schnee und Windwehen darein verfallen und umkommen. Doch werden sie noch auf den Grenzen grosser Herren Länder, nachdem ihre Vergleiche wegen der Grenzzäune geschlossen sind, auch, wo nicht sonderlich viel hohes Wildpret zu finden ist, denen Vasallen connivendo verstattet. s.a. Raubthiere.

Wolfsjagd, wird also angestellet, daß der Anfang gemacht wird, wie bey dem Hauptjagen der Hirsche und Sauen, doch muß solches Jagen gleich Anfangs mit Leuten, Jagdzeug, und Feuer beleget werden. So bald nun zur Wolfsjagd der Anfang gemacht wird, muß man auf die Absonderung des Rothwildprets von Wölfen denken. Wird aber durchgestellet; so erwählet man ein Gehäu, oder einen hellen

Ort

Ort, oder auch recht breiten Stellflügel. Hinter dem Hellen müssen die Tücher gerichtet werden, da vorhero wohl zu beobachten, ob Wildpret, oder Wölfe kommen. Die Jäger, so hierbey sind, geben mit den Hifthörnern denen, so treiben, zu verstehen, wenn sich ein Wolf vor den Falltüchern sehen lässet; darauf halten diese mit Treiben an, lassen die Leute auf Haufen treten, nehmen etwas von den Flügeln an Mannschaft, und treiben sachte von den Falltüchern her, um die Wölfe zurück zu bringen. Es ist besser, daß hier mehr, als ein Stück Wild, zurücke bleibet, als den Wolf verlieren, deswegen dießfalls alle Vorsorge zu gebrauchen ist, daher, und weil der Wolf gar leicht durch bricht, sich der Herr, oder Jäger, so das Jagen nur etwas ins Enge gebracht, ins Jagen stellen, die Wölfe rege machen lassen, und zum Schuß parat seyn muß. Stehen die Wölfe etliche Tage im Zeug; so werden sie so dreuste, daß sie die Windleinen im Jagen abfressen, und sich auch auf gleiche Art an Tüchern vergreifen. Deswegen muß die ganze Nacht am Zeuge, und von einem Feuer zum andern Wache seyn. Am besten dienet hierzu das Patrouillirengehen mit Fackeln, wodurch sie von dem Zeuge abgehalten werden, keine Oefnung erlangen können, und also bis zu ihrer Habhaftwerdung bleiben müssen. Wer bey der Wolfsjagd zu frohnen verbunden seye, ingleichem wer einen frohnenden, so dabey verwundet worden, müsse heilen lassen, oder, so er ums Leben gekommen, die Begräbniskosten tragen müsse, davon s. Jagdfrohnen.

Wolfskasten, ist ein eichener mit Eisen wohlbeschlagener Kasten, darinnen ein gefangener Wolf, welchen man lebendig zur Hatze aufbehalten will, eingesperret, und an behörigen Ort geführet wird. Man macht ihn ganz und gar, wie einen Saukasten, nur daß man von aussen, an statt der wilden Schweine, Wölfe daran mahlet.

Wolfsnetze, s. Wolfsgarn.

Wospen, s. Elephant.

Würgen, sagt man, wenn sich die Wölfe, Füchse oder Hunde mit einander beissen.

Wulzen, s. Windfall.

Wundbaum, s. Esche.

Wundholz, s. Esche.

Wurm, der fliegende, s. Fliegender Wurm.

Wurm, der schwarze, s. Holzschlag, lit. B) β) 1).

Wurm der Hunde. Dieser findet sich bey ihnen auf der Zunge, und wird der Tollwurm genennet. Man muß ihn einem Hunde, ehe er ein Jahr alt ist, nicht nehmen, weil er, wenn nur das geringste einer Spitze zurück bleibet, wieder wächset. Es ist sicher und gewiß, daß ein Hund, wenn ihm der Tollwurm völlig genommen worden, zwar durch langwierigen Durst und Sonnenhitze, oder durch grosse Kälte, wenn er sich gleich darauf unter den heissen Ofen legt, wohl gar den Kopf an die unterste heisse Platte hält, oder durch den Biß eines

andern tollen Hundes toll werden kann; er wütet aber nicht, sondern verkriechet sich und crepiret in der Stille, ohne jemand Schaden zu thun; widrigenfalls ist offenbar, daß ihm der Wurm nicht recht genommen ist, der seinem Geifer, der ganz alleine schädlich ist, den Gift ertheilet. Im Fall, daß das Wurmnehmen vor erreichtem völligen Wachsthume des Hundes geschehen, oder von den beyden Enden, die so zart als Haarröhrlein sind, etwas zurückgeblieben wäre; so ist ein solcher Hund, wenn er auch noch so theuer, gefährlich, und nichts werth, und man müßte noch einmal die Operation vornehmen lassen.

Wurzel, lat. Radix, franz. *Racine*, ist das erste und wesentlichste Theil der Gewächse, so mit Erde bedeckt ist, und aus derselben den Nahrungssaft an sich ziehet, welcher von ihr hernach dem ganzen Gewächse mitgetheilet wird. Was insonderheit die Wurzel eines Baums anbetrift: so ist dieselbe mit dessen Stamm von einerley Baumart. Wir finden zweyerley Rinde und Holz daran, die erste und äusserliche ist sehr löchericht, die innere aber sehr schwammicht und weißlicht. Die alte Holzwurzeln werden sehr masericht, die jüngern Nebenwurzeln treiben Augen, wie die Aeste; sie können also mit einander verwechselt werden. Die Hauptwurzeln theilen sich in gröſſere, und diese wieder in kleinere, bis sie endlich durch öfteres wiederholtes Theilen, zu sehr dünnen Fäden werden, die man Haarwurzeln nennet. Alle diese Aeste zusammen, machen eine erstaunende Ausbreitung von Wurzeln, welche in der Erde zuweilen auf eine sehr beträchtliche Weite von dem Baum, zu dem sie gehören, auslaufen. Der weise Schöpfer hat nichts umsonst gemacht. Dieses weitläuftige Auslaufen der Wurzeln ist nöthig, um sich hin und wieder in der Erde zu verstecken, und mittelst denselben die unermeßliche Menge von Nahrung aufzufangen, die zur Unterhaltung und dem Wachsthum eines Baums nöthig ist.

In Ansehung der Lage und Richtung, in welcher sie wachsen, theilet man die Wurzeln in Pfahlwurzeln, und in Tage- oder Seitenwurzeln. Die ersten schiessen der Länge nach in die Erde, die andere horizontal zu denen Seiten aus. Nicht alle Bäume treiben lange Pfahlwurzeln, ja einige gar nicht, sonderlich die, so von Schnittlingen gezogen worden. Und daher ist die Verletzung der Nebenwurzeln auch an diesen, sonderlich aber, wie an den Pfahlwurzeln, in Entstehung dieser, und wenn jene noch jung sind, denen Pflanzen höchst verderblich, ja gar oft tödtlich. Dieß mögen sich diejenigen merken, welche Bäume versetzen wollen.

Einige Bäume haben viel oder wenige, schief in die Tiefe; andere aber flach, ja gar an Tage aufgehende Wurzeln; die wieder ihre Zasern haben; und es werden oft neue Ausläufer oder Läufer, an denen Wurzeln der Erde daraus. Ueberhaupt wächst ein Auge, wenn eine solche Wurzel

zel oder Zaser an der Sonne und dem Thau lieget, zu einem Reise mit Blättern, Blüten und Früchten an. Einige nennen diesen Auswuchs einen Wolf, weil er dem Hauptstamme viel Nahrung raubet. Indessen können sie doch auch zur Vermehrung auf mancherley Weise gebrauchet werden. Vornemlich aber scheinet in dem schwammigten Zeuge das nächste Geschicke bey denen Wurzeln und Zweigen zu denen Augen zu liegen, aus welchen die Reise erwachsen.

Mr. Tull. Traité in de la Culture des Terres, setzt voraus, daß sich alle Arbeit an dem Acker, vornemlich und hauptsächlich auf die Wurzeln der Pflanzen beziehe, damit sie in Stand gesetzt würden, zu entstehen, zu wachsen, Nahrung zu haben, und das Zeug dazu ihrer Pflanze zu geben. Er setzet daher die Erkänntniß der Wurzeln und ihres Unterschiedes, wie es sonst die Naturkunde des Pflanzenreichs insonderheit von Acker- und Gartenpflanzen lehret, voraus, hält sich aber sonderlich in Ansehung des Ackerbaues, an den bekannten Unterschied, der sie in Ansehung ihrer Lage und ihres Laufes in der Erde unterscheidet. Indem sie aus diesem Grunde auf 2 Classen zu bringen, nemlich 1) vor diejenigen, welche entweder ganz oder doch fast perpendicular in die Erde gehen, welche *Mr. du Hamel* in seinen Anmerkungen über den *Mr. Tull*, pivotantes nennet. 2) Oder derer, so mehr horizontal in dem Boden herumstreichen, und rampantes genennet werden.

Zu denen ersten gehören die Keimen des Saamens, welche, und zwar oft in verschiedenen Armen, nach der Tiefe zu streichen, wenn sie nicht harten Grund und Boden antreffen, oder abgekuppet oder beschnitten werden; dann dieses pfleget ihre Richtung zu verändern. Die mittelste, gleichste und längste Perpendicularwurzel, woraus, so zu reden, der Wurzelstamm und daran, bey dem Korn, der Halm oder der Stamm der Pflanze fortgesetzt wird, nennet man die Pfahlwurzel. Die Horizontalwurzeln aber, so aus denen Wurzeln der ersten Classe, zur Seiten hinaus, bald flächer, bald tiefer, gleich und schief zur Seite in die Erde laufen, und sich sonderlich vervielfältigen, ja am Ende öfters sehr hart und immer spitziger werden, bis sie sich verlieren, heissen insgemein die Thauwurzeln; davon die stärksten mehrentheils flach, und in der lockersten vom Thau und Regen befeuchteten Erde des Bodens liegen, und in ihrem Streichen sich nach und nach verliesen, oder auch zu Tage herausgehen.

In besagtem Auctore ist alles c. 1. P. 1. mit verschiedenen Experimenten erwiesen, woraus noch andere Wahrheiten gefolgert worden, z. Ex. daß die Wurzeln sich immer nach guter klarer und lockerer Erde hinwenden; daß, wenn eine Pflanze zu tief gepflanzet worden, dieselbe gleichsam stocke, bis die Wurzeln letzterer Art wieder in die Höhe zur Oberfläche, wo die Erde locker, lustig, bethauet und warm ist, streichen, und daß sie sich immer

weiter fort ausbreiten, wann sie solche Erde antreffen können. Die Wurzeln laufen schnell und dringen öfters stark hindurch, daß sie sogar zarte Klösse durchbohren, wann sie sonderlich am dicken Ende von guter Erde durch ihre Zwifeln genähret und davon gedrücket, von Zeit zu Zeit aber durch ihre kleine Würzelein gleichsam gemästet werden. Würden sie abgekuppt oder zertheilet; so verlängerten sie sich zwar nicht mehr, allein sie vervielfältigen und theilen sich, und jede Wurzel triebe ihrer mehrere.

Ferner spricht derselbe: die Horizontal- und Perpendicularwurzeln hätten zwar, wie sehr leicht zu bemerken, allerseits den Zweck, die Pflanzen, nach Proportion der Grösse ihres Cörpers, in der Erde zu befestigen, um hernach die mit allerhand salzigten, flichten und denen feinsten eigentlichen Erdtheilgen, welches man auch sonst Jungfernerde nennet, geschwängerten Feuchtigkeiten des Wassers, woraus der Nahrungssaft in der Erde insgemein bestünde, in sich zu saugen; allein die Horizontalwurzeln scheinen doch mehr zum letztern Zweck, und die Perpendicularwurzeln mehr zum ersten bey denen meisten Pflanzen zu dienen.

Je grösser, dichter, höher und schwerer auch der Stamm, der Halm, der Strauch oder das Krautbüschel der Pflanze wäre, desto tiefer, länger, stärker und vervielfältigter pflegten die Perpendicularwurzeln zu seyn, wann die Pflanzen sonderlich einen grossen Raum mit ihren Horizontalwurzeln einnehmen, nicht zu enge zusammen stünden, und also einander nicht gegen die Stürme der Winde helfen könten.

Es fallen uns hiebey folgende Gedanken bey: Ob es nicht rathsam sey, solche Pflanzen, welche lange Perpendicularwurzeln treiben, dieser Anmerkung nach, bey dem Verpflanzen an diesen nicht zu beschneiden, weil sie alsdann ihre Richtung, und eine grosse Hülfe, nicht nur ihrer Nahrung, sondern auch ihrer Dauer verlieren? Dahingegen scheinet gut zu seyn, die Horizontalwurzeln zwar, jedoch nach Proportion der Grösse des Stammes, den sie zugleich in seinem Stande mit erhalten helfen, und weil sie weit um sich herum ihre gute Nahrung auf der Oberfläche guter Erde suchen müssen, nicht zu kurz zu beschneiden, da sonst das Beschneiden anderer gar nützlich geschiehet, wenn sie sich davon vermehren. Es scheinet auch eben dieses letzte die Ursache zu seyn, warum bisweilen an kranken Bäumen die Seitenwurzeln eröfnet und beschnitten werden.

Ueberdem aber könnte man folgende Regel daraus schliessen: daß Pflanzen, die in einem dürren und der Austrocknung leicht unterworfenen Lande wachsen sollen, und von Natur lange Perpendicularwurzeln haben, an diesen nicht viel, wenigstens aber nicht an der Pfahlwurzel beschnitten werden sollen, damit sie in die Tiefe desto besser fortgehen, und aus selbiger, wenn sonst der Grund gut und locker ist, desto mehr

mehr Nahrungssaft saugen können, sonderlich wenn es hochwachsende Pflanzen sind.

Wir geben dieses darum hier beyläufig zu überlegen, weil die einfältigen Plantenus dieses Beschneiden bey vielen Bäumen, ohne Regel und Einsicht, blos weil sie es einmal gesehen haben, daß man die Wurzeln bey dem Verpflanzen beschneide, z. Ex. wenn ein weisser Maulbeerbaum, eine Birke oder Eiche in Sandland verpflanzet wird, verrichten.

Daß die Wurzeln der Bäume auf mancherley Weise leiden, das belehren uns ihre Gebrechen. Einige werden zu Zeiten durch Mäuse oder andere Ungeziefer angefressen, die frischen und guten können nachgehends dem Stamme nicht so viel Saft und Nahrung zuführen, als zu dessen Unterhaltung vonnöthen. Manche werden durch eine ausserordentliche Gährung des Saftes allzusehr ausgedehnet, so, daß sie entweder gar zerreissen, oder doch an einigen Orten Beulen, Blatten und Knoten ansetzen. Andere verwelken und ziehen gar keinen Nahrungssaft an sich; es sey nun, daß die Theilgen des Erdbodens allzutrocken, oder allzu zähe und leimicht sind, oder daß sie auch in dem untersten Erdreich lauter Steine, und felsigten Boden berühren. Es werden auch wohl die Wurzeln der jungen Bäume von Kröten, die ihre Nester mit ihren Gerichten dahin legen, verderbet, daß sie nicht recht fortwachsen wollen. Desgleichen findet man dabey grosse weisse Würmer, welche die zarte Milchwurzeln zernagen und dadurch denen Bäumen ihre Nahrung entziehen.

Man hat durch die Erfahrung bemerket, daß die von Saamen erzogene Bäume eine starke gerade unter sich in die Erde gehende Wurzel treiben, daß diese Herzwurzel den Bäumen nützlich sey, daß man dieselbe hauptsächlich deswegen nicht abschneiden soll, weil sie dem Baum, denen Windstössen zu widerstehen, diene, und die Bäume, so die Herzwurzeln noch haben, nicht so leicht umgerissen werden. Indessen kann man auch behaupten, daß diese Herzwurzel denen Bäumen, so man versetzen will, sehr schädlich sey. Wenn man z. Ex. eine 5 oder 6 jährige Eiche, die in einem lockern und tiefen Boden aufgewachsen, ausgräbet; so findet man oft eine rübenförmige Wurzel, die einige Schuh tief in die Erde gegangen, ohne die geringste Seitenwurzeln getrieben zu haben. Ich habe, sagt Herr du Hamel, Eichen ausgegraben, deren Stämmlein nur 6 bis 7 Zoll, die Herzwurzeln aber 4 Schuh lang waren. Dergleichen Bäume können nicht bekommen, und müssen beym Versetzen fast alle verderben. Es ist also viel daran gelegen, diesen widrigen Zufall zu verhindern, welches auf folgende Weise geschiehet:

Die Erfahrung lehret, daß eine abgeschnittene Wurzel nicht mehr in die Länge wachse, sondern Seitenwurzeln treibe, die horizontal in der Erde fortlaufen. Hieraus erhellet deutlich, daß man die Saamen keimen las-

ſen, und ehe man ſie in die Erde legt, das Würzelein abſchneiden müſſe, wenn man Bäume mit guten Wurzeln zum Verſetzen haben will. Es gilt gleich viel, ob man das Würzelein völlig wegnimmt, oder nur etwas davon abſchneidet; denn wir können aus öfterer Erfahrung ganz gewiß verſichern, daß ein Saame, der keine groſſe Wurzeln ausgetrieben, und ſich dadurch erſchöpft hat, ohnfehlbar ſtatt der abgeſchnittenen, eine, zwey oder drey andere treibet. Man findet alſo bey denen Bäumen, wo die Herzwurzel abgeſchnitten worden, wenn man ſie aus der Baumſchule nimmt, ein ſchönes Gewirz, welches zum Bekommen derſelben gute Hofnung macht.

Wut, Wuth, iſt eine von den ſchlimmſten Krankheiten der Hunde, wovon ſie entweder im Sommer bey allzu groſſer Hitze, oder des Winters bey grimmiger Kälte überfallen werden. Die gemeine Kennzeichen ſind: Daß ſie ihren gewöhnlichen Fraß nicht achten, ſondern lieber hungern; ihren Herrn nicht mehr kennen, mit denen Augen ſtarr, auch ſcheu und flüchtig ſich umſehen; das Maul vor Hitze ſtets offen halten; ſchäumen, und aus denen Naſenlöchern ſchnauben, den Schwanz zwiſchen die Beine krümmen, ſelten und heiſcher bellen, und alles anlaufen. Was ſie beiſſen, wird auch toll. Sie laufen nicht über neun Tage, und ſterben zuletzt gar ſchwerlich. Es ſoll aber die Wuth oder das Raſen der Hunde ſiebenerley ſeyn: Als die hitzige Wuth, die laufende Wuth, die fahrende Wuth, die fallende Wuth, die ſchlaffende Wuth, die grimmende Wuth, und die flieſſende Wuth.

Die erſte, nemlich die hitzige Wuth, iſt unter allen dieſen gefährlichſte und unheilbarſte, der man mit keiner Arzney vorzukommen vermag. Die Zeichen derſelben ſind: Erſtlich träget ein ſolcher Hund ſeinen Schwanz gerade über ſich und in die Höhe, welches bey denen übrigen Arten der Wuth nicht geſchichet; hernach hat er ein ſehr ſchwarzes ohne Geſicht ganz trockenes Maul. Er läuft alles an, was er vor ſich findet, ohne Achtung zu geben, ob er in Waſſer oder Moraſt gerathe; alles lebendige, es ſey Menſchen oder Vieh, ſo er verletzet und blutend beiſſet, wird auch wütend. Ein ſolcher Hund treibet es, wegen allzu groſſer Schmerzen, nicht lange, und, wenn es bald aus mit ihm iſt, ſetzet er ſich, und ſchreyet unnatürlich.

Die andere, nemlich die laufende Wuth, iſt zwar auch eine ſchlimme Krankheit, und gleichfalls unheilbar, jedoch iſt der Biß nicht ſo vergiftet, noch ſo gefährlich, als der erſtere; denn wenn ein Hund dieſe Wuth hat, und einen andern Hund beiſſet, ſo bekommt der erſte der gebiſſen wird, alles Gift, und wird wütend; aber die andern alle, ſo er ſelbigen Tages hernach beiſſen wird, werden nicht wütend. Solche Hunde greiffen nichts anders an, als allein Hunde, und geben acht, wo ſie Hunde bey einander ſehen und hören, daſelbſt laufen ſie hin, und beiſſen ſich mit ihnen herum ohne Urſach;

ſie

le laufen auch immer in Strafen fort, nehmen den Schwanz zwischen die Beine, und traben wie ein Fuchs. Wenn ein Hund dieſe laufende Wuth bekommen ſoll, hat man folgende Zeichen: Erſtlich freſſen ſie ſehr wenig, beriechen die andere Hunde, und nachdem ſie ſolche berochen, beiſſen ſie dieſelbe mit gar freundlichen Geberden, und Schwanzwedeln, ſie holen denn gar tiefen Athem, und blaſen mit den Naslöchern, ſehen nach der Quere, als ob ſie ſchieleten, ſind ſehr kleinlaut und traurig, laufen auch nach den Fliegen und Hühnern, und geben andere närriſche Zeichen und Gebärden mehr von ſich. Wenn man dergleichen an denen Hunden ſiehet, muß man ſie bey Zeiten von andern Hunden hinweg ſchaffen, denn ihr Athem machet die andern auch wütend.

Ein Hund, dem in ſeiner Jugend, und zwar im abnehmenden Monden, der Wurm genommen worden, ſoll von ſich ſelbſt nicht wütend werden, und wenn er gleich von einem wütenden Hunde angeſlecket worden, ſoll doch deſſen Biß andern nicht ſchädlich fallen. Einige laſſen auch ihren Hunden den Schwanz verhauen, und die Nervader, welche durch die Gleiche des Rückgrades der Länge nach bis an den Schwanz gehet, ausrauffen. Wenn ein Menſch von einem auf obige Arten wütend gewordenen Hunde gebiſſen wird, ſoll man einem ſolchen Hund Haare ausrauffen, und über den Biß legen; oder man ſoll, wenn die Sonne im Löwen iſt, im vollen Monden, legendige Krebſe in einem wohl verwachten Geſchirre verbrennen, und zu Pulver ſtoſſen, und der gebiſſenen Perſon einen Löffel voll dieſes Pulvers in Scorzoneren, oder einem andern guten Waſſer eingeben; oder man ſoll zwiſchen den zweyen Frauentägen, oder dem fünfzehenden Auguſti und achten Septembr, Wegwarten, und das blaue Eiſenkraut, mit Kraut und Wurzeln eintragen, und dem Gebiſſenen zwey Stengel und Wurzeln gepülvert, in einem warmen Waſſer zu trinken geben. Wenn ein Pferd von einem wütenden Hunde gebiſſen worden, ſo nimm calcinirt Krebspulver, Enzian, jedes ein Loth, Rosmarin 2 Quint, Helfenbein 1 Loth, Diſtelwaſſer, oder die davon geſottene Brühe ein halb Maaß, miſche es untereinander, und geuß es dem Roß auf einmal ein; oder, nimm Diſtelblumen ein Loth, wilde Maßlieben drey Loth, calcinirt Krebspulver ein Loth, weiſſen Wein ein Nöſſel, untereinander gemiſcht, und dem Pferd auf einmal eingegoſſen. Die Wunden waſche wohl aus mit laulichtem Waſſer und Wein, darinnen ein wenig Salz iſt, ſchabe auch die Wunden mit einem eiſernen Inſtrument, alsdenn nimm wilde Maßlieben, Kraut und Blumen eine Hand voll, Salbey, Rauten, Hundszunge, Scorzonere, jedes eine halbe Hand voll, ſechs Knoblauchszähen, und ein halb Loth Salz, ſtoſſe es alles untereinander, und lege es neun Tage lang, alle Tage über die Wunden. Man muß auch von erſtberührten Speciebus allezeit über den andern Tag ein Decoctum mit einem Maaß weiſſen Wein machen, und täglich ein halb Maaß dem Pferd die neun Tage über

eingieſſen. Wenn ein toller wütender Hund einen Ochſen oder Kuh gebiſſen, ſo nimm Schwalbenwurzel, Odermennig oder Feuchelkraut, zerſtoſſe alles untereinander, drücke den Saft heraus, und vermenge ihn mit Theriack, waſche darauf die Wunden damit fein rein und ſäuberlich, und gieb von dem andern Theil dem Vieh warm zu ſaufſen; man kann auch den Schaden mit Scorpionöl oder guter Seiffe, ſo in Eſſig zertrieben worden, wohl reiben, und ihn hernach mit der Brühe von abgeſottenem Klettenkraut, oder auch mit altem Salzwaſſer ſauber auswaſchen. Einige ſtoſſen ihr ihr Vieh oder Hunde, ſo bald ſie von einem wütenden Hund gebiſſen worden, ins flieſſende Waſſer, und halten davor, daß ſich der Gift aus der gebiſſenen Wunde ausziehen, oder durch die Abfriſchung gedämpfet, und unkräftig gemacht werden ſoll. Andere, wenn ihr Hund von einem wütenden Hund gebiſſen worden, füllen alſobald einen Zuber mit Waſſer, werfen vier Hände voll Salz darein, rühren das Salz mit einem Stecken wohl darunter, damit es bald zergehe, ſchütten dem Hund Mangoldſaft mit Hollundermark in den Hals, und tauchen alsdenn den Hund neunmal ganz und gar hinein, waſchen ihn auch wohl damit, und verhüten dadurch, daß er nicht wütend werde.

Die folgenden fünf Arten der Wuth ſind bey weitem nicht ſo gefährlich, wie die erſten beyden; indem die damit behafteten Hunde weder etwas beiſſen noch anlaufen, auch leichter curiret werden können.

Die ſaherende Wuth, welche im Geblüte ſtecket, mag man daraus erkennen, wenn die Hunde nichts freſſen wollen, das Maul für und für offen haben, und mit denen Füſſen darein treten, als ob ihnen ein Bein darinnen ſteckte, auch ſich gemeiniglich in kühle feuchte Oerter verbergen. Davor nimm den Saft von Wandläuſekraut, und der ſchwarzen Rieſewurzel, in gleichem Rautenſaft, eines ſo viel als des andern, ſiede es zuſammen in einem neuen glaſirten Topf, mit ſo viel weiſſem Wein, ſeihe es nachgehends durch ein Tuch in ein Glas, miſche zwey Quintlein unbereitete Scammoneum darunter, geuß es den Hunde ein, und laß ihm im Rachen etwas Blut. Oder gieb dem Hunde des Saftes von Hundszahnkraut zwey Loth ſchwer, mit ein wenig Salz vermenget, ein.

Die fallende Wuth ſtecket denen Hunden im Kopfe, maſſen ſie immerzu ſchweimelicht taumeln, und, wenn ſie gleich ſtehen bleiben wollen, dennoch niederfallen, als wenn ſie die fallende Sucht hätten. Hierwider nimmt man den Saft von Pennienblätter oder Pennienkräutern, und Stickwurz- oder Zaunrübenſaft, jedes gleich viel, thut etwas weniges von Läuſekrautſamen darunter, und giebt es alſo untereinander vermiſcht dem Hunde ein, reiſſet ihm ferner die Ohren mit einer Fliete, daß ſie bluten, und läſſet ihm die zwo Adern auf der Bruſt, welche von der Achſel herab in die Füſſe gehen, und bey den Roſſen die Bugadern genennet werden. So es

auf

auf einmal nicht wirket, muß man solche Cur wiederhohlen.

Die schlafende Wuth entspringet von etlichen Würmlein, so im Schlunde des Magens von verderbter Feuchtigkeit wachsen. Hiervon steigen denen Hunden die Dämpfe und Dünste über sich in das Gehirn, und machen sie schlafend, sterben auch, wo ihnen nicht in Zeiten geholfen wird, also schlafend. Dafür nimmt man Wermuthsaft vier Loth, klein gestossene Aloe zwey Loth, gebrannt Hirschhorn zwey Loth, Lerchenschwamm zwey Quintlein, mischet alles wohl untereinander, thut etwas weissen Wein dazu, und giesset es also dem Hunde ein.

Die grimmende Wuth, welche in denen Gedärmen stecket, kommt von kalten Flüssen und übler Dauung her, und wird durch warme Kräuterbäder von Beyfuß, Roßmarin, Creutzsalbey, Eibisch oder Althe, Attichkraut, Fenchel, weissen Andorn, Rauten, Alant, Menwel- oder Mengelwurz, Ochsenzungen und Steinklee, auch einem Ameisennest bereitet, vertrieben.

Die letzte Art wird die fliessende Wuth genennet. Dergleichen Hunden wird der Kopf groß und geschwollen, und die Augen ganz hochgelb; sie mögen nicht fressen, und bleiben also acht oder neun Tage, beleidigen niemand, und sterben nachmals vor Hunger. Man nimmt, sie zu curiren, Fenchelwurzwasser oder Saft, und Epheuwasser oder Saft, jedes vier Loth, pulverisirte Engelwurz oder Angelicke auch vier Loth, siedet alles zusammen in einem neuen Topf, und giesset solches, wenn es ein wenig erkaltet, dem kranken Hunde ein.

So ein Mensch von einem wüthenden Hunde gebissen worden, ist der Biß also zu heilen: Man nimmt grau zerrieben Leberkraut 1 Quintlein, Alantwurzel ein Quintlein, schwarze Nießwurzel 20 Gran, oder ein Drittel Quintlein, alles wohl pulverisiret; Cinnober natürlichen oder gemachten fein gerieben 10 Gran. Alles wird in einer Dosi wohl gemischet, nüchtern des Morgens früh nach dem Bisse mit weissem Wein, oder Wasser und Wein genommen, doch muß man einige wenige Stunden nachher noch fasten. Diese Arzney ist von kräftiger Würkung, und wird bey genauer Beobachtung der Diät, wenn es innerhalb 48 Stunden nach dem Bisse genommen wird, nicht allein dem Gifft widerstehen und es dämpfen, sondern auch geschwinde austreiben. Unzählige Versuche sind mit dem besten Erfolge nicht allein an Menschen, sondern auch an Hunden und andern Thieren hiemit vorgenommen worden; im Gegentheil sind diejenigen, die es nicht genommen, in kurzem rasend gestorben. Wird es nur noch innerhalb besagter Zeit gegeben; so ist es eben sowohl ein untrügliches Mittel, als das eingeschmierte Queckfilber nebst dem Campher und der dadurch erregte gelinde Speichelfluß. Die Wunde kann nach gemeiner Art mit bequem zertheilenden Mitteln behandelt werden. Oder: Man reibe 10 Tage lang folgende

Salbe ein: Nimm Schöpsen oder Hammelfett 6 Loth, Quecksilber 2 Loth, Terpenthin 2 Quintlein, darneben muß man Pillen gebrauchen, welche folgendermaßen verfertiget werden: Nimm Quecksilber 3 Quintlein, Terpenthin ein Quintlein, gute Rhabarbara, Coloquintenpulver, Gummi Gutt. von jedem 2 Quintlein, bringe alles mit geläutertem Honig in eine Pillenform. Die Dosis ist 1 Quintlein. Dabey ist alles scharfe, saure und schwer zu verdauende zu meiden. Dieses Mittel hat Herr D. Darluc an verschiedenen von einer wütenden Wölfin gebissenen sowohl, als an seiner eigenen Person bewährt gefunden.

Y.

Yard, s. Gems.

Z.

Zachweiden, s. Weide.

Zämel, s. Zimmer.

Zämer, s. Zimmer

Zahme Fasanerey, s. Fasanerey.

Zander, s. Sander.

Zange, lat. Forceps, franz. *Tenaille*, ist ein eisernes Werkzeug, zu mancherley Gebrauch, wo etwas mit Stärke oder Behendigkeit anzugreifen, oder zu fassen, da man die blosse Hand nicht gebrauchen kann. Bey der Jägerey hat man grosse Zangen, die Dachse und Füchse damit aus ihren Bauen, oder Wölfe und Füchse aus denen Röhren hervor zu ziehen. Einige haben dieselben von Holz, weil aber die Erfahrung bezeuget, was vor eine Gewalt ein solches starkes grimmiges Thier, als ein Wolf, oder Luchs habe, und wie behutsam mit den Füchsen und Dachsen zu verfahren, wie leicht diese Thiere um sich zu kneipen, und einem Menschen Schaden zufügen können; so sind selbige besser, wenn sie von gutem festen Eisen, nach der Grösse des Thieres Hals gemacht werden, weil ein solches hölzernes Werkzeug leichte zerbrechen könnte. Und kann man mit solchem das Thier sowohl um den Hals fassen, als auch damit verhalten, daß es einbeissen muß, da man es mit demselben in die Kinnbacken fassen, und aus dem Winkel oder Kasten hervor ziehen kann; massen dergleichen Thiere, wenn sie Hunde merken, nicht gerne an das Tageslicht wollen, so daß man sie hierzu nöthigen muß.

Zapfen, heissen die schuppichten Früchte des Tangelholzes, nemlich der Kiefern, Fichten, Tannen, wovon diese Worte nachzuschlagen.

Zapfengehäuse, s. Teichfischerey, Nro. I. Lit. B) γ) 3).

Zapfen am Teichgerinne, s. Teichfischerey. Nro. I. Lit. B) γ) 3.).

Zapfholz, s. Faulbaum.

Zaun, lat. Sepes, franz. *Haye*, ist eine von Holz verfertigte Einfassung eines Stück Feldes oder Wiese, oder Gartens und Weinberges. Ein jeder Landwirth wünschet freylich, alle seine Felder

der in solcher Verwahrung zu haben, daß er wenigstens vor zulaufendem Vieh- und Wildschaden gesichert wäre. Gleichwie aber verschiedene Dinge sich im kleinen sehr wohl thun lassen, das hingegen aber im grossen desto impracticabler sind; also gehet es auch hier mit der Feldumzäunung. Ein armer Halbhüfner auf dem Dorf kann ja noch endlich wohl sein Bißgen, etwa in einem Gärtlein bestehenden Feldbau, nothdürftig umzäunen, oder mit einer lebendigen Hecke verwahren, und ein begüterter Mann umgiebet die Gränzen seines Lustgartens, mit der dauerhaftesten, und zugleich angenehmsten Verwachung, ob ihn wohl deren Erhaltung gemeiniglich mehr kostet, als der Garten einbringet, ja vielleicht werth ist. Aber im Grossen setzet es mehrere Schwürigkeiten.

Was inzwischen die Verfertigung der Zäune anbetrift; so werden dieselben auf unterschiedliche Art gemacht. Die Schleussen- oder Splitzäune sehen zwar gut aus, und sind auch 20 und mehr Jahre zu erhalten, wenn fleißig darnach gesehen wird; wo sie aber im harten Anfall des Windes stehen; so werden sie bald wandelbar, weil sich dieser, gleichwie in die Windmühlenflügel einleget, und das meiste ruiniret, wo aber dergleichen Zäune etwas in Geduld stehen, sind sie reinlich, und fein anzusehen. Die Pitzzäune, welche von Kiefern, Fichten, oder Tannenästen gemacht, sind gut, sie kosten nicht viel, und das vierfüssige sowohl, als das Federvieh setzet nicht leicht darüber; nur aber muß dießfalls ein Hauswirth darauf sehen, daß er die Aeste in Gehauen von den gefälleten Bäumen haben kann, denn das Aesteabhauen zu dergleichen Zäunen von stehenden guten Bäumen entkräftet die Tangelhölzer, und folglich wird ihr Wachsthum gehindert. Noch verwachsener aber sind die von Gerten oder Reisern geflochtene Zäune, wo solche in trockenen Boden zu stehen kommen. Es werden darzu eichene Pfähle, oder Stöcke genommen, recht dichte mit Werftweidenreisern geflochten, und oben darauf eine Schicht Dornhunde die Länge, und eine die Quere geleget; welchemnach dergleichen Zaun 20 und mehr Jahre dauret. Kommt ein solcher Zaun in feuchten und nassen Boden; so sind die Erlen- Weyden- und Rüsternpfähle gut darzu; werden diese nicht geschälet, so schlagen sie Wurzeln, grünen aus, treiben Zweige, und formiren mit der Zeit einen lebendigen Zaun.

Wo viele Holzzäune, vielleicht der Wildhegung halber angeleget werden müssen, da erfolgt Verringerung, und Verschmälerung des Holzes; dahero zu Ersparung vielen Holzes in allen Wirthschaften mit denen Zaun-Vorbinde- oder Vermachstangen, es mögen gerissene oder ungerissene seyn, ordentlich umgegangen werden sollte. Denn wenn das Holz zum Zäunen zur Frühlingszeit an machen Orten in grosser Zahl aus denen Büschen geholet, und vor Getraide, Gärten, Wiesen, u. s. w. vorgemachet wird; so bleibet solches gemeiniglich da. Von solchem ver-

verbeinen hernach zur Heuß-zeit, wenn die Felder offen werden, Hirten, und anderes Volk die beßen mehr, als welche verfaulet sind, und solchemnach müssen sie wieder neu hergestellet werden.

In der Hochfürstlich-Sächsisch-Gothaischen Forst- und Waldordnung, wie solche unter denen Beyfügen zur dasigen Landesordnung, im dritten Theil Num. 9. zu befinden, und zwar im zwölften Hauptpunkte, von der Holzgerechtigkeit §. 2. ist die ausdrückliche Verfügung enthalten, in Betracht derjenigen, so berechtiget sind, Zaunpfähle, und Zaunstecken zu erlangen, weil ihnen vielleicht unmöglich lebendige Zäune, wie geschehen soll, anzulegen: Die Forstmeister und Oberknechte sind dahin zu sehen verbunden, daß sie das zum Zäunen nöthige Holz an denen Orten reichen, wo es den Wäldern am wenigsten Schaden bringet, oder wo Bauholz, Blöcher, oder Flößholz geschlagen wird, damit die Aeste von solchen Bäumen zum Zäunen angewendet werden können, und solchemnach das stehende Holz möglichst verschonet bleibe. Kraft der Rechte darf niemand einen Acker, oder eine Wiese, zu Schmälerung gemeiner Weide und Trift, mit einem Zaune verwahren, auch sonst einen offenen Ort nicht beschliessen, und zu Gartenrecht machen, wenn es auf demselben nicht hergebracht ist. Daher derjenige, welcher sich durch ein solch freywilliges unternommenes Unternehmen beschwert befindet, den wider sein Wissen und Willen aufgeführten Zaun zerbrechen, und niederreissen mag. Wie lebendige Hecken und Zäune anzulegen, zu erhalten, und zu nutzen, davon s. lebendige Hecken, siehe auch Schirrholz.

Zaunkönig, Königlein, Schneekönig, Zaunschlupferlein, lat. Regulus, franz. *Roitelet*, wird insgemein vor den kleinsten unter allen bey uns bekannten Vögeln gehalten; es giebt aber der Augenschein, daß das Goldhähnlein noch merklich kleiner sey. Er ist am Leibe braun, mit weiß und schwarz subtil eingesprengt, auf dem Rücken aber schwarzbraun, dergleichen Farbe auch der Schwanz hat. Das Weiblein siehet dem Männlein vollkommen gleich, daß kein Unterschied zwischen ihnen zu finden ist. Sie halten sich sowohl in als ausserhalb denen Gehölzen auf, und nähren sich von Spinnen und und anderm kleinen Gewürme. Sie machen ihr Nest gerne in die mit Gebüsche oder umgefallenen Bäumen bedeckte Erdrisse, auch wohl, wo Windbrüche sind, in die Wurzeln der umgestürzten Bäume, und bauen es sehr dicht und dauerhaft, in Gestalt eines Topfes, rund verwölbet, daß nur ein kleines Loch zum Eingange darinnen bleibt; inwendig bereiten sie selbiges mit Wolle und zartem Moos dermassen künstlich, daß sich darob zu verwundern, und die sehr kleinen Eyerlein überaus warm liegen. Sie bringen acht bis neun Junge aus. Sie ziehen nicht, sondern bleiben beständig an ihrem Orte.

Jes

Jedoch verstreichen die Jungen, sonst müßte man ihrer im Winter mehr sehen, als im Sommer; wo sie aber hinkommen, ist zur Zeit noch unbekannt. Dieser kleine Vogel hat eine solche starke Stimme, daß, wenn er anfängt zu singen, welches mehrentheils bey Aenderung des Wetters zu geschehen pfleget, man ihn vor einen weit grössern Vogel halten sollte, als er in der That ist. Er ist seines angenehmen Gesanges wegen wohl werth, gefangen und ernähret zu werden.

Wer nun dergleichen zu fangen verlanget, der kann im Merz, da sie streichen, gar leicht darzu kommen, wenn er nur einen sehr engen Meisenschlag nimmt, und, wie bey einer Nachtigall, deren Geschlechte das Schnee- oder Zaunkönigiein ist, einen Mehlwurm hinein stecket, sodenn selbiges darauf zutreibet; denn man trift sie diesen Monat in allen Stunden an. Im May bekommt man es bey seinen Jungen, die aber, obgleich die Alten auch sehr böse thun, nicht so leicht, als die Nachtigallen, zu finden, jedoch eben so leicht, und auf eben diese Weise aufzuziehen sind. Im Junio gehet es noch an, wie im May; wer aber nach der Zeit eines haben will, der muß manchmal sehr lange vergebliche Mühe anwenden, ehe er eines bekömmt: denn sie hören auf zu singen, und bleiben nicht mehr an einem Orte, sondern sind bald dort, bald da, und noch dazu meistens an solchen Orten, wo man nicht beykommen kann. Am besten dürfte gethan seyn, an solche Orte, wo man ungefehr eines gesehen, eine Hütte zu machen, und auf die Art, als bey dem Häher, gemeldet worden, wie eine Eule zu rufen; doch müßte man die Leimspindeln, und zwar sehr kleine Räthlein, nicht hoch, sondern rings um die Hütte herstecken; so ist nicht zu zweifeln, daß man nicht eins bekommen sollte, sonderlich, wenn man den Fang nicht Nachmittage, sondern früh vor der Sonnen Aufgang anstellete.

Im October, wenn es reifet, fangen sie erst an, wieder näher zu den Häusern zu kommen. Wer alsdenn eines haben will, der darf nur, wo etwan Bauholz lieget, oder sonsten an Orten, wo es wüste aussiehet, einen Meisenschlag hinstellen, um selbigen rings herum Mehlwürmer an Stecknadeln anstecken, den Meisenschlag aber stellen, daß er nicht zufallen könne; so wird das Zaunkönigiein, wenn sich daselbst eines aufhält, und die Würmer nicht etwan von einem Rothkähligen oder von Meisen aufgefressen werden, sich bald einstellen, und sie nach einander holen. Wenn man dieses siehet; so richte man den andern Morgen den Meisenschlag nur, daß er zufallen kann, und stecke einen Mehlwurm hinein; so wird man das Zaunkönigiein bald gefangen sehen. Man muß einen besondern engen Vogelbauer darzu haben. Wenn man es in der Stube fliegen lässet, wo man es jedoch gar leicht verlieret, ist es auch ganz angenehm. Allein, man habe es wo man wolle; so will es nicht weniger wohl tractiret seyn, als eine Nachtigall; hingegen frißt es nicht so viel, als dieselbe, und kostet also weniger zu unterhalten.

Zeh-

Zehner, werden die Hirſche genennet, die an ihrem Gehörne oder Gewehe 10. Enden haben.

Zehrling, ſ. Buchfinke.

Zeichnen, heißt bey dem Leithund, ſo er die Fährte mit der Naſe genau zeiget, wo ſie iſt; daher ſpricht man: der Hund zeichnet, oder muß zeichnen.

Zeidelbären, ſ. Bären.

Zeimer, ſ. Zimmer.

Zeiſig, Zeislein, Erlenfinke, lat. Acanthis, Spinus, franzöſ. *Serin, Chardonneret*, iſt ein kleines Vögelein, grünlicht auf dem Rücken und gelb am Leibe, mit einem ſchwarzen Flecken auf dem Kopfe, und iſt das Weiblein an beyden Farben bleicher, als das Männlein. Es bleibt bey uns beſtändig; wiewohl noch keiner jemals ſein Neſt geſehen, oder gefunden, vermuthlich, weil es auf die Spitzen der höchſten Tannen bauet. Seine gemeinſte Nahrung iſt der Fichten- und Erlenſaamen. Sie fliegen haufenweiſe, und werden auf dem Heerde oder mit Leimruthen gefangen. Es wird leicht zahm, lernet ſein Waſſer in einem Eymerlein aufziehen, und ſein Futter aus einem Käſtlein holen, frißt aus der Hand u. d. gl. Sein Fleiſch iſt gut zu eſſen, und wird vor eine Leckerey gehalten. Der Weidenzeiſig hat mit dem vorigen nichts, als den Namen gemein, nebſt der Geſtalt und Größe, hat aber ſeine Brut im Geſträuche, bringet bis fünf Junge aus, ſucht zu ſeiner Nahrung allerley Gewürm, auf denen Weiden- und andern Bäumen, iſt in ſteter Bewegung, wie die Schwarzmeiſe, und zieht im ſpäten Herbſte weg.

Zeitſchlehen, ſ. Schlehendorn.

Zelchholz, Selchholz, heißen die durch Sturmwinde oder andere Zufälle abgeworfene Aeſte der Bäume, ſo nicht in die Klafter können geſchlagen werden. Solche werden zuſammen geleſen und nach Schocken verkauft. In wohl eingerichteten Forſten wird das Leſeholz alle Jahr ein oder zweymal geſammelt, und zu Nutzen gemacht.

Zerlegen, ſ. Zerwirken.

Zerner, ſ. Ziemer.

Zerwirken, Zerlegen, heißet nach der Jägerſprache, einem aufgebrochenem Hirſchen, Stücke Wild, (Thiere) oder Rehe, die Haut abziehen, und das Wildpret in Stücke zertheilen. Wie das Aufbrechen geſchehen müſſe, davon iſt an ſeinem Orte Meldung geſchehen. Bey dem Zerwirken eines Hirſches nun wird zuförderſt das Gehörn ausgeſchlagen, hernach bey dem rechten Vorderlauf angefangen, die Haut bis auf den Bruſtkern aufzuſchärfen, ſodann ſolche allgemach abzuſtoſſen, und fähret man mit den übrigen Läuften alſo fort, nur daß die Blume am Zimmel, und die Haut am Kopfe, bis an die Augen, Maul und Ohren gelaſſen wird. Hiernächſt zerſchläget der Jäger ſolches Wildpret folgendermaſſen: Er ſchneidet erſtlich, wenn die beyden Büge abgelöſet ſind, von denen Keulen an, das dünne Wildpret bis an die Rippen entzwey, greifet hernachmals inwendig mit der

Hand

Hand hinein, und zehlet die, dem Jäger zu seinem Jägerrecht, nach dem Halse zugeordnete drey Rippen ab, sticht sodann mit dem Messer von aussen durch, schneidet solche hinunter bis zum Rückgrad, und herauf zum Brustkern, zu beyden Seiten ab; schläget hernach mit dem Weydemesser erstlich den Brustkern, und denn den Rückgrad durch, und leget also den Hals, sammt denen dreyen Rippen, als Jägerrecht, auf die Seite besonders. Nach diesem schneidet er auf denen Rippen weg, im Mittel, zu beyden Seiten vorwärts das Wildpret entzwey, schläget ferner mit dem Weydemesser die Rippen zu beyden Seiten vorwärts mit Gewalt entzwey, und nimmt den Brustknochen herab. Weiter schneidet er an dem Eisknochen etwa einen Finger breit hinunter, und zwar auf der Seiten gleich, sticht mit dem Messer die Kugel hinaus, und schneidet die Keulen vom Zimmel ab, schlägt sodann den Zimmel und Rückbraten vollends entzwey, nach eines jeden verlangter Eintheilung; so ist der Hirsch zerwirket, s. a. Abstreifen.

Zerwirckknecht, ist ein Jagdbedienter, welcher an grossen Höfen das Wildpret zerlegen muß, und dafür die Häute und das Jägerrecht bekommt. Er hat die nächste Anwartschaft auf den Oberjäger, Oberförster, oder andere Dienste.

Zeugduplixen, ist bey der Saujagd gebräuchlich. In dem Lauffe werden die Prellnetze inwendig an den Tüchern herum gesteckt, und scharf angezogen. Solche halten die Sauen von denen Tüchern ab, daß sie sich nicht durchschlagen können.

Zeughaus, ist bey der Jägerey ein Gebäude, den hohen, mittlern, und kleinern Jagdzeug darinnen zu verwahren. Dasselbe soll von Rechtswegen ziemlich geräumlich, groß und weit gebauet seyn, daß darinnen vieles Jagdzeug an Tüchern und Netzen aufgehangen, und dennoch auch in der Mitten die Zeugwagen stehen können. Wie nun eines jeden Herrns Vermögen, auch die Liebhaber der Jagd unterschiedlich zu finden sind, da mancher viel, mancher wenig Jagdzeug hat; also muß man sich in Anlegung dergleichen Gebäudes, nach solchen und andern dabey vorfallenden Umständen richten. Es werde nun das Zeughaus hundert, oder 200. Ellen lang; so muß es seine proportionirte Breite haben, und der Boden, denen Schwellen gleich, allenthalben mit breiten Steinen gepflastert werden, weil man mit Wagen und Pferden nach Bedürfen, hinein- und heraus fahren, und den Zeug auf- und abladen muß.

Das Säulwerk soll wenigstens acht Ellen hoch seyn, und die Balken oben zwey Ellen von einander liegen. Diese müssen oben an beyden Ecken fein rund und glatt gehobelt seyn, damit der Zeug im Abziehen nicht etwa an Splittern und Schiefern hängen bleiben, und Löcher reissen möge. Ueber solche Balken nun werden die Tücher, oder auch die grossen Netze, dergestalt gehänget, daß solche eine Elle von der Erde hangen, in der Mitten aber, wo gefehren wird, müssen sie hoch

hoch gehänget werden, daß ein Wagen zu fahren, freyen Raum haben kann. An beyden Giebelenden kommen die Thore, um da hindurch ein- und auszufahren, wie auch zwey Thore nach dem Hofe zu. Oben in dem Dachstuhl kommen allerhand leichte Netze und Lappen, auf die kleinen Balken zu hängen. Insonderheit muß das Ziegeldach mit guten Kapfenstern allenthalben wohl versehen, auch über und über dergestalt verwahret seyn, daß der Regen nicht durchnässen, noch der Schnee durchstieben möge. Unten in allen vier Winkeln werden von Latten kleine Verschläge gemacht; in deren erstern das Wagnerzeug, in dem andern das Stellzeug und in dem dritten und vierten die Gabeln und Zangen, u. s. w. und anderes dergleichen Geräthe, jegliches absonderlich, aufgehoben wird. Die Kasten zu denen Thieren werden auch absonderlich und ordentlich zusammen gesetzet. Die Fürkeln und Hestel werden an der Wand auf Trägers hingeleget, oder in die Winkel an die Wand ordentlich hingesetzet. Aussen um das Zeughaus herum kann man an jeder Säule Hacken einschlagen, die Netz und Lappen zu trocknen.

Man hat aber noch eine schönere Erfindung, den nassen Zeug bey anhaltendem Regenwetter im Zeughause selbst zu trocknen, nemlich man lässet eiserne Hacken, jeden eine halbe Elle von dem andern unter jedem Balken, schlagen, daran man das Tuch mit der Ober- und Unterleine aufhänget, daß die Nässe sich herunter ziehen, und die Luft solche austrocknen könne. Es müssen aber solche Hacken mitten unter die Balken veste angeschlagen werden; denn sonsten, wenn die Hacken zur Seite kämen, könnte daran ein Tuch im Herabziehen leichtlich einhacken, hängen bleiben, und Schaden nehmen. Es haben auch etliche Rollen entweder zwischen oder auf den Balken, den Zeug damit ohne Schaden herunter zu ziehen; jedoch alles nach Gelegenheit des Hauses und des Zeuges. Oben auf die Giebel gehören Hirschgehörne. Auswendig herum muß das Haus sein reinlich mit Kalk getüncht, auf den Boden aber ja nicht etwan Korn oder ander Getreide geschüttet werden, wodurch die Ratten und Mäuse zu Schaden gelocket werden.

In die Thore kommen zwey grosse runde Löcher, als Schüsseln groß, damit die Luft zu aller Zeit, Tages und Nachts, ungehindert frey durchstreichen, und von sich selbst den Zeug trocknen könne. So kann man auch bey gutem Wetter und trockener Luft die Fenster öfnen, damit die Luft desto besser eindringen, und inwendig alle Feuchtigkeit benehmen möge. Das Inventarium oder richtige Verzeichnis über alles und jedes, was im Zeughause an Jagdzeug, Wagen, Geschirre, und andern vom Grossen bis zum Kleinsten verwahrlich aufbehalten wird, hat der Wagenmeister, oder der älteste Zeugknecht, so darüber gesetzet, und eine sorgfältige und fleißige Aufsicht haben muß, damit alles und jedes fein sauber und reinlich gehalten, das Schadhafte und Zerbrochene repariret und ausgebessert, das

Nasse

Maſſe und Feuchte getrocknet, auch jedes abſonderlich zu rechter Zeit gereiniget, ſodenn in guter Ordnung an gehörigen Ort wiederum geſchaffet, und darinnen erhalten werde.

Zeugknechte, ſind Jagdbediente, welche dem Wagenmeiſter zur Hülfe zugeordnet, auf deſſen Befehl den Zeug zu ſtellen, anzuſchlagen, anzubinden, abführen zu laſſen, auszuſchlagen, die Furzeln zu ſetzen, zu heben, zu richten und anzupflöcken, auch, ſo das Jagen ins Ganze gebracht, und umher beſtellet iſt, auf zwey Paſten oder Flügeln daſſelbe Tag und Nacht mit ihren Stellenten und Hedegabeln zu begehen, und ſo etwan von groſſer Hitze oder ſtarken Winde der Zeug einfällt, oder zu niedrig, oder zu ſchlapp wird, ſolchen wieder anzuziehen, oder bey einfallendem Regen die ſtraffen Leinen in etwas nachzulaſſen, damit der Zeug in Ordnung geſtellet bleibe, nicht zerreiſſe, oder das Wild durchbreche und Schaden geſchehe. Wie denn auch bey Beſtellung der gangbaren Straſſen benöthigten Orts ein Zeugknecht mit Stellenten zu ordnen iſt, die, was in währendem Jagen an Furkeln, Heſtel und Hacken zerbricht, gleich wieder machen, ingleichem trocknen, aufhängen, und alles, was nur an Jagdgezeuge zu beſſern, eiligſt zurechte machen mögen. Bey Stellung der Tücher zu einem Hauptjagen bindet der älteſte oder erſte Zeugknecht die Hauptleine zum erſten an; der zweyte läſſet vorne anziehen, und anbinden; der dritte ſtellet nach; der vierte läſſet die Windleinen an-

binden; und der fünfte oder jüngſte commandiret die Anpflöcker.

Zeugwagen, darauf das Jagdzeug geführet wird, iſt acht bis neun Ellen lang, den Kaſten, welcher mit dünnen Brettern wohl zuſammen geſpündet und gefüget ſeyn muß, iſt anderthalb Ellen hoch, und anderthalb Ellen breit, auch mit Unterzügen verſehen, daß er ſich nicht biege. Hinten und vornen ſind zween eiſerne Biegel, mit wildem Sauleder überzogen, darüber wird eben eine leichte Stange angeſtecket, damit die Plahne oder Decke von Trillich, vor Regen, Schnee oder Wind über den Zeug gezogen und gedecket werden könne. Hinten und vornen werden ganze Sauhäute, wie Vorleder oder Vorhänge gemacht, die man aufſtellen und niederfallen laſſen, auch unten zuſchnallen kann, damit nichts naſſes einſchlage. Zu beyden Seiten des Wagens werden zwey Kaſten veſte angemachet, darinnen man die groſſen und kleinen Heſtel, nebſt Proviant und anderer Geräthſchaft, als Wagenwinde, Radehauen, Aexte oder Beile, Schnittmeſſer, Bohrer, Meiſſel, Hammer, und Zangen, Stricke und Nägel haben kann. Auf einen Zeugwagen werden drey hohe Tücher geladen, und bey jedem Tuche deſſen Furkeln und groſſe Heſtel geleget; vor den Wagen aber vier oder ſechs Pferde geſpannet, nachdem nemlich das Vieh oder der der Weg beſchaffen iſt. Der hohen oder ſchmalen Mitteltücher, weil ſie leichter ſind, werden vier auf einen Zeugwagen geladen.

Ziege, zahme, wegen der Weide derselben in Wäldern, s. Weidgang.

Ziege, s. Rehe.

Ziehen, Gezogen, wird von dem Hirsch gesagt. Wenn man ihn siehet, oder spüret; so sagt man: er ist übergezogen.

Ziehen, der Vögel, s. Streichen, Wiederzug.

Ziehgarn, s. Hänggarn.

Ziehhirsch, s. Rennthier.

Ziemer, Zerrer, ist die kleinste Gattung unter den Krammetsvögeln, welche sich am spätesten fänget. Sie fressen gerne Wachholderbeere, davon ihr Fleisch einen guten Geschmack bekömmt. Sie sind ein beliebtes Essen, und werden meist gebraten aufgetragen. Daß aus dem Unrath des Ziemers, der Mistel auf Eichen, Linden, Tannen, und andern Bäumen wachsen sollte, wie viele von den Alten geglaubet haben, solches ist falsch, weil theils der Mistel da wächset, wo niemals Ziemer hinkommen, theils, weil die Ziemer auf allerley Bäumen sitzen, jedannoch aber nur auf einigen gewissen Bäumen der Mistel ausschläget, wie er denn auf denen Nußbäumen, Lerchenbäumen, u. s. w. niemals gefunden wird.

Zieserleinsbaum, s. Cornelbaum.

Zimmel, heißt das männliche Glied eines Hirschen. Solches wird wieder die Epilepsie, oder oder das böse Wesen eingegeben.

Zimmer, Zimmel, Zeimer, Zämmer, Zämel, Zämer, ist das Hintertheil auf dem Rücken des Hirsches, von welchem die Keulen abgelöset, und welches das beste am Hirsch ist. Es gehet aber derselbe so weit, als die Eisbeiner reichen, und wo sich der Rückgradsknochen anfängt. Das nemliche Stück von der wilden Sau wird auch so genennet. Von der Zurichtung s. *Onomatol. Oeconom. Practi*, oder ökonomisches Wörterbuch, 3ter Theil pag. 839. 841.

Zimmerflöße, s. Flöße.

Zimmerholz, s. Bauholz.

Zinken, von klarem Laut, s. Hifthorn.

Zinken, heissen auch bey den Jägern die Enden am Hirschgeweyhe, s. Ende, Geweyhe, Hirsch.

Zippe, s. Drossel.

Zippdrossel, s. Drossel.

Zirbeldaum, s. Fichte.

Zirbelnüßlein, s. Fichte.

Zirkelstücke, s. Rundung.

Zirgelbaum, s. Böhmenbaum.

Zirneiche, s. Eiche.

Zitterpappel, s. Pappel.

Zuchtweisses bey Lerchen, s. Schmeel.

Zu Felde gehen, wird von einem Hirsch oder anderm Wildpret gesagt, wenn es aus dem Holz in das Feld ziehet.

Zu Holze gehen, heisset, wenn ein Hirsch oder ander Wildpret vom Felde sich in das Holz begiebet.

Zu Holze richten, heisset einen Hirsch oder Thier mit dem Leithund im Holze aufsuchen.

Holze schiessen, heisset, wenn einer ein Wildpret schiesset, und nicht recht trift, daß es sich verkriechet, stirbet, und von Maden gefressen wird.

Zug der Vögel, s. Streichen, Wiederzug.

Zeugleine, franz. *Filiere*, heißt bey der Falknerey eine kleine Leine, oder ein Stück Bindfaden, ohngefehr 10. Ellen lang, oder auch darüber, welche man an des Vogels Fuß angebunden hat, um ihn damit an sich zu halten, oder zu ziehen, wenn man ihn zurücke ruft, bis man seiner völlig versichert ist.

Zugvögel, werden diejenigen genennet, so über Winter nicht bey uns bleiben, sondern zur Herbstzeit aus unsern Gegenden wegziehen, und im Frühling wieder zurücke kommen, s. Streichen, Wiederzug.

Zündloch, s. Meuler.

Züngel, ist ein Flußfisch, welcher im Königreiche Ungarn in der Theiße, im Churfürstenthum Bayern in der Iser, meistens aber in der Donau, um Preßburg, Wien und Regenspurg gefangen, und unter die Herrenfische gerechnet wird. Seine Farbe ist etwas braunroth, zum Theil mit grossen schwarzen Flecken unterschieden. Er hat keine Zähne, aber einen harten Kinnbacken, rauhe, scharfe und harte, wiewohl kleine Schuppen, und wird gemeiniglich halbpfündig. Sein Fleisch ist weiß, härtlich, wohlgeschmack und gesund, daß ihn viele vor den gesundesten von allen Donaufischen halten. Er stehet weder in Teichen noch Seen.

Zurückbleiben des Hirsches, s. Erfüllung.

Zustellen, heißt so viel, als einen übertriebenen Ort mit dem Zeug dergestalt verstellen, daß das Wildpret an solchen Ort nicht wieder zurücke komme.

Zwang, ist ein Zeichen, wodurch der Hirsch in der Fährte von einem Thier unterschieden werden kann; der Hirsch thut solches, wenn er fortschreitet, da er die Schalen vorne zusammen zwinget, und die Erde damit heraus hebt, s. Bürgel, Hirsch.

Zwangfluß, s. Fluß.

Zwangtreiben, heisset bey der Jägerey, wenn bey einem angestellten Hauptjagen das vorhandene Wildpret nach dem ersten Treiben enger, und also in den Absagungsflügel eingestellet wird. s. Treiben.

Zwangwaſſer, ſiehe Bannwaſſer.

Zweckholz, ſ. Anisholz.

Zweigrecht, nennen die Jäger das Recht oder Befugnis, in die Zweige der Bäume einzuſchneiden, um ihre Netze aufzuſtellen, und, wie ſie es nennen, eine Stallung zu machen, ſ. a. Hägen und Hagen.

Zweyſömmeriger Satz, ſiehe Teichfiſcherey, Nro. I. Lit. B) γ) 12.).

Zwieſeldorn, ſiehe Stechpalmen.

Zwinger, ſ. Faſanerey.

Ende des dritten und letzten Theils.

Ulm,

Gedruckt bey Chriſtian Ulrich Wagner,

Canzleybuchdruckern, der Kayſerl. Franzöſiſchen Akademie der freyen Künſte zu Augsburg, und der Herzogl. deutſchen Geſellſchaft zu Helmſtädt Mitglied.

Nachtrag
einiger Citationen.

Alleen, ſ. Wildniß, Nro. II.
Cinis clavellatus, ſ. Potaſche.
Communwaldungen, ſ. Wald, nro. 9).
Lagerwände, ſ. Wald, nr. 2).
Luſtgebüſche, ſ. Wildniß.
Luſtwald, ſ. Wildniß.
Plantagen, ſ. Wildniß.
Privatwaldungen, ſ. Wald, nr. 9).
Rollſteinigt, ſ. Wald, nr. 2).

Druckfehler.

Anſtatt	Theil	Seite	Zeil.	iſt zu leſen.
Canda.	1.	182.	11.	Cauda.
Cocle	1.	781.	33.	Cocle.
Lodern.	2.	765.	16.	Ludern.
Quader.	3.	128.	16.	Queder.
Querner.	3.	128.	19.	Querders.
Holzſchlagen.	3.	803.	42.	Holzſchaden.
die Supplicaten.	3.	837.	34.	über die Supplicaten.
welche Supplicata.	3.	837.	35.	welche alle Supplicata.
gelanget; daß die ꝛc.	3.	863.	32.	gelanget, daß die ꝛc.
Weymanns Heil.	3.	885.	41.	Weydmanns Heil.